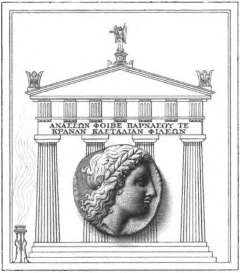
Blätter für das bayerische Gymnasialsc...

Digitized by Google

SE
2500
.18



CLASSICAL SEMINARY
PRINCETON UNIVERSITY

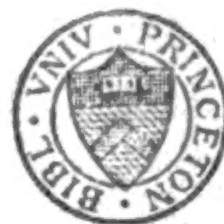
Digitized by Google

Blätter

für das

Bayer. Gymnasialschulwesen

redigiert von



Dr. A. DEUERLING.

Neunzehnter Band.

München, 1883.
J. Lindauer'sche Buchhandlung.
(Schöpping.)

Inhalt des I. Heftes.

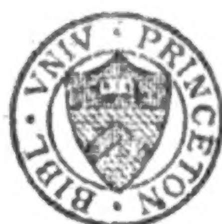
Nach Beschlufs der vorigen Generalversammlung findet am Mittwoch den 28. und Donnerstag den 29. März zu München eine Generalversammlung des Vereins von Lehrern an bayerischen Studienanstalten statt, zu deren zahlreichem Besuche hiemit freundlich eingeladen wird. Diejenigen Herren, welche Vorträge zu halten oder Thesen zur Verhandlung zu bringen wünschen, werden ersucht, dieselben womöglich vor dem 15. Februar der Vorstandschaft bekannt zu geben; ebenso bittet man, etwaige Wünsche wegen Bildung einzelner Sektionen in der gleichen Frist mitzuteilen, damit dieselben eventuell noch in das Programm aufgenommen werden können.

A. Deuerling, Klenzestrafse 45/1.

Blätter

für das

Bayer. Gymnasialschulwesen



redigiert von

Dr. A. DEUERLING.

19

Neunzehnter Band.

München, 1883.
J. Lindauer'sche Buchhandlung.
(Schöpping.)

Inhalts-Verzeichnis.

a) Abhandlungen.

b) Litterarische Anzeigen und Rezensionen.

Die nicht mit * bezeichneten Werke sind unter den „Litterarischen Notizen“ aufgeführt.
Mit † sind die für Schülerbibliotheken geeigneten Bücher bezeichnet.

c) Bericht

f) Verzeichnis der unter den Personalnachrichten aufgeführten Personennamen.

Auf welche Weise kann der Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur an unseren Studienanstalten methodisch und systematisch betrieben werden?

VI.

Lehrplan für die I. Gymnasialklasse.

Haben wir in der Lateinschule nach festen und sichern Normen gearbeitet, so dürfen wir ja nicht glauben, dafs am Gymnasium eine weniger planvolle Behandlung unseres Lehrzweiges statthaft oder gar, wie man das häufig hören kann, von der Natur der Sache selbst geboten erscheine. Ganz besonders in den Gymnasialklassen, wo einer mindestens sehr fragwürdigen Autonomie Thür und Thor geöffnet wäre, und dieselbe unter dem bestrickenden Namen von individueller Lehrweise bequem maskiert werden könnte, mufs der Unterricht im Deutschen nach den festesten Prinzipien und in würdiger Ordnung erteilt werden. Es bleibt, wie ich schon früher betont habe, dem Wesen des Lehrgegenstandes entsprechend, für das subjektive Element des Lehrers noch übergenug freier Spielraum, der ihm nimmermehr benommen werden soll.

Ein logisches Denkverfahren und eine edle Schreibweise, mithin die Durchdringung der Form mit dem Gedanken, bildet die grofse, aber schöne Aufgabe des gymnasialen Deutschunterrichts. Schreiten wir nunmehr zu dem Lehrstoff, wie er sich aus den Weisungen der Schulordnung ergibt.

Diese verlangt in erster Linie: „In den beiden unteren Gymnasialklassen ist dabei (bei den schriftlichen Arbeiten) die Anleitung zum richtigen Disponieren ins Auge zu fassen“.

Ich verwende also je die erste bezügliche Wochenstunde fast ausschliefslich auf die Lehre von der Topik, Heuristik und den Dispositionen in der Weise, dafs sich die abstrahierten Regeln sofort durch zweckentsprechende Beispiele wieder decken.

Die Auffindung von Gedanken und die logisch-richtige Anordnung der aufgefundenen Gedanken bietet, wie wir Lehrer zum Überdrufs erfahren müssen, der Jugend die allergröfsten Verlegenheiten; ja, nichts pflegt dem angehenden Stilisten die Sache unleidlicher zu machen als gerade diese Schwierigkeit. Das Thema, es mag nun unter einer blofsen Titelbezeichnung oder in Form eines Behauptungs-, Frage-, Befehlsatzes etc. gegeben sein, steht der unreifen Denkkraft des Schülers als ein erschreckendes Ganzes gegenüber, welches nun in kürzester Zeit unter seiner dürftigen Thätigkeit in die einzelnen Teile zerlegt werden soll. Und hiemit bin ich

an dem auch der Mehrzahl der neueren und neuesten Lehrer der Stilistik einzig und allein richtig erscheinenden Weg der Disposition angekommen. Teilen und Zerlegen ist im grunde jede stilistische Arbeit, denn das Thema enthält in gedrängtester Kürze sozusagen den Extrakt und die Quintessenz aller Teile. Doch erst durch längeres Nachdenken findet der Neuling den einen und andern Bestandteil; aus diesem aber ergeben sich wieder andere, untergeordnete, und so hat er zuletzt eine mehr oder minder grofse Ausbeute an Gedanken gewonnen. Dieses Nachdenken zu erleichtern, sind längst bestimmte Gesetze vorhanden. Selbst der gereifte Mann wird nur unter besonders günstigen Umständen und Voraussetzungen der methodischen Grundlage von Topik und Disposition entraten können, nimmermehr aber der Gymnasiast; dieser mufs sich, und sollte er auch die glücklichste Begabung besitzen, sorgsam an eine wissenschaftliche Anleitung halten, wenn er eine befriedigende Arbeit zu stande bringen will. Freilich mufs ich mich in diesem Punkte mit der Ansicht, die erst im vorigen Jahre einen beredten Verteidiger in den „Neuen Jahrbüchern f. Philologie etc.“ gefunden, einverstanden erklären, welche dahin lautet, dafs den Disponierübungen im engern Sinne keine besondere Wichtigkeit beizulegen sei, sondern dafs sie nur dann einen Wert haben, wenn sie nach Herbeischaffung des gesamten Stoffes vorgenommen werden. Es ist ohne Zweifel ganz verkehrt, Gedanken disponieren zu wollen, ehe noch Gedanken überhaupt vorhanden sind, und es ist dies nicht nur eine fruchtlose, sondern geradezu schädliche Manier, weil sie dem Schüler zu blofs schubfachartigem Verteilen Anlafs geben wird. Die Anleitung, wie man die Hauptgesichtspunkte (τόποι) auffindet, ist die Heuristik. Weil nun aber im Gymnasium der ganze Unterricht eine mehr rationelle Pflege erfahren wird, so ist zuvörderst den Schülern klar zu machen, dafs sie jeden Gedanken, der unter den Bereich eines stilistischen Vorwurfes fällt, entweder aus der sie umgebenden Aufsenwelt oder aber aus der Fundgrube ihres eigenen Denkens gewinnen können. Da ferner alles, was man mit dem Namen „menschliche Bildung“ bezeichnet, zunächst durch die sinnlichen Organe vermittelt werden mufs, so kann nur die eigene Beobachtung des Schülers die erste und reichste Quelle des Stoffes sein. Insofern hat auch der Lateinschüler, wie wir gesehen haben, seine Stoffquellen, nur dafs er sie ohne Zweifel durch die prinzipiell fragende pädagogisch-didaktische Methode[1]) leichter sich entwickeln sieht, weshalb ich diese für die Lateinklassen als die förderlichste empfohlen habe. Auf dem Gymnasium hingegen sollte der eben bezeichnete Weg der Stoffauffindung nach meinem Dafürhalten verlassen werden; ich schliefse mich nämlich der Grundanschauung des Herrn Kollegen Nifsl an, dafs „die Logik nicht blofs für die den Verstand leitende, vor unrechten Wegen schützende, sondern auch als anregende Macht für die beste und sicherste Didaktik

[1]) Nach Götz und Schiefsl.

zu halten sei, die dem Jüngling bei Anfertigung von Aufsätzen mitgegeben werden könne". Eine weitere Stoffquelle bietet die Mitteilung anderer, da ja das tägliche Zusammenleben die mannigfachsten Anlässe gibt, mit fremden Geistesäufserungen den jungen Kopf zu bereichern, so dafs selbst der mittelmäfsig angelegte Schüler, der anderen aufmerksam zuhört — freilich ist es heutzutage, mehrenteils durch Verschulden der häuslichen Erziehung, dahin gekommen, dafs der junge Mensch weniger mehr hören will, sondern selbst eine breitflutende Geschwätzigkeit bekundet — einen gewissen Reichtum von Anschauungen und Ideen sich verschafft, die er geforderten Falls zu seiner freudigen Überraschung wird ausnützen können.

Wenn eben die dem Geiste innewohnende Kraft der Produktion verhältnismäfsig schwach ist, d. h. wenn der Geist bei allem Pressen nichts hergeben will, dann werden die letztgenannten Stoffquellen die ergiebigeren sein, im anderen günstigeren Falle aber ist und bleibt es die Meditation an dem Führseile der Heuristik und Topik.

Was nun das alte System der Topik betrifft, so kann es bei aller Durchbildung desselben nach seinem ganzen Umfange zur Zeit nicht mehr benützt werden, wie wir unten sehen mögen; darin stimmen auch so ziemlich alle namhaften Lehrbücher des deutschen Aufsatzes überein. Wenn aber in leichtfertiger Weise der „dürre Schematismus" der Topikregeln ein „Kerkermeister der freien Geistesbewegung" genannt wird, und wie derartige fadenscheinige Phrasen lauten, so ist einem solchen Gebaren gerade in unseren Tagen, wo die Willkür des „Genies" ohnehin die bedauerlichsten Früchte zeitigt, mit aller Macht zu begegnen. Die Topik hat viele Vorteile, namentlich wenn, was ja doch mehrenteils der Fall ist, ein schriftlicher Aufsatz in kurzer Frist geliefert werden soll. Kann man denn die Auffindung der Gedanken nicht wenigstens erleichtern und dem noch unbehilflichen Geiste schneller diejenigen Gesichtspunkte vorführen, die möglicherweise in den Bereich des Themas fallen? Ja selbst wenn man sich bei Aufsuchung der Gedanken an die Normen der Topik und Heuristik nicht halten will, wird man am Ende, ohne es zu wollen, darnach greifen, um sich zu vergewissern, ob man nichts Wesentliches aufser acht gelassen habe. Damit will ja nicht behauptet werden, dafs Wahl und Überlegung gänzlich erspart bleiben; das wird sogar bei der minutiosesten Topik nicht der Fall sein können. Nach allem dem erscheint es mir zweckmäfsig, dafs der Lehrer der I. Gymnasialklasse jene allgemein giltigen Regeln mitteile, die bei der Anfertigung der verschiedenen Aufsätze zur Auffindung der richtigen Gesichtspunkte leiten können. Die Themata zu schriftlichen Aufsätzen können aber nur zwei grofsen Sphären zugehören, der historischen und der rationellen, d. h. sie beziehen sich auf einzelne Gegenstände und Erscheinungen, Thatsachen und Ereignisse oder auf Begriffe und daraus hergeleitete Behauptungen, also entweder auf die Aufsenwelt mit allen ihren Erscheinungen und Wandlungen oder auf Wesen und Gestaltungen

der menschlichen Innenwelt. Es liegt auf der Hand, dafs bei Themen a posteriori mehr eigenes und selbständiges Beobachten, beziehungsweise Erfahren und Lernen, bei denen a priori vernunftgerechtes Denken in Anspruch genommen wird. Doch sind die beiden Gruppen oft derart, dafs sie einander berühren und mehr oder minder in einander übergehen. Die Topen für ausschliefslich rationelle oder auch nur gemischte Themen sollte man füglich für die drei folgenden Gymnasialklassen versparen und in unserer Klasse lediglich die für das streng historische genus, also für Erzählung, historische Erzählung, Beschreibung und Schilderung, Charakterzeichnung von Personen, Ständen, Völkern, geschichtliche und naturgeschichtliche Parallelen etc. behandeln. Wir nehmen also vorerst eine Begebenheit aus dem Leben zum Thema, sie mag nun von den Schülern in concreto erlebt sein oder vom Hörensagen, Lesen etc. oder per analogiam durch die Einbildungskraft anschaulich vor den Augen des Geistes liegen.

Während man, wie wir gesehen haben, für solcherlei Arbeiten in der Lateinschule sich darauf beschränken mufste, die Hauptgesichtspunkte den Schülern anzugeben, nach welchen sich eine Erzählung entwickeln wird, mufs nunmehr rationell verfahren werden. Es wird sich nämlich immer ein Punkt ersehen lassen, von dem alle übrigen Teile mehr oder weniger bedingt sind, der leuchtende Kern, der nach verschiedenen Seiten hin seine Ausstrahlungen sendet, oder es ist aufserhalb desselben ein Punkt vorhanden, von wo aus man das Ganze wie von einer geistigen Hochwart überschauen kann, kurz ich meine die Einheit des Themas. Desgleichen ist bei einer Thatsache immer ein Moment das entscheidende, wozu alle einführenden und vorbereitenden Umstände leiten, und wovon sie beziehungsweise die Folgen sind. Der alte Denkvers nun:

Quis? Quid? Ubi? Quibus auxiliis? Cur? Quomodo? Quando?

hat etwas Schablonenhaftes; gleichwohl wird man, soll eine geordnete Erzählung zu Papier gebracht werden, nicht viel darüber hinauskommen. Jedenfalls ist damit schon ein reicher Stoff geboten: denn Quis? fafst alle auftretenden Personen mit ihrem Wesen, Charakter und äufsern Verhältnissen in sich, Quid? das Wesen der Sache als Handlung nach Entstehen, Verlauf und Folgen, Ubi? die örtlichen Umstände, Quibus auxiliis? die gesamten Hilfsmittel, ob Individuen oder Umstände, Cur? die Gründe, welche die Handlungen und Nebenhandlungen möglich machten, sowie die Absicht des Handelnden; Quomodo? begreift die Art der Handlung, und Quando? behandelt alle in Frage kommenden Zeitverhältnisse. Dafs die Ordnung nicht nach der Reihenfolge des hexametrischen Spruchverses eingehalten werden kann, ist den Schülern sofort begreiflich zu machen.

Ich diktiere also vorerst die Topen zu einem Erzählungsthema, das etwa lautet: „Der verhängnisvolle Fund“. Schon früher habe ich Gelegenheit genommen, darauf hinzuweisen, dafs die Aufschrift, in welcher das Thema zum Ausdruck kommt, bereits den Gesamtgehalt in sich birgt.

Das Gleiche ist hier der Fall. Mit dem Worte „Fund“ ist die erste Partie der Erzählung (vorbereitende Umstände und Hauptmoment) mit dem Epitheton „verhängnisvoll“ die zweite (Folgen und Wirken) angedeutet. Dafs hier das Moment des Fundes das entscheidende ist, wird auch dem schwächsten Schüler begreiflich werden. Unmittelbar nach dem besprochenen Diktat lasse ich die Schüler Topen zu einem anderen möglichst homogenen Thema niederschreiben. Es dürfte genügen, wenn z. B. bei einer Anzahl von dreifsig Schülern sechs solcher Arbeiten noch während der betreffenden Lehrstunde durchgesehen und besprochen werden.

In der ersten Lehrstunde der nächstfolgenden Woche aber fülle ich das Knochengerüste des topisch zugerichteten und disponierten Stoffes mit dem nötigen Fleisch, d. h. ich diktiere den Schülern die ausgearbeitete Erzählung und sondere bei der Durchnahme mit Sorgfalt wieder den Kern von der Hülle. Anfangs mag der Lehrer noch eine dritte Stunde daran setzen, um die Erzählung auch sprachlich gefeilt und geglättet erscheinen zu lassen. Selbstverständlich wird man vom zweiten Monate ab die betreffende Lehrzeit nicht mehr zum Diktieren, sondern lediglich zur Einübung der Schüler in der Weise verwenden, dafs, wenn einigermafsen thunlich, nach Verlauf von mindestens zwei der genannten Stunden ein Thema topisch zurechtgelegt und ausgearbeitet ist. Analog verfahre ich bei Beschreibungen und Schilderungen.

Ich komme nunmehr auf die Topen für theoretische Themen zu sprechen und erkläre hiemit offen, dafs ich nicht ohne Widerstreben daran gehe, dem Schulplane [1]) zu folgen. Zum mindesten verspare ich die Lehre von jenen für die letztere Zeit des Semesters und lasse es selbst dann bei folgendem bewenden:

Nachdem man seiner Schule begreiflich gemacht und durch Beispiele illustriert hat, dafs ein Begriff oder Satz 1) entweder seinem Inhalt und Umfang nach erklärt und erläutert oder 2) die Richtigkeit desselben beweiskräftig dargethan oder 3) durch entsprechende Behandlung auf Gefühl, Willen und Handlungsweise eines anderen eingewirkt werden solle, lasse man die Schüler selbst solche Themata niederschreiben. Alsdann schreite man zur Erklärung eines Begriffes, was natürlich nur durch Angabe seiner wesentlichen Merkmale geschieht: man wird hiebei gut thun, damit keine störende Lücke eintrete, einige solcher Definitionen zuerst selbst zu geben, und dann analoge Versuche anstellen zu lassen. In der Regel werden sie bei der überwiegenden Mehrzahl mifsglücken, gleichwohl aber ist es eine geistige palaestra, wie ich keine zweite kenne. Wie ich schon früher gezeigt habe, soll auch hier ein besonderer Nachdruck darauf gelegt werden, dafs alles Definieren im grunde nichts anderes ist, als eine partitio und

[1]) Denn dieser besagt, wie schon eingangs bemerkt, schlechthin: „In den beiden untern Gymnasialklassen ist die Anleitung zum richtigen Disponieren etc. ins Auge zu fassen.“

divisio. So zerfällt der Begriff „Fluſs“ in Quelle, Obèr-, Mittel-, Unterlauf, Mündung. Die Teilvorstellungen, die im Begriffe „Griechische Kolonien“ enthalten sind, führen zu einer Disposition, wie folgt:

A. Einleitung: Wandertrieb.

B. Ausführung: 1) Verschiedene Perioden der Kolonisation;
2) Ursachen;
3) Verhältnis zu den Mutterstaaten;
4) Hauptrichtungen der Kolonisationen;
5) Wichtigkeit.

C. Schluſs.

* Oftmals wird der Unterschied von partitio (totum und partes) und divisio (genus und species) ziemlich aufgehoben.

Nachdem man das erste Semester in solcher Weise verwendet hat, erübrigt es, den Rest des Studienjahres auf topischer Basis nach vorausgegangener Besprechung Themen historischen Charakters und zum Zwecke der Verarbeitung des Gelesenen auch solche, die zur Lektüre in Beziehung treten, das einemal disponieren, das anderemal ausarbeiten zu lassen. Für die erstere Übung genügt eine Stunde Arbeitszeit, für die andere müssen zum mindesten zwei Schulstunden verwendet werden. Übrigens wird man gut thun, die Themata aus der Lektüre mehr als Objekte der Hausaufgaben zu bestimmen. Zum Schlusse sei es mir gestattet, beispielsweise einige Aufsatzstoffe hier anzuführen, welche nach meiner Erfahrung dem Geschichtspensum sowohl als auch der Lektüre dieser Klasse entsprechende Rechnung tragen:

Wie begründete Cyrus der Jüngere seine Ansprüche auf den Thron?

Die historische Bedeutung der Thermopylen etwa nach folgenden Gesichtspunkten:

A. Schilderung der örtlichen Verhältnisse.

B. Kleine Charakteristik der Perser:
a) äuſsere Übermacht,
b) innere Schwäche.

C. Kleine Charakteristik der Griechen:
a) Führer,
b) Heldenschar.

D. Lehrhafter Abschluſs.

Die Schlacht bei Marathon, das Werk des Miltiades.

Des Themistokles unbestreitbares Verdienst um sein Vaterland.

Welchen Einfluſs übte Alkibiades auf den Ausgang des peloponnesischen Krieges;

Welche äuſseren Umstände beförderten die geistige Bildung der Griechen? (Nach eingehender Vorbesprechung.)

Perikles (Charakterbild).

Epaminondas als Bürger, Staatsmann, Held.

Warum mufste Philipp aus dem Kampfe mit Griechenland siegreich hervorgehen?
Wie hat sich Numa Pompilius um Rom verdient gemacht?
Man schildere die Heldenthat des Horatius Cocles oder den Einzelkampf des Manlius etc. (Erzählung mit beschreibenden Einlagen).
Hannibals Bedeutung als Karthager.
Tod des Gracchus.
Inwieferne ist der Alpenübergang Hannibals geradezu bewundernswert?
Die beiden Scipio (Charakteristik und Parallele).

Die meisten von diesen und ähnlichen Themen setzen die wesentlichen historischen Kenntnisse voraus, wie man sie von den Schülern dieser Klasse nach Ablauf des 1. Semesters erwarten darf. Eigentliche historische Abhandlungen eignen sich noch nicht.

Aus der altklassischen Lektüre wähle ich derartige, wie nunmehr folgen: Tod des Priamus; Des Odysseus Heimkehr; Wie mufs ich mir nach Homer die Höhle des Polyphem vorstellen? Der Schüler beschreibe den Sonnenpalast des Helios nach der betreffenden Schilderung in Ovids Metamorphosen. Man erzähle nach Livius lib. XXIV die Ermordung des Hieronymus etc. — Von der Verwertung der deutschen Lektüre s. weiter unten!

Was nun die Lektüre selbst betrifft, für welche die zweite Lehrstunde bestimmt sein möge, so gehen die Ansichten hierüber unbegreiflicher Weise ziemlich weit auseinander. Ich habe die Erfahrung gemacht, dafs man nur dann etwas Erkleckliches fördern wird, wenn man im Lesebereiche selbst sich auf wenige Schriftsteller beschränkt, wobei natürlich die sorglichste Auswahl zu treffen ist. Eine zu ausgedehnte Lesesphäre schwächt den Sinn für Stilcharakter und Originalität der Schreibeweise entweder ganz ab oder läfst ihn überhaupt gar nicht aufkommen. Gerade aber in den untern Klassen des Gymnasiums soll dieser Sinn sich festigen lernen. Die Lesestücke in Prosa sollen in Hinblick auf die anderen Lehrstoffe ausschliefslich Erzählungen, dann alte Mythologie, ferner Charakterbilder aus der alten Geschichte, die Völkerkunde, Geographie und Naturlehre umfassen; was darüber ist, gehört nicht in den Rahmen unserer Klasse. In der Poesie behandle man nur Gedichte epischer Art, weil sich dies naturgemäfs an den Unterricht über die epischen Dichtungsarten anschliefst. Die Klassikerlektüre hat sich nach dem Wortlaute der Schulordnung in der 1. und 2. Gymnasialklasse mit den epischen und lyrischen Dichtungsarten und mit ausgewählten Erzeugnissen historischer Prosa zu befassen. Daraus geht entschieden hervor, dafs die Epik füglich zuerst behandelt werde. Es ist zwar nicht geradezu und ausdrücklich verlangt, dafs in der ersten Klasse lediglich Episches, in der zweiten ausschliefslich Lyrisches gelesen

werden solle, aber die Intention der betreffenden Bestimmung ist unstreitig diese. Denn schon im Interesse der Schulmethodik mufs der Lehrer darauf sehen, diese beiden Dichtungsarten aus einander zu halten. Was nämlich ein ganzes volles Jahr unausgesetzt gepflegt wird, das findet Halt im Kopf und Herzen; gegenteiligen Falles dürfte es nicht selten vorkommen, dafs man schon in der III. Gymnasialklasse wieder auf Schüler stofsen mufs, welchen der Unterschied z. B. zwischen Parabel und Sage, Idylle und Elegie, Romanze und Rhapsodie, Lied und Ode etc., nicht nur nicht mehr geläufig ist, sondern welche alles kunterbunt durcheinander mengen. Ich kann mir an dieser Stelle ein recht augenfälliges Analogon aus dem Betrieb der alten Sprachen anzuführen nicht versagen, mag man auch von manchen Seiten eine bittere Miene dazu machen. Woher kommt es, dafs in der Lateinschule bei der Erlernung des Latein ein stetiges Fortschreiten so ersichtlich zu tage tritt, während es keine ganz ungewöhnliche Erscheinung ist„ dafs z. B. ein mittelmäfsig begabter Schüler der II. Gymnasialklasse wenigstens nicht in unbeholfenerem Latein sich ausdrückt als ein Abiturient von gleicher Beanlagung?

Sollte der Grund lediglich darin liegen, dafs in den Klassen der Lateinschule mehr das Formelle der Sprache zur Behandlung kommt? Gewifs ist diese Ursache nicht zu unterschätzen, aber sie ist nicht die einzige. Der Fehler liegt vielmehr in dem Mangel an methodischer Einheit, an einem geschlossenen Plan. Ein Lehrer arbeitet dem andern in sein Gebiet ein.

Eine strenge Regelung, die ich hier gelegentlich nur andeuten möchte, indem ich für die I. Gymnasialklasse gründliche und vertiefte Wiederholung der gesamten lateinischen Syntax und nur noch die Beiordnung, ein ausreichend weites Feld; für die II. Klasse aber die Wort- und Satzstellung empfehlen würde, müfste ganz andere Wirkungen erzielen. In der III. Gymnasialklasse pflege man dann freiere Behandlung, beschränke sich aber mehrenteils noch auf historische Themen, während man in der IV. Klasse vorwiegend philosophisch-ästhetische und gegen den Schlufs des Jahres einige gemischte Themata zur Übertragung ins Lateinische vorlege. Was ich hier vom Betriebe des Lateinischen gesagt habe, gilt in noch viel ausgedehnterem Mafse vom Deutschen und zwar ebenso von den stilistischen Übungen wie von der Lektüre. Ich komme nunmehr zu letzterer zurück und möchte diejenigen Autoren bezeichnen, von denen ich glaube, dafs ihre geistigen Produkte mit besonderem Vorteile den Schülern dieser Klasse bekannt gegeben werden sollen. An guten Erzählungen für den Schulbedarf ist allerdings nicht zu reich gesorgt. Ich nenne hier vorzugsweise L. Tiecks „Ein Besuch bei Gellert“, H. Steffens „Eine Trauung“, H. v. Kleists „Michael Kohlhaas“, „Der Christ und der Muhamedaner“ von E. v. Houwald, „Der Hofschulze“ von Immermann und anderes dieser Art. Von mythologischen Bildern lese man mit den Schülern solche wie „Dädalus und Ikarus“ von Gustav Schwab. Es gibt zwar in den unzähligen Lesebüchern

eine tolle Menge von mythologischen Lesestücken, aber in Haltung und Sprache sind die allermeisten ungenügend. Von historischen Lesestücken mögen besondere Berücksichtigung finden: „Sokrates" von Bumüller, „Pyrrhus" von Niebuhr, „Mithridates" von Mommsen, „Hermann der Deutsche" von Friedrich v. Schlegel, „Julians Perserzug und Fall" von Richter, „Belisar" von E. v. Houwald, „Der Handel der alten und neuen Welt" von Heeren, „Der Sturz des römischen Reiches" von Hormayer. Aus dem Natur- und Kulturleben wähle man vor allem: „Der südliche Sternenhimmel" von A. v. Humboldt, „Die Ufer des Hellesponts und Smyrna" von Schubert, „Ägypten" von Duncker, „Die Katakomben der Thebais" von Ritter, „Land und Volk der Griechen" von Curtius und Vischer u. Ähnliches.

Was die poetischen Lesestücke betrifft, so wird der Deutschlehrer, er mag wollen oder nicht, in manchen Fällen auf solche zurückgreifen müssen, welche schon in der Lateinschule als Lesestoff gedient haben. Aber nunmehr wird die Lektüre vertiefter behandelt werden, denn es kommt ja bereits das Literatur-Moment hinzu, und es dürfte ein wesentlicher Unterschied sein, ob ich z. B. den Rückert'schen „Barbarossa im Kyffhaüser" mit den Schülern der 3. Lateinklasse oder denen unseres Gymnasialkurses lese. Dort wird es mehr das äufsere Moment epischer Erzählung einer Sage, hier mehr das literarische des Wesens der Sage sein, das an der Dichtung ersichtlich zu machen ist. Ganz besonders aber eignen sich für diese Klasse folgende Stücke: „Die Beratschlagung der Pferde" von Gleim, „Die Bufse der Wölfe" von Michaelis, „Die Raupe und der Schmetterling" von Krummacher, „Der gelähmte Kranich" von Kleist, „Die Blüten und die Käfer" von Rückert, „Reinecke und seine Kinder" von Pfarrius (Fabeln), „Frage und Antwort" von Hamann, „Wozu es wird?" von Herder, „Die vier Thüren" von Rückert, „Leben und Tod" von Rückert, „Ein Rosengrab" von Hensel (Parabeln); die zarte Idylle „Irin", sowie Vossens „Der 70. Geburtstag" soll unter allen Umständen gelesen werden. Von Romanzen und Balladen eignen sich mit Bezugnahme auf das Geschichtspensum für unsere Klasse ganz besonders: Schillers „Eleusisches Fest", „Kassandra", „Die Kraniche des Ibykus", „Der Taucher". Von Göthes Balladen nenne ich den „Erlkönig", obwohl diese Dichtung erst in der obersten Klasse nach Form und Gehalt die volle und gebührende Würdigung finden kann. Dazu mag man noch Bürgers und Uhlands volkstümlichste Balladen wählen, insoweit sie nicht schon in der Lateinschule durchgenommen worden sind. Insbesondere sind zunächst in diesem Kurs „Sängers Fluch" und die hochherrliche und unübertroffene Rhapsodie „Eberhard der Rauschebart" eingehend zu behandeln. Wenn ich noch Platens „Tod des Carus", „Grab im Busento", „Wittekind", „Harmosan" anführe, so genügt diese Auswahl vollständig. Den Herderschen Romanzencyklus „Der Cid" halte ich für ungeeignet. Aus dem Epos von Robert Hamer-

ling „Ahasverus in Rom" empfiehlt sich die Episode vom Brande Roms, die in den meisten neuen Lesebüchern enthalten ist.

Im 2. Semester aber soll man Göthes „Hermann und Dorothea" mit aller Sorgfalt lesen und erklären. Von Klopstocks Messiade sehe man gänzlich ab. Selbstverständlich sind in allen genannten Lesemustern die Gesetze der epischen Dichtungsarten nachzuweisen. — Soviel über den allernotwendigsten Lesestoff. Die Art und Weise, wie ich die Lektüre am Gymnasium treibe, ist folgende: Bei Prosalesestücken lasse ich das Ganze vorerst laut lesen, damit ein Totalblick und Gesamteindruck erzielt werde. Ist das betreffende Stück von gröfserem Umfange, so teilen sich abwechselnd einige Schüler in das Lesen, aber ich beschränke die Zahl der Lesenden, soweit es der Umfang des Lesestücks zuläfst, weil gegenteiligen Falles eine gewisse Unruhe und Hast in den Schülern sich erzeugt. Recht grobe Verstöfse gegen Betonung etc. werden allerdings sofort gerügt, aber auch nur diese, weil, wie ich schon früher Gelegenheit hatte zu bemerken, das immerwährende Korrigieren den Lesenden unsicher oder verdrossen macht, und die fortwährenden Unterbrechungen mehr stören als ein ab und zu verfehlt gelesenes Wort. Ist das Stück zu Ende gelesen, dann rüge ich die allgemeine Schwäche oder besondere Fehler, welche beim Lesen hervorgetreten sind. Alsdann wird ein anderer Schüler gerufen, der den Hauptgang des Gedankeninhalts wiederzugeben hat, wobei natürlich mehrere zur Beiteiligung durch Nachhilfe beizuziehen sind. Auf die sprachliche Formenreinheit der Wiedergabe ist hiebei mit unnachsichtlicher Strenge zu sehen. Hierauf beginne ich mit einem dritten Gerufenen nach der Disposition des Stückes zu suchen und erst im letzten Teil werden die stilistischen Vorzüge dargelegt und nötige grammatische Erörterungen angeknüpft. In der erzählenden Poesie gestaltet sich die Sache wesentlich anders. Mit dem blofsen Verstehen der Worte und Dinge ist sehr wenig gethan; der Schüler mufs allerdings über Gang und Inhalt im klaren sein, die Hauptpartien und ihre Unterteile müssen herausgehoben, hervorstechende Charakterzüge betont werden, aber von ganz besonderem Belang ist der Nachweis des eigentlichen poetischen Elementes, die Echtheit des Pathos etc. Recht förderlich für die Bildung des kritischen Vermögens dürfte die vergleichende Lektüre verwandter Gedichte sein wie Kerners „reichster Fürst" und Zimmermanns „Graf Eberhard im Bart" u. v. a. Bei der Lektüre des Göthe'schen Epos weise ich bei jeder Gelegenheit nach dem historischen Hintergrund, von dem sich die liebliche Dichtung plastisch abhebt, und suche den Schülern zu vermitteln, wie der Stoff der epischen Handlung selbst verarbeitet ist; von der Kunstbedeutung des Werkes aber zu sprechen, verspare ich mir für die Oberklasse, wo man ja beim Unterricht in der Literaturgeschichte ohnehin der Sache nochmal nahe treten mufs. —

Ein Teil der Hausaufgaben wird in dieser Klasse benützt werden, um die

Lektüre fruchtbar zu machen, weshalb Themen, wie nachstehende, sich ganz besonders empfehlen dürften: 1) Charakterisierung der Personen in den Schillerschen und Uhlandschen Balladen und Romanzen und in „Hermann und Dorothea". 2) Welche Gründe bestimmen Amasis, dem Polykrates die Freundschaft zu kündigen? (Mit freier Benützung der betreffenden Schillerschen Dichtung.) 3) Die Bürgschaft (Disposition). 4) Der Kampf mit dem Drachen (Disposition). 5) Welche Umstände haben die Flucht der Vertriebenen in „Hermann und Dorothea" veranlafst und beschleunigt? 6) Was hat Dorothea erlebt, ehe sie im Gedichte auftritt? Hermann als Knabe und Jüngling, als Repräsentant der Jugend. 7) Dorotheas Abschied von ihren Verwandten, und ähnliche. Dagegen wären Themata wie: „Wie genügt die Ballade „Die Kraniche des Ibykus" der Forderung der Einheit?" zu hoch gegriffen. — Zum Behufe des mündlichen Vortrages endlich sind unbedingt auswendig zu lernen: Schillers Balladen aus der griechischen Sagen- und Geschichtssphäre und Uhlands Rhapsodie; aufserdem mögen einige Hausaufgaben des zweiten Semesters als Objekte des Prosavortrages dienen, wobei der Lehrer nach erfolgtem Einzelvortrag bereits in ein Dialogisieren mit den Schülern sich einlassen soll.

Regensburg. Dr. Karl Zettel.

Ein Lehrplan für den deutschen Unterricht in der Prima.

Wer wollte bestreiten, dafs die Unsicherheit in der Methode des deutschen Unterrichts in auffallender Weise mit der bestimmten Ordnung und Regelmäfsigkeit kontrastiert, in welcher die übrigen Disziplinen, namentlich der Unterricht in den alten Sprachen, auftreten? Dem Irrlichtelieren, dem unsichern Tasten und Schwanken im deutschen Unterricht, worin auch Männer wie Hiecke, Wackernagel, R. v. Raumer noch grofsenteils befangen waren, teilweise ein Ende gemacht zu haben, ist bekanntlich das unbestreitbare Verdienst von Schrader und Laas.

Während aber der erstere sich noch mehr in allgemeinen, theoretischen Winken ergeht, gibt Laas zum erstenmal scharfsinnige praktische und ins einzelne gehende Vorschriften. Bei der Fülle des Materials jedoch, das von ihm geboten wird, ist es nicht zu erwarten, dafs er für die einzelnen Klassen des Gymnasiums vollständig geordnete Lehrpläne gibt. Es ist deshalb eine sehr dankenswerte Aufgabe, wenn Männer, die viele Jahre hindurch den deutschen Unterricht erteilt haben, methodisch aufgebaute und systematisch abgerundete Lehrpläne für einzelne Klassen veröffentlichen.

Die ersten Bausteine zu einem derartigen Lehrgebäude bringt eine sehr beachtenswerte Schrift des Prof. Dr. Schneider in Küstrin.[1])

---

[1]) Dr. Otto Schneider, ein Lehrplan für den deutschen Unterricht in der Prima höherer Lehranstalten. Bonn. Ed. Weber. 1881. 64 S.

Mögen auch die Forderungen des Verfassers viel zu weit über das Ziel und die Aufgabe des Gymnasialunterrichts hinausgehen, so ist doch nicht zu leugnen, dafs das Buch viele neue Gesichtspunkte und anregende Gedanken enthält. Was die Vorschläge Schneiders — abgesehen von den übertriebenen Forderungen — so bedeutsam macht, ist der Umstand, dafs man durchweg den praktischen Schulmann erkennt, der alles Theoretisieren, zu dem namentlich angehende Lehrer des Deutschen so leicht inklinieren, grundsätzlich perhorresziert. Und in der That, die Dichterworte:

„Willst du Ideen entwickeln, so knüpfe sie an an Gestalten;
Was des Realen entbehrt, bleibt ideales Geschwätz",

müssen, wenn irgendwo, so besonders im deutschen Unterricht Regel und Richtschnur bleiben.

Mit Recht will er diejenigen philosophischen Disziplinen, die mit dem deutschen Unterricht der Prima verwachsen sind, nur in innigster Verbindung mit der Lektüre zur Darstellung gebracht wissen. Wie viele unter den Lehrern gibt es nicht, die schon genug gethan zu haben glauben, wenn sie wochen- und monatelang zusammenhängende Vorträge über Poetik, Rhetorik, Ästhetik, empirische Psychologie, Logik, wohl auch über Ethik halten; wie viele begnügen sich, diese Disziplinen nach gedruckten Kompendien durchzunehmen, ohne zu bedenken, dafs durch die Aufhebung der unmittelbaren Wirkung des lebendigen Wortes Freude und Interesse in den Schülern durchaus nicht geweckt wird. Höchstens der Logik gesteht Schneider eine mehrwöchentliche Einführung zu und will an Lessings Abhandlungen über die Fabel, an platonischen Dialogen, namentlich an Protagoras und Gorgias, an Schillers Aufsätzen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes, über naive und sentimentalische Dichtung, was heifst und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? etc. die logischen Operationen eingeübt wissen.

Ich gestehe, dafs ich mich mit dieser Auffassung nicht einverstanden erklären kann. Für die deutsche Lektüre mufs nicht minder wie für die antike unumstöfsliches Gesetz bleiben, dafs die Musterwerke unserer Klassiker nicht zu Übungsbüchern herabgewürdigt werden, dafs sie vielmehr um ihrer selbst willen zu lesen und zu studieren sind. Auch in die Hauptlehren der Logik sind nach meinem Ermessen die Schüler praktisch einzuführen und dies geschieht am einfachsten vermittelst der Inventionsübungen. Hiebei dürfte es wohl das Geratenste sein, von solchen Themen auszugehen, denen Einzel*begriffe* zu Grunde liegen (z. B. über die Bedeutung des Grufses. Was ist wahre Bildung? etc.), um später solche Themen zu betrachten, die in verschiedenen *Urteils*formen mehrere *Haupt-* oder fruchtbare Begriffe enthalten; die letzteren mufs der Schüler unter der Leitung des Lehrers an vielen Beispielen finden und herausschälen und nach Inhalt und Umfang (Definition) bestimmen lernen; die Lehre vom *Schluss* hängt dann selbstverständlich mit den zu suchenden Beweisen zusammen.

Diese rhetorisch-logischen Inventionsübungen in solchem systematischen Aufbau gewähren den Schülern allmählich eine grofse Sicherheit in der Disposition von sogenannten allgemeinen oder rationellen Themen, die sich am besten für Disputierübungen eignen, während literarische und kulturhistorische Themen mehr den schriftlichen monatlichen Aufsätzen in der Prima entsprechen. Nebenher sollten logische Übungen, wie sie von Schaller (Magazin für Verstandesübungen) und von Hollenberg (Philos. Propädeutik. Elberfeld 1875) geboten sind, nicht verabsäumt werden. Auch die Rhetorik im engeren Sinne, also die Lehre über die Anordnung der Rede und die Beweisführung, ist ebensowenig theoretisch vorzutragen, sondern hat sich an Reden des Demosthenes, Cicero etc. anzulehnen. Was die empirische Psychologie betrifft, so verwirft Schneider eine förmliche theoretische Durchnahme dieser Disziplin mit aller Entschiedenheit. Mit vollem Recht. Dem Lehrer bieten sich ja bei der Lektüre der deutschen und antiken Klassiker, sowie beim geschichtlichen Unterricht tausendfältige Gelegenheiten, mündlich und schriftlich psychologische Aufgaben zu stellen. Die Fragen nach den Motiven einzelner Thaten oder Handlungen von Personen der dramatischen Dichtung und der Geschichte, sodann die Aufgaben allgemeiner Charakteristiken von Personen, Völkern, Zeitabschnitten führen am zweckdienlichsten zu den notwendigsten Kenntnissen in der empirischen Psychologie. Oder wird der Schüler nicht viel besser mit den Hauptthatsachen dieser Disziplin bekannt gemacht, wenn er die Beweggründe auffinden mufs, die Aias zur Verheimlichung seines Vorhabens, die Philotas zum Selbstmord bestimmen, wenn er die verschiedenen Stadien des Grolls von Achill im 1. Buch der Ilias ins Auge zu fassen hat, wenn er nachweisen mufs, welche Motive Tell zur Ermordung Gefslers führen, welche Ursachen in ‚Maria Stuart' in uns die Gefühle von Mitleid und Furcht erregen etc.?

Eine der hauptsächlichsten Fragen nun, in der die Meinungen am meisten auseinander gehen, ist die, was den *Mittelpunkt* des deutschen Unterrichts bilden soll. Während Laas für eingehendes Studium der Literaturgeschichte ist — er will allerdings eigentlich nur „literaturgeschichtliche Bilder", dieselben erheben sich aber in Wirklichkeit, ähnlich wie es bei Herbst der Fall ist, zu einer eingehenden Literaturgeschichte —, weist Schrader die systematische Behandlung derselben, „die Kenntnis des äufseren Verlaufes unserer Literaturentwicklung" aus unseren Anstalten vollständig fort: er plädiert für ein vertrautes Hineinlesen in die Meisterwerke unserer deutschen Dichtung.[1]) Derselben Ansicht ist Klaucke, der neuerdings in bestimmtester Weise dafür eingetreten ist.[2]) Schneider schliefst sich diesen insoferne an, als er nicht eine methodische Darlegung der Li-

---

[1]) cf. Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre. pg. 446 ff.
[2]) cf. Klaucke, deutsche Aufsätze. p. 38 ff.

teraturgeschichte betont, sondern bei der Lektüre seiner „vier Klassiker" die Erläuterungen und Ergänzungen eingestreut wissen will.

Ich kann diese Einseitigkeit nicht billigen; denn wenn schon überhaupt das, was etwa da und dort gelegentlich mitgeteilt wird, auch wenn es sich an die Lektüre anknüpft, nur zu leicht verfliegt und gar bald aus dem Gedächtnis der Schüler verschwindet, so ist dies in noch höherem Grade der Fall bei abgerissenen, aufser dem Zusammenhange stehenden geschichtlichen Thatsachen. Den Entwicklungsgang der vaterländischen Literatur — und zwar von ihren Anfängen bis zur Jetztzeit — müssen unsere Primaner kennen gelernt haben, so gut wie man verlangt, dafs sie über den Verlauf der politischen Geschichte orientiert sind. Aber wie dort in der Staatengeschichte die grofsen Ideen und die leitenden Gedanken, von denen eine Epoche getragen ist, besonders zu berücksichtigen sind und das einseitige Betonen von minutiösen Einzelheiten grundsätzlich zu vermeiden ist: so mufs auch in der Literaturgeschichte vor jeder erschöpfenden Vollständigkeit, vor ästhetischem Kritisieren, kurz vor jedem Zuviel in Einzelheiten gewarnt werden. Es genügt, den Schüler im engsten Anschlufs an die politischen und namentlich an die kulturhistorischen Verhältnisse der gleichen Zeit diejenigen Faktoren auf literarischem Gebiete klar vor Augen zu führen, die in der Entwicklung der Literatur eine neue Etappe bezeichnen und dem betreffenden Zeitabschnitte ein bestimmtes und eigenartiges Gepräge aufdrücken.

Von dem Grundsatze ausgehend, dafs die Literatur, sei es als Privat- oder als Klassenlektüre, den ganzen deutschen Unterricht beherrschen soll, zerlegt Schneider die 2 Jahre der Prima in ein Lessing-, Goethe-, Schiller- und Shakespearesemester. Es ist kaum ein poetisches Hauptwerk dieser vier Klassiker, das innerhalb zweier Jahre nicht zu lesen sei. Dazu kommt noch eine nicht unbedeutende Auswahl der prosaischen Schriften Lessings, Schillers und Goethes, welche die Schüler in diesem Zeitraum durcharbeiten (?) sollen!!

Im *Lessingsemester* soll, nachdem Klopstocks Messias und Oden, Wielands Agathon und Abderiten den Schülern durch Vorlesen geeigneter Stellen veranschaulicht worden sind, Lessings Leben eingehend besprochen werden. Sodann sollen als Privatlektüre für die ersten 6 Wochen (!), in welchen zugleich in die Logik eingeführt wird, Philotas, Minna v. B., Emilia Gal. und noch einige Abschnitte des Laokoon durchgenommen werden. Die nächste Zeit sei dem Abschlufs des Laokoon zu widmen; keinesfalls dürfe sich diese Lektüre bis über Weihnachten hinausziehen, damit im zweiten Trimester die Hamburger Dramaturgie bewältigt werden könne. Nebenher haben stets schriftliche Referate über das Gelesene und gröfsere Aufsätze zu gehen, die Abhandlungen „über die Fabel" etc. sind für die Logik zu verwerten, aus den „Literaturbriefen" und aus dem Aufsatz „Wie die Alten den Tod gebildet?" sind Proben vorzulesen.

In ähnlicher Weise wird im *Goethesemester* verfahren. Indem die Lektüre von Götz, Egmont, Hermann und Dorothea, Reinecke Fuchs als bereits in Secunda vorgenommen vorausgesetzt wird, ist nunmehr Iphigenie, Tasso als Klassenlektüre zu wählen, in den Faust, selbst den 2. Teil, einzuführen, aus Werthers Leiden und Wilhelm Meisters Lehrjahren sind Teile vorzulesen. Die natürliche Tochter, der römische Carneval, Dichtung und Wahrheit, die italienische Reise sind der Privatlektüre zuzuweisen.

Indem die Bekanntschaft der Schüler mit Wallenstein, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Tell, Braut von Messina, mit den kulturhistorischen Dichtungen, mit der „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ und der „Geschichte des 30jährigen Krieges“ aus dem Sekundapensum vorausgesetzt wird, bilden im *Schillersemester* Don Carlos, die Huldigung der Künste, der Entwurf zum Demetrius und die Braut von Messina nochmal die Klassenlektüre. Besonderes Gewicht sei auf die „Idealgesänge“ oder „Reflexionslieder“, wie „die Künstler“, „Ideal und Leben“, „die Huldigung der Künste“ zu legen. Von historisch-philosophischen Aufsätzen sind zu lesen: Was heifst und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Über Kreuzzüge, Völkerwanderung und Mittelalter. Die Vorrede zur Geschichte des Malteserordens; von den ästhetisch-philosophischen Schriften: die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet, über Anmut und Würde, über das Pathetische, über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, über die tragische Kunst; die ersten 9 Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen; über das Erhabene. Den Abschlufs hat der Aufsatz „über naive und sentimentalische Dichtung“ zu bilden.

Das *Shakespearesemester* endlich, das sich passenderweise an die Besprechung der Romantiker anzuschliefsen habe, da die Shakespeareübersetzung zu ihren gröfsten Verdiensten gehört, habe die Lektüre oder Durchnahme von Richard II., Richard III., Hamlet, König Lear, Was ihr wollt, Wie es euch gefällt, Viel Lärm um Nichts, Julius Cäsar, Coriolan, Macbeth zu umfassen. Gegen den Schlufs des Semesters hin ist das Thema „Shakespeare in Deutschland“ eingehend zu behandeln und die Bedeutung Shakespeares für die Entwicklung der deutschen Literatur von Andr. Gryphius an bis auf die Jetztzeit nachzuweisen. Aufserdem sind Heinr. v. Kleist, Uhland, Rückert, Platen, die Freiheitssänger, die Dichter der Schicksalstragödie in Betracht zu ziehen, das Gebiet des durch Willib. Alexis bei uns eingebürgerten historischen Romans zu streifen, Heines, Freiligraths, Geibels Lyrik zu lesen, auf die Romane Gustav Freytags, Victor Scheffels, Georg Ebers' und Felix Dahns hinzuweisen. —

Man sieht, dafs hier die Lektüre der d e u t s c h e n Klassiker lediglich in chronologischer Reihenfolge behandelt werden will, ohne Rücksicht auf die Ähnlichkeit der künstlerischen Form und des Inhalts. Und doch dürfte es eine unabweisbare Forderung gerade des praktischen Unterrichts sein, diese Gesichtspunkte nicht aufser acht zu lassen. Aber auch abgesehen

davon, ist denn das Verlangen, dem Studium Shakespeares ein ganzes Semester zu widmen, irgendwie zu rechtfertigen? Dafs unsere Schüler mit dem einen und anderen Shakespeare'schen Drama bekannt gemacht werden, ist eine völlig berechtigte Forderung; denn aufserdem bliebe ihnen das Verständnis für die Entwicklung unserer Literatur und besonders die Würdigung des jungen Goethe verschlossen. Aber ein ganzes Semester für Shakespeare — das geht denn doch über die Aufgabe unserer Gymnasien hinaus.

Und überhaupt lebt denn Schneider im Ernste des Glaubens, dafs seine Vorschläge samt und sonders durchgeführt werden sollen? Sind alle seine Forderungen kategorisch zu nehmen? Von einem Manne, der sonst so praktische und beherzigenswerte Winke gibt, ist dies unmöglich anzunehmen. Oder wäre es ihm gelungen, das ganze umfangreiche Material in der Schule durchzuarbeiten? Auch mit Beiseitelassung des Shakespearesemesters würde die Klage über Belastung und Überbürdung berechtigt sein; denn da für den deutschen Unterricht in Prima wöchentlich nur 3 Stunden bestimmt sind, so würde dem Privatfleifse und der Leistungskraft unserer Schüler in einseitigster Weise eine Zumutung gemacht, gegen welche mit Entschiedenheit protestiert werden mufs. Oder es würde andererseits die Gefahr hervorgerufen, dafs die Schüler ans flüchtige und gedankenlose Lesen gewöhnt werden.

So sehr ich in der deutschen Lektüre jeden Alexandrinismus perhorresziere, so sehr ich anerkenne, dafs die philologische Akribie und die „peinliche Sorgfalt, mit der gelehrte Erklärungen“ in die deutsche Lektüre eingestreut werden, gegen die Forderung zurückzutreten habe, dafs dem Schüler eine umfassende Kenntnis des Inhalts beigebracht und ihm die Unmittelbarkeit des Genusses nicht beeinträchtigt werde: so mufs doch ebenso entschieden vor dem Zuviel- und dem Flüchtiglesen gewarnt werden: zwei Fehler, die heutzutage leider immer mehr um sich greifen und durch das hastige Verschlingen der Zeitungs- und der feuilletonistischen Novellenliteratur Nahrung erhalten. Gegen diese Fehler der Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit im Lesen mufs die Schule mit aller Kraft ankämpfen. In dieser Beziehung dürfte es geraten sein, zu früher viel gebräuchlichen Übungen zurückzukehren, welche namentlich solchen Schülern, die im deutschen Ausdruck ziemliche Unbeholfenheit zeigen, anzuraten sind, nämlich schriftliche Nachbildungen von kleineren Abschnitten aus prosaischen Musterwerken machen und die Elaborate nach dem Originale korrigieren zu lassen.

Dafs die Realisierung der Schneider'schen Wünsche geradezu unmöglich ist, dafs seine Forderungen in Bezug auf die Lektüre viel zu hoch geschraubt sind, wird jeder zugeben, der eine mehrjährige Praxis im deutschen Unterricht hinter sich hat.

Es ist nach meinem Dafürhalten schon unermefslich viel, ja vielleicht alles, was man vom Gymnasium erwarten kann, erreicht, wenn der Lehrer

mit der Wärme der eigenen Empfindung und der eigenen Begeisterung für die erhabenen Musterwerke unserer vaterländischen Literatur die Schüler mit fortzureifsen und in ihnen eine bleibende und nachhaltige Lust und Liebe zur Lektüre zu wecken weifs. Direkter Verkehr des Lehrers mit den Schülern und der Individualität derselben entsprechende Ratschläge bezüglich der Wahl der Lektüre werden dann dafür zu sorgen haben, dafs das Feuer der Begeisterung, welches in den Herzen derselben für die Geistesschätze unserer Literatur auf solche Weise entzündet worden ist, stets Nahrung erhalte. Durch Verwirklichung der Forderungen aber, wie sie Schneider stellt, würde dem Schüler jede Freude an eigener Thätigkeit, jedes Interesse an freigewählter Lektüre genommen werden. Dadurch ferner, dafs ein so übersättigter Schüler fast mit dem ganzen Schatze unserer Literatur oberflächlich bekannt gemacht wurde, läge es nahe, dafs er in Eigendünkel, Hochmut und Blasiertheit verfiele und dafs gerade das vollständig untergraben würde, was ohne Zweifel eine Hauptaufgabe unserer Gymnasien ist, nämlich den Trieb zu selbständigem Arbeiten zu wecken. Man sollte sich doch endlich einmal gesagt sein lassen, dafs das Gymnasium nicht dazu da ist, die Schüler mit allem Wissenswerten anzufüllen; denn dann wären, um mit Alex. v. Humboldt zu reden, die höheren Schulen einem Prokrustesbette vergleichbar, auf dem die Schüler geistig und leiblich zu grunde gingen.

München. Johannes Nicklas.

Zur Geschichte und Topographie des alten Alexandria.

I.

Bei Erzählung der Seeschlacht, welche Cäsar den Ägyptern im Hafen von Alexandrien lieferte, schreibt Hirtius u. a. f. (cfr. Bell. Alex. 14,5): „Erant inter duas classes vada transitu angusto, quae pertinent ad regionem Africae — sic enim praedicant, partem esse Alexandriae dimidiam Africae —.“

Zu dieser Stelle bemerkt C. Wachsmuth im Rhein. Museum XXXV. 3. 1880, pag. 452 folgendes: „Aus der ganzen Situation ergibt sich mit Sicherheit, dafs diese vada in dem grofsen Osthafen zu suchen sind; es sind also die Untiefen und Klippen gemeint, die sich nordwestlich und westlich des Lochiasvorgebirges hinziehen und die Einfahrt selbst wesentlich verengen, welche auch von Strabo XVII S. 794 als αἱ χοιράδες hervorgehoben werden. Nun lag ja Alexandria am Rande des eigentlichen Ägypten gegen Libyen hin, und wie Strabo XVII S. 806 gegen Ende sagt „καλοῦσι Λιβύην καὶ τὰ περὶ τὴν Ἀλεξάνδρειαν καὶ τὴν Μαρεώτιν“, so mufs man eben auch eine ägyptische und eine libysche Hälfte Alexandrias unterschieden haben. Wo ging nun aber die Scheidelinie? Früher vermutete Lumbroso (im Bulletino[1]) 1875 S. 69.), dafs der Teil diesseits des oben erwähnten

[1]) „Des römischen Instituts“. Der Verf.

Kanals[1]) zu Ägypten, der jenseits zu Libyen gerechnet worden sei. Gegen diese Annahme entscheidet eine doppelte Erwägung: erstens würden dann ja die vada gegen das bestimmt oben ausgeschriebene Zeugnis eben nicht zum libyschen Teil gehören, und zum anderen wäre von einer Halbierung der Stadt nicht entfernt die Rede; es fielen dem libyschen Teil nur die Nekropolis und ein ganz geringfügiges Stück der Stadt selbst zu. Aber auch dem jetzigen Vorschlag[2]) den ägyptischen Teil mit der Neapolis, den afrikanischen mit Rhakotis gleichzusetzen, steht noch in voller Kraft das erste dieser beiden Momente entgegen, wenn auch das zweite sehr abgeschwächt ist, oder als ganz hinfällig betrachtet werden kann.“

Wachsmuths Einwand gegen die von Lumbroso vorgeschlagene Scheidung Alexandrias stützt sich, nach den angeführten Worten desselben, vor allem auf die Annahme, dafs die von Hirtius erwähnten und zum afrikanischen Teil gerechneten vada im Osthafen zu suchen seien, was sich aus der ganzen Situation mit Sicherheit ergeben soll. Dem gegenüber können wir einige Bedenken nicht unterdrücken.

Es ist uns nämlich allerdings nicht gelungen, auch im Westhafen Klippen zu entdecken, wenigstens sind auf der besten der uns zugänglichen Karten (die Kiepert in der Zeitschr. der Gesellsch. für Erdkunde zu Berlin, 1872 Bd. 7, p. 348, im Anschlufs an Mahmûd Beg's Mémoires sur l'antique Alexandrie etc. 1867, gibt) solche nur im „grofsen Osthafen“ verzeichnet. Aber auch Strabo spricht nur von hier sich findenden Klippen. Man vergl. die oben citierte Stelle und XVII. c. 791 (Meineke p. 1104) „πρὸς δὲ τῇ στενότητι τοῦ μεταξὺ πόρου καὶ π έ τ ρ α ι εἰσὶν αἱ μὲν ὕφαλοι, αἱ δὲ καὶ ἐξέχουσαι“. Indes ist es trotzdem nicht nötig, die vada des Hirtius mit diesen πέτραι und χοιράδες zu identifizieren; im Gegenteil steht dem gar manches entgegen. Vada bedeutet überhaupt nicht „Untiefen und Klippen“, sondern zunächst nur „Untiefen“. Es frägt sich also, ob solche nicht auch im Westhafen zu finden sind. Strabo gibt uns folgenden Aufschlufs: (cfr. XVII. c. 791.) „ἡ δὲ Φάρος νησίον ἐστὶ παράμηκες, προσεχέστατον τῇ ἠπείρῳ, λιμένα πρὸς αὐτὴν ποιοῦν ἀμφίστομον. ἠϊὼν γάρ ἐστι κολπώδης, ἄκρας εἰς τὸ πέλαγος προβεβλημένη δύο· τούτων δὲ μεταξὺ ἡ νῆσος ἵδρυται κλείουσα τὸν κόλπον, παραβέβληται γὰρ αὐτῷ κατὰ μῆκος· τῶν δὲ ἄκρων τῆς Φάρου τὸ μὲν ἑῷον μᾶλλόν ἐστι προσεχὲς τῇ ἠπείρῳ καὶ τῇ κατ' αὐτὴν ἄκρᾳ (καλεῖται δ'ἄρκα Λοχιάς) καὶ ποιεῖ τὸν λιμένα ἀρίστομον, und c. 792. „καὶ τὸ ἑ σ π έ ρ ι ο ν δὲ στόμα ο ὐ κ ε ὐ ε ί σ β ο λ ό ν ἐστιν, οὐ μὴν τοσαύτης γε δεῖται προνοίας· ποιεῖ δὲ καὶ τοῦτο ἄλλον λιμένα τὸν τοῦ Εὐνόστου καλούμενον.“

Der Eingang zum Westhafen war also nicht ἀρίστομος, hier lag die vorspringende ἄκρα des Festlandes und das Kap der Insel weiter auseinander: er hätte mithin εὐεισβολώτατος sein müssen. Wenn er es nun dennoch nicht

[1]) „D. h. des an der Westseite der Stadt vom Sumpfsee, dem lacus Mareotis, nach dem Eunostoshafen führenden“. Der Verf.

[2]) „Lumbrosos nämlich, im Märzheft 1880 S. 58 des Bulletino“. Der Verf.

war, so läfst sich nicht wohl ein anderer Grund denken, als der, dafs eben Untiefen vorhanden waren. Hier also haben sich offenbar vada befunden.[1])

Aber auch der Hafen selbst scheint eine beträchtliche Ausdehnung gehabt zu haben und so zu einer Seeschlacht wohl geeignet gewesen zu sein, geeigneter vielleicht als der Osthafen mit seinen vielen Klippen. Der „grofse" hiefs der letztere wohl vorwiegend deshalb, weil er der Haupthafen war; befanden sich doch hier die wichtigsten Anlagen: cf. Strabo XVII. c. 794. fin. „τὸ ἐμπόριον καὶ ἀποστάσεις καὶ μετὰ ταῦτα τὰ νεώρια μέχρι τοῦ ἑπταςταδίου". Dies hindert aber nicht, dafs der Eunostos vielleicht noch gröfser war. Dafs es übrigens trotzdem beim Kampf sehr enge herging, zeigt Alex. 15, 7, wo es heifst: „tum necessario discessum ab arte est propter angustias loci." — Doch angenommen, dafs beide Häfen gleich geeignet zum Kampfe waren, dafs die vada in beiden mit gleichem Recht gesucht werden können: es bleiben noch Umstände zu beachten, die uns direkt auf den Eunostos hinweisen.

Der Osthafen war nämlich in der Gewalt Cäsars. Hatte letzterer doch gleich im Beginn des Krieges nicht nur die Kriegsflotte der Alexandriner, sondern auch die in den Werften befindlichen Schiffe, im ganzen 110 Fahrzeuge (Alex. 12, 3), durch Brand vernichtet (Bell. civ. III. 111, 6), so dafs er sich als Herrn zur See bezeichnen konnte. Cf. Alex. 8, 2 „quoniam mare libere tenerent, neque hostes classem haberent" —. Die Alexandriner konnten hier also gegen seinen Willen nicht wohl eine gröfsere Flotte ausrüsten, während sie im Eunostos-, besonders aber im Kibotoshafen, die schönste Gelegenheit hiezu hatten. Nun waren aber auch, wie Schambach neulich gelegentlich nachzuweisen suchte (cf. Neue Jahrb. f. Ph. u. P. 1882. 3. p. 220 u.), die beiden Durchlafsbrücken im Heptastadion zu niedrig, um gröfseren Schiffen den Durchgang zu gewähren, wie denn auch in dem c. 17—21 geschilderten Kampf nur kleine Brander, nicht aber Kriegsschiffe gegen Cäsars Flotte vorgingen (letztere befinden sich im Eunostos und beschränken sich darauf, die Westseite des Heptastadions mit ihren Geschossen zu bestreichen c. 19, 6), so dafs die Flotte jedenfalls gar nicht in den grofsen Hafen hätte gelangen können.

Noch mehr mufs uns die Betrachtung des Weges, den Cäsars Flotte nach Hirtius damals einschlug, an Wachsmuths Auffassung irre machen. Fassen wir zunächst den Ausgangspunkt derselben ins Auge! Wo befand sich Cäsar, wo seine Flotte? Er selbst sagt Bell. civ. III. 112, 8: In hoc tractu oppidi pars erat regiae, in quam ipse habitandi causa initio erat inductus, et *theatrum*, coniunctum domui, quod arcis tenebat locum aditusque habebat ad *portum* et ad reliqua navalia." Über diese Örtlichkeiten erfahren wir noch einiges durch Strabo: XVII. c. 794.

[1]) Nachtrag: Die Karte von Debe in Bädekers Unter-Ägypten zeigt sogar eine lange, von der Westspitze der Insel nach Westen sich hinziehende, Kette von Sandbänken.

εἰςπλεύσαντι (nämlich zwischen Pharos und Lochias hindurch in den grofsen Hafen) δ' ἐν ἀριστερᾷ ἐστι συνεχῆ τοῖς ἐν τῇ Λοχιάδι τὰ ἐνδοτέρω βασίλεια, πολλὰς καὶ ποικίλας ἔχοντα διαίτας καὶ ἄλση· τούτοις δ' ὑπόκειται ὅ τε ὀρυκτὸς λιμὴν καὶ κλειστός, ἴδιος τῶν βασιλέων καὶ ἡ Ἀντίῤῥοδος νησίον προκείμενον τοῦ ὀρυκτοῦ λιμένος, βασίλειον ἅμα καὶ λιμένιον ἔχον· ... ὑπέρκειται δὲ τούτου τὸ θέατρον". Cäsar hielt also den Stadtteil besetzt, in welchem sich das an beiden Stellen genannte Theater befand und woran der näher bezeichnete kleinere Hafen (ὀρυκτός, κλειστός) stiefs. Dort wird jedenfalls seine Flotte geankert haben, die ja nicht sehr grofs war, und von hier mufs auch seine Fahrt begonnen haben. Wenn nun Hirtius Bell. Alex. 14, 1 sagt: „Caesar Pharon classi circumvehitur adversasque naves hostibus constituit", so bleiben diese Worte bei Wachsmuths Annahme, dafs im grofsen Hafen gekämpft wurde, unverständlich, man mag nun unter Pharos nur den Turm oder die ganze Insel verstehen. Die Sache läfst sich nur so erklären, dafs Cäsar aus dem grofsen Hafen heraus und, die Insel links lassend, um diese herum nach dem Eingang des Eunostos fuhr. Dort stellte er die Flotte, 22 Schiffe in der ersten Linie, auf und erwartete den Feind. Dieser nimmt die Herausforderung an (c. 14,3 producunt) und ordnet sich ebenfalls, aber im Innern des Hafens. Zwischen beiden Flotten lagen nun die bewufsten vada. Der kühne Rhodier Euphranor wagt es, mit 4 Schiffen (c. 15, 5) die gefährliche Stelle zu passieren und wird natürlich sogleich von der ganzen Schar der alexandrinischen Schiffe überfallen. Erst allmählich konnten die übrigen römischen Schiffe folgen und ihn unterstützen (c. 15, 6). Die hernach bei der Flucht der Alexandriner erfolgende Unterstützung derselben seitens ihrer Landsleute „ex molibus atque aedificiis (c. 16, 7)" beweist hier nichts, da sie in beiden Häfen möglich war.

Eine andere Stelle dagegen könnte Bedenken verursachen. Hirtius berichtet nämlich c. 15, 8: Neque vero Alexandriae fuit quisquam aut nostrorum aut oppidanorum, qui aut in opere aut in pugna occupatum animum haberent, quin altissima tecta peteret atque ex omni prospectu locum spectaculo caperet precibusque et votis victoriam suis ab dis immortalibus exposceret. Wenn nämlich der Kampf im Osthafen stattfand, so konnten beide Teile bequem zusehen, dagegen war der Eunostos etwas weit vom Viertel Caesars entfernt. Die direkte Entfernung von hier bis zum Eingange desselben betrug gegen 4000 Meter. Wir können also sagen, dafs die durchschnittliche Entfernung, wenigstens der zusehenden Römer, etwa 3000 Meter betrug. Ich glaube nicht, dafs diese Entfernung ein Hindernis für unsere Anschauung bildet. Denn erstens fand der Kampf auf der See statt, wo das Auge besonderen Hindernissen nicht begegnet, zweitens aber wird ausdrücklich bezeugt, dafs man die höchsten Gebäude bestiegen habe. Man konnte bei dieser Entfernung noch mit blofsem Auge den Kampf betrachten, der von beiden Parteien überdies nur mit Gebeten zu den Göttern unterstützt wurde.

Die letzte und gewichtigste Stütze aber für unsere Ansicht entnehmen wir einer späteren Stelle des Bellum Alexandrinum. Es heifst dort c. 28, 2. „Caesar . . . circumvectus est eo mari, quod Africae partis esse dicitur, sicuti supra demonstravimus". Durch die letzten Worte stellt Hirtius selbst die Beziehung zu den an der Spitze stehenden Worten des cap. 15 her. In beiden Fällen handelt es sich um die gleichen Örtlichkeiten, an der letzterwähnten Stelle aber kann über die Auffassung ein Zweifel überhaupt nicht entstehen. Wir erfahren nämlich, König Ptolemäus sei — doch jedenfalls aus dem Eunostos, da, abgesehen von allen anderen Gründen, Caesar ihm die Ausfahrt aus dem schmalen Ausgang des Osthafens, wo die nummerische Überlegenheit des Gegners nicht hätte zur Geltung kommen können, nicht wohl dürfte gestattet haben — nach der kanobischen Mündung des Nil gefahren, Caesar jedoch habe, um ihm auszuweichen, den entgegengesetzten Weg, also nach Westen, eingeschlagen und sei dabei eben wieder in jenes, früher schon als afrikanisch bezeichnete Meer gekommen. Dies zeigt doch deutlich, dafs er genau denselben Weg um Pharos herum machte wie damals. Allerdings überschritt er diefsmal die vada nicht, sondern fuhr die Küste entlang, bis er eine zur Landung seiner Truppen geeignete Stelle fand.

Nach den vorstehenden Ausführungen dürfte sich mit einer gewifsen Sicherheit der Eunostos als Schauplatz für die Bell. Alex. c. 14 ff. erzählte Seeschlacht bestimmen lassen.

Schweinfurt. Heinrich Schiller.

Des Horatius 6. Satire des 2. Buches in deutscher Übertragung.

Das war immer mein Wunsch: ein Grundstück mäfsigen Umfangs,
Drauf ein Gärtchen und Haus, ein erfrischender Quell in der Nähe,
Wohl auch ein Streifchen Wald. — Es haben die Götter mir alles,
Mehr noch als alles gewährt. Dank ihnen! Ich wünsche nur eins noch:
Maias Sohn, o verleih den Geschenken auch bleibende Dauer!
Wenn ich meinen Besitz durch Kniffe nie habe vergröfsert,
Ihn nie schädigen will durch Trägheit oder Verschwendung;
Wenn ich thörichten Sinns nie bete: O dafs doch das Fleckchen
Land mein eigen auch wär', das dem Feld da noch mangelt zum Viereck!
Dafs doch mir auch das Glück den Geldtopf zeigte wie jenem,
Den der gefundene Schatz — ein Geschenk aus Herkules' Händen —
Da zum Herren gemacht, wo er sonst als Knecht nur geackert!
Wenn ich also für das, was Du gabst, Dir danke, so fleh' ich:
Fett lafs werden dem Herrn die Herden und anderes, nur nicht
Etwa sein Herz — und steh ihm wie sonst als Beschützer zur Seite! —
Nun da ich mich aus der Stadt, in den Schutz der Berge gerettet,
Feire die Berge zuerst auch mein höchst prosaisches Loblied!

Da bin ich nicht geplagt von den Strebern, vom bleiernen Südwind,
Der den Herbst mir vergällt und die Friedhofkassen bereichert. —
Vater Morgenrot — und wenn es Dir lieber ist, Janus —
Dir ja wendet die Welt im Schaffen und Drange des Lebens
Immer zuerst sich zu — weltordnungsgemäfs — sei auch Anfang
Meines Gesanges. Zu Rom rufst Du mich schon morgens zur Bürgschaft:
„Hurtig, mein Sohn! Dafs dabei nicht ein anderer Dir etwa zuvorkömmt!“
Fegt auch übers Gefild der Nordsturm, herrscht auch noch draufsen
Heut — am kürzesten Tag — sibirische Kälte — ich mufs gehn.
Hab' ich in aller Form dann gebürgt — meist zum eigenen Schaden —
Mufs ich durchs dichte Gedräng', komm' wohl auch zu nahe dem Vormann.
„Was soll das heifsen, he Du? was glaubst Du?“ so schreit der Gestofs'ne:
„Das verbitt ich mir schön; Du willst wohl alles so puffen,
„Dafs Du ja Deinen Mäcen baldmöglichst wieder zu sehn kriegst?“
„So was zu hören erquickt, ich gesteh' es. Doch bin ich dann endlich
An Mäçenas' Palast, so mahnen an neue Geschäfte
Eignes Gedächtnis mich und fremde Bedienten. „Vor sieben
„Bittet Roscius Dich an der Börse morgen zu warten.“ —
„In höchst wicht'gem Betreff — in Sachen ihres Vereines —
„Bitten die Schreiber Dich, heut doch wieder einmal zu erscheinen.“ —
„Sorg' doch dafür, dafs Mäcen die Schrift da versieht mit dem Siegel!“ —
„Sag ich: „Nun, ich will sehn“ — so heifst es: „Willst Du, so kannst Du!“ — — —
Sieben Jahre, auch mehr schon mögen es sein, dafs Mäcenas
Seiner Freunde Verein mich einzureihen beliebte
Nur zu dem einzigen Zweck, mich mit zu nehmen im Wagen,
Wenn er spazieren fuhr und plaudern wollte — zum Beispiel:
„Wie spät haben wir jetzt? — Ist Gallina dem Syrus gewachsen? —
„Wer sich nicht gut vorsieht, kann am Morgen jetzt tüchtig schon frieren!“ —
Und was man sonst vielleicht auch dem Ohr des Schwätzers vertrau'n mag.
Während der ganzen Zeit nun war unsereiner der Mifsgunst
Tägliches, stündliches Ziel. Sitz' ich mit Mäcen im Theater,
Schlag ich Ball nur mit ihm, so schreit gleich alles: „Das Glückskind!“
Läuft ein Allarmgerücht vom Marktplatz aus durch die Strafsen,
Fragt mich, wer nur des Wegs an mich kommt: „O Bester (denn Du mufst
„Wissen davon — Du steh'st ja den Grofsen der Erde so nahe)
„Hast Du etwas gehört aus Dacien?“ „Nicht das Geringste.“
„Ewige Ironie!“ „So soll mich Gott doch gleich strafen,

„Wenn ich was weiſs!“ „Nun, will denn August das versprochene Grundstück
„Hier auf italischer Mark anweisen oder Sicilien?“
Schwör' ich auch, daſs ich nichts weiſs, so schütteln sie staunend die Köpfe
Über den seltenen Mann, den unergründlichen Schweiger. —
Geht mir Armen der Tag so verloren, so klag' ich wohl sehnend:
O mein geliebtes Land, wann schau' ich Dich wieder? wann darf ich
Bald mich in Literatur, bald in Schlummer versenken und Nichtsthun,
Für den Jammer der Welt willkomm'nes Vergessen zu finden?
O wann kommt auf den Tisch mir treffliches Bohnengemüse
Und zartsaftiger Kohl mit Scheiben fettesten Speckes?
Göttermale der Nacht, da ich fröhlichen Sinns mit den Meinen
Tafle am eigenen Herd, mit den reichen Resten des Tisches
Fütt're die Dienerschar! Da trinkt nach Behagen ein jeder,
Der aus zierlichem Kelch, der aus mächtigem Humpen: da gilt kein
Unvernünftig Gesetz: wählst Du Dir als wackerer Zecher
Ungewässerten Wein, freu' ich mich der leichteren Mischung.
So dreht unser Gespräch sich auch nicht um Güter und Häuser,
Nicht um das letzte Ballett: nein — wir besprechen da manches,
Was uns näher berührt, zum Exempel die wichtigen Fragen:
„Macht der Reichtum das Glück des Menschen oder die Tugend?
„Was ist der Freundschaft Quell, das Bedürfnis oder das Gute?
„Was ist das Wesen des Guten und welches das höchste der Güter?—“
Nachbar Cervius indes gibt manch' Geschichtchen zum besten,
Das zur Sache wohl paſst. Preist etwa einer den Reichtum,
Der des Mammons Fluch noch nicht kennt, so erzählt er: „Die Feldmaus,
„Sagt man, empfing einmal in ihrer ärmlichen Wohnung
„Die Frau Maus aus der Stadt — sie war ihr schon lange befreundet.
„Karg, ja knauserig fast, ging unserer Maus doch das Herz auf,
„Sah sie Gäste bei sich. So auch diesmal: sie schonte der Erbsen
„Nicht, die sie sorglich gespart, noch des langgestachelten Hafers,
„Trug Weinbeeren herbei und Stücke schon einmal benagten
„Specks: sie wünschte gar sehr durch ein reiches Menu den verwöhnten
„Gast zu befriedigen, der vornehm von allem kaum naschte,
„Während die Hausfrau selbst, behaglich gedehnt auf dem Spreubett,
„Dinkel kaute und Lolch und die bessern Bissen dem Gast lieſs.
„Endlich begann der Besuch: „Was macht es Dir nur für Vergnügen,
„Hier im kahlen Revier armselig Dein Leben zu fristen?
„Willst Du nicht Menschen und Stadt vorziehn der traurigen Wildnis?
„Mach' Dich mit mir auf den Weg, vertrau' mir: wir Tiere sind einmal
„Nur zu vergänglichem Sein hienieden geschaffen, und keines

„Kann, ob es grofs ist, ob klein, dem Verhängnis entgehen. Drum, Liebe,
„Mache, so lange Du kannst, das Leben so schön Dir als möglich
„Und bedenk', dafs es kurz nur bemessen.“ Die Worte bestachen
„Unsere Maus, sie verliefs leichtsinnig ihr Haus, und die beiden
„Wanderer schlugen den Weg ein zur Stadt — sie gedachten zur Nachtzeit
„Über die Mauer hinein sich zu stehlen. Schon hielt an des Himmels
„Mitte der Wagen der Nacht, als unsere Mäuschen im reichsten
„Haus anhielten den Schritt: auf den elfenbeinernen Bänken
„Schimmerte köstlicher Sammt, getränkt mit der Farbe des Purpurs:
„Auch gab's Schüsseln genug — es war grofse Tafel gewesen —
„Aufgetürmt am Buffet in mächtigen Körben von gestern.
„Als sie die Freundin vom Land nun auf purpurnem Polster gebettet,
„Trippelte ab und zu in geschäftiger Eile die Stadtmaus,
„Brachte Gericht um Gericht und versah allein die Bedienung,
„Sorglich kostend zuerst von allem, was sie herbeitrug.
„Jene fand sich gar leicht in die Rolle des Gastes und liefs sich
„All das leckere Zeug wohl munden, als plötzlich das schrille
„Kreischen der Flügelthür von den Polstern scheuchte die beiden.
„Ängstlich huschten sie hin durchs ganze Gemach, und von neuem
„Fafste sie tödlicher Schreck, als laut durch die mächtigen Hallen
„Hundegebell erscholl. „Solch' Leben“, meinte die Feldmaus,
„Ist nicht in meinem Geschmack — leb' wohl! mich versöhnt mit der magern
„Erbsenkost mein Heim in dem Busch, wo ich frei bin von Sorgen!“

Kempten. A. Kellerbauer.

Zu Horaz.

Sat. I, 1, 21 f. lesen wir: *neque se fore posthac | Tam facilem dicat, vobis ut praebeat aurem?*

So schreiben heutzutage alle Herausgeber der Satiren. In den Kommentaren zu dieser Stelle vermissen wir den Hinweis auf eine Parallele bei Juvenal V, 107, wo wir offenbar einer Nachahmung der horazischen Diktion, wie sie sich eben in der oben citierten Stelle zeigt, begegnen. A. a. O. lesen wir: *Ipsi pauca velim, facilem si praebeat aurem: nemo petit ...* Teuffel in seiner röm. Literaturgesch. (III. Aufl.) pag. 758 führt allerdings diese Juvenalstelle an, eben dort, wo er von einer Verwandtschaft der juvenal. Diktion mit der horazischen und der Diktion der übrigen Dichter des augusteischen Zeitalters spricht, stellt aber derselben die horazische Ep. I, 1, 40: si modo culturae patientem commodet aurem an die Seite, während er sat. I, 1, 21 f. hiebei nicht erwähnt. Es ist wohl über jeden Zweifel erhaben, dafs Juvenal a. a. O. sich Horaz zum Muster genommen

hat. Während wir aber Juv. V, 107 facilem mit aurem verbinden, sehen wir uns andererseits bei Hor. sat. I, 1, 21 f. genötigt, facilem von aurem zu trennen. Die Ursache ist in se nach neque und in dem Komma nach dicat zu suchen, zumal se fore posthac tam facilem als ein Acc. c. inf. von dicat abhängig zu machen ist.

Nichts desto weniger spreche ich die Vermutung aus, dafs tam facilem mit aurem an der angezogenen horaz. Stelle zu verbinden sei. Denn ich kann mir nicht denken, dafs Juvenal sonst, der doch hier als Nachahmer der horaz. elocutio unzweideutig dasteht, facilem aurem geschrieben hätte. Zur Rechtfertigung dieser Vermutung in sprachlicher Beziehung bedarf es aber einer kleinen Textesänderung. Vielleicht ist statt se „sic" zu schreiben, so zwar, dafs der Sinn der Stelle etwa folgender wäre: Warum sollte nun nicht Juppiter mit Recht sich dahin erklären, es werde fürder nicht so sein, dafs er ihren Wünschen ein solch' geneigtes Ohr leihe (wie früher)? Dann mufs selbstverständlich das Komma nach dicat entfernt werden. Somit wäre die Stelle folgendermafsen zu lesen: *neque sic fore posthac* | *Tam facilem dicat vobis ut praebeat aurem*?

Ich gebe zwar zu, dafs die gemeinte Konjektur etwas kühn sein dürfte; allein unwahrscheinlich ist sie nicht.

Eger. Heinrich Löwner.

Horati carm. III, 30, 14.

sume superbiam
Quaesitam meritis et mihi Delphica
Lauro cinge volens, Melpomene, comam.

Voll stolzen Selbstgefühls singt Horaz in der letzten Ode des dritten Buches, dafs sein Dichterruhm unsterblich sein werde und schliefst dann an diesen Gedanken die obigen Worte: „Nimm, Melpomene, den durch Verdienste erworbenen Stolz und umwinde mir gern mit delphischem Lorbeer mein Haar". Ist *meis* oder *tuis* bei *meritis* zu ergänzen? Grammatisch sollte man jedenfalls eher *tuis* ergänzen. Ergänzt man *tuis*, so kann der Gedanke nur der sein: sei stolz darauf, dafs du mich durch deine Kraft zu einem so berühmten Dichter gemacht hast. Ergänzt man aber *meis*, so liegt dem Satze folgender Gedanke zu grunde: Meine Verdienste sind auch deine Verdienste, weil du mich die Dichtkunst gelehrt und zur Dichtkunst begeistert hast. Deswegen sei stolz auf meine Verdienste und bekränze mich, d. h. verleihe mir Ruhm bei allen Völkern. Doch haben wohl alle Erklärer gefühlt, dafs die Gedankenverbindung etwas Hartes hat.

Einfacher und natürlicher läfst sich, meine ich, die Stelle in folgender Weise erklären. Bei *Melpomene* ist *mea* zu ergänzen und dieses *Melpomene mea* ist gleich ich. Im Lateinischen und im Griechischen sind ja derartige Umschreibungen der geistigen und körperlichen Verhältnisse einer Person, wie z. B. durch animus und corpus, ψυχή und σῶμα aufserordent-

lich häufig. Die spezielle Muse der lyrischen Dichtkunst Melpomene steht hier statt Musa überhaupt, wie z. B. Verg. ecl. 6, 2 die Muse der bukolischen Dichtkunst Thalia statt Musa überhaupt steht. Gerade diese Umschreibung mit dem Worte Muse ist auch uns Deutschen sehr geläufig, z. B. Schillers Muse singt statt Schiller singt. Hor. carm. IV, 8, 20. Calabrae Pierides = die Muse des calabrischen Dichters = Ennius. Der Lateiner aber kann diese Umschreibung desto leichter gebrauchen, weil er sich die Muse der Dichtkunst wohl ebenso wie den Genius mit dem Menschen zu einer Person verbunden denkt. Die Übersetzung des Satzes würde also lauten: „nimm, meine Muse (Melpomene), den deinen Verdiensten gebührenden Stolz und umwinde mir gerne mein Haar mit delphischem Lorbeer"; dieses ist aber gleich: „ich will den meinen Verdiensten gebührenden Stolz annehmen und will verdientermaſsen mein Haar mit delphischem Lorbeer umwinden".

Man vergleiche mit unserer Stelle die bereits oben citierte, ganz parallele Stelle Verg. ecl. 6, 2.

Prima Syracosia dignata est ludere versu
Nostra neque erubuit silvas habitare *Thalia.*

Meine Thalia hat sich entschlossen, zuerst leichte sizilische Lieder zu dichten und hat sich nicht geschämt in Wäldern zu wohnen. *Thalia nostra* steht hier offenbar im Sinne von *ego.* Ferner vergleiche man Hor. carm. I, 12, 2.

Quem virum aut heroa lyra vel acri
Tibia sumis celebrare, Clio,
Quem deum? cujus recinet jocosa
Nomen imago etc.

zusammengehalten mit quid prius dicam v. 13, dicam et Alciden v. 25, Romulum memorem ? v. 33, Regulum referam v. 39. Im Zusammenhalt mit den folgenden Versen scheint mir auch hier *Clio* = *Clio mea* zu stehen und eine Umschreibung von *ego* zu sein. Wen unternimmst du zu preisen, o meine Muse (Clio) = wen soll ich zuerst preisen. Hor. carm. III. 3, 70.

Quo, Musa, tendis? desine pervicax!
Referre sermones deorum et
Magna modis tenuare parvis.

Wohin versteigst du dich, meine Muse? Höre auf zu berichten = wohin versteige ich mich? Ich will aufhören!

Alle diese Stellen scheinen mir wesentlich verschieden von Anrufungen der Musen, wie sie besonders in epischen Gedichten vorkommen.

Dillingen. K. Geist.

Promitto.

Promitto „ich verspreche" sagen wir, ganz richtig, gelassen nach. Der Autoritäsglaube soll aber beim Sprachstudium keine blinde Gewalt auf Philologen ausüben, umsoweniger als λόγος auch Grund, Begründung bedeutet. Nun ist aber der Weg von promitto bis: ich verspreche, beim Licht betrachtet, ein recht weiter, aber auf dem rechten Weg zu finden.

Setzen wir promitto = verheifsen, geloben an, dann ist die Bahn von promitto bis verheifsen geöffnet.

Das goth. hai-tan (hei-fsen) bedeutet in seinem Stamme hai-: mittere, verw. zu κι- in κι-ν-εῖν schnellen, mittere, zusammenhängend mit ci-tus schnell, ad*missus*.

Alles regelrecht; denn das german. h in **h**ai-tan repräsentiert bekanntlich das κ in κι-νεῖν, das c in ci-tare (mittere).

Einige Beispiele! Cornu = **H**orn; skr. ki**k**-i m. (die Krähe) Heh-er; καγχ-αλέος heifs, torridus, woher Hung-er, goth. huh-rus der „Heifs"-hunger; καλαμίνθη die Halmmünze; corylus (aus cosylus) die **H**aselstaude; occul-to ver**h**üll-e; skr. kaitu die Erscheinung, goth. **h**aidu; re-cell-o zurückschlagen, altn. **Hild**-r die Schlachtengöttin; caeremonia (i. q. quaesimonia) Gottesverehrung, woher altn. **h**ei-dhr honor; κλύ-ω in ahd. **h**liu-man der Leumund; skr. çardha die **Heerd**-e. Das lat. ci-s = **he**-r, ce-dŏ alteram (-do = δός) bedeutet: gib „he"r eine andere. Die Nymphe Calypso hat dem Namen nach gleiche Abstammung wie der Ase Hal-mal (= κε-καλ-υμμένος). Das griech. κηλέω betrüge (s. călumnia) steht in Verwandtschaft mit ahd. âne **h**oel-igen sine fraude (wie dann fraus selbst auch călu-mnia bedeutet). Καρδαμύλη Harz-wald. Vgl. mein W. B. von S. 58 an.

Nun der zweite Bestandteil! Das ai in hai-tan aus ι.

So entstand das eben erwähnte **hai**-tu die Erscheinung, aus skr. ći (schei-n-en), also ganz wie goth. h**ai**-ma (κώμη) zu κ(τ)ι-, zu ἀμφι-κτί-ονες stimmt. Eine weitere Gunaform ist das lat. **mae**stus, vw. mis-er; bair. **mai**-schen = misch-en, to mix. Das goth. **hai**f-stis der Streit gehört, wie Fick ganz richtig lehrt, zu zend. çif (schlagen). Die Form αἰ-ν-έω ich heifse gut, verhält sich zu **i** in skr. abhi-pra-„*i*" heifse gut (eig. trete bei, zu ἰ-έναι), wie goth. hai-tan zu κι-ν-έω.

Für den dritten Bestandteil -tan (in hai-tan) glaube ich wieder mehrere Beispiele anziehen zu dürfen. Das goth. ais-**tan** (ehr-en), gunirte Form von is (fra-is-an, bair. fr-ai-sen requirere), ganz ähnlich wie mai-**tan** (abschneiden), zu mi-nuo. Das volle -tan begegnet noch in stau-**tan** stofsen, von einem früheren stau-en, to stow (stauchen) gehörig. Das blofse -**t** in ahd. scru-**t**-ilon erforschen (s. scru-tor), erinnert an ἁμαρ-τ-εῖν, ἀλι-τεῖν. The threa-**t** (drohende Feindseligkeit), der Dra-**tz** (zu ags. drea drohende Feindseligkeit). Drea verhält sich zu Dratz wie Schnall zu schnalzen, starren zu to up-star-**t** emporstürzen. Also vergleichlich zu mit-**to**.

Curtius zieht tre-t-en zu δρά-ω, woher δρα-σ-τήρ der Arbeiter, wobei sich die schöne Analogie von to travel (betreten, gehen) und travailler (arbeiten) ergibt. Bair. schnalzen = knallen.

Für das Slavische bietet Miclosich sku-t-ati schü-tzen (s. ob-scu-rus).

Also hai- = κι-, ci-tare (mittere), fra-hai-tan verheifsen, sich an-heischig machen, denn „anheischig" f. anheifsig, wie b. kreischen = kreifsen, mhd. krîzen, vergleichlich zu to gush = giefsen, χυτ-; b. fürnieschig = fürniefs (vorwitzig).

Halten wir uns, um mit der Begriffsentwicklung weiter zu kommen, an „heischig", welches zu altn. andhêti (verlobt) gehört, hei-ti das Gelübde, b. alt in-hei-zan geloben, serio promittere. Grimm I 373.

Nun deckt aber das Stammwort von ge-lob-en ganz den Begriff von hei-ti, denn das skr. lubh- heifst vorerst in „schnelle" Bewegung setzen, ci-ere, κι-ν-εῖν. Namentlich enthält lubh- den Sinn dieses ci- in solli-ci-tare reizen i. q. con-ci-tare = pra-lubh, = ἐγ-κί-νυ-μι im „mitto".

Ver-hei-fsen, an-hei-schig steht in Verwandtschaft zu gutheifsen, loben, goth. ga-lauban, glauben (eig admittere), wie lob-en zu lubh- (κι-ν-εῖν) gehört. Ahd. fur-hei-zo der Taufpathe, eig. Bürge des Glaubens; bair. der Haifsbrief, Beglaubigungsbrief.

Weiter heifst das griech. εὐχωλή, εὐχή genau dasselbe, wie andheiti und Gelübde, denn εὐχ- heifst im Grunde nichts anderes als κι-ν-εῖν, mittere, bewegen, „schnellen". Wollen sehen!

Εὐχωλή geht zurück auf skr. ûh-, woher ôh-ê ich gelobe, entstand aber ganz regelrecht aus vah-, vagh-, welches das goth. vagjan, be-weg-en, (ci-ere, κι-νεῖν) bedeutet. Uh- geloben: vah- = skr. ûr-mi die Wolle: varhüllen. Ebenso skr. ux́-ati = to wax, wachs-en; skr. ug-ra = wack-er (s. veg-etus); uxor (altlat. voxor), eig. mulier, mollis, zu skr. vaç- weichen, weich-lich sein. Ein anderes lat. Wort ist marsupium der Geldbeutel, das Besteck, zu vâp-ati stecken (woher vâpâ Versteck, Höhlung, analog βαλάντιον der Geldbeutel, zu skr. valâ = vâpâ die Höhle).

Zu ûh- (= εὔχομαι) mufs namentlich hier gesetzt werden das ved. vâgh-at m. der Opferer, εὐχ-ήμων der Beter (die End. -at = lat. -et z. B. in equ-et-s), vom Verbum vah-ati Opfergüsse darbringen.

Allerdings also ûh- = vah-; ist dann aber auch vah- = εὐχ-?

Gewifs! Man vergleiche nur uru- (weit) = εὐρύ-ς (eig. capax, von varcapere, fassen). Zu skr. ush-ita (übernachtet habend) gehört εὐνή (f. εὐσ-νή), von vasati übernachten. Εὔκ-ηλος ruhig (zu ϝέκ-ων, weich-end), skr. vaç-. Εὐλάζειν (vermiculari), εὐλή (vermis), aus ϝελ- krümmen, vw. ἕλ-μις der Wurm. Εὔω- (siede), zu skr. ush- brenne, uro (wie σεύομαι zu skr. ćju-, sich regen). S. Kuhn 25,125 A. 2. Εὑρίσκω eig. ich fange an zu gewahr-en, wahr-nehmen, verw. ϝορ-άω (video, wie im Skr. auch vid- zuerst εὑρεῖν und dann erst ὁρᾶν bedeutet). Εὐρ-ώς der Schimmel, die Hülle, zu skr. var-na die Farbe (var- hüllen). Τηρ-εύς aus einem τηρ-„υ"-ς, jenem

-u, das im skr. tsar-u-s m. (ser-p-ens, aus ut-sar-„u"s) steckt. S. sudus in meinem „Anal. W.-B." S. 441. Kelln. 65.

So stimmt denn lautlich εὔχομαι zu ûh-.

Ein gleicher Ideengang läfst sich in dem mit „mittere" synonymen jacere, jactare (mittere) voraussetzen. Εὔχομαι bedeutet geradezu sich auf-„werfen", jactare, denn das verw. jacere konnte, wie jactare, „opfern", „weihen" bedeuten. Die zwei hier merkwürdigen Stellen bei Livius lauten wörtlich so: In consulis domum plebes quadrantes, ut funere ampliore efferretur, jactasse fertur (als Kollekte weihen). Liv. I 18, 11. XVI 11, 9. Dieses jacere, gleichbedeutend mit „mittere" schicken, ist schön vergleichbar zu skr. asjati jacere, woher vj-as-ana das (schlimme) **Geschick, Schicksal.**

Nach dieser Untersuchung des Diphthonges εὐ- aus û- (va-) sei hier eine fernere gestattet, zu der ein deutsches Wort führt. Es ist dies das Subst. Beut-e = le but-in, hier deshalb wichtig, weil mit demselben stammverwandt ist das W. Ge-bot (= Ge-„heifs"), also analog zu ἐφ-„ε"-τμή das Geheifs, Gebot, von ἐφ-ί-εμαι heifse, gebiete (zu ἵημι = mitto). „Biet"en ... leitet sich zurück auf skr. budh-a (erwachend, also = ex-„ci"-tatus), verw. der Bot-e (= „ci"-tus, „ci"-tatus), analog κελ-εύω ich heifse, gebiete, verw. cel-er „schnell", citus.

Für das Lautverhältnis des „eu" (in Beut-e) und ie- (in ge-biet-e) diene zum Beispiel kreuch-e, mhd. kriuche = kriech-e; ahd. ur-liuch-an = liech-en (Flachs rupfen); leugnen zu mhd. liegen (lügen), lauter Formen aus gebrochenem u, wie aus skr. ćud beeile das mhd. hiuze eilig „hufs!"

Greifen wir wieder auf lubh- zurück, so weit es den Begriff von mittere in sich aufgenommen. Wir haben gleich Ur-laub, Er-laub-nis (missio), verw. zu the allowance die Ration, der ge„bot"ene Teil, Kom„mifs"brod.

Das in εὔχομαι enthaltene ûh- heifst merkwürdiger Weise „thun", also wieder vergleichlich zu „mittere" (in admittere, committere, sich etwas er„laub"en), des Weitern erinnernd an hai- (in hei-fsen) = κι- in κι-ναιδής (qui contra pudicitiam committit), oder: der etwas Unehrbares ge-„schehen" läfst, denn ge-scheh-en steht dem W. schick-en so nahe, wie committere dem mittere, daher das mhd. der strît ge-schach = praelium commissum est.

Uh- in der Bdt. „thun", „treiben", entstanden aus vah-, vagh- hat bei uns das verw. Ver-weg-enheit (audacia), auf-wieg-eln (= con-ci-tare, solli-ci-tare).

Noch etwas heifst ûh-, ôhê, das hier deshalb von Belang ist, weil es mit unserm „etwas heifsen" zusammenfällt. Ohê bedeutet: ich gelte, heifse etwas, goth. fair-hai-tan bekennen, „gelten lassen". Statt gelten, etwas heifsen sagen wir auch: zählen (in numero . . esse), welches Wort „zählen" an sein Stammw. gi-zal (velox) erinnert. Etwas hei-fsen: ci-tus = etwas zähl-en: gi-zal („schnell", ad„missus" (der weiteren Verwandtschaft des ûh- mit wäg-en, dann er-wäg-en λογίζομαι nicht zu vergessen!) Zu hei-

(in hei-ſsen) stellt sich daher begrifflich re-ci-tare (= er-zähl-en), λέγειν, altn. tala sprechen. Also ver-hei-ſsen: to re-ci-te λέγειν, „sprechen" = er-zähl-en: tal-a. Statt „verheiſsen" dürfen wir denn auch sagen: ver„sprechen", und zu dem eben angeführten „zählen" (= etwas heiſsen, gelten) können wir noch anführen thereby hangs a tale (damit hat es seine Bedeutung), dann hai-tan (zu κι-ά-θειν ci-eri gehen, hingehen, passer), stellt sich hier gut ein to pass for an honorable man = ein ehrenhafter Mann „heiſsen".

Das Simplex „heiſsen" endlich ist synon. mit appellare, auch compellare, hart an„lassen", eine Formation nach der sog. neunten Sanskritklasse und zusammenhängend mit pellere (= mittere, schnellen), entstanden aus pel-no nach dem Muster ju-nâ-mi = jungo, dṛa-ṇâ-mi = δέρ-ω, to tear. Das lat. malleus geht bekanntlich nach diesem Gesetze zurück auf mṛ-ṇâ-mi, zer-mal-me. Ebenso steht gallus f. gal-nus, zu skr. gṛ-ṇâ-mi γηρύω. Pellis das Fell, aus pel-nis (eine Form also wie skr. dhû-nis das Schütteln); cillo ich beuge, aus cĭl-no = κλίνω. Im German. daher der Müller = altn. mylnari, wie goth. folla = skr. pûrṇa, wie skr. bhulla (aufgeblüht) zu bhul-na. The fill die Fülle (lit. pilna = ple-nus). The fill: Fülle = engl. ill (übel): οὐλ-όμενος (zu ὄλ-νυμι); bair. schnallen = schnal-nen. Und so, wie gesagt, appello aus appelno.

Die Verwandtschaft von appello, l'appel der Anschlag, mit pello (mitto, schnelle) ladet zur kurzen Prüfung des W. schnellen selbst ein.

Schnellen = knell-en (starke Form), woher schnallen (vom schwach. Subst. Schnall, der Knall), b. an-schnal-zen = compellare, grob an„lassen", an„fahren". Knallen heiſst auch prahlen, also synon. mit εὔχομαι. Der Knall ist fragor, verw. b. der-schnellen bersten, krachen, also wie craquer krachen und prahlen. Das nämliche sagt sprechen (in versprechen, promittere) aus, skr. „spharǵ" (bersten). Sieh mein Anal. W. B. Seite 168.

Freising. Zehetmayr.

Ein kleiner Beitrag zur französischen Stilistik.

Fortsetzung des Artikels im XVII. Bd. d. Bl. (S. 325—328).

1) ... Welcher etc., **ja auch**, welcher **selbst auch** = ... qui mit dem Pron. pers. disjoint und *aussi* (auſser *même*; lat. et ipse bei Livius und meistens nur ipse bei Cicero; griech. καὶ αὐτός): Maxime, *qui lui aussi* aime Émilie, s'aperçoit qu'il ne fait que servir son rival etc. (Manuel d'histoire de la littérature française par F. Marcillac, Genève-Bâle-Lyon, 1874, page 72: Cinna ou la Clémence d'Auguste par Corneille). — Il se souvint de Saint Paul *qui, lui aussi*, avait persécuté l'Église de Dieu. (Fabiola, traduit de l'anglais par F. Pascal-Marie, p. 85). Dagegen: Torquatus, qui pleurait *aussi*, promit d'obéir (daselbst p. 88) bloſs: der auch weinte.

2) Schwer ist es, den Ursprung der Konstruktion c'est à qui mit dem Fut. und c'était à qui mit dem Condit., wodurch eine Art von Wett-

eifer ausgedrückt wird, zu erklären. Ich wage die folgende Erklärung, ihre Richtigkeit anheimstellend. *C'est à qui criera* le plus fort, jeder will am lautesten schreien; *c'était à qui crierait* le plus fort jeder wollte am lautesten schreien. Dafs sich oft ein Komparativ, Superlativ hinzu gesellt, läfst mich darauf schliefsen, dafs eine Ellipse vorliegt, vollständig: *c'est à savoir qui* etc., *c'était à savoir qui* etc., gleichsam: wenn man den Auftritt etc. erneuert (erneuerte), so ist zu wissen (so war zu wissen), wer am lautesten . . . werde (würde); daher dann für die Gegenwart das Fut., und für die Vergangenheit der Condit. Man vgl. die weiteren Beispiele aus Hirzels Grammatik: *C'est à qui boira davantage.* -- Notre visite leur fut si agréable que *c'était à qui nous régalerait le mieux.* — Elle est si crédule que *c'est à qui lui contera le plus de folies.* Dann ohne Komparativ oder Superlativ: Ce jeune homme est si aimable que *c'est à qui l'aura.* Ferner findet sich die Auslassung von c'est (c'était) in den von Hirzel citierten Beispielen: Deux officiers de César, ennemis mortels l'un de l'autre, se portent un défi, non *à qui répandra* le sang l'un de l'autre derrière un buisson . . . . mais *à qui défendra le mieux* le camp des Romains que les barbares vont attaquer (Voltaire). — Nous avons long-temps lutté, nos voisins et nous, *à qui l'emporterait* (Voltaire). — Endlich verquickt sich *à qui* bei folgendem mieux mieux oder à l'envi (um die Wette) mit einem vorausgehenden Verb (Mehrzahl) durch alle Personen, z. B. nous etc. travaillons etc. *à qui mieux mieux* (à l'envi, oder à l'envi l'un de l'autre.)

3) Eigentümlich ist die bisweilen vorkommende Umschreibung von à peine mittelst c'est à peine si; z. B. kaum werden wir mit diesem Gelde 14 Tage auskommen, avec cet argent *c'est à peine si nous irons jusqu'à quinze jours* (*si* mit dem fut. läfst sich hier nur durch die Bedeutung ‚ob' rechtfertigen, also etwa mit dem Gedanken: j'ai peine à croire, *si* . . ., ich glaube kaum, **ob** . . .) — Ich finde in der citierten Übersetzung der Fabiola, Part. I, chap. XVIII die Stelle: Son âme en devenait-elle ou plus élevée ou plus abattue? Hélas! *c'est à peine si son oeil en était frappé.* — Ähnlich, wie à peine, findet man tout au plus (höchstens) umschrieben, so dafs obiges Beispiel, worin höchstens statt kaum gesetzt sei, also lauten würde: avec cet argent *c'est tout au plus si nous irons* etc. Mit diesem c'est tout au plus si . . . läfst sich sodann die deutsche Redeweise; es mufs schon (sehr) gut gehen, wenn . . . oft passend wiedergeben. Im ‚Dictionnaire de la causerie française' par J. Grüner, Wien, Verlag von Rudolf Lechner, finde ich unter Auskommen ein zweites Beispiel: avec douze cigares *c'est tout au plus si* je vais du matin au soir, und unter Gut das weitere Beispiel: *c'est tout au plus si* mon frère boit deux verres de vin par jour.

4) Anfänger mögen in Verlegenheit darüber sein, ob sie zu coûter (kosten) *en* setzen sollen oder nicht. Vielleicht löst sich diese Schwierig-

keit einfach und populär durch die Unterscheidung, ob coûter persönlich, d. h. mit dem vorausgehenden Gegenstand, welcher kostet, oder unpersönlich, d. h. mit dem vorausgeschickten impersonellen *il*, konstruiert ist. Im ersten Falle unterbleibt *en*, im zweiten Falle muſs es gesetzt werden; aus Mozin's Wörterbuch: tout coûte en ce monde; — les voyages coûtent; — cet ouvrage lui a coûté bien des veilles (sehr viele schlaflose Nächte); — cette folie lui a coûté son bien. *En* hätte in diesem Falle eine ganz andere Begründung; wie z. B. ce voyage a coûté cent écus à mon ami; mais ce même voyage m'en a coûté plus (en = de cent écus). — Im zweiten, unpersönlichen Falle steht, wie gesagt, *en*: ne plaidez point; il vous *en coûtera* de l'argent et le repos; — il m'*en coûte* (es kostet mich Überwindung, es fällt mir schwer) de vous donner cet avis, d'avoir à vous faire des reproches; — il lui *en a coûté* un bras, pour avoir été à la guerre.

5) Die Erfahrung hat den Unterschied zwischen apercevoir und s'apercevoir (beide in der Bedeutung bemerken) ausgewiesen. Ersteres ist ein sinnliches Bemerken, das dem Menschen wie dem Tiere zukömmt; letzteres bedeutet ein geistiges Bemerken, wozu sich nur der Mensch erschwingen kann (je **m**'aperçois de mon erreur), und wird auch da angewendet, wo der Gegenstand der Bemerkung zwar sinnlicher Natur, aber durch einen „daſs"-Satz ausgedrückt ist, welche Konstruktion als geistige Operation erscheint: *j'aperçois un arbre* und *je m'aperçois que c'est un arbre.* Mit diesem interessanten Worte hätte also schon die Sprache die immense Superiorität des Menschen über das Tier anschaulich fixiert. Wie läſst sich dann aber aus Conseils à ma fille par Bouilly, dessen Jugendschriften trotz ihrem oft sehr blasierten Inhalte eine treffliche Diktion bekunden, folgender Satz rechtfertigen: M. de Saint-Marc avait reçu de la nature une sensibilité profonde (etwa: ein tiefes Gemüt); mais elle n'était *aperçue* que des personnes qui vivaient dans son intimité? Wörtlich: sein tiefes Gemüt (elle) wurde nur von denen bemerkt, die etc. Begründet hier die passive Form einen weiteren Unterschied? Ich glaube weniger, sondern meine übersetzen zu dürfen: . . . fiel nur **den** Personen in die Augen, **welche** . . . (gleichsam als handelte es sich um einen Charakterzug, der wie ein sinnlich greifbarer Gegenstand, bemerkt werden kann).

6) Durch unser das Substantiv begleitendes Wort alle läſst sich ein darauf folgender Genetiv, wie: der Anwesenden, aller Anwesenden, nicht selten umgehen; z. B. alle Blicke (d. h. die Blicke der Anwesenden, aller Anwesenden) waren auf ihn gerichtet. Die gleiche Konstruktion findet sich auch im Französischen, ist aber hier oft ausgedehnter, weil in dieser Sprache öfter, als bei uns ein Plural vorkommt (ähnlich, wie im Lateinischen: frigora, animi etc.). So lese ich in der Übersetzung der Fabiola, Part. II, Chap. XXIII gegen das Ende: Là, elle (la panthère) s'arrêta un instant, pendant lequel *toutes les respirations* (der Athem aller Anwesenden)

demeurèrent suspendues (unwillkührlich erinnert man sich hier an die herrliche Schilderung des Kampfes der Horatier und Curiatier bei Livius lib. I, cap. 25: et neutro inclinata spe *torpebat vox spiritusque*). Eine weitere Stelle lese ich bei Souvestre (Au coin du feu: L'oncle d'Amérique): La lettre faisait l'objet de *toutes les préoccupations*.

7) Auffallend erscheint der öfter vorkommende Gebrauch des Imparf. für das Plus-que-parf. Ich citiere aus Conseils à ma fille (Les nuances de l'âge) die Beispiele: Les nouveaux services .... ne le rendirent que plus cher encore ... à toutes les sociétés qu'il *fréquentait* avant son départ, die er vor seiner Abreise besucht hatte. Dann in derselben Novelle weiter unten: Les mêmes anecdotes, les mêmes saillies qu'on *écoutait* (die man angehört hatte) avec tant de plaisir paraissent aujourd'hui déplaire et même indisposer contre moi ceux qui s'en *amusaient* (quos oblectaverant) et me les *faisaient* remarquer avec tant d'empressement. Sodann erinnere ich mich irgendwo gelesen zu haben: D'autres .... lui recommandaient d'éviter les lieux et les amis qu'il *fréquentait* autrefois. Ferner bei Émile Souvestre (Au coin du feu: Les choses inutiles): Des meubles .... remplaçaient les siéges à la Louis XIII . . ., qu'on y *voyait* auparavant. Namentlich in Relativsätzen begegnet uns diese Erscheinung. Allerdings gebraucht auch der Deutsche, besonders wo die Zeitpartikeln früher, ehedem etc. angetroffen oder ergänzt werden können, das Imperfekt von pflegen, also qu'il *fréquentait* avant son départ = die er vor seiner Abreise zu besuchen pflegte; man vergleiche auch die anderen citierten Beispiele! Aber auffallend mufs denn doch folgende Stelle aus dem berüchtigten Roman »Les mystères de Paris« par Eugène Sue, tome I. chap. II, erscheinen: Confiant dans sa force, dans son adresse, dans son agilité, il n'avait ressenti qu'un mépris railleur pour l'espèce de bête brute qu'il *terrassait* (welches er zu Boden gestreckt hatte.) Es ist hier doch von keiner Gepflogenheit die Rede, sondern von einem Einzelfall. Hatte der Schriftsteller vielleicht die für das Ohr unangenehme Wiederholung von *avait* vermeiden wollen (il n'*avait* ressenti qu'un mépris ... pour l'espèce de bête . . . qu'il *avait* terrassée)? Oder liegt es im Sprachgefühl des Franzosen, wo immer es ohne Störung des Sinnes möglich ist, das Imparf. statt des Plus-que-parf. zu setzen? Eine andere Stelle lese ich in demselben Roman tome I. chap. V.: A ce moment le Maître d'école ... s'avança vers la table où *s'attablaient* Rodolphe, la Goualeuse et le Chourineur. Noch weitere Beobachtungen sind zur Fixierung einer strengen Regel für diese Erscheinung geboten.

8) Zu dem im XVII. Band dieser Blätter (S. 327, 328) erörterten Falle wornach der substantivische Hauptbegriff in ein adjektivisches Attributiv gelegt ist, und der auch an einen Gebrauch im Lateinischen (Nägelsbachs Stilistik, S. 60) anstreift, citiere ich aus Émile Souvestre (Au coin du feu) noch folgende interessante Beispiele. Les choses inutiles: Il y a dans ces

premières entrevues, à la suite d'une longue absence, un certain *embarras curieux* qui entrecoupe l'entretien de silences involontaires. Was soll eine neugierige Verlegenheit? Ich übersetze: Es liegt in diesen ersten Zusammenkünften .... Neugierde (curieux); aber es gesellt sich zu ihr eine gewisse Verlegenheit, welche ... unterbricht. — Ferner L'oncle d'Amérique: Il s'agit de mon fils Didier! s'écria la vieille femme avec cette *lucide promptitude* des mères. Man kann wohl sagen z. B. in einem lichtvollen Augenblick kam er auf den Einfall, aber nicht: er rief mit einem lichtvollen Augenblick oder mit einer lichtvollen Schnelligkeit aus. Ich übersetze die angezogene Stelle so: „Es handelt sich um meinen Sohn Desiderius, rief die alte Frau mit jenem Lichtblick (lucide) aus, wie er blitzähnlich das Mutterherz durchzuckt (promptitude des mères)“.

Freising.

Nissl.

Die Fläche gleicher Anziehung zwischen zwei Zentren.

Wird die Entfernung der beiden anziehenden Zentren m_1 und m_2 mit a bezeichnet, und sind r_1 und r_2 die Entfernungen eines von beiden Zentren gleich stark angezogenen Punktes von diesen, so ist, wenn $m_1 (\geq m_2)$ zum Anfangspunkt eines orthogonalen Koordinatensystems gewählt wird, die Fläche der gleichen Anziehung bestimmt durch die Gleichung:

$$\frac{m_1}{r_1^2} = \frac{m_2}{r_2^2}$$

Da aber $r_1^2 = x^2 + y^2 + z^2$ und $r_2^2 = (a - x)^2 + y^2 + z^2$ ist, so folgt:

$$m_1 [(a - x)^2 + y^2 + z^2] = m_2 (x^2 + y^2 + z^2)$$

oder

$$1) \qquad (m_1 - m_2)(x^2 + y^2 + z^2) - 2m_1 ax + m_1 a^2 = 0$$

Diese Gleichung repräsentiert eine Kugelfläche; um deren Mittelpunkt und Radius zu bestimmen, setzen wir $x = x_1 + \alpha$. Dadurch geht die Gl. 1) über in

$$x_1^2 + y^2 + z^2 + 2\alpha x_1 + \alpha^2 - \frac{2m_1 a}{m_1 - m_2} x_1 - \frac{2m_1 a \alpha}{m_1 - m_2} + \frac{m_1 a^2}{m_1 - m_2} = 0$$

Machen wir $\alpha = \dfrac{m_1 a}{m_1 - m_2}$ und schreiben wir statt x_1 wieder x, so kommt

$$2) \qquad x^2 + y^2 + z^2 = \left(\frac{a\sqrt{m_1 m_2}}{m_1 - m_2}\right)^2.$$

Der Mittelpunkt der Kugelfläche liegt also in der Verlängerung der Verbindungsstrecke der beiden anziehenden Zentren in der Entfernung $\frac{m_1 a}{m_1 - m_2}$ von dem Zentrum m_1 und $\frac{m_2 a}{m_1 - m_2}$ von dem Zentrum m_2; der Radius ist $\frac{a\sqrt{m_1 m_2}}{m_1 - m_2}$.

Die Punkte, in denen die durch die beiden Zentren gehende Gerade die Kugelfläche schneidet, finden wir aus Gl. 1), indem wir $y = z = 0$ setzen. Wir erhalten dadurch

$$m_1(a - x)^2 = m_2 x^2$$

also

$$x_1 = \frac{a\sqrt{m_1}}{\sqrt{m_1} + \sqrt{m_2}} \text{ und } x_2 = \frac{a\sqrt{m_1}}{\sqrt{m_1} - \sqrt{m_2}}$$

Diese Punkte teilen also die Strecke a harmonisch.

Für den Grenzfall $m_1 = m_2$ degeneriert demgemäfs die Kugelfläche in eine durch den Halbierungspunkt von a gehende und auf dieser Strecke senkrechte Ebene.

Wenden wir Obiges auf Sonne und Erde an, so finden wir, da $m_2 = 1$; $m_1 = 360000$; $a = 20 . 10^6$ ist, für den Radius der Sphäre gleicher Anziehung von Sonne und Erde (fast genau):

$$\frac{20 . 10^6}{\sqrt{360000}} = 33333 \text{ Meilen.}$$

Die Entfernung des Mittelpunktes dieser Sphäre vom Erdmittelpunkte beträgt $\frac{20 . 10^6}{360000} = \frac{5}{9} . 10^2 = 55{,}6$ Meilen.

Hieran läfst sich eine nicht uninteressante Folgerung knüpfen:

Da die Entfernung des Mondes von der Erde im Minimum 49000 Meilen beträgt, so befindet sich derselbe fortwährend aufserhalb der Sphäre gleicher Anziehung zwischen Sonne und Erde. (Die Sonnenanziehung, die der Mond erleidet, ist $2\frac{1}{4}$ mal so grofs als die Erdanziehung, nämlich

$$\frac{360000}{400^2} : 1 = 2\tfrac{1}{4}).$$

Wenn also nicht eine aufser aller Berechnung stehende gewaltsame Ursache bei der Bildung des Mondes thätig war, so ist derselbe kein **Satellit** der Erde, entstanden aus einem vom Erdäquator abgelösten Ringe (Kosmogonie von Laplace), sondern ein der Erde koordinierter (obwohl kleinerer), mit derselben zu einem Binärsystem verbundener **Planet**.

Neustadt a/H. V. Nachreiner.

Chrestomathie aus Xenophon, aus der Kyrupädie, der Anabasis, den Erinnerungen an Sokrates zusammengestellt und mit erklärenden Anmerkungen und einem Wörterbuche versehen von Karl Schenkl. Siebente Auflage. Wien. Druck und Verlag von Karl Gerolds Sohn. 1882 8. Preis 3 ℳ.

Die 7. Auflage, die dieses Buch erlebt hat, zeugt davon, daſs es in vielen Schulen Eingang gefunden hat, wenigstens — wie es scheint — in Österreich. Es hat diesen Erfolg wohl zumeist den trefflichen schulgemäſsen Anmerkungen zu verdanken gehabt. In dieser Auflage „sind die Anmerkungen genau geprüft und an einigen Stellen verbessert worden; die gleiche Sorgfalt ist auch dem Wörterverzeichnisse zu teil geworden."

Es ist bei dieser Gelegenheit vielleicht einmal am platz im Anschluſs an dieses Buch — ohne seinem wissenschaftlichen Werte entgegentreten oder seinem materiellen Erfolge Abbruch thun zu wollen — sich über die Verwendung von Chrestomathien aus einem und demselben Prosaschriftsteller insbesondere mit Rücksicht auf die bayerischen Gelehrtenschulen zu äuſsern. Der Berichterstatter hat zu seiner groſsen Befriedigung gefunden, daſs anerkannte Schulmänner sowohl im ganzen als im einzelnen seiner Ansicht sind.

Eine für die Chrestomathien gewöhnlich ins Feld geführte Behauptung, die auch der Herr Verfasser bringt (S. III u. f.), ist die: man könne in der zur Lesung der Schriften Xenophons bestimmten Zeit keine der drei zunächst zur Lesung in betracht kommenden Schriften (expeditio, Cyri institutio, commentarii) gänzlich mit den Schülern lesen und sie lernten so den Schriftsteller nur halbwegs kennen.

Das ist nun wohl insoferne zuzugeben, als es bei dem mannigfaltigen, aber auf ein einheitliches Ziel hinstrebenden Lehrstoff, der an unseren Gymnasien zur Verarbeitung kommen soll, ohne einseitig zu sein und sich nur auf eine von den 3 Hauptschriften Xenophons, von denen doch jede ein eigenes genus vertritt, zu beschränken, nicht möglich ist die 7 Bücher der expeditio oder die 8 der institutio Cyri mit den Schülern vollständig durchzugehen. Dafür bietet aber die bayerische Schulordnung reichlich Gelegenheit namhafte Teile aus allen hieher einschlägigen Werken zu lesen. Den Zusammenhang mit den nicht gelesenen Büchern und den Inhalt der vollständigen Schriften, sowie den Gedankengang und, soweit es für die Schüler thunlich ist, eine Würdigung der Darstellungskunst des Schriftstellers, endlich das Verhältnis der einzelnen Werke zu einander gibt der Lehrer an, sei es in der üblichen kurzen Einleitung, sei es im Verlauf des Unterrichts.

Nach meiner Ansicht ist es für den Schüler wenigstens an unseren Anstalten nützlicher, gröſsere Abschnitte, d. h. ganze Bücher ununterbrochen zu lesen als bloſs einzelne, wenn auch noch so anziehende Episoden, zwischen denen den Zusammenhang herzustellen und die Verbindungsglieder unter den disiecti membra scriptoris einzufügen dem Lehrer immerwährend groſsen Zeitverlust verursacht, man müſste denn Xenophon nicht als Schriftsteller behandeln wollen, sondern als eine Art Übungsbuch in dem Zuschnitt von Jacobs-Döring. Zum mindesten müſste der Lehrer erklären, wie nach inst. Cyri 2, 4, 1—8, einem Abschnitt, welcher in der Chrestomathie zum Abschnitt „Lager" gehört, in 4, 6, 1, einem Paragraphen, der im nächstfolgenden Abschnitt „Kyros und Gobryas" unmittelbar sich anschlieſst, plötzlich der Text beginnt mit Γωβρύας δ' und so bei vielen anderen Stellen.

Es ist ferner vielleicht auch aus erziehlichen Rücksichten wünschenswert, dem Schüler, der beim Übersetzen aus der Muttersprache jeden Tag einen neuen aus dem Zusammenhang gerissenen Stoff zur Bearbeitung bekommt, einmal etwas Zusammenhängendes, Ununterbrochenes vorzulegen, wie es in unseren Gymnasien bei Lesung lateinischer[1]) Schriftsteller auch geschieht. Nicht zu unterschätzen ist es ferner, dafs dem Schüler durch den Besitz einer vollständigen Ausgabe wenn auch nur eines Teiles der Xenophontischen Schriften das Nachschlagen ermöglicht wird, was bei vorliegender Chrestomathie wegen selbständiger Bezeichnung der Stücke (die gewöhnlichen Bezeichnungen sind nur unter der Überschrift der einzelnen Abschnitte angegeben) sehr erschwert, für die fehlenden Stücke natürlich unmöglich ist.

Würde man derartige Chrestomathien an bayerischen Gymnasien einführen, so kämen die Lehrer sehr bald in Verlegenheit, wie sie die griechische Prosalektüre mit Rücksicht auf diejenigen Schüler, die eine Klasse zu wiederholen haben, einrichten müfsten. Auch für den Lehrer ist es nicht befriedigend, ein Jahr um das andere immer dieselben ausgewählten Kapitel zu lesen.

Den Schülern können die drei oben angegebenen Hauptwerke Xenophons voll und ganz in die Hand gegeben werden, es gibt immer einen oder den andern strebsamen Schüler, der angezogen von der frischen Darstellung z. B. in der expeditio über seine Pflicht hinaus ein paar Kapitel liest.

Dies ist der Standpunkt des Ref. in dieser und in ähnlichen Fragen. Betreffs der Einzelheiten will er sich auf einige ganz kurze Bemerkungen beschränken.

Es ist vielleicht nicht geraten, in dem Vorwort eines für Schüler bestimmten Buches von „gar manchen nüchternen und zum Teil langweiligen Erörterungen (Xenophons) zu sprechen, da unsere Schüler solche an und für sich ganz richtige Bemerkungen im Sinne der jetzigen leider nur zu häufig sich bemerkbar machenden antihumanistischen Zeitrichtung auffassen. Es stimmen auch dergleichen Bemerkungen nicht gut mit der zum Schlufs der Einleitung angeführten bekannten Aufforderung Ciceros zur fleifsigen Lesung der Xenophontischen Schriften. Was die Anmerkungen betrifft, so sind sie kurz gehalten aber trefflich, im übrigen bei Berichterstattung über frühere Auflagen bereits besprochen.

Was das Wörterbuch anlangt, so gibt es viele namhafte Lehrer, die nicht mit Unrecht die „Spezialwörterbücher“ für eine Art wenn auch abgeschwächter „Stütze“ halten. Vielleicht hätte der auffallend häufige Gebrauch der Präposition σύν trotz der prinzipiellen Enthaltsamkeit des Herrn Verfassers von grammatischen und stilistischen Bemerkungen im Wörterbuch (Citate ausgenommen) kurz erwähnt werden können. Wenn bei ἀγάλλομαι blofs die Bedeutungen „freue mich, ergötze mich“ angegeben sind, so sind dieselben doch kaum für alle im Buch vorkommenden Stellen deckend.

Zum Schlufs ist es mir unerfindlich, weshalb in der angeführten Stelle aus Cic. de off. (2, 24, 87) die Worte: „quem nos, ista fere aetate quum essemus, qua es tu nunc, e graeco in latinum convertimus“ in „quem Cicero adulescens e graeco in latinum convertit“ geändert sind, so dafs es dem Schüler scheinen möchte, als hätte Cicero das letztere geschrieben. Im übrigen sei bezüglich dieses in seiner Anordnung ganz trefflichen und für Privat- oder Selbstunterricht wohl geeigneten Buches auf die Besprechungen, die hierorts früher stattgefunden haben, verwiesen. β

[1]) nicht minder bei der Lesung griechischer Schriftsteller von der 5. Lateinklasse an.

Griechische Syntax in kurzer, übersichtlicher Fassung auf Grund der Ergebnisse der vergl. Sprachforschung zum Gebrauch für Schulen von Dr. Fr. Holzweifsig. 2. Aufl. Leipzig. Teubner. 1881. gr. 8. IV u. 67 S. ℳ 0,75.

Klare Anordnung und Darstellung lassen dieses Büchlein als ein sehr brauchbares Lehrmittel erscheinen. Weil es für Schüler bestimmt ist, wäre die Kennzeichnung mancher Erklärungen, z. B. beim Genitiv, durch ein? besser unterblieben. Der Gebrauch von μή und μὴ οὐ mit Ergänzung des regierenden Satzes dürfte wegen seines häufigen Vorkommens § 87 oder 119 wohl auch erwähnt werden. S. 41 kann die Regel: „Der Ind. des Aor. bezeichnet das einmalige Geschehen der Handlung in der Vergangenheit“ zu unrichtiger Auffassung Anlafs geben, als ob bei Begriffen wie τρίς, πολλάκις der Aor. nicht stehen könnte. S. 42 ist die Fassung der Regel: „Der Ind. bezeichnet die thatsächliche Wirklichkeit“ bezüglich ihrer logischen Richtigkeit anfechtbar. S. 43 mufste bei der Regel: „Der Ind. der Prät. mit ἄν dient zur Bezeichnung der thatsächlichen Nichtwirklichkeit in antirealen Bedingungssätzen“ genauer gesagt werden: in den Nachsätzen antirealer Bedingungssätze.

Seyfferts Hauptregeln der griechischen Syntax bearbeitet von Dr. Alb. von Bamberg. 14. Aufl. Berlin. Springer. 1882. gr. 8. VIII und 58 S. ℳ 0,80.

Seyfferts weit verbreitete Hauptregeln verdanken ihrem neuen Herausgeber vielfache Verbesserung. Eine Vervollständigung bedürfte noch in manchen Punkten der Abschnitt über die Pronomina, z. B. wäre über die Pronomina in Ausrufsätzen eine Bemerkung nötig. Auch über den Vokativ sind einige Erklärungen wünschenswert, so über die Appos. beim Vokativ, über Fälle wie ἴθι μὲν οὖν σύ, ὁ πρεσβύτατος, ὦ ἄνδρες οἱ παρόντες, ὦ Κῦρε καὶ οἱ ἄλλοι Πέρσαι. Das § 10 Bemerkte reicht nicht aus. § 31, 2 A. 1 steht αἱ ἡμίσεις τῶν νεῶν statt αἱ ἡμίσειαι τῶν νεῶν.

Griechische Syntax für die Oberklassen der Gymnasien zusammengestellt von K. Schmelzer. Leipzig, Teubner. 1881. gr. 8. 39 S. ℳ 0,60.

Der Verfasser zieht nicht das Latein, sondern das Deutsche zum Vergleiche heran, da die deutsche Sprache mehr als jede andere der griechischen Entsprechendes biete. Das Büchlein zeigt aber nicht immer eine solche Vollständigkeit, dafs es als Lehrmittel ausreichend wäre, vgl. z. B. die Konsekutivsätze § 57. Auch ist der Sprachgebrauch der Dichter verschiedener Perioden und der attischen Prosa nicht genügend auseinandergehalten. So heifst es § 45 bei den Modi in einfachen Hauptsätzen: „Der Konj. mit ἄν ist mit dem Fut. identisch und zwar entspricht der Konj. des Präs. mit ἄν unserm ersten, der Konj. des Aor. mit ἄν unserm zweiten Fut.“; als Beispiele sind aber lauter Nebensätze angeführt aufser dem homerischen οὐκ ἄν τοι χραίσμῃ κίθαρις. § 12 ist als eine Ausdrucksweise für possessive Verhältnisse auch ὁ ἐμοῦ πατήρ angegeben, was in dieser Form gegen den griechischen Sprachgebrauch ist.

gr.

Lucretius. Deutsch von Max Seydel (Max Schlierbach). München und Leipzig. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. 1881. (153 S. gr. 8.)

Wieland schrieb einst, Lukrezens Gedicht ‚De rerum natura' sei ein wahrer Ulysses-Bogen. Ein so ‚gefährliches Abenteuer' schien ihm eine gute poetische Übersetzung dieses Dichters zu sein.

Seitdem haben nun mehrere sich die Kraft zugetraut, diesen Bogen zu spannen und es sind bis zum Jahre 1868 vier vollständige Übertragungen dieses schwierigen Lehrgedichtes zu tage gefördert worden. Und nun ist als neuer Rivale Max Seydel, Professor des bayer. Verfassungs- und Verwaltungsrechtes an der Universität München, hinzugekommen, welcher mit hoher poetischer Begabung ausgestattet das grofse Wagestück unternommen, und wir werden kaum anstehen, ihm den Siegespreis zuzuerkennen, wenn wir durch einen Vergleich mit seinen Vorgängern uns von seinen unbestreitbaren Vorzügen überzeugen.

Als Wieland im Anschlufs an die Veröffentlichung einer von einem Unbekannten eingesendeten Probe einer Übersetzung des Lucretius im „Neuen Teutschen Merkur" i. J. 1792 ein strenges Gericht über diese Probe gehalten, verschiedene Gesetze für eine gute Übersetzung „dieses schwierigsten Dichters" aufgestellt und dann weitere Proben als Muster publiziert hatte, trat drei Jahre später der Einsender dieser letzteren Proben, J. H. F. Meineke mit der vollständigen Übersetzung des Dichters hauptsächlich nach der Ausgabe von Haverkamp hervor. (Leipzig. 1795. 2 Bde.) Er war der erste, welcher das ganze Werk ins Deutsche übertrug. So grofs auch die Anerkennung ist, welche wir seiner verdienstvollen Arbeit zollen müssen, besonders in Erwägung des Umstandes, dafs der stark verdorbene Text noch sehr grofse Schwierigkeiten bot und noch kein Vorgänger die Bahn geebnet hatte, so treten darin doch nicht unerhebliche Mängel zu tage sowohl im Ausdruck, welcher von sprachlichen Härten nicht frei ist, als auch im Bau der Verse, bei denen oft rhythmischer Wohlklang vermifst wird. Zudem gewinnt der Gedanke des Dichters gar häufig durch den Aufputz eigener Zuthaten eine subjektiv gefärbte Gestalt, welche dem Original nicht entspricht. Sie ist mehr in der parodistischen Manier Wielands und der Franzosen gefertigt.

Entschiedene Vorzüge weist die zuerst i. J. 1821 mit dem lat. Texte von Wakefield erschienene Übertragung von Knebel auf (Leipzig. 1821 und 1831. 2 Bde.), welche sich durchgehends durch treuere Wiedergabe der Gedanken, durch schöneren Flufs des Rhythmus und gröfsere Glätte des Ausdruckes auszeichnet. In manchen Partien dürfte sie als mustergiltig gelten. Auch Göthe, welcher ‚dieser unverdrossenen Bemühung manche Fördernis' zu verdanken gesteht, nennt sie ‚wohlgelungen'.

Nachdem dann drei Dezennien später Karl Lachmann an dem verunstalteten Texte des Originals mit dem scharfen Messer seiner Kritik tief einschneidende Operationen vorgenommen und ihm eine neue lesbare Gestalt gegeben hatte, zeigte sich auch neues Interesse für den grofsen Dichter und auch neue Übersetzungen wurden gemacht. Um die unbedeutenden Proben von L. Grassberger in Terzinen (Würzburg. 1862) und von A. Brieger (I, 1—3!9. Posen. 1866) zu übergehen, hat G. Bossart-Oerden (Berlin. G. Reimer. 1865) zuerst den Versuch gemacht, auf grund des Lachmann'schen Textes eine neue Übertragung des ganzen Werkes in ziemlich eleganter Ausstattung „für das grofse Publikum" zu unternehmen. In anerkennenswerter Weise stellt er sich unabhängig von seinen Vorgängern ganz auf eigene Füfse und versteht es geschickt, seinen Versen eine leichte,

gefällige Form zu verleihen. Zwar entfernt er sich manchmal zu weit vom Texte der Urschrift, in den philosophischen Partien fehlt oft die wünschenswerte Klarheit, Deutlichkeit und Schärfe im Ausdruck, auch die Reinheit der Metrik wird durch den häufigen Mangel schöner Verseinschnitte vielfach beeinträchtigt, aber im Ganzen dürfte seine Arbeit die Vorgänger an Wert überflügeln.

Weit schlechter ist die drei Jahre nachher aus der Übersetzungsfabrik von W. Binder hervorgegangene Verdeutschung (Stuttgart. Hoffmann. 1868). Er selbst gesteht, bei diesem Dichter von so abstrakt wissenschaftlichem Werte sich in der Auswahl der einmal allgemein rezipierten Kunstausdrücke in den meisten Fällen an Knebel anzuschliefsen, und wenn er daher lediglich in Hinsicht auf die Form Anspruch auf Selbständigkeit und Originalität machen will, so ist auch dies dem wirklichen Sachverhalte nicht entsprechend, da seine Übersetzung sich auch in der Wahl sehr vieler anderer Ausdrücke und Wendungen an Knebel anlehnt, so dafs wir oft nur eine freie Ummodelung des Knebel'schen Werkes vor uns haben. Überdies sind seine vermeintlichen Verbesserungen in Hinsicht auf die Form sehr zweifelhafter Natur; denn er gestattet sich häufig eine ganz geschraubte Wortfolge, die Sprache wird durch eine schleppende Schwerfälligkeit unlesbar und der Wohlklang in den einzelnen Versen und der schöne Rhythmus in den Perioden wird fast durchgehends vermifst.

Mit gröfserem Geschick als alle Vorgänger hat nun Max Seydel den verhängnisvollen Bogen gespannt. Seiner Arbeit liegt die Ausgabe von Jak. Bernays (Leipzig. 1879) zu grunde, welche die Forschungen Lachmanns ergänzt. Die unbedeutenden Abweichungen von dieser Ausgabe, welche sich der Übersetzer an wenigen Stellen, offenbar behufs Herstellung eines geordneten Zusammenhangs, gestattete, sind nicht von Belang. Würde auch der Philologe von Fach gewünscht haben, dafs auch die späteren umfangreichen kritischen Beiträge bei der Übersetzung Berücksichtigung gefunden hätten, so kann man doch dem Übersetzer als einem nicht zünftigen Philologen nicht zumuten, den ganzen Wust kritischer Einfälle von oft sehr zweifelhaftem Werte durchzuwühlen, um zuletzt doch nur eine sehr spärliche Auslese zu erzielen. Wenn einmal eine kritische Ausgabe hergestellt ist, in welcher die seit der Edition von Bernays gemachten Emendationen in nutzbarer Weise verwertet sind, wird auch der Übersetzer kaum anstehen, sie bei einer neuen Auflage gebührend zu würdigen. Allerdings wäre der Vorwurf nicht ungerechtfertigt, dafs er Munros Ausgabe (Cambridge. 1866) nicht beigezogen, welche Bernays gegenüber nicht unwesentliche Fortschritte aufweist.

Ein Vergleich der Übersetzung mit dem Original (nach der Verszählung von Bernays) zeigt einen Ausfall von nahezu anderthalb tausend Versen. Denn selbstverständlich hat der Übersetzer alle von Lachmann als eingeschoben beanstandeten Stellen mit Ausnahme des Eingangs des IV. Buches weggelassen, welche sich teils als lästige Wiederholungen und Zusammenstoppelungen früherer Ausführungen und Wendungen des Dichters, teils als unverständliche Interpolationen, teils sogar als sinnwidrige Einschaltungen erweisen und daher für den Flufs der Dichtung höchst störend wirken. Häufig ist auch die Übersetzung um einen oder mehrere Verse kürzer gefafst als der lateinische Text; auch hiegegen kann man nichts einwenden, da einerseits der Inhalt an Deutlichkeit und Vollständigkeit nicht leidet, anderseits aber eine schwulstige Breite vermieden wird. Nur sehe ich keinen Grund ein, warum mehrere Verse, wie I, 883; II, 528; V, 712; VI, 46 in der Übersetzung mit keinem Worte berührt sind. Nicht

unwesentlich ist die Auslassung des Schlusses des IV. Buches (V. 1017—1279), wo sexuelle Vorgänge drastisch behandelt werden. So verwerflich jede derartige Verstümmelung eines antiken Autors aus bloſsen Sittlichkeitsgründen ist, so zäh auch der Übersetzer an einer unverkümmerten Wiedergabe des Originals festhalten soll, so kann doch unter gewissen Umständen und Rücksichten auf den Zweck der Arbeit eine Ausnahme gerechte Billigung finden. Und diese Ausnahme ist durch die klare Absicht des Übersetzers, einem gröſseren Publikum, selbst die Damenwelt nicht ausgeschlossen, das herrliche Gedicht zugänglich zu machen, zur genüge gerechtfertigt. Indes würde ich es für keine Sünde gegen die gute Sitte halten, wenn sich auch dieser Abschnitt in der Übersetzung fände; denn unreife Leute werden sich mit Lucretius überhaupt nicht befassen. Haben doch auch Knebel, Possart-Oerden und Binder ihn ohne Bedenken in ihre Übertragung aufgenommen.

Hinsichtlich der Genauigkeit und Richtigkeit der Übersetzung wäre allerdings manches als fehlerhaft zu bezeichnen. Abgesehen davon, daſs einzelne Wörter manchmal falsch aufgefaſst sind, finden sich in den philosophischen Partien manche Ausdrücke und Wendungen, welche weder dem lateinischen Texte entsprechen, noch mit dem Wesen der Atomenlehre des Epikur und Lukrez im Einklange stehen. So z. B. ist II, 480 ‚finita ratione' übersetzt: „in beschränktestem Maſse", so daſs man meinen möchte, der Übersetzer nehme eine teilweise Veränderung der Atome an. Der Sinn der Stelle, wie Epikurs Lehre verlangen vielmehr die Übersetzung: „in bestimmter Weise, nach bestimmtem System".

In formeller Hinsicht ist das Werk in hohem Grade ausgezeichnet. Unstreitig haben die Musen in ihm einen begeisterten Liebhaber des Lukrez zum hochbefähigten Übersetzer geweiht. Hätte er sich nicht schon unter dem pseudonymen Namen ‚Max Schliersbach'[1]) durch originelles Schaffen auf dem Gebiete der lyrischen Poesie einen rühmlichen Namen erworben, so würde schon vorliegende Arbeit einen sprechenden Beweis von seiner hohen dichterischen Befähigung liefern. Sie gibt das beste Zeugnis, daſs er mit hellem philosophischem Geiste die Dichtung im ganzen wie im einzelnen durchdrungen, mit empfänglichem und hingebendem Gemüte in sich aufgenommen und mit vollem Sprachbewuſstsein und künstlerischem Verständnis neu gestaltet hat. Ohne mit sklavischer Ängstlichkeit am Wortlaute zu hängen, ohne aber auch vom Inhalt und Gedankengange wesentlich abzuweichen, hat er es meisterhaft verstanden, den Ton und Charakter des Originals mit seltener Treue wiederzugeben. Alles Fremdsprachliche hat er völlig abgestreift und selbst an schwer zu gestaltenden Stellen einen so leichten und ungezwungenen Ausdruck zu finden gewuſst, daſs wir wohl nirgends mehr an die Übersetzung erinnert werden. Die Sprache ist immer deutlich, reich, flieſsend und geschmeidig, die Diktion immer kräftig, edel und elegant, frei von Schwulst und Ziererei. Wenn der Dichter bei den philosophischen Problemen, besonders in den ersteren Gesängen, mit seinem spröden Stoffe vielfach ringt, viele Unklarheiten und Widersprüche vergeblich aufzuhellen sich bemüht und daher von Geschraubtheit und Unbestimmtheit in der Darstellung sich nicht frei zu halten vermag, so ist dagegen der Übersetzer bestrebt, die sprachlichen Härten des Originals durch eine anmutigere und geschmeidigere Ausdrucksweise

---

[1]) 1. Gedichte von Max Schlierbach. Mittler und Sohn. Berlin. 1872.
2. Neue Gedichte von Max Schlierbach. II. Sammlung. 1880.

zu mildern und uns die Lektüre geniefsbarer zu machen; wenn aber Lukrez seine trockene Materie verläfst und dem hohen Flug seiner Phantasie in der Schilderung von Szenen aus der Natur und dem Menschenleben sich überläfst, da erhebt sich auch der Übersetzer zu erhabener, ergreifender Formenschönheit, zu wahrhaft poetischer Darstellung, wie es nur einem Liebling der Musen gegönnt ist.

Da ihm der ganze Reichtum unserer Sprache zur Disposition steht, war es ihm nicht schwer, den ungefügigen Stoff in leicht fliefsende Verse zu kleiden. Durchgehends bewundern wir die schöne Organisation des Hexameters, besonders das durch geschickte Interpunktion reich unterstützte, schöne Verhältnis der kleinen Verseinschnitte und des symmetrischen Baues der Perioden. Da er den Gebrauch von Trochäen möglichst meidet, auch Spondeen nur in geringem Maafse anwendet und mittelzeitige Wörter mit Vorliebe als Kürzen gebraucht, so gleiten seine Rythmen daktylisch bewegter[1]) „zierlich hüpfend gleich dem rieselnden Bache“ in leichter Grazie, Anmut und Gefälligkeit dahin, während sich die Hexameter des lateinischen Autors „mit gewaltiger Langsamkeit gleich dem Strome flüssigen Goldes“ daherwälzen. Aber Lukrez, welcher der eigentliche Schöpfer der römischen Dichtkunst geworden, welcher überdies das trockene System eines griechischen Materialisten in eine noch ziemlich rohe und zum Ausdrucke abstrakter Spekulationen noch wenig ausgebildete Sprache zu übertragen wagte und in seiner Begeisterung für seine Lehre sich nicht durch grofse Aufmerksamkeit auf Zierlichkeit der Einkleidung der Gedanken im Ergufs seiner Ideen aufhalten liefs, hatte aus eben diesen Gründen mit aufserordentlichen Schwierigkeiten der Sprach- und Versbildung zu kämpfen und konnte nicht leicht über viele Härten der alten Red- und Dichtweise hinwegkommen. Wenn wir aufserdem noch in Erwägung ziehen, dafs bei der grofsen Verschiedenheit der beiden Sprachen, sowie bei der mechanischen Schwierigkeit des deutschen Hexameters infolge der Armut unserer Sprache an Spondeen und des mangelhaften Ersatzes durch Trochäen eine zu ängstliche Nachbildung altsprachlicher Eigentümlichkeiten nur zu leicht zur Ungeschmeidigkeit und zu Gewaltthätigkeiten in unserer Sprache führen würde, so finde ich es durchaus löblich, dafs der Übersetzer diesen Eigentümlichkeiten des Originals keine Rechnung getragen, sondern vielmehr das leichter bewegliche, elegantere Versmafs der modernen römischen Dichterschule unter Augustus sich zum Muster genommen hat.

Das antike Werk liegt uns somit in dieser Übertragung vor gleichsam als poetisches Originalwerk in echt deutscher Form. Sie ist unzweifelhaft die beste Übersetzung des Dichters, welche wir nun besitzen; sie erschliefst das volle Verständnis des Originals selbst bei Behandlung der abstrusesten Probleme, sie ist ein trefflicher Kommentar ohne Umschreibung, sie führt uns anmutig in die tiefsten Geheimnisse des philosophischen Denkens eines der stärksten Geister der damaligen

---

[1]) Der Rezensent vorliegender Übers. in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ vom 1. Dez. 1881, welcher viel von der Bedeutung des Lucretius und anderen Übersetzungen, dagegen von Seydels Übersetzung wenig spricht, tadelt dies mit Unrecht, und wenn er für Seydels Übersetzung: „Ebenso will ich nach dem . . .“ (IV, 16) zur Entfernung der Daktylen die Verbesserung: „So will ich nachdem“ vorschlägt, so dürfte dies schwerlich von besonderem Formsinn zeigen.

Römerwelt. Sie ist die einzige, welche Treue mit poetischer Schönheit verbindet, die einzige, welche auch denen, die das Original nicht kennen, ein lebendiges Bild von der Lukrezischen Dichtung gewährt. Der letzte Punkt ist um so mehr zu beachten, als ja diese mühevolle Arbeit offenbar den bestimmten Zweck verfolgt, den reichen Inhalt einer für die Denkweise des ersten Jahrhunderts vor unserer Ära so charakteristischen Dichtung in einer unserer Sprache durchaus angemessenen Form einem gröfseren Publikum zugänglich zu machen und dem gewaltigen Dichter in weiteren, nicht philologisch gebildeten Kreisen Freunde zu erwerben.

Mancher wird vielleicht sagen, dafs die Lektüre dieses Lehrgedichtes nicht ohne verderblichen Einflufs auf die Denkweise vieler Leser bleiben wird, und schon Meineke teilt (Vorr. p. XXII) mit, dafs ein Hochwürdiges Oberkonsistorium zu Dresden die Übersetzung des Lucretius wenigstens für sehr bedenklich fand und daher bei der ersten Ankündigung der Verlagshandlung den Druck verbot, ihn aber auf geziemende Gegenvorstellung unter der Bedingung gestattete, dafs in den Anmerkungen für die nötige Portion Gegengift gesorgt, und einige etwas zu plump aufgedeckte Geheimnisse der physischen Venus übergangen würden. Ja, es ist wahr, Lucretius, welcher mit der Hoffnung auf ein neues Leben nach dem Tode auch die beängstigende Furcht vor allen Schrecknissen los werden will, fährt mit heftigem Eifer auf alle los, welche im Tode nicht vergehen wollen, reifst die Götter von ihrem Throne, blickt voll Verachtung auf den finsteren Aberglauben der Menge, aus dem „der Staatsmann und der Kriegsheld seit Erbauung Roms nach Bedürfnis die gröfsten Vorteile zog", und predigt voll Überzeugung seine Lehre als die Erlösung von der Nacht des Wahnglaubens und von den Fesseln der Götterdienste. Aber ich kann schlechterdings nicht glauben, dafs heutzutage ein Gebildeter an dem groben theologisch-psychologischen Materialismus seiner Lehre, am Atomenwirbel des Alls, an der mechanischen Abwickelung der Entstehung und des Endes der Welt, sowie aller Probleme der Natur und des Lebens eine Gefährdung seiner Grundsätze finden könnte, ich sage heutzutage, wo die weit feiner gewebten, direkt gegen die positiven Bekenntnisse gerichteten Anschauungen des vorigen und jetzigen Jahrhunderts, eines Voltaire, David Straufs, Renan u. s. w. überall bekannt sind. Nur geistige oder moralische Schwäche, nur blinder Fanatismus kann dagegen eifern. Anderseits aber gewährt der Einblick in die religiösen Anschauungen einiger Dezennien vor der christlichen Ära ein hohes Interesse und es ist daher „dieses Dokument als Prologus der christlichen Kirchengeschichte höchst merkwürdig".

Was Göthe vor sechzig Jahren bei Besprechung der Knebel'schen Übersetzung schrieb, das möchte ich auch vom Werke Seydels betonen, dafs es nämlich „allgemeine Aufmerksamkeit verdienend den Anteil der jetzigen Zeit besonders erregen mufs". Daher sei diese treffliche, auch äufserlich prächtig ausgestattete Arbeit nicht nur allen Fachmännern, sondern vorzugsweise weiteren Kreisen der gebildeten Gesellschaft aufs wärmste empfohlen.

München. Dr. Jakob Haas.

Zur Kritik von Ciceros Rede für den P. Sestius von Martin Hertz. Leipzig, B. G. Teubner. 1881. 52 S. 8.

Wohl keine Rede Ciceros hat in den letzten fünfzig Jahren eine so vielseitige Behandlung in kritischer Beziehung erfahren als die Sestiana. Doch verschaffte erst Halm durch eine eingehende Vergleichung der grundlegenden Pariser Handschrift (P N. 7794, 2. Hälfte des IX. Jhd.) für die Rezension und Emendation des Textes eine sichere Grundlage (Rhein. Mus. IX. 1854 p. 322 ff.). Dadurch zeigte sich einerseits, dafs die frühere Kollation eines Landsmannes Madvigs und von ihm in seinen op. acad. S. 524 ff. veröffentlicht nur eine sehr unvollkommene gewesen war, und andrerseits, dafs die Berner Handschrift (Bernensis 136 saec. XI—XII), die durch Orellis Ausgabe der Rede (1832) bekannt und dem Parisinus gleich geschätzt, ja von K. F. Hermann sogar vorgezogen wurde, sich in vollständiger Abhängigkeit von P befinde. Durch die Untersuchung Halms wurde nun aufser Zweifel gesetzt, dafs die Lesarten des Parisinus von erster Hand die Grundlage für die Rezension abgeben müssen, aber offene Frage blieb es, inwieweit zur Ausfüllung der Lücken in P die von zweiter und dritter Hand (= p) dieser und in anderen Handschriften (unter denen besonders der cod. Gemblacensis = G hervorragt) gegebenen Ergänzungen herbeigezogen werden dürften. Halm hatte über diese (mittelalterlichen) Ausfüllungen das Verdikt gesprochen und alle neueren Kritiker haben sich in diesem Punkte auf seine Seite gestellt. Doch wie Halm durch seinen Aufsatz im Rhein. Museum erst den Parisinus in sein volles Recht eingesetzt hat, so sollten auch die zurückgedrängten Auswüchse jenes codex ihren scharfsinnigen Verteidiger in Martin Hertz finden. Hertz geht in vorliegender — dem 25jährigen Doktorjubiläum Fleckeisens gewidmeten — Schrift von dem Satz aus, dafs, wenn bei einigen Auslassungen der besseren Handschrift, die meist auf Homoeoteleutie oder ähnliche äufsere Veranlassungen zurückzuführen sind, die Ergänzungen der schlechteren Handschriften durch ihre Übereinstimmung mit Citaten oder Nachahmungen sich als ursprünglich erweisen, die Echtheit auch anderer Ausfüllungen von vornherein die Wahrscheinlichkeit für sich hat. So haben wir in der Sestiana § 58 in P (und auch von p nicht ergänzt) den Ausfall der Worte ‚huius imperii Mithrida*tem*‘, welche G bietet, offenbar durch Homoeoteleutie veranlafst uns zu denken, denn ‚hos*tem*‘ geht unmittelbar vorher. Können wir nun aber auch als Zeugen Val. Maximus beibringen, der V, 1, 9 wie an vielen anderen Stellen offenbar an Cicero sich in seiner Erzählung anlehnt, und im gleichen Zusammenhange die Worte bietet ‚infestissimum urbi nostrae Mithridatem‘, so ist die Ergänzung von G als die ursprüngliche und echte erwiesen. Dabei wollen wir gleich hier darauf hinweisen, dafs p wie hier, so auch an einigen weiteren Stellen keine Ergänzung bietet, wo ein konsequenter Interpolator sich am wenigsten die Gelegenheit zur Ausfüllung hätte entgehen lassen. Auch hat Halm selbst an vier Stellen der Sest. diese Ergänzungen in Schutz genommen, nämlich § 48 alii partim adipiscendae [laudis, partim vitandae], wo die eingeklammerten Worte in P fehlen und in p ergänzt sind; § 93 wo der Schreiber von einem ‚rep.‘ auf ein zweites abirrte; § 116 wo P schreibt ‚ex te igitur, Scaure, potissimum quaero qui ludos apparatissimosque fecisti‘, p über der Linie ‚magnificentissimos‘ bietet; § 118 in dem Satze ‚quod aut populum universum fugeret aut non exprimeret ipse actor‘, wo die von P ausgelassenen Worte ‚aut non exprimeret‘ in G sich finden und in p nachgetragen sind. Im Anschlufs an diese vier Stellen, wo die Lücke jedesmal auf Homoeoteleutie beruhte und durch p oder G (auch von Halm) ausgefüllt wurde, behandelt

nun Hertz eine weitere Reihe von Stellen, an denen ebenfalls durch Homoeoteleutie entstandene Lücken durch die in p nachgetragenen Worte von Halm nicht ergänzt wurden.[1])

§ 15 ‚intentus est arcus in me unum, sicut vulgo ignari rerum loquebantur, re quidem in universam rem publicam': hinter ‚re' bieten p und G *vera*, ein unnötiger, aber keineswegs verdächtiger Zusatz wie auch § 6 in dem Satze ‚duobus his gravissimis (?) antiquitatis viris sic probatus fuit, *ut* utrique eorum etc. das durch Haplographie von ‚utrique' in P ausgefallene *ut* richtig von G von p nach ‚eorum' gegeben wird. Für ‚his gravissimis antiquitatis viris' liest Halm ‚his gravissimis summae antiquitatis viris'; den jüngsten Heilversuch von C. Hammer in diesen Blättern; 1881 p. 227 ‚his antiquis viris' verwirft Hertz; ich vermute ‚his *gravitatis summae atque antiquitatis* viris', cf. Fragm. A. III, 17 exemplar pristinae *gravitatis* et monimentum *antiquitatis*.

§ 54 ‚hac tanta perturbatione civitatis ne noctem quidem inter meum**) et suam praedam interesse passi sunt'; für das nach ‚meum' offenbar ausgefallene und von Halm durch ‚interitum' ergänzte Wort bieten einige codd. dett. *discrimen*, was als falsch anzusehen kein zwingender Grund vorliegt.

§ 77 P: ‚nullo vero verbo facto, nulla contione advocata nulla lege concitata nocturnam seditionem quis audivit?' ebenso p, während G statt ‚concitata' ebenso lückenhaft ‚recitata' bietet. Hertz statuiert mit Recht auch hier Homoeoteleutie als Veranlassung des fehlerhaften Textes und liest mit der alten Vulgata ‚recitata concitatam', während Halm die von G gebotene Ergänzung verschmähend ‚nulla lege lata' (oder später ‚lata lege') ‚concitatam' geschrieben hat.

§ 106 liest die Vulgata ‚etenim tribus locis significari maxime populi Romani iudicium ac voluntas' etc., entgegen der Lesart von P G ‚de P. R. iudicium', nach der Mommsen de rep. iudicium, Baiter ‚de rep. pop. R. iudicium' vermutet hat. Hertz nimmt eine Lücke an, die ungefähr die Worte enthielt ‚de civibus P. R. iudicium' oder ‚de principibus civitatis P. R.'

§ 130. P: ‚summa cum auctoritate P. Servili quadam gravitate dicendi', am überzeugendsten verbessert von Manutius: ‚cum summa auctoritate P. Servili, *tum incredibili*' etc., indem tum incredi*bili* nach Ser*vili* ausgelassen wurde; Halm ‚cum summa senatus auctoritate, tum P. Servilii divina quadam' etc.

§ 131 nach ‚scitis' ist ‚salutis' ausgefallen, wie ebenfalls richtig gesehen Manutius; Halm ‚aedis Salutis'.

Hertz geht nun zur Betrachtung der Stellen über, auf welche Halm seine Ansicht über die mittelalterliche Interpolation der Zusätze in p im wesentlichen begründet.

§ 115 lesen alle neueren Ausgaben nach P ‚comitiorum et contionum significationes sunt nonnunquam vitiatae atque corruptae', während die übrige Überlieferung und p *sunt interdum verae*, sunt nonnunquam vitiatae atque corruptae bietet, wofür die Ausgaben früher ‚interdum verae sunt, nonnunquam' etc. schrieben. Wie Hertz, will es auch mir dünken, dafs man diese Lesart nicht a limine abweisen dürfe, doch kann ich nicht verschweigen, dafs mir das anaphorische ‚sunt' Bedenken einflöfst.

§ 132 ‚qui C. Caesarem, mitem [hominem et a caede ab] horrentem, saepe increpuit': die eingeklammerten Worte, die allgemein überliefert

---

[1]) Ich gebe im Folgenden einen kurzen Überblick der von Hertz besprochenen Stellen, wobei auch die Platz finden, welche H. in den Noten behandelt hat, weil sie streng genommen nicht zu der im Texte erörterten Kategorie der in Folge Homoeoteleutie lückenhaften Stellen gehören.

werden, finden sich in P von zweiter Hand übergeschrieben. Halm hält die Worte im Munde Ciceros für unpassend und schreibt *hominem et ab omni vi* abhorrentem, aber mit Recht schützt sie Hertz als im Gegensatz zu ‚hominis eius (sc. Vatinii) qui hanc nationem *deleri et concidi* cupivit, gesprochen.

§ 107 ‚huius oratio ut semper gravis (et pergravis P G) et grata in contionibus fuit, sic contendo nunquam neque [sententiam eius auctoritate neque] eloquentiam iucunditate fuisse maiore: die eingeklammerten Worte bieten G und eine neuere Hand in P am unteren Rande. Halm liest mit Ausmerzung des Zusatzes ‚contendo nunquam neque eloquentia eam (oder eum) neque iucunditate fuisse maiore, indem er bemerkt: ‚so entsprechen sich vortrefflich ‚gravis' und ‚eloquentia' und sodann ‚gratus' und ‚iucunditas'. Wir müssen auch hier Hertz Recht geben, wenn er dagegen fragt: ‚aber entspricht nicht völlig ebensogut der ‚gravis oratio' die ‚auctoritas sententiae', der ‚grata' die iucunditas eloquentiae? und sich so dahin erklärt, dafs er auch hier, wo die Ursache des Ausfalls auf der Hand liegt, keinen Verdächtigungsgrund gegen den von p gemachten Zusatz finden kann.

§ 110 sagt Cicero von Gellius ‚deinde ex impuro adulescente et petulante, posteaquam rem paternam ab idiotarum divitiis ad philosophorum reculam perduxit, Graeculum se atque otiosum putari voluit, studio litterarum se subito dedidit'. Nun heifst es weiter in P ‚nihil saneatę libelli pro vino saepe oppignerabantur, manebat insaturabile abdomen,ᶜ copiae deficiebant'; vor dem t in ‚saneatę' steht ein anderes t über der Linie, nach jenem Worte über der Linie m.ᶜ 2 recentiore ‚iuvabant anangnostae' und dem entsprechend liest man in G ‚sane atte iuvabant anangnostae libelli' und ähnlich in anderen Hss. Die nach Dutzenden zählenden Besserungsvorschläge zu dieser Stelle hier vorzuführen ist unnötig; sie verschmähen fast durchgängig die in G p und den übrigen Hss. eingefügten Worte, wie z. B. Halm liest ‚nihil satiabant eum libelli, pro vino etc. Dafs aber diese Ergänzung ursprünglich und unentbehrlich ist, schliefse ich aus der Koncinnität unseres Satzes. Keinem der Kritiker, auch nicht Hertz, ist es, so viel ich sehe, in die Augen gefallen, dafs sich je 2 Glieder c h i a s t i s c h entsprechen, wenn wir die von p und G gebotenen Worte in den Text einsetzen: iuvabant anagnostae, libelli oppignerabantur: manebat abdomen, copiae deficiebant. Ist uns nun kein Zweifel mehr über die Echtheit, weil Notwendigkeit des Zusatzes, so kann man über die Heilung des verderbten ‚nihil *saneatę*' verschiedener Ansicht sein. Hertz, der auch hier einen auf Homoeoteleutie beruhenden Ausfall annimmt, beharrt auf seinem schon vor 20 Jahren veröffentlichten Vorschlag ‚nihil savia te iuvabant anagnostae', eine leichte und schöne Emendation, die jedoch in den Texten keine Aufnahme gefunden hat, vermutlich, weil sie zu künstlich ist. Der natürliche Zusammenhang der Stelle aber gibt folgenden Gedanken an die Hand. Gellius, der Schlemmer und Verprasser seines väterlichen Vermögens, spielt plötzlich — welches Wunder! — den Schöngeist. A b e r , — naturam expellas furca tamen usque recurret — die Freude am nüchternen literarischen Leben dauert nicht lange: manebat insaturabile abdomen. Ich glaube, diesem Gedanken und zugleich den überlieferten Buchstaben am nächsten zu kommen, wenn ich zu lesen vorschlage: ‚nihil *ganeonem tamen* (autem?) iuvabant anagnostae', *ganeo* nennt Cic. den Gellius am Schlusse des nächsten § ‚furiosissimum atque egentissimum *ganeonem*'.

§ 4: ‚nam neque officio coniunctior dolor ullus esse potest quam hic meus susceptus ex hominis de me optime meriti periculo, neque iracundia magis ulla laudanda est quam ea *quae me* (von p W eingefügt, G ‚quam illa inflammata') inflammat eorum scelere, qui etc. Halm nimmt keine

Lücke an, sondern nur ein leichtes Verderbnis der Urhs. und liest ‚quam mea inflammata', während Hertz den Zusatz von p verteidigt. Ich mufs mich hier der Ansicht Halms anschliefsen, der die Ergänzung für falsch hält und zwar stofse ich mich nicht an dem transitiven Gebrauch von inflammo, den ja Hertz durch mehrere Belege stützt, sondern an dem personifiziert gedachten *iracundia* und noch mehr an dem hinzugefügten Ablativ ‚eorum scelere'.

§ 8: ‚par prope laus P. Sestii esse debet, qui ita suum consulem observavit, ut et illi quaestor bonus optimus' videretur P G; die Lücke nach bonus ist offenbar, von p ergänzt durch ‚et vobis omnibus'; für das verschriebene ‚vobis' ist entweder ‚nobis' oder ‚bonis' zu lesen; Halm in der 5. weidm. Ausg. schreibt ‚et omnibus'.

§ 57: ‚Rex Ptolomaeus, qui si nondum erat ipse a senatu socius appellatus, erat tamen frater eius regis, qui, cum esset in eadem causa, iam erat a senatu *honorem istum consecutus*, erat eodem genere' etc. So bietet die Überlieferung mit G W und p, statt dessen jetzt nach Vahlen allgemein gelesen wird ‚societatis et amicitiae honorem consecutus', indem man Anstofs an ‚istum' nahm. Hertz hält an ‚istum' fest, indem er sich die Worte als an die iudices gerichtet denkt. Wäre es nicht das Einfachste für ‚istum' ‚*iustum*' zu lesen? Die Verbindung ‚iustus honor' ist bei Cicero häufig, s. Merguet s. v. ‚iustus'.

§ 88 ist von zwei mit ‚ad' anfangenden Satzteilen der eine in P ausgelassen, sup. lin. m. 2 rec. nachgetragen in Übereinstimmung mit G W [ad ferrum, faces] ad cotidianam caedem, incendia, rapinas se cum exercitu suo contulit. Ich halte die Ergänzung mit Hertz für richtig, indem ich noch bemerke, dafs ein etwaiger Anstofs an der inkoncinnen Gegenüberstellung des zweigliederigen Asyndeton ‚ferrum, faces' und des dreigliederigen ‚caedem incendia rapinae' ungerechtfertigt wäre, denn die Hinzufügung von ‚rapinae' zu der allitterierenden Verbindung ‚caedes incendia' als drittes im Bunde ist geradezu stehend in der lat. Sprache, vgl. die Belege bei Woelfflin, die allit. Verbindungen der lateinischen Sprache S. 49, wo noch hinzugesetzt werden kann Sest. § 49, Hirt. b. Gall. 8, 25. caedibus incendiis rapinis und ebds. bei Cic. ep. ad Att. 15, 6, 2 rapinis, incendiis, caedibus; Oros. V, 24 Zang. caedibus incendiis rapinis.

Diesen durch ein inneres Band zusammengehaltenen Erörterungen reiht H. die Besprechung einer Anzahl anderer, ebenfalls kritisch unsicherer Stellen an.

§ 9 wird der in den Handschriften offenbar falsch überlieferte Name *Mevulanus*, für den Hübner (ephem. epigr. II S. 41) *Mefulanus* vermutet, mit Hinweis auf den pagus Meflanus in Benevent, von H. nach einer capuanischen Inschrift in *Menolavus* verwandelt.

§ 15 in der ‚wohl verzweifeltetsten und am meisten umworbenen Stelle der Rede' schlägt H. zu lesen vor: ‚fugerat ille annus iam in*rep* (arabilis *reip.*), iudices, quo intentus est arcus in me unum' etc. für das handschriftliche ‚fuerat ille annus tam in rep. iudices cum (‚quam' p G.) etc. Doch scheinen mir die von H. hergestellten Worte zu dichterisch gefärbt, als dafs Cicero in einer Rede sie gebraucht hätte. Um auch meinerseits einen Beitrag zu einer einigermafsen befriedigenden Heilung dieser korrupten Stelle zu liefern, so teile ich hier meine Vermutung mit. Ich glaube in dem Anfangsworte *fuerat* mit Zuhilfenahme der letzten Silbe des letzten Wortes vom vorhergehenden § versa*ta* das Verbum ‚*labefactarat*' zu finden; das Objekt dazu ist *rempublicam*, eine Verbindung, die Cic. auch § 28 der Sest. gebraucht ‚oratio ipsa . . . potest *rem p. labefactare*' Mur. § 90 quae (coniuratio) . . . *rem p. labefactat*, vgl. noch bes. § 62 u R. ‚cum omnia

acta illius anni per unum illum *labefactari* viderentur' und § 40; endlich Verr. III § 47 ‚*labefactarat* . . . vehementer aratores . . . superior *annus*', welcher Stelle analog ich die unsrige also gestalte: ‚*labefactarat* ille annus *iam tum* (oder *totam?*) *rem publicam*, iudices, cum' etc.

§ 19 ‚ut illo supercilio *antuus* (codd.) ille niti . . . videretur': für das unverständliche *antuus* vermutet H. mit Urlichs und Richter ‚*anticus*'.

§ 23 ‚verbum ipsum omnibus animi et corporis devorarat', das offenbar nach *corporis* ausgefallene Wort ergänzt H. sehr gefällig mit *poris*, dem Kunstausdruck der Epikureer für die hier in Betracht kommenden Verhältnisse (πόροι). Der Aufnahme dieser seiner Emendation wird nur der Umstand im Wege stehen, dafs das Wort *porus* sich erst in sehr später Latinität findet.

§ 24 wird für *eius sermonis* vorgeschlagen *eius sermonum*, ib. die Lesart der Vulgata ‚armati' verteidigt, indem in der Lesart von P G nur
ti
eine Korrektur des archetypus *armatam* stecke.

§ 33 ‚eidem consules . . . omnia, quae tum contra me contraque rempublicam * * *, voce ac sententia sua comprobaverunt': die Lücke füllt H. mit Rücksicht auf Ciceros Neigung zur Paronomasie und Allitteration mit ‚*conferebantur*' aus.

§ 47. Ein Tummelplatz der Kritiker sind die Worte ‚ad suam quandam magis gloriam quam ad perspicuam salutem rei publicae *sumpserat*, cum unus in legem per vim latam iurare nolebat'. Von den für das unpassende ‚sumpserat' aufgestellten Verbesserungen kommt wohl die von Halm ‚*respexerat*' dem Sinne am nächsten; doch ist auch der Vorschlag von Hertz ‚spiritus sumpserat' sehr beachtenswert (wobei wir den übersehenen Druckfehler in *sumperat* korrigieren).

§ 46 wird die Besserung von Probst Jahrbb. 97. 353 ‚inviderent' in ‚invidere' mit Recht als gelungen bezeichnet. Für *incitarentur* schlägt H. vor ‚in (me in) citarentur; ebenda fügt H. vor ‚deposcerent' *cuncti* ein.

§ 89 ‚Cervices tribunus plebis privato . . . homini daret? an causam susceptam affligeret? an se domi contineret? Et vinci turpe putavit et deterreri *et latere. Perfecit* ut' etc. Statt der gesperrt gedruckten Buchstaben (die Verbesserung ist die von Madvig) bietet P ‚etiam eripere eicit', p ‚etiam eripi reeicit', G ‚etiam eripere elegit'. In den verdorbenen Worten mufs offenbar das der dritten Frage entsprechende Verbum stecken, für das die verschiedenartigsten Vorschläge gemacht wurden, und zu denen als neuester der von Hertz tritt, nämlich *lamentari*. Ich vermute einen mehr dem ‚domi se continere' ähnlichen Ausdruck, etwa *carere publico*. cf. har. resp. 49 Pompeio miserum magis fuit quam *turpe* . . . lucem non aspicere, *carere publico*, Mil. § 18 caruit foro Pompeius . . . *caruit publico*.

§ 107 ‚audito senatus consulto *ore ipsi* atque absenti senatui plausus est ab universis datus'; für die überlieferten Worte *ore ipsi* wird jetzt allgemein geschrieben *rei ipsi*. Hertz rät zu der palaeographisch am einfachsten zu erklärenden Änderung ‚consultori', welche Vermutung als richtig anzuerkennen ich mich deswegen nicht entschliefsen kann, weil ‚*consultor*' bei Cic. nur ‚Ratfrager', nicht Ratgeber' bedeutet. Mir gefällt am besten der Vorschlag des Memmius ‚auctori'.

Wir sind am Ende unseres Referates und scheiden von der anregenden Schrift des hochverdienten Hrn. Verf. mit aufrichtigem Danke. Hertzens Arbeit ist für die fernere Kritik der Sestiana von wesentlicher Bedeutung und zugleich Muster und Vorbild jener allein gesunden Kritik, ‚die auf rechtem Pfade dem Rechten nachgeht, wenn sie es auch nicht immer erreicht'.

Schweinfurt. Gustav Landgraf.

Octavius. Ein Dialog des Minucius Felix, übersetzt von Bernhard Dombart. II. Ausgabe. Erlangen, Verlag von Deichert. 1881.

Dombart, der erst jüngst von der philosophischen Fakultät in Erlangen honoris causa zum Doktor ernannt wurde, gibt uns in vorstehendem Buche die Übersetzung des Octavius, mit dem lateinischen Texte zur Seite, letztern meist nach der Halm'schen Ausgabe, jedoch nicht ohne mannigfache, von ihm begründete Abweichungen. Die Übersetzung erschien zum erstenmale als Programm des Erlanger Gymnasiums in den Jahren 1875 und 1876. Dafs der lat. Text beigegeben wurde, geschah auf den Wunsch des Verlegers unter ausdrücklicher Gutheifsung Halms, dessen Beifall die ganze Arbeit in hohem Grade erhielt. Wie eingehend sich D. schon längere Zeit mit dem lat. Texte beschäftigte, beweist sein Aufsatz in diesen Blättern vom Jahre 1873: „Zur Erklärung und Kritik des Minucius Felix". Mit äufserster Akribie und vorsichtigem Konservativismus verfährt, wie immer, so auch hier D. in der Kritik des Textes und die von ihm gegebene, wirklich verbesserte Übersetzung ist ein Muster zugleich von Genauigkeit wie von Schönheit. Die Anforderungen, die ich früher einmal (B. G.-Bl. V. B. S. 176 ff.) an eine Übersetzung aus einer fremden Sprache stellte, sehe ich in D.s Arbeit erfüllt und gern gestehe ich, für die Kunst des Übersetzens vieles aus ihr gelernt zu haben.

Was die grofsen Fragen über die Entstehungszeit des Octavius und die handschriftliche Tradition betrifft, so will ich hier nicht näher darauf eingehen. Wenn Ebert in seiner Geschichte der christlich-lateinischen Literatur die Abfassungszeit des Octavius in den Anfang oder die Mitte der achtziger Jahre setzt, wenn Keim in „Celsus' Wahres Wort" es am wahrscheinlichsten findet, dafs Octavius kurz vor dem Jahre 180, also zwei Jahre nach Celsus' Werk geschrieben wurde und den Zusammenhang der Angriffe des Cäcilius im Octavius mit denen des Celsus an einer Reihe von Punkten konstatiert, so erklärt D., dafs „der Beginn der achtziger Jahre" der terminus ist, vor dem der Octavius nicht wohl verfafst sein könne. Und an diesen achtziger Jahren dürfte auch Klufsmanns Widerspruch und Victor Schultzes Behauptung, dafs der Dialog zwischen den Jahren 300 und 303 verfafst sei, nicht mit Erfolg zu rütteln vermögen.

Eine weitere grofse Frage ist, warum Minucius in seiner Schrift, die doch eine Apologie des Christentums sein soll, ja nach Keim geradezu eine Antwort auf die nur zwei Jahre zuvor — 178 — erschienene Streitschrift des Celsus gegen das Christentum ist, so wenig von Christus und spezifisch christlichen Fragen gesprochen hat. Und wahrlich: Celsus ist schonungslos in seinen Angriffen und richtet seine Pfeile nicht nur gegen den allgemeinen Charakter des Christentums, sondern auch und mit Vorliebe gegen jene speziellen Punkte, wie die Weissagungen auf Jesus, die Jungfraugeburt, das Lehramt Christi, dessen Tod, Höllenfahrt und Auferstehung etc. Und gegenüber allen diesen Angriffen, die von Cäcilius zum Teil in ähnlicher Weise vorgebracht werden, finden wir eine einzige Stelle c. 29, 2 und 3: „Nam quod religioni nostrae hominem noxium et crucem eius adscribitis, longe de vicinia veritatis erratis, qui putatis Deum credi aut meruisse noxium aut potuisse terrenum. Ne ille miserabilis, cuius in homine mortali spes omnis innititur; totum enim eius auxilium cum extincto homine finitur." Diese Stelle halte ich für zu allgemein, um durch sie allein den Glauben des Minucius an spezifisch christliche Lehren und Verhältnisse zu beweisen, wenn ich auch aus dem Umstand, dafs sich „die neue Lehre im Octavius fast durchweg als ein moralisch-philosophischer Monotheismus" darstellt, nicht schliefse, dafs Minucius oder gar die damalige Christenheit

wirklich nur solch abstraktem Monotheismus gehuldigt habe. D. erklärt sich dieses Schweigen daraus, dafs Minucius offenbar als praktischer, weltkundiger Mann mit den thatsächlichen Verhältnissen rechnete und die spezifisch christlichen Lehren darum nicht berührte, weil es zur richtigen Erfassung derselben anderer Grundlagen bedurfte, als er sie bei seinen heidnischen Lesern voraussetzen konnte. — Ich mufs gestehen, dafs mir diese Erklärung und ihre ausführlichere Begründung nicht zureichend erscheinen. Eine Apologie, welche viele von Caecilius (und Celsus) angegriffene Hauptpunkte so ganz und gar unberücksichtigt läfst, hat als Apologie einen sehr geringen Wert, und Celsus durfte mit Recht jubeln und sich den Sieg zuschreiben, wenn nur dieser Octavius als direkte Antwort auf seinen Angriff geschrieben wurde. Mir ist unser Octavius immer nur als der erste, einleitende Teil der Apologie vorgekommen, worin mich auch nicht stört, dafs schon am Schlusse dieses Teils Caecilius bekehrt ist. Dem Manne, der für die feste Grundlage gewonnen war, „auf der man weiter bauen konnte", liefsen sich jene christlichen Lehren viel leichter beweisen. Und von Beweis im strengsten Sinne des Wortes, von einem wissenschaftlichen Nachweise konnte und kann ja bei all diesen Fragen nicht die Rede sein, nur von einer warmen eindringlichen Darlegung und Empfehlung bei Empfänglichkeit zur Annahme. Sagt dies doch auch D. und fügt hinzu: eine solche Grundlage zu schaffen „ist offenbar der Hauptzweck, welchen Minucius in seiner Schrift verfolgt". — Zudem sagt im Schlufskapitel der bekehrte Caecilius: Itaque quod pertineat ad summam quaestionis, et de providentia fateor et de Deo cedo et de sectae iam nostrae sinceritate consentio. Etiam nunc tamen aliqua consubsidunt non obstrepentia veritati sed *perfectae institutioni necessaria*, de quibus *crastino*, quod iam sol occasui declivis est, *ut de toto congruentes* promptius requiremus. Ich kann nicht annehmen, dafs das blofse Phrase ist. Die Apologie bleibt allerdings unvollständig; aber es ist für ihren Wert doch ein grofser Unterschied, ob Minucius sie fortsetzen wollte oder aber sich selbst mit der unvollständigen genügen liefs. Letzteres wäre einfach eine Waffenstreckung und die Erklärung besiegt zu sein. Ich glaube auch nicht, dafs c. 1, 5 die Annahme einer beabsichtigten Fortsetzung unmöglich macht[1]).

Die Varianten der Halmschen Ausgabe gibt D. unter dem Text, die Begründung seiner Abweichung teils ausführlich im Anhang, teils durch kurze Verweisung auf seinen obengenannten Aufsatz und auf die Jahrbücher für klass. Philol. 1869 S. 393—437. In diesen Anmerkungen hat D. durch Gegenüberstellung einer Reihe von Stellen aus Seneca[2]) und Minucius den evidenten Nachweis geliefert, dafs nächst Cicero der erstere dem letzteren manchen erwünschten Gedanken in klassischer Form lieferte.

---

[1]) Während der Korrektur dieses Aufsatzes kam in meine Hände: „Kühn. Der Octavius des Minucius Felix. Eine heidnisch-philosophische Auffassung vom Christentum". Darin lese ich S. VII: „Paul de Félice glaubt dem Apologeten die fernere christliche Belehrung nachweisen zu können. Anknüpfend an zwei Stellen im Dialog (40, 2; 36, 2), die auf eine Fortsetzung schliefsen lassen, betrachtet er den Octavius nur als die allgemeine Einleitung zu einer Reihe speziell-christlicher, jedoch nicht mehr erhaltener Abhandlungen".

[2]) Als ganz kleinen Beitrag zur Benützung Senecas durch Minucius möchte ich anführen, dafs die Form proxi*mior* in c. 19, 2 zum erstenmal von Seneca in ep. 108, 16 gebraucht ist.

Bezüglich des Textes möchte ich mir folgende Bemerkungen erlauben: c. 5, 3 und 4 schreibt D.: quo *magis* mirum est nonnullos taedio investigandae penitus veritatis cuilibet opinioni temere succumbere quam in explorando pertinaci diligentia perseverare. *Atqui* indignandum omnibus est etc. H. schreibt quo *minus* und *itaque*. D. hat die Beibehaltung des handschriftlichen magis im mehrfach genannten Aufsatze begründet und hält heute noch daran fest.

Soviel Überzeugendes seine Verteidigung hat, so kann ich seine Lesart doch nicht acceptieren. Voraus geht: nullum negotium est patefacere, omnia in rebus humanis dubia, incerta, suspensa magisque omnia verisimilia quam vera. In einfacher Fortentwicklung erwartet nun jedermann: quo *minus* mirum est und dann natürlich: itaque. Quo magis stöfst einem vor den Kopf. Oder sollte es gerade deswegen als die schwierigere die echte Lesart sein? Denn Sinn und Zusammenhang bietet allerdings auch quo magis; aber beides mufs erst mit schwerer Mühe nachgewiesen werden, was man auch beim Lesen der Übersetzung spürt. Und überdies wird D. durch sein quo magis zur Änderung des handschriftlichen itaque in atqui genötigt.[1])

c. 5, 7 schreibt D. mit Halm: sidera licet ignis accenderit et caelum licet sua materia suspenderit, licet terram *sua* fundaverit pondere etc. Ich halte die Einsetzung des nicht handschriftlichen *sua* nicht für notwendig; wird aber der Deutlichkeit und Symmetrie halber irgend etwas eingefügt, so wiederhole ich lieber, um jeder Mifsdeutung vorzubeugen, *sua materia* als Subject zu fundaveris.

c. 7, 3 „testis Curtius, qui *equitis sui* vel mole vel *honore* hiatum profundae voraginis coaequavit; ich bestreite nicht, dafs, ähnlich wie bei Justin 37, 2, 3 magnitudine *sui* et fulgore su*i* statt magnitudine su*a* et fulgore su*o* gesagt ist, so auch hier mole sui statt mole sua steht, dafs ferner honore passiv gefafst wird; aber Curtius equitis sui vel mole vel honore kann unmöglich gesagt werden, weil eben Curtius selbst der eques ist. Es bleibt nichts übrig, als equitis zu streichen oder in *equi* zu verändern, das dann natürlich nicht zugleich von honore abhängt. D. übersetzt: „Das bezeugt Curtius, der durch die Körpermasse oder durch seine sittliche Gröfse den tiefen Erdspalt ausfüllte, in den er hinabsprengte". Ich würde und müfste übersetzen: „Der durch seine (oder: seines Pferdes) Körpermasse den Spalt wirklich ausfüllte oder durch die seiner That (von den Göttern) gezollte Anerkennung".

Warum interpungiert D. c. 12, 7: satis est pro pedibus aspicere maxime indoctis, inpolitis, rudibus, agrestibus etc. und läfst nicht lieber die Kommata nach indoctis und rudibus weg, so dafs er 2 Paare erhält,

---

[1]) Keim übersetzt S. 159 „um so wunderlicher ist es", liest also quo magis. Dagegen weicht Keim c. 8, 5 und c. 12, 2 von D.s und Halms Lesart ab; ich glaube, nicht mit Recht; in erster Stelle liest er pavor*um* statt pavorem und übersetzt „so schmeichelt ihnen die trügerische Hoffnung der Ängste mit dem Trost des Wiederauflebens". Wie ganz anders lautet, wie viel klarer und verständlicher „so gut weifs bei ihnen eine trügerische Hoffnung die Furcht durch den trostreichen Gedanken eines neuen Lebens zu beschwichtigen". c. 12, 2 liest Keim *ope*, *re* und übersetzt: „Im voraus meist nur Bettler entbehren und frieren die Christen, leiden an Vermögen, Besitz, Nahrung und ihr Gott sieht zu". D. und Halm lesen opere wie die Symmetrie erfordert und D. übersetzt: „Seht nur, ein Teil von euch . . . . darbt, friert, plagt sich, hungert und Gott duldet es, will oder kann den Seinigen nicht helfen.

wie er ja auch übersetzt: „Es genügt, auf das unmittelbar vor den Füfsen liegende zu schauen, besonders für Leute ohne Gelehrsamkeit und Bildung, ohne Erziehung und Lebensart"? — Ist auch nachgewiesen, dafs in späterer Zeit quisque = quicunque gebraucht wurde, so ist es hier hart und es kann in c. 13, 1 „Quamquam si philosophandi libido est, Socraten, sapientiae principem, *quisque* vestrum tantus est, si potuerit, imitetur" durch Änderung des Komma nach tantus est in ein Fragezeichen „principem — quisque vestrum tantus est? — si potuerit etc. geholfen werden; gegen den Sinn: „und wer von euch ist so grofs wie er?" dürfte kaum eine Einwendung erhoben werden.

c. 17, 9 liest D.: Mari intende, lege litoris stringitur: (quicquid arborum est vide, *quam* e terrae visceribus animatur:) aspice oceanum, refluit reciprocis aestibus: vide fontes, manant venis perennibus: fluvios intuere, eunt semper exercitis lapsibus. Quid loquar apte disposita recta montium, collium flexa, porrecta camporum? D. sagt, trotz aller Verbesserungsversuche warte er immer noch auf „eine glücklichere Hand" und weist auch den damals neuesten Verbesserungsvorschlag von Ernst Klufsmann zurück, welcher mit Beibehaltung der Aufeinanderfolge der Worte liest: „mari intende, lege litoris stringitur quicquid ar*v*orum est; vide *aqu*am, e terrae visceribus animatur; aspice oceanum etc. Er weist diesen Heilversuch zurück wegen der seltsamen Ordnung: mare, *aqua*, oceanus, fontes, fluvii. Ich glaube, dafs eine Erhaltung des ar*b*orum zwar möglich, die Änderung in ar*v*orum vorzuziehen, jedenfalls aber eine Umstellung notwendig ist und lese also: „Mari intende, lege litoris stringitur: aspice oceanum, refluit reciprocis aestibus: vide fontes, manant venis perennibus: fluvios intuere, eunt semper exercitis lapsibus. Quicquid ar*v*orum (auch ar*b*orum) est vide: *aqua* e terrae visceribus animatur. Quid loquar apte disposita etc. So gewinnen wir einen Übergang vom Wasser zum Land, auf den „Erdkörper". Das spätere camporum dürfte wohl nicht stören; denn bei diesem handelt es sich hauptsächlich um die Gegensätze recta, flexa, porrecta.

Gleichfalls durch eine Umstellung kann geheilt werden c. 21, 12 im Zusammenhang mit c. 22, 1: „Unde manifestum est homines illos fuisse, quos et natos legimus et mortuos scimus. † et de spicis Isidis ad hirundinem, sistrum, et ad sparsis membris inanem tui Serapidis sive Osiris tumulum. Considera denique sacra ipsa et ipsa mysteria: invenies exitus tristes etc. Dafs „et de spicis — tumulum" an seiner Stelle nicht bleiben kann, ist klar. Ich setze es nach mysteria, lasse es von considera abhängen und streiche nur tui: „Considera denique sacra ipsa et ipsa mysteria: et de spicis Isidis ad hirundinem et ad sparsis membris inanem Serapidis vel Osiris tumulum. Invenies exitus tristes" etc. Wer sich vor der grammatikalischen Härte des Ausdrucks scheuen sollte, lese doch die Stelle c. 16, 5 „sciat omnes homines — insitos esse sapientiam": das ist noch viel härter.

D. liest c. 24, 2 „Sic in auro et argento avaritia consecrata est, sic statuarum inanium consignata forma, sic nata Romana superstitio" und übersetzt: „So ist in dem (zu Götterbildern verwendeten) Gold und Silber die Habsucht geheiligt, so die Form gehaltloser Statuen zur Geltung gelangt, so der römische Aberglaube entstanden!" Den ersten Satzteil verstehe ich nicht. Wie soll denn die Habsucht in Gold und Silber geheiligt sein? Überdies ist im Vorangehenden von Habsucht gar nicht die Rede. Wohl aber wird darin der Wahnwitz gegeifselt, der in der Verehrung von Menschenhänden gefertigter Götterbilder liegt, und die Geistesträgheit, die blind hinnimmt, was man ihr sagt. Ich lese also amentia statt avaritia

und übersetze mit Umstellung von consignata und consecrata, um auch für den zweiten Satzteil einen schärferen Gedanken zu bekommen: „So ist die Gedankenlosigkeit in Gold und Silber zu tage getreten, so hat die Gestalt wesenloser Statuen Heiligkeit erlangt“ etc.

c. 30, 1 „Putas posse fieri . . . ut quisquam illum rudem sanguinem novelli et vixdum hominis caedat, fundat, exhauriat?“ Sanguinem caedat? Was soll das heifsen? D. übersetzt: „Hältst du es für möglich . . . . dafs Jemand das unreife Blut eines neugeborenen Kindes, das kaum noch Mensch zu nennen ist, vergiefsen oder schlürfen könnte?“ läfst also caedat unübersetzt; es ist nicht zu übersetzen, sondern zu tilgen!

c. 32, 7 „Unde enim Deus longe est, cum omnia caelestia terrenaque et quae extra istam orbis provinciam sunt, Deo cognita, plena sint? Deo zugleich von cognita und plena abhängig ist unerträglich hart. Halm läfst cognito aus. Zudem ist plena allein vollkommen ausreichend und bildet ohne cognita einen viel reineren Gegensatz zu unde longe est. Wenn alles von Gott durchdrungen ist, ist „alles bekannt“ ein matter Zusatz. Rörens Verteidigung des cognita war mir unzugänglich.

Wozu c. 37, 3 die Einschiebung von ut vor Mucium gegen Halm? Unser „wie, zum Beispiel“ fehlt ja oft im Lateinischen.

Nur noch weniges wegen der Übersetzung einiger Stellen: c. 2, 3 „Placuit Ostiam petere, amoenissimam civitatem, quod esset corpori meo siccandis umoribus de marinis lavacris blanda et adposita curatio“. Siccandis umoribus übersetzt D.: „Da mein Körper der Reinigung der Säfte bedurfte.“ Wie kommt siccare zu dieser Bedeutung? Ein gelehrter Arzt, den ich zu rate zog, meinte, dafs die umores siccandi ohne Zweifel auf katarrhalische Beschwerden (Bronchialkatarrh, Gravedo oder dergl.) zu beziehen seien, für welche Octavius in der staubfreien Luft der See Heilung hoffte; demnach ist wohl zu übersetzen: „zur Abhilfe gegen Verschleimung“ oder „Schnupfen.“

c. 3, 4. Ist „curvum molliter litus“ die „allmählich sich krümmende“ und nicht vielmehr die „nur wenig einbuchtende Küste“?

c. 18, 4 ist „in hac mundi domo“ bei der Übersetzung ausgefallen.

c. 19, 1. „Der Sterblichen Sinn richtet sich je nach dem Tage, den der Vater des Alls sendet.“ Vofs übersetzt diese Stelle (Od. 18, 136) mit „Sinn“; Jordan mit „Gesinnung“; um ein Mifsverständnis zu vermeiden, möchte ich „Stimmung und Sinn“ schreiben.

c. 9, 4 übersetzt D. genitalia, c. 28. 10 virilia mit „Lenden“; es ist gewifs schön, wenn der Übersetzer unsere Ohren, welche prüder sind, als die der Alten, mit allzu derben Ausdrücken verschont; aber der Phallosdienst ist etwas Allbekanntes und die Ohren wären doch allzu zart, welche an „Genitalien“ oder „Geschlechtsteilen“ Anstofs nähmen.

In dieselbe Kategorie gehören c. 24, 3 „Sünderin“ statt „Ehebrecherin“ und c. 24, 4 eunuchos „Verstümmelte“ für „Verschnittene“. — Wenn D. c. 28, 9 übersetzt: „Dieselben Ägypter zittern vor dem Serapis nicht mehr als vor einem — Winde“, so darf man sicher annehmen, dafs jeder hier an ventus denkt, der nicht den lateinischen Text daneben liest „strepitus per pudenda corporis expressos“ — wäre „Bauchwind“ nicht zart genug? Um 25, 11 der Übersetzung des Wortes „lupanar“ mit „Bordell“ auszuweichen, gibt er eine freiere, die Spezialität des Lasters verwischende Übersetzung. Mit „welche den widernatürlichsten Greueln fröhnen“ fertigt er c. 28, 10 eine längere allerdings häfsliche Stelle ab, die aber denen, welche Sueton, Juvenal etc. kennen, nur Bekanntes vorführt. Es ist denn doch eine bedenkliche Sache, in solcher Weise zu verhüllen: ein Teil vom Charakter des Originals geht dabei immer verloren.

Nach welchen Prinzipien D. in der lateinischen Orthographie verfuhr, ist mir nicht klar geworden; einzelne streitige Worte schreibt er nach neuem, andere nach altem Brauch. So finden wir sola*c*ium, *cae*lum, condi*c*io, con*t*io neben e*x*ecrantur, e*x*ultare, e*x*tinctus. Ist absichtlich lin*i*amenta c. 18, 1 ini*c*us c. 28, 1, insp*a*rsis (c. 28, 6), promis*c*e (c. 31, 4), pro*f*eta c. 34, 5), cur*r*ulis (c. 3711), geschrieben? Offenbare Druckfehler sind: o*b*curitas (c. 10, 1), reviv*e*scentibus (c. 12, 4), facin*e*rosus (c. 25, 2), crocodil*l*us (c. 28, 8), vi*r*orem (c. 34, 11), ebenso wie Scha*a*fheerde (He*e*rde scheint absichtlich geschrieben, da auch Rinderhe*e*rde sich findet), mei*s*eln (S. 69 und 71), ferner ante für ant*e* (c. 18, 7). — S. 44 Z. 2 v. u. in den abweichenden Lesarten ist vor indicant die Ziffer 7 ausgefallen. S. 50 ist die Paragraphenziffer 9 zu Zeile 1 statt zu Z. 2 zu setzen. S. 56 letzte Zeile sind vor homines und vor ac verschiedene Kreuzzeichen: sollen sie gleich oder verschieden sein? wenn letzteres, was ist der Unterschied? S. 65 ist Ziffer 6 als Index für § 6 um 3 Zeilen herabzurücken; S. 132 Z. 3 sollte auf S. 56, 19 statt auf S. 56, 18; Z. 6 auf S. 56, 25 statt auf S. 56, 21 verwiesen sein. S. 124 Mitte liest man null*a*m bellum. S. 140 zu S. 94 Z. 20 ist bezüglich der gröfseren Interpunktion nach nullam auf die B. G.-Bl. hingewiesen. An der betreffenden Stelle (c. 31, 5) finde ich nichts von einer derartigen Besprechung. Wünschenswert wäre es, wenn die Einwürfe des Gegners auch im lateinischen Texte gleichwie im Deutschen als solche gekennzeichnet wären, z. B. c. 25, 1 „At tamen-pollerent"; c. 26, 7 „At nonnunquam-tetigerunt"; c. 33, 2 „Judaeis-coluerunt".

Es ist nicht Kleinlichkeitskrämerei, die mich derartige Quisquilien hervorheben läfst, sondern ich möchte in dem vortrefflichen Buch, das ich allen Kollegen aufs wärmste empfehle, selbst die kleinsten Fleckchen — naevos egregio corpore inspersos — getilgt sehen.

Augsburg. Rehm.

Karl Friedrich von Nägelsbachs Lateinische Stilistik für Deutsche. Siebente Auflage, besorgt von Dr. Iwan Müller. Nürnberg, Verlag von Konrad Geiger. 1881. XXXII. 757 S. ℳ 12.

Das Buch, das die Namen Nägelsbach und Iwan Müller auf dem Titel trägt, das in einem Menschenalter sechs Auflagen erlebt hat, bedarf keiner Beurteilung mehr und keiner Empfehlung. Doch soll auch in diesen Blättern das siebente Erscheinen begrüfst und das Verhältnis der neuesten Auflage zu ihrer nächsten Vorgängerin kurz besprochen werden. Bei gleicher Ausstattung ist der Umfang um reichlich vier Bogen gewachsen; denn während das Gefüge des ganzen Werkes und die Art der Darstellung im Wesentlichen unverändert geblieben sind, wurden zahlreiche Einzelheiten berichtigt, getilgt oder ergänzt, wie der gegenwärtige Stand der Forschung es forderte, und namentlich die Zahl der Zusätze ist höchst beträchtlich. Eine Vergleichung des zweiten Hauptteiles, der Architektonik, liefs die Gelehrsamkeit und Sorgfalt erkennen, womit der Herausgeber die Belegstellen vermehrt und gesichtet hat. Namentlich die Beispiele aus Cicero haben ansehnlichen Zuwachs erfahren, aber auch aus der älteren Periode, der silbernen Latinität, aus Cäsar und Livius sind passende Beispiele hinzugekommen. Ungeeignete Stellen sind gestrichen worden, unsichere Belege werden als solche bezeichnet oder überhaupt entfernt, irrige Citate rektifiziert. Die neuesten und besten Ausgaben, z. B. für die philosophischen Schriften Ciceros die Rekognition von C. F. W. Müller, finden durchweg Beachtung und Prüfung. Nur Florus habe ich S. 76 und 544 nach der

vor Jahn und Halm üblichen Bucheinteilung citiert gefunden; bei Curtius halte ich die Kapitelangabe nach Zumpt neben der früheren, die auch von Hedicke und Vogel angenommen ist, für überflüfsig. Der sogen. Auctor ad Herennium wird jetzt mit Recht als Cornificius bezeichnet; ebenso verdient die Zurückführung des durch Ciceros eigenes Zeugnis bestätigten Titels de natura deorum Beifall. Der Briefwechsel zwischen Cicero und Brutus wird als unecht angeführt, das Buch de excellentibus ducibus dem Cornelius Nepos zugeschrieben (vermutlich weil Ungers Abhandlung noch nicht benützt werden konnte), das commentariolum petitionis gilt dem Herausgeber noch als Schrift des Q. Cicero. Die neuen wissenschaftlichen Leistungen auf dem Gebiete der Grammatik, wie in der Kritik und Exegese hat der Herausgeber mit umfassender Kenntnis und taktvoller Auswahl benützt. Ich nenne nur beispielsweise Kühners ausführliche Grammatik, Jordans Beiträge zur Geschichte der lateinischen Sprache, Langens Beiträge zur Kritik des Plautus, Gebauer De hypotacticis et paratacticis argumenti ex contrario formis apud oratores Atticos, die kleineren Arbeiten von Wölfflin, Schmalz, Preufs, Hellmuth, Landgraf, Thielmann, Köhler u. a. Auch Fundgruben wie Drägers Historische Syntax, Wicherts Stillehre, Madvigs Kommentar zu den Büchern de finibus, die Anmerkungen von Halm zu Ciceronischen Reden, von Brix zu Plautinischen Komödien u. s. w. sind mit Gewinn wieder zu rate gezogen worden. Natürlich hat auch die eigene Forschung des Herausgebers, deren Ergebnisse zum Teil schon in seinen gehaltvollen Berichten über die Literatur zu Cicero niedergelegt sind, manchen wichtigen Beitrag geliefert. Aufser Riemanns Études sur la langue et la grammaire de Tite-Live habe ich kein neueres Buch, das stilistische Ausbeute gewährte, vermifst. Um wenigstens einiges von dem Neuen anzuführen, wodurch die jüngste Auflage die früheren übertrifft, erwähne ich aus der Architektonik die Bemerkungen über sachliches Objekt mit persönlichem Genetiv im Lateinischen für persönliches Objekt mit einem Präpositionsausdruck im Deutschen (S. 487); über bona omnia precari und ähnliche Ausdrücke (S. 489) nach Schmalz u. a.; über den Einflufs des familiären Tons auf die Wortstellung (S. 542) nach Tiede; über formelhafte Verbindungen der oratio bimembris (S. 559) nach Preufs; über die Auslassung von facere, dicere und synonymen Verben (S. 590); über usque adeo mit folgendem ut, ne, quoad (S. 609); über enim als Versicherungspartikel (S. 626) nach Dombart; über Beispiele des ächten Asyndeton (S. 641). Sehr fein ist die Vergleichung des zweigliedrigen Asyndeton am Satzschlusse (S. 561) mit Wendungen unseres Volksliedes wie: „sie sind gestorben, verdorben“, „sie sind verwelket, verdorret“. Schon Nägelsbach hat gelegentlich die ältere Sprache zur Vergleichung mit dem Latein herangezogen. So wird (S. 496) für die „den Alten eigentümliche“ Periodenform a: (b: A) auf Luthers Übersetzung der Apostelgeschichte 9, 38 verwiesen und dabei bemerkt, unter den Neueren sei sie dem Verfasser nur einmal bei Tieck vorgekommen. Ich finde ein entsprechendes Beispiel in Goethes Faust I 1010 (Schröer): „Was sich dem Nichts entgegenstellt, Das Etwas, diese plumpe Welt, So viel als ich schon unternommen, Ich wufste nicht ihr beizukommen. Auch für die korrelative Satzstellung, in welcher der Relativsatz sich vordrängt (S. 514), ist mir im Faust I 1565 ein Beispiel aufgefallen: „Dann lehret man euch manchen Tag, Dafs, was ihr sonst auf einen Schlag Getrieben, wie Essen und Trinken frey, Eins! Zwey! Drey! dazu nöthig sei.“ Solche Beispiele beweisen indessen nicht, dafs derartige Satzordnungen dem deutschen Sprachgenius entsprechen, sondern nur, dafs deutsche Schriftsteller bewufst oder unbewufst die fremde Eigentümlichkeit nachzubilden gewagt haben. Die vom Herausgeber angezogene Analogie des Volksliedes

aber deutet bestimmt auf etwas dem lateinischen und deutschen Sprachgefühle Gemeinsames hin. Ungleich häufiger bieten sich natürlich Parallelen des lateinischen Sprachgebrauchs im Griechischen dar; die Stilistik gibt hiefür reichliche Belege, die sich aber doch vermehren liefsen. So liest man (S. 599): „Oft sagt ein deutscher Redner, der einem Einwand zuvorkommen will: aber, höre ich Sie sagen —; der Lateiner hat an dem bekannten at, at enim genug.“ Gleich dem deutschen sagt auch der griechische Redner: φήσει τις oder εἶτά φησιν ὃς ἂν τύχῃ u. ä. Der Herausgeber hat übrigens die Vergleichung griechischer Ausdrücke und Wendungen nicht vernachläfsigt; ich erwähne beispielsweise die Zusammenstellung des Xenophontischen ἑλληνιστὶ ξυνιέναι mit dem Ciceronischen latine scire oder die nach Gebauer gegebene Hinweisung auf das griechische Analogon für aut im Sinne von „wo nicht“. Dieser Gebrauch ist (S. 622) getrennt von aut im Sinne von „wenn nicht, — so“ (S. 525) behandelt. Die Beispiele aus Liv. I 22, 4. XXXVIII 32, 4 (S. 156 f.) würde ich zu der Erörterung über die „energische Verbindung des Adverbs mit dem Verbum“ (S. 600), wo auf Madvig zu Cic. de fin. IV 23, 63 zu verweisen war, gezogen haben. Auffallender noch erscheint die getrennte Erörterung über nempe bei Hor. sat. I 10, 1 (S. 631) und bei dem Nachahmer Persius 3, 1 (S. 628); sie ist nicht ohne Beziehung zu der zweifachen Erklärung, die den, wie ich denke, nicht verschiedenen Stellen gegeben wird. Sonst könnte ich nicht viele Stellen bezeichnen, deren Deutung mir Bedenken erregte; aus den wenigen greife ich nur einzelne heraus. Bei Sall. Cat. 3, 3 bedeutet studio wohl nicht „leidenschaftlich“ (S. 264); wenn (S. 338) ebenda 11, 1 exercebat durch „liefs keine Ruhe“ richtig wiedergegeben wird, so liegt dieser Sinn nur zum Teil in der Kraft des Verbs, zum Teil jedenfalls in der Kraft des Tempus. Ob (S. 340) 11, 8 fatigare durch „seine Selbstbeherrschung (einem) nicht lassen“ treffend übersetzt ist, wage ich zu bezweifeln. Wie 14, 3 omnes, quos *flagitium* .. exagitabat, so steht 37, 5 qui ubique *probro* .. praestabant; es erscheint bedenklich, hier eine verschiedene Auffassung zu empfehlen und probro als Kollektiv für den deutschen Plural „schimpfliche Handlungen“, dagegen flagitio als objektiven Begriff statt des subjektiven „Lasterhaftigkeit“ zu erklären (S. 43 und 56). Die doppelte Behandlung von bene polliceri 41, 5 (S. 376 und 488) liefse sich wohl vermeiden. Eine durchaus verwerfliche Lesart wird (S. 494) für Jug. 31, 21 angenommen: nicht die Autorität der Herausgeber Jacobs und Jordan, die angeführt werden, sondern die beste Überlieferung und der richtige Sinn spricht für viro (nicht virum). Über andere Stellen kann man Zweifel hegen; hier pflegt die Gewissenhaftigkeit des Herausgebers das Bedenkliche auch anzudeuten z. B. S. 570, wo Pauls Verdacht gegen die Echtheit der Worte Cic. p. Sest. 20, 46 alii .. incitarentur erwähnt ist, während die Emendation von Hertz und die Erläuterung von Karsten bei der Drucklegung wohl noch nicht zugänglich waren. Selbst Cobets kühne Kritik weist der Herausgeber nicht ohne weiteres ab; nur dessen Emendationen im Nepos werden hie und da z. B. Att. 18, 3 (S. 520) mit Stillschweigen übergangen. Doch nicht in Einzelheiten will ich mich verlieren; nur auf eine Bemerkung von allgemeiner Bedeutung sei noch hingewiesen. Treffend wird S. 307** betont, dafs „stilistische Substitution in Folge zusammentreffender Bedeutung formell verschiedener Redeweisen himmelweit verschieden von grammatischer Identifizierung“ sei. Und wenn die Vergleichung der stilistischen Mittel des Lateinischen und des Deutschen, wie sie hier meisterhaft geübt wird, auch für die Interpretation der Autoren fruchtbringend ist, wenn sie hunderte von Stellen lichtvoll erklärt oder dem richtigen Verständnis den Weg weist: so mufs doch festgehalten werden, dafs lateinische Worte und Wendungen

als verwendbare Äquivalente für deutsche Ausdrücke empfohlen werden können, ohne daſs diese sofort als möglichst adäquate Wiedergabe der lateinischen Phrasen zu betrachten sind. Ich schlieſse. Der Herausgeber nennt (S. 621) mehrere Werke, die „in den Händen jedes Lehrers sein" sollten. Aber für keines derselben, etwa mit Ausnahme von Drägers historischer Syntax, gilt diese Forderung in gleichem Grade, wie für das von Iwan Müller so vorzüglich bearbeitete Buch des verewigten Nägelsbach.

Würzburg. A. Euſsner.

Das Verbum *dare* im Lateinischen als Repräsentant der indoeuropäischen Wurzel *dha* von Philipp Thielmann. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1882. VIII. pp. 134. 8. ℳ 2,40.

Verfasser erklärt, versucht zu haben, einen Beitrag zum „Lexikon der Zukunft" in etwas anderer Weise zu liefern, als dies bisher von verschiedenen Seiten geschehen sei. Er behandelt ein einziges Wort, allerdings ein solches, das vermöge seiner Wichtigkeit ganz besonderes Interesse beanspruchen darf; er hat es unternommen, die Doppelnatur des lateinischen *dare*, die bisher mehr geahnt als klar erkannt worden ist, darzustellen. Mit Recht behauptet Verfasser, daſs eine solche Untersuchung, die in ihrem Grund und Wesen allerdings eine sprachvergleichende ist, doch nur von Seiten der klassischen, speziell lateinischen Philologie geführt werden könne. Denn um das Postulat *dare* = *dha* zur wissenschaftlichen Gewiſsheit zu erheben, bedarf es in erster Linie einer möglichst groſsen Anzahl von Beispielen, welche die geforderte Bedeutung klar repräsentieren. Diese Methode wirkt hier mehr, als alle sprachvergleichenden Deduktionen. Darum sind die sprachwissenschaftlichen Thatsachen nur insoweit herbeigezogen, als sie zur Fixierung der in betracht kommenden Gesichtspunkte unumgänglich notwendig erschienen. Aus andern indoeuropäischen Sprachen hat der Verfasser die Belege ebenfalls nur zu dem Zweck angeführt, um auf die betreffenden lateinischen Wendungen Licht zu werfen. Er will überall beachtet wissen, daſs die Untersuchung sich zunächst mit dem lateinischen Verbum beschäftige, deshalb also eine allzu reichliche Beziehung von Belegen aus anderen Sprachen zurückzudrängen sei. Übrigens verkennt Verfasser durchaus nicht die zahlreichen und bedeutenden Schwierigkeiten, welche der Untersuchung im Wege stehen; da ein Verkennen oder geflissentliches Ignorieren derselben den Wert der schlieſslich gewonnenen Resultate verringern würde, so war er vielmehr bemüht, dieselben möglichst klar an den Tag zu legen. Angesichts dieser Schwierigkeiten war aber auch die Feststellung einer sicheren Methode von nöten, es waren möglichst bestimmte und klare Beispiele erforderlich, es war aber auch nötig, die Grenzgebiete zu bezeichnen, in denen *dare* sowohl einem ‚*Geben*' wie einem ‚*Machen*, *Setzen*' entsprechen kann. Vollständigkeit der Belege hat der Verf. nur für einzelne Teile der Untersuchung angestrebt, für andere verbot sie sich von vornherein durch die übergroſse Menge der vorhandenen Beispiele.

Von den bisher erschienenen beiden Rezensionen über vorliegendes Buch legt die eine von K. E. Georges (in Bursians Jahresbericht über lat. Lexikogr. 1881/82. S. 254—259) den Hauptnachdruck auf die lexikalische Seite der Untersuchung, ohne auf die Wurzel *dha* und die sprachwissenschaftlichen Untersuchungen überhaupt näher einzugehen; die andere von F. Hanſsen (Bremer Philol. Rundschau, 1882. Nr. 38, S. 1204—1212) legt

dagegen sowohl diesen unerläfslichen Mafsstab an als sie auch andrerseits die ganz unentbehrliche Frage aufstellt, ob denn der vom Verfasser aufgestellte Grundsatz haltbar und richtig sei.

Thielmann will darlegen, dafs im Verbum *dare* die beiden Wurzeln, die von den indischen Grammatikern als *dā* und *dhā* angesetzt werden, zusammengefallen sind, dafs also *dare* etymologisch nicht nur griechischem διδόναι, sondern auch τιθέναι entspricht. Es ist uns nun nicht gelungen, aus den Hanfsen'schen Deduktionen mit zwingender Notwendigkeit zu dem Resultat zu gelangen, dafs Thielmanns Arbeit als eine verfehlte zu betrachten sei. Zwar vertritt anlautendes indisches *dh* und griechisches ϑ sonst wohl ein lateinisches *f*, wie skr. *dhūmás* = θυμός = *fumus* beweist. Ob aber die Hanfsen'sche Behauptung, dafs, da im Vokalismus das Lateinische dem Griechischen näher stehe, für das Lateinische in der Wurzel *dhā* eher der *e*-Vokal als der *a*-Vokal zu erwarten sei, unbedingte Giltigkeit besitzt, möchten wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls bewegen wir uns hier auf sehr schlüpfrigem Boden, den Verfasser mit grofser Vorsicht betreten hat.

Max Müller sagt in seinen sprachwissenschaftlichen Vorlesungen (2. Serie, S. 223 f., deutsch von Böttger): „Im Lateinischen war es auf gleiche Weise, wie im Zend, unmöglich, die Wurzeln *dâ* und *dha* zu sondern, weil die Römer keine aspirierten Zahnlaute besafsen; aber ein gesundes Sprachgefühl vermochte die Römer, als sie bemerkten, dafs sie die beiden Wurzeln nicht entschieden auseinander halten konnten, nur die eine, *dare* geben, zu behalten und das andere *dare*, stellen oder machen, durch verschiedene andere Verba, wie *ponere, facere*, zu ersetzen“. Verfasser wendet sich nun gegen die aus dem Gesagten hervorgehende Folgerung, als ob ein *dare* setzen, machen im Lateinischen überhaupt nicht mehr existiere und hält es für nachweisbar, dafs die indoeuropäische Wurzel *dha* auch im lateinischen Verbum simplex *dare* sich erhalten habe.

Man mag nun dem Verfasser vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus beistimmen oder nicht, soviel steht fest: die Lexikographie hat durch die vorliegende Spezialuntersuchung eine nicht unbedeutende Förderung erfahren. Vielleicht achtet der Verfasser künftighin ein klein wenig mehr auf seinen Stil; S. 6. unten: „Kürzere Bemerkungen aus Kommentaren zu lateinischen Schriftstellern werden im Verlauf der Abhandlung noch mehrere angeführt werden“, was um so mehr auffällt, als Verfasser sonst leicht und fliefsend zu schreiben vermag. Jedenfalls hat ein mehr als gewöhnlicher Fleifs dazu gehört, um die vorliegende Abhandlung zu schreiben, und es ist Pflicht gerade der unparteiischen Kritik, die Vorzüge einer solchen Arbeit rückhaltslos anzuerkennen.

Holzminden. G. A. Saalfeld.

L. Englmanns lateinisches Lesebuch für die zweite und dritte Klasse der Lateinschule (Quinta und Quarta). Achte Auflage, bearbeitet vom Verfasser und nach des Verfassers Tode von Karl Welzhofer, K. Studienlehrer. Bamberg. 1883. Buchner. VIII und 244 S. ℳ 2.

Nach der vollständig umgearbeiteten 7. Auflage vom Jahre 1880 erscheint nunmehr dasselbe Lesebuch in 8. Auflage so umgestaltet und (um 46 Seiten) erweitert, dafs man es als neues Lesebuch betrachten kann. Der Herausgeber hat die neuen Zusätze und die sonstigen Veränderungen durch Zeichen kenntlich gemacht in der Meinung, es könnten beide Auf-

lagen neben einander benützt werden. Aber wohl kein Lehrer, der weifs, wie schwer es ist, Schüler gerade dieses Alters an konsequente Ordnung zu gewöhnen und ihnen die Übersicht und das Verständnis der lateinischen Lektüre zu erleichtern, wird sich eine solche Plage unnötig aufladen und die Zeit verschwenden, den einen diesen, den anderen jenen Fundort eines Satzes oder Abschnittes anzugeben. Auch die Kontrolle der Vorbereitung wäre bei starken Klassen zu erschwert. Denn es haben nicht blofs einzelne Abschnitte ihre Stellung vertauscht, um der 11. Auflage von Englmanns Grammatik sich anzupassen, sondern auch in den einzelnen Abschnitten sind Sätze versetzt, verändert oder ganz ausgelassen und mit neuen vertauscht worden. Um sich von der Schwierigkeit, den Schülern der zweiten Lateinklasse die 7. und 8. Auflage in die Hand zu geben, zu überzeugen, vergleiche man nur Nr. 1 (14 und 15), 12 (14 und 16), 41, 49, 56 u. a. Fragt man nun, abgesehen von der Notwendigkeit einer wiederholten radikalen Umänderung, nach der Zweckmäfsigkeit der neuen Bearbeitung, so mufs man allerdings zugeben, dafs das Buch an Brauchbarkeit gewonnen hat. Abschnitte und Sätze werden hie und da besser geordnet oder unpassende durch geeignete ersetzt. Doch hätte der Verfasser, da nach der Ansicht des Referenten ein neues Buch vorliegt, vielleicht noch etwas weiter gehen sollen und auch Beispiele, wie Nr. 113: Demosthenes dolere re aiebat, si opificum antelucana victus esset industria, beseitigen sollen.

Am meisten verändert und erweitert ist der Lesestoff für die dritte Lateinklasse, der dem Gange des Geschichtsunterrichtes folgen sollte. So wurde in der griechischen Geschichte ein Abschnitt über Lykurg hinzugefügt (ohne Zeichen, früher S. 81, hier verändert), über Pausanias, Aristides, Cimon, Perikles, Alexander u. a. Die langweilig dargestellte römische Geschichte hat gleichfalls durch die Feile im einzelnen sowie durch kleinere und gröfsere Zusätze eine anziehendere Gestalt gewonnen. Besonders dankenswert sind die Fabeln über Danaus, Hercules u. a. in dem folgenden Abschnitte, der auch sonst in den einzelnen Erzählungen und Fabeln anders geordnet erscheint. Angehängt sind Memorialverse (Hexameter, Pentameter und Distichen), bei deren Erklärung der Verfasser allerdings hie und da zu weit zu gehen scheint; denn das Buch soll den Lehrer nicht ersetzen.

Daran mögen sich nur zu den Anmerkungen einige kleine Bemerkungen reihen, die man nicht als Ausflufs von Pedanterie ansehen möge, sondern sie sind von dem Interesse diktiert, das Referent an der neuen Bearbeitung nimmt.

Nr. 2 vielleicht cibus optimus st. cibi; Nr. 6 sine dubio (s. v. d.) ohne Zweifel st. sonder Z.; nicht leicht verständlich ist wohl auch das Sprichwort: lupus pilum, non animum mutat; Nr. 12. 4 (82, 4) ‚in, bei' unnötig oder s. 1, 2; bei Nr. 14 Fafnerum vermifst man ein Quantitätszeichen, warum ein solches 62, 2 bei cadere steht, ist unbegreiflich, ebenso Nr. 51 und 3 S. 57 Lacedaemonem, dagegen fehlt es Nr. 65, 6 bei sublime; Nr. 20, 4 wäre statt „permultus sehr viel" ein Hinweis auf die Bedeutung der Zusammensetzung von per mit einem Adjektiv oder auf Gr. § 58 A. angezeigt; ebenso Nr. 30, 2 Gr. § 24, 3 und Nr. 32, 1 Gr. § 35, 11; Nr. 37, 2 aquas „Brunnen" wird der Schüler vergebens § 19 der Grammatik nachschlagen. Nicht förderlich für diese Altersstufe ist ferner die Ungenauigkeit von Übersetzungen, wie Nr. 45, 1 inducor in rem „gelange zu etwas"; auch Nr. 56, 3 und 76, 1 stimmt die Erklärung wenigstens nicht genau mit dem lat. Texte; Nr. 44, 4 ergänze dixit st. „sagte, erwiderte oder dgl."; Nr. 51 würde man die Stellung copias suas wie auch Nr. 78 totum caelum vorziehen, da gewifs der Schüler oft angewiesen wurde, so die Worte zu ordnen. Zu stipendiis Nr. 53 fehlt eine Bemerkung, da das

Verzeichnis hier etwas unklar ist; auch A. 5 (u. A. 10 S. 90) ist einer Verbesserung fähig; Nr. 59 cum decrescit s. 41, 1; Nr. 67, 2 s. Gr. § 71 A. Zu repletum esse Nr. 73 ist unbedingt eine Bemerkung nötig, etwa: ergänze id, wenn es nicht besser im Texte selbst stehen sollte; ebendort vermifst man zu A. 4 einen Hinweis auf das Tempus bei ut, wie es z. B. 55, 4 angegeben ist. Zu id cavebit Nr. 81 fehlt „davor"; auch die Bemerkung Nr. 85, 4 wäre schon früher am platze gewesen, z. B. Nr. 46 u. a. Doch wird dem Gedächtnis des Schülers hie und da zu wenig zugetraut, indem er zu oft auf die Stellung von cum, Bedeutung von videri (scheinen) u. a. hingewiesen wird. Statt nequiquam Nr. 113 findet man im Verzeichnis nequidquam. Ebendort fehlt hie und da die Angabe der Quantität, so bei funale, venundo; falsch ist sie bei gentīlīcius. Sonst ist der Druck fast ganz korrekt.

Göthes Hermann und Dorothea. Mit ausführlichen Erläuterungen in katechetischer Form für den Schulgebrauch und das Privatstudium von Dr. C. A. Funke. II. Auflage. Paderborn 1881.

Das in Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit Kommentar erschienene II. Bändchen enthält Göthes ewig junges Epos Hermann und Dorothea. Die nunmehr in zweiter Auflage vorliegende Bearbeitung will vor allem dem Schulzwecke dienen, d. h. ein Hilfsmittel sein zum schulmäfsigen Verständnis des unserer Jugend zur Lektüre und zum Studium empfohlenen Gedichtes. Zu diesem Zwecke hat der Herausgeber neben fortlaufenden, erklärenden Fufsbemerkungen, um die Aufmerksamkeit der Leser mehr zu konzentrieren und ihnen ein gesicherteres Wissen zu vermitteln, eine reiche Fülle von Erläuterungen in Form von Fragen und Antworten hinter dem Texte folgen lassen und aufserdem noch eine Reihe von Aufsatzthematen, die dem Gedichte selbst entnommen sind, beigefügt, wodurch dem Leser in der That reichlich Anregung und Gelegenheit geboten ist, das schöne Gedicht nach allen Richtungen verstehen und schätzen zu lernen. Die fortlaufenden Noten am Fufse des Textes, die gröfstenteils dem bekannten Buche von Cholevius entnommen sind, sind dem Bedürfnis einer solchen Ausgabe angepafst, häufig präziser ausgedrückt und sonst zum Zwecke der Einfachheit und leichteren Verständlichkeit verändert. Wünschenswert wäre, wenn mehr solche Bemerkungen, die sich auf die Erklärung einzelner schwer verständlicher Ausdrücke, auf Seltenheiten in der Wortbildung u. s. w. beziehen, aufgenommen würden, zumal da das Büchlein auch den Privatstudierenden nützlich sein will. In der Schule bleibt dem Lehrer auch dann immer noch zu erklären und zu bemerken genug. — Zu I, 56 ist das Wort „Festung" zu streichen; zu II, 185 war für das die Klarheit der inneren Beziehung der Stelle nicht fördernde „Und dennoch! die treffliche Bemerkung von Cholevius besser zu verwerten; zu II, 186 erscheint bei geändertem, bezw. richtig gestelltem Hexameter die anekdotenhafte Erzählung zum mindesten überflüfsig. Zu den Fragen über die einzelnen Gesänge bemerke ich zu I, 10 u. 14: Der Dichter hat die Anrufung der Musen in hergebrachter Art am Eingange des Gedichts auch wohl deshalb unterlassen, weil er die Namen der neun Musen den einzelnen Gesängen vorgesetzt und dadurch das ganze Epos nach dem Vorbilde Herodots unter den Schutz derselben gestellt hat; nebenbei wollte er durch die Vorsetzung dieser Namen, deren geänderte Reihenfolge, aber nicht bei allen Gesängen, eine Beziehung zum Inhalte erkennen läfst, die prosaische Aufzählung der neun Teile seines Gedichtes vermeiden. In einem Briefe vom

15. April 1797 sagt Göthe: „Montags gehen die vier ersten Musen ab, indes ich mich mit den fünf letzteren fleifsig beschäftige“ u. s. w. und in einem Briefe vom 3. Juni an Schiller: „Hierbei Urania, möchten uns doch die Neune, die uns bisher beigestanden haben, bald noch zum epischen Schweife verhelfen.“

Den sehr zahlreichen Fragen über die einzelnen Gesänge (zusammen 83), die von dem Lehrer teilweise auch als Grundlagen und Dispositionen zu schriftlichen Arbeiten benützt werden können, schliefsen sich Fragen und Antworten über das ganze Gedicht an (13) über Zweck, Grundlage, Entstehung desselben u. a.

Im allgemeinen wäre es wünschenswert, wenn diese Erläuterungen etwas kürzer und bündiger gehalten wären, da für den Schüler wenigstens des Guten doch gar zu viel gethan ist: z. B. in Nr. 4 hätte die Geschichte der Entstehung des Gedichtes zusammenhängender und präziser gegeben werden können.

Den Schlufs bilden 25 Themata zu Aufsätzen, für welche unser Gedicht eine geradezu unerschöpfliche Quelle ist. Die auch durch schönen und deutlichen Druck sich auszeichnende Ausgabe kann nicht nur Lehrern und Schülern zum Gebrauche beim Unterrichte, sondern auch wegen der reichen Fülle von Erklärungen Privaten zum Studium dieser Perle unter den Gedichten bestens empfohlen werden.

Würzburg. Baldi.

J. W. Schaefer, Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Zweite, vermehrte und vollständig umgearbeitete Auflage von Franz Muncker. Leipzig. 1881. Bei O. Weigel. 8⁰. 798 S.

Schaefers Buch hatte schon bei seinem ersten Erscheinen 1855 grofsen allseitigen Beifall erworben. Der von Muncker mit grofsem Geschick und Fleifs umgestalteten 2. Auflage, die stellenweis als ein ganz neues Werk erscheint, darf das alte Lob aufs neue gespendet werden. Das Buch ist nicht für den Gelehrten bestimmt, gibt aber die Ergebnisse neuester Forschungen in ziemlich erschöpfender Vollständigkeit in der anziehendsten Form. Besonders für reifere Schüler ist das Werk auf's beste geeignet. Vilmars Literaturgeschichte läfst sich für das 18. Jahrhundert ihrer Tendenz wegen nicht empfehlen. Hettner fordert gereiftere Leser, und Scherers in so hohem Grade anregendes Werk setzt eigentlich bereits eingehendste literarische Kenntnisse voraus. So dürfte Munckers Arbeit wirklich einem Bedürfnisse entgegenkommen. Wenn auch einzelne kleine Mängel dem Buche anhaften, besonders Lessing in einer, Vilmars Geiste verwandten, engherzigen Art und Weise aufgefafst ist, soweit es sich um die letzten Jahre seines Lebens handelt, so ist das Werk im ganzen doch nur lobend anzuerkennen. Den reiferen Leser mag es stören, die geschichtliche Entwicklung in lauter einzelne Biographien der literarischen Führer zerschnitten zu finden; jugendlichen Lesern wird eben dadurch die Auffassung erleichtert, wenn ihnen an einzelnen Individuen die geistige Entwicklung klar entgegentritt.

Marburg i. H. Max Koch.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von B. Seuffert. 6. Heft. Wielands Hermann herausgegeben von Franz Muncker. Heilbronn, 1882. 8⁰. 116 S.

Die Neudrucke haben in diesem Falle nicht wie sonst einen Wiederabdruck sondern einen ersten Druck gebracht. Wielands Epos sollte dem Hermann Schoenaichs von der schweizerischen Schule entgegengestellt werden. Es blieb aber damals ungedruckt und erst Franz Muncker hat die vergessene Handschrift in Zürich wieder von neuem hervorgesucht und nun mit einer umfassenden, alle einschlägigen Verhältnisse des 18. Jahrhunderts besprechenden literarhistorischen Einleitung herausgegeben. Dafs einem grofsen Jugendepos des Oberondichters, unseres zweitgröfsten neueren Epikers, besondere Beachtung gebührt und Muncker sich durch diese treffliche Ausgabe wirklich grofses Verdienst erworben hat, wird kaum erst eigener Erwähnung bedürfen.

Marburg i. H. Max Koch.

Ergänzungswörterbuch der deutschen Sprache von D. Sanders in Lieferungen à ℳ 1,25. Stuttgart, Abenheim.

Von diesem Werke, dessen schon im 17. Bd. ds. Bl. erwähnt wurde, sind bis jetzt die ersten fünf Lieferungen (bis ‚Blatt' reichend) erschienen. Es wurde bereits a. a. O. hervorgehoben, dafs sich der um die deutsche Sprache hochverdiente Verfasser in diesem seinem neuesten Werke die Aufgabe stellte, zu allen bisher erschienenen deutschen Wörterbüchern Ergänzungen zu liefern, und zwar in der Ausdehnung, dafs auch Wörter, die absolut keiner Erklärung bedürfen, angeführt werden und zweitens wo möglich alle Neologismen, auch solche, welche unsere in dieser Beziehung besonders fruchtbare Tagespresse produziert. Ersteres durfte auch vom wissenschaftlichen Standpunkte aus als ziemlich überflüssig erscheinen; jedenfalls aber ist es eine sehr unnötige Raumverschwendung, wenn zu selbstverständlichen Wörtern Belegstellen aus sehr ephemerer Literatur angeführt werden (z. B. Eisbeil, Volkszeitung 26. 224 A; die Erklärung: ‚zu Gletscherbesteigungen' hätte doch wohl genügt). Bezüglich der Registrierung der Neologismen aber könnte man vor allem fragen, ob jene Sprachprodukte es irgendwie verdienen, verewigt zu werden. Aufserdem ist aber doch mit voller Berechtigung einzuwenden, dafs eine Vollständigkeit nie erreicht werden kann, und nur die Möglichkeit, relativ erschöpfend zu sein, gäbe einem wissenschaftlichen Werk das Recht, um jene Wildlinge sich zu bekümmern. (Vor allem müfste sich der Hr. Verf., um einen nicht ganz unerheblichen Bruchteil zu seiner Sammlung zu gewinnen, auf ein gerade nicht angesehenes, aber gern gelesenes bayerisches Zeitungsblatt abonnieren, das er nicht benützt zu haben scheint.) Was soll es z. B. heifsen, wenn Sanders bei den onomatopoetischen Bildungen ‚bim bum bam beier' und ‚beiern' das ähnlich gebildete ‚Bimbambaiern' aus Kohl anführt oder „abeln" erklärt („sie abelt mich in einem fort" aus Börne, i. e. sie redet mich mit Ausdrücken an, die auf able ausgehen, z. B. respectable, aimable u. dgl.) oder den Ausdruck „Revolverblatt" durch ein Citat aus der Volkszeitung der Nachwelt überliefert? Volle Berechtigung hat es dagegen, wenn durch Belege nachgewiesen wird, dafs das im grofsen Wörterbuch von Sanders als nur veraltet und mundartlich bezeichnete „aber" (= schneefrei), dessen Vorkommen im Mhd. freilich weder von Sanders noch im Grimm'schen Wörterbuch erwähnt wird, allmählich wieder auch in der Verbalform „abern"

schriftmäfsig wird. Von anderen Ergänzungen, die das neue Wörterbuch bringt, merken wir an 1) solche Wörter, die als Nachträge zu dem aus der abgeschlossenen Literatur erwachsenen Sprachschatz zu bezeichnen sind, z. B. Belze(n)bock = Belzebub (aus H. Sachs[1]), 2) solche, die zwar Grimm schon bietet, die aber im grofsen Wörterbuch von S. fehlen, z. B. Pinge (statt Binge), Binetsch = Spinat, Bilwis (bei Grimm Bilwifs), 3) die dialektischen Bildungen. Wir finden solche aus dem süddeutschen (und speziell bayerischen), schweizerischen, westfälischen, schlesischen und wohl noch anderen Dialekten; besonders häufig begegnen wir dem bayerischen und schweizerischen, offenbar, weil zu diesen die fleifsig citierten Wörterbücher von Schmeller und Stalder reichliche und zuverläfsige Quellen bieten. Ob bei den Wörtern, die dem Dialekt entnommen sind, eine relative Vollständigkeit, auf die es auch hier ankommt, erreicht ist, wagen wir nicht zu entscheiden; eine sichere Grenze gegen das Niederdeutsche zu ziehen, wird schwer sein. Jedenfalls aber läge es im Interesse der Verlagshandlung, die ausgedehnte Berücksichtigung der Dialekte als Charakteristikum des neuen Werkes auf dem Titelblatt zu bezeichnen.

Wenn das Werk so rüstig fortschreitet, wie es den Anschein hat und wie man es bei Sanders'schen Büchern gewohnt ist, so wird es vor allem für diejenigen Partien, welche im Grimmschen Wörterbuch noch fehlen, noch auf lange Zeit eine sehr erwünschte Aushilfe bieten.

München. A. Brunner.

Armand de Bourbon Prince de Conti. Traité de la comédie et des spectacles. Neue Ausgabe von Karl Vollmöller. Heilbronn. Verlag von Gebrüder Henninger. 1881.

Die neue Ausgabe dieses höchst interessanten Werkchens bietet mir Gelegenheit, alle Freunde der französischen Literatur und die Liebhaber literarischer Seltenheiten auf die von einigen Gelehrten begonnene, und mit dem besten Erfolge fortgesetzte Sammlung französischer Neudrucke aufmerksam zu machen. Der Zweck des Unternehmens ist, wichtige französische Werke, namentlich des 16. Jahrhunderts, die nicht mehr, oder nur schwer erreichbar sind, durch Neudrucke einem gröfseren Leserkreise zugänglich zu machen. Das Unternehmen ist, so einfach es auch beim ersten Anblick erscheinen mag, keineswegs ohne Schwierigkeiten, da aufser der dem Herausgeber zu gebote stehenden alten Ausgabe mancher andere seltene, oft schwer erreichbare Druck zu rate gezogen werden mufs, wozu nur Mitteilungen von Freundeshand verhelfen können. Da die Neudrucke mit bester Sorgfalt und der strengsten Gewissenhaftigkeit behandelt sind und auch die Verlagshandlung billige Preise stellt, so ist eine immer weitere Verbreitung derselben wohl zu hoffen.

München. Wallner.

---

[1]) Hieher gehört auch das Wort Bilge, das zwar in der Bedeutung ‚Werkzeug der Tuchmacher' im grofsen Wörterbuch von S. und bei Grimm sich findet, im Ergänzungswörterbuch aber nun auch als seemännischer Ausdruck bezeichnet wird, der aber nicht erklärt, sondern nur durch eine Stelle aus der — Volkszeitung belegt wird. Warum nicht eine Erklärung (und ein Citat?) aus einem Handbuch der Navigationskunde?

Englische Philologie. Anleitung zum wissenschaftlichen Studium der englischen Sprache. Von Johann Storm, ordentl. Prof. der roman. und engl. Philologie an der Universität Christiania. Vom Verfasser für das deutsche Publikum bearbeitet. I. Die lebende Sprache. Heilbronn, Henninger. 1881. ℳ 9.

Leider hielten mich verschiedene Umstände ab, diese für die englische Philologie so wichtige Erscheinung des heurigen Büchermarktes früher zur Besprechung zu bringen. Als vor 2 Jahren der Verfasser sein Werk zuerst unter dem Titel: „Engelsk Filologi. Anvisning til et videnskabeligt studium af det engelske sprog, af Joh. Storm etc." veröffentlichte, war seine bescheidene Absicht, denjenigen unter seinen Landsleuten, welche sich dem wissenschaftlichen Studium der englischen Sprache widmen wollten, in einem Handbuche Wege und Mittel zur Erreichung ihres Zieles anzugeben. Alsbald aber fand das Buch auch im Auslande so allgemeinen Beifall, dafs Prof. Storm sich entschlofs, dasselbe auch für Deutsche umzuarbeiten.[1]) Für die Verwirklichung dieses Vorsatzes sind wir ihm denn auch zu grofsem Dank verpflichtet; es gilt von der deutschen, gründlich umgearbeiteten und bedeutend vermehrten Ausgabe, was Sweet von der Originalausgabe sagte: Keinem, der die englische Sprache nach der praktischen, wie nach der wissenschaftlichen Seite hin gründlich betreiben will, darf dies Buch unbekannt bleiben. Zwar hat schon B. Schmitz einen ersten und nicht zu unterschätzenden Versuch zu einer Encyklopädie der englischen Sprache gemacht, aber da er nicht nur diese allein, sondern zugleich auch die französische behandelte, so konnte er viel weniger auf das Einzelne eingehen, und dann ist unleugbar Storm ein viel gründlicherer Kenner des Englischen in allen seinen Abstufungen von der gewähltesten Schriftsprache bis herab zum vulgären Englisch; so ist Storms Buch für das gedeihliche wissenschaftliche Studium der englischen Sprache unendlich viel wichtiger als das Schmitz'sche, wenn es auch dasselbe nicht völlig entbehrlich macht.[2]) Überhaupt verbindet Prof. Storm mit einer ausgedehnten und zugleich tiefgehenden Kenntnis sämtlicher für die neuere Philologie in betracht kommenden Sprachen, mit der gröfsten Gewissenhaftigkeit und Parteilosigkeit in der Beurteilung fremder Leistungen ein sehr scharfes Urteil, welches er jedoch stets mit seltener Bescheidenheit ausspricht.

Der Inhalt des uns vorliegenden Bandes zerfällt, abgesehen von dem Vorwort und der Einleitung, in 7 Kapitel, von denen die beiden ersten von der Aussprache handeln, nämlich das I. von der allgemeinen Phonetik und das II. speziell von der englischen Aussprache; dann folgen Kap. III

---

[1]) Insbesondere sprach sich der bekannte englische Philologe Prof. Henry Sweet in einem Artikel der Academy (Nr. 388 New Issue.) äufserst günstig darüber aus; er sagt unter Anderem: „Storm has long been known as the foremost authority on the pronunciations of the Romance languages — while *his pronunciation of English and command of its idioms is so perfect that an ordinary observer night converse with him for hours without suspecting him to be a foreigner.*" Dafs Sweet recht hat, beweist fast jede Seite unseres Buches.

[2]) Ich habe hier die Bibliographie der nicht streng wissenschaftlichen Veröffentlichungen im Auge, die Schmitz viel vollständiger gibt, aber auch hierin fehlt er: neben dem Tauglichen wird so viel Unbrauchbares besprochen, dafs man zuweilen vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht.

Wörterbücher, Kap. IV Synonymik. Phraseologie. Praktische Hilfsmittel. Kap. V Lektüre und Literaturstudium. Kap. VI Literaturgeschichte und Kap. VII Grammatik. Diesen schliefsen sich eine Reihe von wertvollen Nachträgen an, die Ansichten bedeutender Sprachforscher, wie Sievers, Sweet u. a. enthaltend; den Schlufs bilden ein Autoren- und Buchregister und ein Wort- und Sachregister, durch welche der Nutzen der Anleitung wesentlich erhöht wird, weil sie es auch als Nachschlagebuch überaus brauchbar machen.

Es ist hier weder Zeit noch Ort, sehr auf Einzelheiten einzugehen, da jeder strebsame Fachkollege das Buch selbst studieren mufs; ich gestatte mir also nur, einige wesentliche Punkte hervorzuheben und wenige kurze Bemerkungen zu machen.

In seinem Vorwort beklagt der Verfasser, dafs die wissenschaftliche Welt bisher zu wenig Gewicht auf das Studium der lebenden Sprache gelegt und nicht hinreichend zwischen den einzelnen Sphären des Neuenglischen unterschieden, sondern unter diesem Begriff die Literatur von Shakespeare bis heute zusammengefafst habe, während doch ein wesentlicher Unterschied zwischen der Sprache der Gegenwart und der des vorigen Jahrhunderts und noch mehr derjenigen der Renaissance bestehe; anderseits sei auch die Schriftsprache nicht minder verschieden von der gesprochenen Sprache der Gebildeten, diese letztere aber sei vor allem mafsgebend, wenn es sich um das Kennen und Können einer lebenden Sprache handle; der hier ausgesprochene Tadel träfe hauptsächlich die deutschen Gelehrten, Mätzner und Koch an der Spitze. Dafs dieses Urteil eine gewisse Berechtigung hat, kann man nicht bestreiten, wenn man sich auch energisch dagegen verwahren mufs, als sei „die englische Sprache, wie sie Mätzner darstellt, ein unmögliches Unding“, was Sweet in besagtem Artikel rundweg erklärt. Demgemäfs erkennt Storm als höchste Autorität nicht die Grammatiker an, sondern den Sprachgebrauch und legt das Hauptgewicht auf die lebende Sprache, mit der sich auch dieses ganze Buch als erster Teil des von ihm beabsichtigten Gesamtwerkes über die englische Philologie beschäftigt. Die Einleitung legt dar, dafs in erster Linie zum wissenschaftlichen Studium einer lebenden Sprache die genaue Kenntnis der gesprochenen Sprache selbst notwendig, und auf welche Weise diese am besten zu erlangen sei, dafs aber diese wiederum eine genaue und korrekte Aussprache voraussetzte, ein Punkt, auf welchen bis in die jüngste Zeit gerade in Deutschland gar zu wenig Rücksicht genommen worden sei. Deshalb bespricht in dem nun folgenden Kapitel der Verfasser auf das ausführlichste die Werke der bedeutendsten Phonetiker, wobei er den Engländern Bell, Ellis und Sweet ganz besondere Aufmerksamkeit schenkt, weil ihre Leistungen in Deutschland noch nicht recht bekannt seien und von seite unserer Gelehrten bislang nicht die gebührende Würdigung gefunden hätten; zur Zeit, da St. sein Buch fertigstellte, war dieser Vorwurf berechtigt, heute aber ist er es nicht mehr, denn der berühmteste deutsche Phonetiker, Prof. Sievers, hat in der jüngst erschienenen neuen Ausgabe seiner „Grundzüge der Lautphysiologie“[1]) den Arbeiten sämtlicher englischen Phonetiker

[1]) Sievers Ed., Grundzüge der Phonetik etc. 2. wesentlich umgearbeitete und vermehrte Auflage der „Grundzüge der Lautphysiologie“. Breitkopf und Härtel. Leipzig. 1881. Völlig neu bearbeitet wurde neben dem 3. Abschnitt namentlich der zweite Abschnitt über die Lautgruppen und die Einzellaute, indem sich Sievers hier eng an Bells Vokaltheorie anschlofs.

vollste Beachtung geschenkt. In dem Kapitel über englische Aussprache gibt der Verfasser zuerst eine selbständige Aussprachebezeichnung, um dann die verschiedenen Hilfsmittel zu betrachten; unter diesen gibt er vor allen anderen „J. Stormonth, Etymological and Pronouncing Dictionary of the Engl. Language“ den Vorzug, eine Arbeit, die trotz ihrer Mängel als das neueste und beste Wörterbuch der Aussprache bezeichnet werden mufs. Als gründlichen Kenner des Englischen zeigt er sich noch mehr als sonst in seinen Erörterungen über „Umgangssprache und Vulgärsprache“, welche des Neuen und Lehrreichen unendlich viel bieten.

Wenn derselbe gelegentlich der Besprechung der literarischen Erzeugnisse die Ansicht ausspricht, es seien die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts wegen der vielfach schon veralteten Ausdrucksweise weniger für den Schulgebrauch geeignet, als man bisher gewöhnlich annahm, und nur mit grofser Vorsicht zu benützen, so pflichte ich ihm vollkommen bei; besonders möchte ich in Übereinstimmung mit Anderen Swifts Gullivers Travels, Goldsmiths Vicar und Sheridan, nicht nur aus sprachlichen Rücksichten, am liebsten gar nicht zugelassen wissen; haben wir doch wahrlich keinen Mangel an geeigneterer Schullektüre. Die nun folgende Shakespeareliteratur wird selbstredend eingehend gewürdigt. Das Schlufskapitel: „Grammatik“ ist von allen das wenigst ausführliche; es enthält nur kurze Besprechungen der wichtigsten Erscheinungen, da ursprünglich beabsichtigt war, diesen Teil in einem besonderen Bande zu bringen; wir dürfen also wegen der Nichtbeachtung des einen oder des anderen Buches dem Verfasser keinen Vorwurf machen.[1])

An eigenen Bemerkungen habe ich nur ganz wenige zu machen. Auf Seite 92 sagt Storm über den unartikulirten r-Laut: Da r sonst mit vokalischem Auslaut zusammenfällt, wird es oft auf Fälle, wo es nicht ursprünglich ist, besonders in der Vulgärsprache, aber auch bisweilen bei Gebildeten unwillkürlich übertragen“. Eine analoge Übertragung findet sich im bayrisch-österreichischen Dialekt, wo gar nicht selten Ausdrücke wie: „wie r a mal (zeig ein mal)“ gehört werden. Gelegentlich des phraseologischen Wörterbuches von Sainte-Claire, Pasquet und Hölscher (Langenscheidt 1879) sagt Storm: „Etwas dunkel ist die Phrase: „He is all there = c'est un rusé compère, eig. wohl 'er ist ganz da', er hat seine volle Geistesgegenwart“. Die von Sweet hier angegebene Bedeutung: „he has presence of mind“ ist offenbar die richtige; das beweist der entgegengesetzte Ausdruck: „He 's not all there) = he is out of his wits, he is not quite right in his head. Unter den Hauptvertretern der amerikanischen Literatur hätte wohl *Poe* genannt werden sollen.

Ausstattung und Druck des Buches verdienen vollste Anerkennung; an Druckfehlern bemerkte ich nur: p. 97 1. Z. v. o.: „N schwache eigung“ st. schwache Neigung, sonst keinen einzigen. Auch die deutsche Sprache beherrscht Prof. Storm vollkommen, er schreibt unsere Muttersprache mit einer Klarheit und Reinheit, die unsere Bewunderung erregen mufs; in dem ganzen fast 500 Seiten starken Buche fand ich einen einzigen

---

[1]) Einiger Schulgrammatiken hat St. schon früher (p. 179) unter der Rubrik „Phraseologie“ Erwähnung gethan. Ich erlaube mir nur auf ein bei uns noch zu wenig bekanntes Buch aufmerksam zu machen: Theoretisch praktischer Lehrgang der englischen Sprache etc. für höhere Schulen von E. Deutschbein, welches jüngst in verbesserter sechster Auflage erschienen ist: trotz einiger kleiner Mängel ist es ein wirklich **praktisches** und **vorzügliches** Lehrbuch.

Verstofs gegen das Geschlecht (p. 345 die Kelle st. der Keller) und nur zwei leichte Vergehen gegen den Sprachgebrauch, nämlich p. 54 „sie verlieren daher oft die Einheit aus dem Auge über die (st. der) Mannigfaltigkeit", und p. 249 „Zunächst geht es über den Grammatiker Lindley Murray heraus (st. „her")." Zum Schlufse habe ich nur den einen Wunsch, es möge Herrn Prof. Storm vergönnt sein, in nicht allzuferner Zeit uns mit der Fortsetzung seines vortrefflichen Werkes zu erfreuen.

Augsburg. G. Wolpert.

Geschichten aus Livius mit Ergänzungen aus griechischen Schriftstellern. Ein Lesebuch zum Gebrauch beim deutschen und geschichtlichen Unterricht in Real-, Gewerbe- und höheren Bürgerschulen von Dr. Paul Goldschmidt, Oberlehrer am Friedrichs-Gymnasium zu Berlin. 2. verbesserte Aufl. Mit drei lithographierten Karten. Berlin. 1881. Springer.

Wenn vorliegendes Buch den Zweck haben soll, beim Unterricht für Quarta in Realschulen zu dienen, so scheint mir derselbe ein verfehlter zu sein, sowohl bezüglich des Umfanges als auch der Behandlung des Stoffes. Nachdem in den bayrischen Realschulen die ganze Geschichte der Griechen und Römer bis zum Untergang der römischen Republik nur im ersten Semester des dritten Kurses (Quarta) in biographischer Darstellung behandelt werden soll, ist ein näheres Eingehen auf den umfangreichen Stoff, wie es dieses Lesebuch voraussetzt, nicht möglich, teils aus Mangel an Zeit, teils in Hinsicht auf das noch geringe Fassungsvermögen von Schülern dieser Altersstufe. Gerade die ältere, zum Teil sagenhafte, römische Geschichte zum Mittelpunkt des deutschen und geschichtlichen Unterrichts zu machen, ist um so weniger statthaft, als dadurch den Schülern die Gelegenheit entzogen wird, auch nur mit den wichtigsten Thatsachen der alten Geschichte sich bekannt zu machen.

Eher dürfte sich das Buch, das in 286 Seiten die römische Geschichte nur bis zum Untergang Karthagos im Jahre 146 v. Chr. behandelt, zur Anschaffung für Lesebibliotheken an humanistischen Gymnasien eignen als Vorbereitung zur künftigen Lektüre des Livius, denn die Übersetzung ist fliefsend und die Auswahl mancher Abschnitte mit Geschick getroffen.

Die Datenangaben in der Zeittafel sind zu dürftig. Beispielsweise ist der erste macedonische Krieg (215—206) gar nicht erwähnt; fast durchgehends wird ein dritter Samniterkrieg von 298—290 angenommen. Die Übertragung des Censoramtes von den Konsuln auf eigene Beamte (censores) geschah im Jahre 435, nicht 443 (Mommsen I, 294). — S. 276. Anm. 1. Patrizische Ädilen wurden nicht deshalb eingesetzt, weil die Patrizier dies Amt zu bekleiden wünschten, sondern infolge der Weigerung der plebeischen Ädilen, die grofsen Festspiele wegen Herstellung der Eintracht beider Stände mit erhöhtem Aufwande zu feiern. — S. 280. Anm. 49. Bei den Centuriatcomitien ist die wichtige Befugnis der Beamtenwahl nicht erwähnt. Ganz ungenügend ist die Erklärung über die Tribus-Versammlung. Anm. 56. Der Latinerkrieg endete nicht im Jahre 340, sondern dauerte von 339 bis 337. — Aufserdem sind manche Stellen des Livius in den Anmerkungen zu berichtigen. z. B. Seite 3. Es ist nicht richtig, dafs die Vestalinnen sich niemals verheiraten durften. Ihre Dienstzeit umfafste 30 Jahre, nach deren Ablauf sie sich vermählen konnten. S. 7. Nicht ihres Ansehens halber wurden die Senatoren Väter (patres) genannt, sondern weil in dem ursprünglichen Rom die sämtlichen Hausväter den Senat gebildet hatten

(Mommsen I. 77.). Deshalb nannten sich die römischen Bürger die Vaterkinder (patricii), insofern nur sie rechtlich einen Vater hatten. (Mommsen I, 63). S. 27. Von einer Einteilung des römischen Volkes nach Ständen durch Servius kann keine Rede sein, vielmehr wurde die kriegspflichtige Mannschaft nach der Gröfse der Grundstücke, und nicht nach dem Bestande des Vermögens in fünf Ladungen (classes von calare) eingeteilt.

In der beiliegenden Karte von Rom ist die Velia, ein Bezirk auf der Höhe des Palatin über dem Vestatempel gelegen, näher zum Palatin zu setzen. Wo in der Karte Velia steht, wären allenfalls die Carinae zu suchen. Der Collis Viminalis ist gar nicht namentlich aufgeführt, und an der Stelle, welche irrig als porta Capena bezeichnet wird, hat man sich die porta Metronia zu denken. Die berühmte Appische Strafse führt durch die porta Capena zwischen Aventin und Cälius. Zwischen den beiden angegebenen Thoren liegt das Thal der Egeria, nördlich, nicht südlich der Marrana. Die noch heute gezeigte grotta di Egeria befindet sich ziemlich weit aufserhalb der Stadt in südöstlicher Richtung.

München. F. Gruber.

Lehrbuch der Pädagogik von Dr. J. Chr. Gottlob Schumann. k. Regierungs- und Schulrat zu Trier. I. Teil. Einleitung und Geschichte der Pädagogik mit Musterstücken aus den pädagogischen Meisterwerken der verschiedenen Zeiten. 6. verm. u. verb. Auflage. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1881. 403 u. XII. 8. Preis 4 ℳ 40 ₰

Das Werk hat in 7 Jahren 6 Auflagen erlebt, von welchen die ersten 5 sogar in 3 Jahren nötig waren. Bestimmt ist es hauptsächlich für Schullehrerseminare und für Volksschullehrer, die sich in der Pädagogik fortbilden wollen. Als II. Teil folgt ihm eine systematische Pädagogik. Der vorliegende Band enthält auch die Einleitung zu beiden Teilen in 3 Paragraphen (S. 1—11), von welchen der erste von dem Begriff der Pädagogik, der zweite von dem der Erziehung als Inhalt der Pädagogik und der dritte von der Einteilung der Pädagogik handelt. Man gestatte mir zunächst einige Bemerkungen zu dieser Einleitung.

Die § 2 gebotene sprachliche Ableitung des Wortes erziehen will mir nicht recht gefallen. Dort heifst es: Ziehen bedeutet ursprünglich von der Stelle rücken, dann 1) leiblich nähren, 2) geistig nähren. Mit der Angabe, dafs ziehen ursprünglich von der Stelle rücken bedeutet, ist nahezu gar nichts gewonnen. Man ersieht daraus weder, wie sich das Ziehen von Fortrücken durch Schieben, Stofsen, Zerren etc. unterscheidet, noch wirft sie irgend ein Licht auf die Bedeutung des Wortes erziehen. Ferner kann ziehen niemals bedeuten: geistig nähren. Einen Menschen ziehen heifst: sein Handeln durch Zwang und Gewöhnung regulieren, wie der Gärtner das Wachstum eines Baumes durch Beschneiden und Anbinden reguliert. An Zuführung geistiger und körperlicher Nahrung durch Lehre und Unterricht wird hiebei nicht gedacht. Das Wort erziehen bedeutet nach Sch.: a) aufwärtsziehen und b) fortziehen. Meines Wissens kann es die zweite Bedeutung niemals haben. Dann sagt der Verfasser: „Wir gebrauchen jetzt erziehen von Menschen, aufziehen von Tieren, ziehen von Pflanzen". Aber aufziehen gebraucht man auch vom Menschen (wie z. B. der Verfasser selbst S. 41 Z. 14 v. u.) und ziehen auch von Tieren. Das Aufziehen erstreckt sich eben auf das körperliche Wachstum vom Menschen und Tieren, das Ziehen auch

auf die Fortpflanzung von Organismen, in welchem Sinne man bestimmter das Verbum züchten anwendet (z. B. Blumen, Bienen).

Seite 6 ff. zählt der Verfasser die 5 wichtigsten pädagogischen Systeme auf, nämlich den Eudämonismus, den Naturalismus, die Moralität, die Ideen der Civilisation und die Humanität, aber nur um sie alle 5 zu verwerfen und die Erziehung zum Christentum als das Ziel aller Pädagogik aufzustellen. Soll hiermit die Pädagogik als Wissenschaft von der christlichen Theologie abhängig gemacht werden, so wäre dies sicherlich eine unberechtigte Verkümmerung ihrer freien Entwicklung. Soll aber darunter die Erziehung zu der vom Christentum angestrebten völligen Befriedigung der Menschenseele und zur allgemein menschlichen Moralität verstanden sein, welche in der vernünftigen Gottes-, Nächsten- und Selbstliebe besteht, so hätte ich nichts dagegen einzuwenden. Ihrem wissenschaftlichen Wesen nach kann die Pädagogik nicht von einer hierarchischen Dogmatik, sondern nur von einer wissenschaftlichen Psychologie und Moral abhängen. Die Psychologie lehrt, dafs das Grundstreben der Menschenseele auf Glückseligkeit gerichtet ist, und zwar auf wahre, dauernde Glückseligkeit sowohl in ihrem gegenwärtigen, als auch in jedem folgenden Leben. Nur wer dieses Grundstreben der Menschenseele, welche durch ihren inneren Willen jeder Dressur Widerstand zu leisten vermag, gehörig berücksichtigt, kann wahrhaft erziehend wirken. Auch für das Christentum kann man eine junge Seele nur dadurch wirklich gewinnen, wenn man ihr die Überzeugung beibringt, dafs es zu ihrer wahren Glückseligkeit unentbehrlich ist. Gelingt dies nicht, so wird der erstarkte innere Wille des Zöglings, welcher nur dem eigenen Glückseligkeitstrieb gehorcht, das Christentum alsbald wie etwas Aufgedrungenes und Unbrauchbares über Bord werfen. Der Eudämonismus, welchen Sch. bekämpft, ist ein materialistischer und sozialer, weil er von der Bestimmung des Menschen zur irdischen Glückseligkeit und zur sozialen Brauchbarkeit ausgeht. Dagegen der psychologische Eudämonismus, zu dem Aristoteles den Weg gezeigt hat, geht von dem absoluten Glückseligkeitsbedürfnis der Menschenseele aus, welches nur durch Moralität wahrhaft befriedigt werden kann. Alle Religionen beruhen auf diesem Eudämonismus, und das Christentum ist deshalb die beste unter den bestehenden Religionen, weil es dem absoluten Glückseligkeitsbedürfnis der Menschenseele edler und würdiger genügt, als die übrigen. Eine Pädagogik, welche auf den nämlichen Grund zurückgeht, auf dem alle Theologie beruht, ist eine Schwester und Freundin der Theologie, aber nicht ihre Sklavin. Dogmatische Einseitigkeit und Haarspalterei, sektirisches Gezänk und fanatische Umtriebe im Hause der Schwester lassen sie unberührt, während sie als Dienerin in alle diese Übel hineingezogen werden müfste. Mir scheint also der psychologische Eudämonismus das beste pädagogische System zu sein, weil er die Pädagogik der Theologie selbständig an die Seite stellt und eine aufrichtige Freundschaft zwischen beiden ermöglicht, welche zum gegenseitigen Austausch der Güter führt, ohne dafs die eine von den Schäden der andern zu leiden hätte. Läfst sich die Pädagogik willenlos von der Theologie ins Schlepptau nehmen, so erspart sie sich freilich das tiefere Nachdenken über ihr eigenes Wesen und die wissenschaftliche Herleitung ihrer höchsten Begriffe. Ist aber dieser Vorteil grofs genug, um den Verlust der Selbständigkeit aufzuwiegen? Zu welchen pädagogischen Verirrungen eine Herrschaft der Theologie über die Pädagogik führen kann, beweist z. B. der Kirchenvater Hieronymus, welcher in seinem Brief an die Laeta einer christlichen Jungfrau den Rat gibt, aufser anderen kanonischen Büchern sich auch die 5 Bücher Mosis (mit ihren alle denkbaren geschlechtlichen Dinge besprechenden Stellen) ins Gedächt-

nis einzuprägen und ihre Studien mit der Lektüre des Salomonischen Hochzeitsliedes zu beschliefsen, während er ihr das Lesen der Apokryphen verbietet, weil grofse Klugheit dazu gehöre, das „Gold“ aus dem „Kote“ herauszufinden. Ein von theologischen Vorurteilen unabhängiger Pädagog wird aber sicherlich einer Jungfrau eher das Buch Jesus Sirach als das Hohelied empfehlen.

Die Darstellung des geschichtlichen Stoffes ist gewandt und sorgfältig. Die Stellen aus den Werken der pädagogischen Klassiker sind durchaus recht zweckmäfsig ausgewählt. Sie lassen die Eigenart der grofsen Pädagogen erkennen, und es dürfte kaum eine wichtigere Frage der Erziehungslehre geben, die nicht im Anschlufs an die gebotenen Stellen besprochen werden könnte. Überall ist eine kleine Zeittafel der Kulturgeschichte den betreffenden Abschnitten vorausgeschickt, um das Gedächtnis zu stützen, und eine Übersicht der wichtigsten Literatur denselben beigefügt, um genaueres Studium zu ermöglichen. Der Verf. beginnt mit den Griechen und Römern und behandelt die Erziehung zu Sparta und Athen im allgemeinen, hierauf die grofsen Meister Pythagoras, Plato, Aristoteles und Plutarch, dann im allgemeinen die römische Erziehung und besonders die Ansichten des Cicero und des Quintilian, aus dessen Institutiones ein 6 Seiten langer Auszug (natürlich in deutscher Übersetzung) geboten wird. Dann folgt die Besprechung der israelitischen Erziehung (S. 61—67), welche zur christlichen Erziehung überleitet. Letztere ist in 26 Paragraphen behandelt ohne Einteilung in bestimmte Perioden. Von Luther an tritt die deutsche Erziehung naturgemäfs in den Vordergrund. Es ist ein reiches, von einem Seminaristen kaum zu bewältigendes Material geboten, und kein namhafter deutscher Schulmann unbeachtet geblieben. Die Darstellung der jesuitischen Erziehung (S. 190—197), welche in der 1. Auflage fehlte, dürfte für manche Leser besonderes Interesse haben.

Sein Urteil über die griechische Erziehung fafst Schumann folgendermafsen zusammen (S. 47 f.): „In der Kunst und im Staate hat sich allerdings eine schöne Menschlichkeit entfaltet, aber es hat nur einseitig der Mann und Bürger die volle menschliche Berechtigung, dagegen haben der Sklave, das Weib u. s. w. nicht den vollen Menschenwert. In Kunst, Kultur und Bildung haben die Griechen eine Erlösung vom Elend und die Glückseligkeit gesucht, aber nicht gefunden u. s. w.“

Mir scheint die Unvollkommenheit der ganzen vorchristlichen Welt hauptsächlich darin zu bestehen, dafs sie wohl Staat und Volk als organische Einheit erkannte, aber nicht einsah, dafs auch die gesamte Menschheit einen Organismus bildet. Letztere Wahrheit ins Licht gesetzt zu haben, ist Verdienst des Christentums. Auch das Judentum hatte sich nicht zum Gedanken der organischen Einheit des Menschengeschlechts emporschwingen können; sein Jehova war immer nur der Gott des jüdischen Staats und Volkes. Diese Unvollkommenheit der Weltanschauung, mit welcher der sittliche Verfall des Heidentums und Judentums zusammenhing, spiegelte sich auch in der Religion wieder. Aber der Verfasser geht viel zu weit, wenn er S. 68 behauptet, der Entwickelungsgang der natürlichen Religionen des Heidentums habe gezeigt, dafs der natürliche Wille nur auf das sinnliche Wohlergehen des egoistisch isolierten Menschen gerichtet ist. Die 300 Spartaner, welche bei Thermopylä fielen, und die Decier, welche sich fürs Vaterland dem Tode weihten, haben trotz ihrer schlechten Religion wahrhaftig nicht an sinnliches Wohlergehen und egoistische Isoliertheit gedacht. Warum wollen wir denn, um den im Christentum liegenden Fortschritt hervorzuheben, die sittliche Erkenntnis der vorchristlichen Welt tiefer, als sie wirklich war, hinunterdrücken? Dafs der Einzelmensch in

seinem Streben nach Glückseligkeit sich den höheren Einheiten der Familie und des Staates unterordnen müsse, wenn sein Streben Erfolg haben solle, war den alten Heiden und Juden so klar, wie es uns jetzt ist. Aber dafs es über Volk und Staat hinaus noch eine höhere Einheit gebe, von welcher jeder Mensch als solcher ein Glied ist, diese Erkenntnis hat erst das Christentum in weiteren Kreisen zum Durchbruch gebracht. Diese höhere Erkenntnis mufste auch das staatliche, häusliche und individuelle Leben veredelnd durchdringen; aber wir dürfen deshalb doch nicht behaupten, der natürliche Wille der vorchristlichen Welt habe das Hauswesen und Staatswesen als sittliche Mächte nicht anerkannt, sondern einem ganz primitiven Individualismus gehuldigt. Es wäre ja auch höchst sonderbar, wenn die Entwickelung der menschlichen Vernunfterkenntnis von der Idee des Individuums auf die der Menschheit übergesprungen wäre, ohne die Zwischenstufen der Familie und des Staatswesens zu benützen. Dem Begriff Natur wird eben oft viel Unrecht gethan. Man glaubt die Gottheit zu erheben, wenn man die Natur verkleinert; und doch ist die Natur das Werk der Gottheit, und wer das Werk herabsetzt, verunglimpft auch den Meister. Man sollte daher mit den verächtlichen Urteilen über die sogenannten natürlichen Religionen viel vorsichtiger sein und nicht mehr beweisen wollen, als nötig ist. Die dem Christentum als treibende Kraft innewohnende höhere Vernunfterkenntnis sichert demselben eine solche Überlegenheit, dafs es auch gegen das Heidentum gerecht sein kann.

S. 61 sagt der Verf.: „In der patriarchalischen Zeit sind nach verschiedenen Seiten in Abraham, Isaak und Jakob dem Volk Israel seine Vorbilder gegeben, und die Gestalt des Hauses tritt uns klar entgegen. Die göttliche Stiftung der Ehe als Monogamie, als normale Ehe, von der die Vielweiberei ein Abfall ist, bildet die Voraussetzung der Familie.“ Daraus könnte man die falsche Vorstellung gewinnen, dafs die Patriarchen und das Israelitenvolk in seiner besten Zeit die Vielweiberei als etwas Unsittliches betrachtet habe. Dem ist aber nicht so. Das israelitische Haus der alten Zeit hatte immer nur e i n e n Hausvater; dieser nahm sich aber eine beliebige Anzahl Weiber, wie denn z. B. die 12 Söhne Jakobs von 4 Weibern stammen, welche alle rechtmäfsige Eheweiber gewesen sein müssen, weil die Rechtmäfsigkeit der von ihnen geborenen Söhne nirgends angezweifelt wird. Eine Stelle, wo solche Vielweiberei Jakobs als ein Abfall von Gottes Ordnung bezeichnet würde, habe ich in der Bibel nicht finden können. Hätte das israelitische Volksbewufstsein die Vielweiberei als Abfall vom göttlichen Gesetz empfunden, so müfste auch gegen David und Salomo, deren Weiber bekanntlich nach Hunderten zählten, irgendwo in der Bibel ein hierauf bezüglicher Tadel ausgesprochen sein.

S. 340 schliefst der Abschnitt über Kant mit dem Satze: „Auf Kant beruht die ganze neuere Philosophie; aber für das Seminar ist sein Studium zu schwer.“ Dafs man mit Seminaristen Kants Kritik der reinen Vernunft nicht lesen kann, ist nun sicherlich richtig. Allein die Ergebnisse der Riesenarbeit des Königsberger Denkers lassen sich ihnen vielleicht doch klar machen. Nach meiner Ansicht kann nur auf dem durch Kant gereinigten Boden eine wissenschaftliche Weltanschauung, Moral und Pädagogik erwachsen.

Jedenfalls ist das Werk für die Kreise, denen es dienen soll, höchst brauchbar und geeignet, den Feuereifer für das Wohl der Jugend, von dem der Verf. selbst beseelt ist, auch solchen Lesern mitzuteilen, deren Ansichten mit denen des Verfassers nicht überall zusammenstimmen.

Der Druck ist sehr korrekt, die Ausstattung eine recht gute.

Bayreuth. **Wirth.**

Ärztliches Gutachten über das höhere Schulwesen in Elsafs-Lothringen. Im Auftrage des kais. Statthalters erstattet von einer medizinischen Sachverständigen-Kommission. Strafsburg i. E., Schulz und Komp. 1882. gr. 8. S. 47.

Das unter dem obigen Titel herausgegebene Gutachten, welches Anlafs zu vielen Erörterungen für und wider gegeben hat, verdient jedenfalls die eingehendste Beachtung aller Unterrichtsbehörden, Lehrer und Schulfreunde. Die aus angesehenen Universitätslehrern der Medizin und ausübenden Ärzten zusammengesetzte Sachverständigen-Kommission ist mit Sachkenntnis und möglichster Objektivität den Klagen näher getreten, welche seit einiger Zeit und zwar nicht blofs in Elsafs-Lothringen betreffs der Überbürdung der Schüler an den höheren Unterrichtsanstalten laut geworden sind; sie hat insbesondere die Beschaffenheit der Schulgebäude, die Lage, Beleuchtung und Einrichtung der Schulräume einer eingehenden Prüfung unterzogen und sachgemäfse Vorschläge zur Besserung gemacht. Alle ihre Aufstellungen freilich dürften vom praktisch-pädagogischen Standpunkte aus nicht haltbar sein. So ist denn auch der frühere langjährige Leiter des höheren Unterrichtswesens in Elsafs-Lothringen, Ministerialrat Dr. Baumeister, dem Kommissions-Gutachten in mehreren Beziehungen entgegengetreten.[1] Seine Entgegnungen lassen sich in folgenden zwei Punkten zusammenfassen: 1. Sollen die Anforderungen an die Schüler ermäfsigt werden, so sind die Lehrziele herabzusetzen. 2. Das Kommissions-Gutachten stellt hinsichtlich der körperlichen Übungen Forderungen ohne Rücksicht auf die Möglichkeit ihrer Verwirklichung für die praktische Pädagogik.

Nehmen wir von den Kommissionsvorschlägen, welche sich auf bauliche Einrichtungen, auf die Pflege der Gesundheit und Kraft des Körpers und auf den Schutz des Sehvermögens beziehen, in der Weise Akt, dafs wir dabei unsere bayerischen Verhältnisse ins Auge fassen, so müssen wir einräumen, dafs in dieser Hinsicht bei uns noch vieles im argen liegt. Gerade wir in München haben Gelegenheit, aus der nächsten Nähe bezüglich der Schulgebäude und Schulräume Mifsstände wahrzunehmen, welche dringend Abhilfe erheischen. Hört man aber die täglich lauter sich erhebenden Klagen über die heutigen Schulverhältnisse, so sollte man glauben, früher hätten goldene Zustände geherrscht, während wir mitten im eisernen Zeitalter drinnen steckten. So schlimm ist es jedenfalls nicht; vieles ist auch in diesen Dingen besser geworden, in anderen wird Besserung angestrebt, vielleicht auch allmählich erreicht.

Hinsichtlich der Kurzsichtigkeit wäre erst noch zu erweisen, ob eine thatsächliche Zunahme dieses Übels zu konstatieren ist. Nach meiner Erfahrung hat dieses leidige Gebrechen vor 20—30 Jahren kaum in minderem Grade bestanden als jetzt. Auch damals wurde von den militärpflichtigen Studierenden vielleicht die Hälfte als kurzsichtig befunden. Aber da man in jener Zeit noch nicht an statistische Erhebungen und Veröffentlichungen dachte, so existierte für jenen Teil des Publikums, welches jetzt am lautesten in jene Klagen einstimmt, diese Thatsache nicht. Selbstverständlich halte auch ich es für eine ernste Pflicht der mit der Erziehung und Bildung der heranwachsenden Jugend betrauten Personen und Behörden, nach den Gründen zu forschen, welche das so häufige Vor-

---

[1] S. Philolog. Wochenschrift. Berlin, Calvary u. Ko. 1882. Nr. 50, S. 1590 ffg. Das Gutachten selbst ist in der gleichen Wochenschrift in extenso abgedruckt, Jahrg. 1882. Nr. 39—41.

kommen der Kurzsichtigkeit in Deutschland zur Folge haben, und auf eine Remedur hinzuarbeiten. Unsere Nachbarvölker, die denn doch auch studieren und sich dabei der Augen bedienen, sind von jenem Übel viel weniger heimgesucht, während man den Deutschen im Auslande in 50 unter 100 Fällen an seiner unschönen Augenzier erkennt. Ein Faktor scheint mir bisher nicht die gebührende Beachtung gefunden zu haben: das Tragen von Augengläsern jeder Art ist bei uns — leugnen wir es nur nicht! — besonders in neuerer Zeit zu einer Art Mode geworden. Man gestattet dasselbe ganz jungen Leuten sowohl von seiten der Eltern als auch der Schulbehörden viel zu leicht. Zudem ist mancher Arzt, der von der Augenheilkunde nicht viel mehr versteht als der nächste beste Laie, gleich bei der Hand, das Tragen einer Brille anzuraten. Der Knabe geht, mit oder ohne solchen Rat, zu einem sog. Optiker, welcher in der Mehrzahl der Fälle von dem, was dem Auge heilsam oder schädlich ist, ebenso wenig versteht als der Käufer selbst. Nach 2—3 Jahren ist das Auge stumpf: aus einer gar nicht vorhandenen oder leichten Myopie ist hochgradige Kurzsichtigkeit geworden.

Die Ausstellungen der Kommission wegen Überbürdung sind sicher nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Die höheren Schulen Elsafs-Lothringens und derjenigen deutschen Staaten, deren Gymnasien und Realschulen nach Preufsens Muster organisiert sind, haben jedenfalls eine Überfülle von Lehrgegenständen und Lehrstunden. Da infolge dessen der Schüler einer grofsen Zahl häuslicher Arbeitsstunden benötigt ist, so liegt die Gefahr nahe, dafs darunter die körperliche und geistige Frische der in der Entwicklung begriffenen Jugend leidet. Zur Abhilfe schlägt die Kommission die Reduktion der Lehrstunden in VI und V auf 24, in IV und III auf 26, in II und I auf 30 vor. Dazu sollen in allen Klassen 2 obligatorische Stunden fürs Singen und 2 (in VI und V 2—3) fürs Turnen kommen. So würde sich die Zahl der für alle Schüler verbindlichen Lehrstunden in VI und V auf 28—29, in IV und III auf 30, in II und I auf 34 belaufen. Nehmen wir auch hier bezug auf die bayerischen Studienanstalten, so haben wir thatsächlich eine geringere Zahl obligatorischer Lehrstunden, als in dem Gutachten als wünschenswert angestrebt wird. Es sind nämlich mit Einschlufs des obligatorischen Turnunterrichts und mit Ausschlufs der fakultativen Gesangstunden bei uns in VI und V 25, in IV 26, in IIIb 27, in IIIa, II und I 28 Lehrstunden angesetzt. Angesichts dieser Thatsache kann bei uns von einer absoluten Überbürdung keinesfalls die Rede sein. Dabei habe ich nur die humanistischen Anstalten im Auge; an den Realgymnasien und Realschulen, wo das Fachlehrersystem vorherrscht, mögen die Verhältnisse anders gelagert sein. Freilich dürfen wir darum noch nicht ausrufen; „Wir Wilden sind doch bessere Menschen“, als ob nicht auch bei uns das eine oder das andere zu bessern wäre. Eine relative Überbürdung bleibt nie ausgeschlossen: der oder jener Lehrer, der nicht den richtigen praktischen Blick oder noch nicht die gehörige Erfahrung hat — eine praktisch-pädagogische Vorbildung findet ja leider bei uns nicht statt — kann bei jeder Organisation Mifsgriffe machen. Auch sonst dürfte manche unnötige Arbeit den Schülern erspart werden können. So halte ich es für eine unnütze Belastung, wenn in der Grammatik spinöse Dinge, welche selten bei der Lektüre vorkommen und in den Grammatiken nur aus Rücksichten der Vollständigkeit enthalten sind, in derselben Weise erlernt werden müssen, wie Hauptregeln. Eine bedeutende Erleichterung kann dem Schüler dadurch verschafft werden, dafs ihm schwierige Partien der Grammatik, der Geschichte u. s. w. erklärt werden, bevor er an das Studium derselben geht. Um jeden Preis zu beanstanden sind die

sogenannten Geschichtsaufsätze oder Geschichtsabhandlungen, welche Schülern wie Lehrern eine heillose — und dabei zwecklose — Last aufbürden. Schüler, die da glänzen wollen, schreiben aus 3—4 Büchern Elaborate zusammen, die oft 50—60 Seiten füllen, aber jedes selbständigen Wertes entbehren, obzwar deren Verfasser sich nicht selten viel darauf zu gute thun. Strafarbeiten sollten nur in seltenen Ausnahmsfällen als disziplinäres Mittel vorkommen. Zwecklos dürfte auch die Reinschrift durchgenommener Arbeiten und noch manches andere sein, dessen Vermeidung dem Schüler Zeit und Mufse zur Bewältigung der immerhin noch in reichlicher Fülle seiner harrenden notwendigen und erspriefslichen Arbeiten verschafft. Mögen aber anderseits auch die Stimmen derer verstummen, welche den höheren Schulen immer wieder neue Lehrstunden und Lehrgegenstände aufhalsen wollen, oder die von den an die Universität übertretenden Gymnasialschülern Vollkommenheit in allen möglichen Wissenschaften verlangen. Den Universitäten bleibt eben auch noch ein Stück Arbeit zu thun übrig.

München. A. Deuerling.

Über die allgemeine Bildung auf Gymnasien und Realschulen und über die Notwendigkeit der Gleichberechtigung beider Lehranstalten. Pädagogische Erwägungen von Dr. H. Griesbach, Gymnasiallehrer in Weifsenburg i. Elsafs. Ludwigslust. 1881. Verlag von H. Hinstorff. S. 79. 8.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen über allgemeine Bildung unterwirft der Verf. die einzelnen auf den Gymnasien und Realschulen gelehrten Unterrichtsgegenstände einer Prüfung, zunächst betreffs ihres Wertes für die philosophische Erziehung. Dabei findet er, dafs der logische Denkprozefs bei den ehemaligen Realschülern schneller und gewandter verlaufe als bei den ehemaligen Schülern des Gymnasiums. Auch besitzen erstere in der Regel ein gesetzteres Wesen, einen energischeren Willen, eine gewisse Reife des Charakters, festere Entschlossenheit und andere gute Eigenschaften mehr, woran vorzugsweise die Naturwissenschaften schuld sein sollen. Leider läfst uns Griesbach darüber in Unkenntnis, wo und wie er seine Beobachtungen gewonnen hat. Sodann versucht er nachzuweisen, dafs die Realschule reicher an „ästhetischen Bildungsmomenten“ sei als das Gymnasium, und zwar sollen dieselben besonders in den Naturwissenschaften, dem Englischen und dem Zeichenunterrichte bestehen. Der 3. Punkt, über den er handelt, betrifft die „Bildung des Ideals“, mit welchem sonderbaren Ausdrucke er die Erweckung idealen Sinnes unter den Studierenden bezeichnen will. Auch in dieser Hinsicht übertrifft nach des Verfassers Meinung der Realschüler seinen Kameraden vom Gymnasium, welcher letztere wegen seiner höheren Berechtigung gleichsam auf seinen Lorbeeren ausruht. In rücksicht auf die „Erziehung praktischen Sinnes“ endlich fällt die Vergleichung entschieden zu gunsten der Realschule aus, was wir auch nicht anzweifeln wollen. Schliefslich plädirt G. für den gesonderten Fortbestand des Gymnasiums und der Realschule I. O. (des Realgymnasiums) in der bisherigen Weise, jedoch unter Voraussetzung gleicher Berechtigungen für beide.

Griesbach ist, wie wir aus der vorliegenden Schrift erfahren, schon wiederholt auf diesem Felde thätig gewesen und er scheint in der That von dem redlichsten Streben erfüllt; deshalb soll es ihm nicht zu hoch

angerechnet werden, wenn er im heiligen Eifer für die Realschule manchmal über die Schnur haut, hier lauter Licht, dort viele Schatten findet. Manche seiner Erörterungen, wie die über den bildenden Wert der Naturwissenschaften, sind nicht ohne Interesse. Man glaubt zu sehen, dafs er hier zu hause ist. Das Gleiche läfst sich freilich von seinen Darlegungen über die Hauptlehrgegenstände des Gymnasiums nicht sagen. Er meint unter anderem, die vielfach anstöfsigen griechischen Mythen. die homerische Nacktheit, die raffinierte Lüsternheit eines Ovid, die innerlich unwahre Advokatenberedsamkeit Ciceros seien für die Sittlichkeit des Schülers nicht gerade zu empfehlen. Er weifs somit nicht, dafs die erotischen Dichtungen Ovids von der Schullektüre ausgeschlossen sind und die Metamorphosen nur in Auswahl gelesen worden, dafs ferner die manchen modernen Dichtern eigene Sinnlichkeit dem Vater Homer fremd ist, wie denn zu wünschen wäre, dafs die Gymnasialschüler keine verfänglichere Lektüre in die Hände bekämen als die homerischen Dichtungen; was die etwaigen Advokatenkünste Ciceros betrifft, so unterstehen diese doch auch der Kritik von seiten des Lehrers. Oder meint Griesbach, man solle auf dem Gymnasium lediglich Erbauungsbücher lesen? Auch der von ihm so warm empfohlene Shakespeare dürfte, vom moralisierenden Standpunkte aus betrachtet, gar sehr anfechtbar sein. Wenn er weiterhin das Fehlen des Griechischen als Unterrichtsgegenstandes am Realgymnasium nicht als wesentlichen Mangel ansieht, so kann er darin recht haben; wenn er aber aufserdem bemerkt, das Eindringen in die griechische Kunst und Kultur könne auch durch Übersetzungen vermittelt werden, so scheint er von einer Sache zu sprechen, die er nur vom Hörensagen kennt. Unbegreiflich aber bleibt eine solche Äufserung immerhin aus dem Munde eines Mannes, der nach seinem Bildungsgange doch irgend einmal aus Quellen geschöpft haben mufs. Oder nicht?

Wenn jemand in einer so wichtigen Sache als Vorkämpfer auftritt, und uns über die ästhetisch bildende Kraft der einzelnen Disziplinen belehren will, so mufs man füglich von ihm verlangen, dafs er selbst Geschmack und ästhetischen Sinn besitze, zum mindesten dafs er die Muttersprache und ihre Gesetze beherrsche. In dieser Beziehung aber sieht es mit der Griesbach'schen Schrift nicht zum besten aus. Mit der Lehre von den Präpositionen steht er offenbar auf gespanntem Fufse. So liest man (S. 5): Ursachen, auf welche sich das Gesetz aufbaut; S. 6: von alle denjenigen; S. 10: die Stellung des Menschen zu alle dem; S. 16; Liebe und Achtung **zu** der herrschenden Staatsgewalt; S. 21: mit alle seinem Pomp und seiner Eleganz der Rhetorik (st. der Eleganz seiner Rhetorik); S. 24: es erwächst zu leicht eine Gefahr **für** Einseitigkeit; S. 24: Zu dafür sich eignende Lektüre rechne ich; S. 27: mit der Physiognomie der Landschaft als ästhetisch bildendes Moment; S. 49; seine auf sorgfältige Beobachtungen basierenden Studien; S. 66: Streben **auf** energisches Zusammenfassen.

S. 20 findet sich die Form „Epistel“ als Plural, S. 50 Galliläi; S. 50: Mikroscopes[1]); S. 11: Beredtsamkeit: S. 26: alles Asthetischen baar; S. 15: „Versittlichung“ im Sinne von sittlicher Güte; S. 35 liest man: die Zöglinge zu idealisieren; S. 37: unseren Geist zu idealisieren, beidemal in der Bedeutung „zum Idealen emporheben“, jedenfalls sehr zweifelhafte Bereicherungen des deutschen Sprachschatzes. Als alles ästhetischen Sinnes bar dürfte es erscheinen, wenn der Verf. 26 offenbar ohne Überhebung, in ganz naiver Weise von sich sagt: „Auf

[1]) Mit deutschen Lettern: Mikroscopes. H. Griesbach möge daraus ersehen, dafs die Kenntnis der griechischen Sprache doch zu etwas nütze ist.

diesen Satz antworte ich **passend** mit Rabelais". S. 39 ist das Wort ‚Hellenismus' zweimal in ganz verkehrtem Sinne gebraucht.

Von den vielen, vielen stilistischen Ungeheuerlichkeiten nur einige Belege! S. 16 heifst es: „Ich glaube den Naturwissenschaften einigen Einflufs auf die nationale Durchbildung der Schüler zusprechen zu dürfen, ohne mich der Gefahr zu **unterziehen,** dafs **dann** dabei **weniger** auf die Aneignung des Stoffes in den einzelnen Gegenständen, **sondern** auf aufserhalb derselben liegende Zwecke zu grofses Gewicht gelegt werde". S. 46: „Gegenstände, **deren** sie hinsichtlich der Erkenntnis schon zufriedengestellt sind." Doch genug! Wenn wahr ist, was die Schrift sagt: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", so hat Griesbach der von ihm vertretenen Sache keinen guten Dienst geleistet.

München. A. Deuerling.

Lehrbuch der vergleichenden Erdbeschreibung für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und zum Selbstunterrichte von Prof. Wilhelm Pütz. Zwölfte verbesserte Auflage, bearbeitet von F. Behr, Professor an der k. Realanstalt zu Stuttgart. Freiburg im Breisgau. 1881. Herder. 2,80 ℳ.

Die vorliegende zwölfte Auflage des vortrefflichen Lehrbuches der vergleichenden Erdbeschreibung von W. Pütz hat in der neuen Bearbeitung keine wesentliche Veränderung erfahren. Behr hat sich nach eigenem Geständnis darauf beschränkt, die Ergebnisse der neueren Forschungen in das Buch einzutragen und dasselbe in der Statistik auf dem Laufenden zu erhalten.

In formeller Beziehung dagegen hat er mehrfache Verbesserungen angebracht, welche im Interesse des Unterrichtes wünschenswert waren und von jedem Schulmanne gewifs dankbar anerkannt werden. Ein Teil der überaus zahlreichen historischen Notizen hätte ohne den geringsten Nachteil für das Buch wegfallen können, wie es überhaupt wünschenswert wäre, sich in dieser Beziehung auf das Wichtigste und Notwendigste zu beschränken.

Freising. Gürthofer.

Saling A. Anleitung zur Schnellschrift. I. Teil. Verkehrsschrift (daraus separat: Saling, Die Schnellschrift in 3 Tafeln). — Saling, Lesebuch der Schnellschrift. Berlin, Haude und Spener. 1881.

Unter diesen Titeln präsentieren sich uns ein Paar in Druck und besonders Lithographie hübsch ausgestattete Büchlein, welche ein neues Stenographiesystem jedem, der sich dafür interessiert, ob jung oder alt, in drei Stunden beibringen wollen. Welche Unmasse von neuen Systemen hat uns Stenographen nicht das „Jahrhundert der Erfindungen" schon gebracht! Seit dem Bestehen der Gabelsberger'schen und Stolze'schen Stenographie haben sich aber natürlich nur wenige längere Zeit halten können und wir fürchten, es könne auch der Saling'schen Schnellschrift ein langes Leben nicht verkündet werden. Sie mag besser sein, als viele vor ihr gewesen sind; aber sehen wir die Tafeln und noch mehr das Lesebuch an, so erkennen wir sofort: Die Schrift hat zu viel innere Fehler, als dafs

sie sich in eine Konkurrenz mit den herrschenden Systemen einlassen könnte. Die Buchstaben scheinen sehr willkürlich gewählt zu sein; viele sind nur schwer verbindungsfähig; die schreibflüchtigen Zeichen sind von Stolze oder Gabelsberger entlehnt, die neugeschaffenen sind recht unpraktisch. Zudem ist bei der Verteilung derselben weder auf das Iterations- noch auf das Verwandtschaftsverhältnis der Buchstaben so Rücksicht genommen, wie es eine leicht erlernbare Schnellschrift entschieden erforderte. Aufserdem ist die Fassung der Regeln (in der Anleitung, welche sich als die siebente Auflage bezeichnet) so unklar und diese selbst sind so wenig präzis, dafs der Willkür Thür und Thor geöffnet ist. Der Verfasser hält sein Werk auch für Kinder erlernbar und entbindet diese von der Anwendung verschiedener Kürzungvorteile und namentlich von dem Lernen des gröfseren Teiles der Sigel. Er befindet sich hier mit manch anderen in einem für den Erfinder wohl verzeihlichen, aber gleichwohl groben Irrtum. Man gebe doch einmal die Ansicht auf, dafs die Stenographie zum Lehren für die Volksschule geeignet sei! Ein Schreibsystem, welches so einfach ist, dafs es Kinder erlernen und ohne Schwierigkeit anwenden können, ist eben keine Stenographie mehr. Man sehe die verzwickten Formen für die Wörter: *Veredelung, Unbegründetheit, demutsvoll etc.* auf T. 2 Z. 4 u. f. von unten an und man wird doch, wenn man anders ehrlich sein will, solche Schreibweisen nicht als von Kindern leicht ausführbar bezeichnen können.

Zur Charakteristik des Systems dürfte genug gesagt sein; es richtet sich selbst; aber wir können nicht schliefsen, ohne ein Verfahren zu verurteilen, das schon wiederholt von Herausgebern neuer stenographischer Systeme auf Kosten der ältern angewendet worden ist. Auf Tafel 1 gibt der Verf. eine Schriftvergleichung der herrschenden Stenographiesysteme mit dem seinigen. Schon die Stolze'sche Schule wird mit der Wiedergabe ihrer Schrift nicht ganz zufrieden sein; noch weniger aber kann es die Gabelsberger'sche sein. Es wird hier ein Schiller'sches Citat (Es reden und träumen die Menschen viel etc.) von 35 Worten in der Gabelsberger'schen Schrift mit 6 ganz abscheulichen Fehlern im System dargestellt. Dann heifst es, in der Gabelsberger'schen Schrift brauche man zur Schreibung dieses Citates 73 Züge, während die übrigen angeführten Systeme alle mit weniger durchkommen. Aber in der Endung hat der Vergleicher 10mal den Buchstaben *n* geschrieben, wo er der Regel nach hätte weggelassen werden müssen. So begreifen wir wohl, dafs der Erfinder in der Einleitung, S. V, sagt, das System Gabelsbergers, des Erfinders der ersten handgerechten Stenographie, sei aufserordentlich schwer zu erlernen!

Neuburg. Dr. Ferd. Ruefs.

Literargeschichtliche Studien über Euklid. Von J. L. Heiberg, Dr. phil. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1882. IV. 224 S.

Der energische dänische Forscher, mit dessen neuester Leistung wir uns hier zu beschäftigen haben werden, hat in den wenigen Jahren (seit 1879), während welcher er literarisch thätig ist, eine stattliche Anzahl von Publikationen geliefert, welche ausnahmslos dem Archimedes gewidmet waren und unsere Kenntnis von der Stellung dieses Altmeisters in der Geschichte der Mathematik in der That auch erheblich gefördert haben. Mit dem Abschlufs seiner verdienstlichen Archimedes-Ausgabe in

drei Bänden (Leipzig 1880—81) war für ihn auf diesem Gebiete zunächst nichts mehr zu thun, und mit Vergnügen bemerken wir, dafs er seine erprobte Thätigkeit jetzt einem andern alten Autor zuwendet, der solcher Fürsorge noch in weit höherem Maafse bedürftig ist, als der der modernen Auffassung ungleich näher stehende Geometer von Syrakus. Wer Euklid war, wie er in den Bildungsgang seiner Zeit eingriff, das ist uns nur sehr obenhin bekannt, denn, wenn man von dem Inhalte der „Elemente" absieht, von welchem die grofse Mehrzahl der heutigen Mathematiker doch eine ungefähre Kenntnis besitzt, so sind genauere Nachweisungen über sein Leben und seine Schriften in den Fachwerken nicht zu finden, und zwar aus dem sehr entschuldbaren Grunde, weil man eben so gar wenig Bestimmtes darüber weifs. Hier öffnet sich für Herrn Heiberg, der seine antiquarischen Studien unter Madvig, seine mathematischen unter Zeuthen gemacht, und somit nach jeder Seite eine treffliche Qualifikation für seine Aufgabe erlangt hat, noch ein weites Feld. Auch eine neue kritische Bearbeitung alles dessen, was nach sorgfältiger Prüfung als echt euklidisch bezeichnet werden darf,[1]) wird für die Folgezeit weiten Kreisen sehr erwünscht kommen.

Für heute liegt uns nun eine Arbeit vor, in welcher man, um das agrarische Bild beizubehalten, eine erste gründliche Umpflügung der Oberfläche des noch so wenig beackerten Feldes erblicken kann. Was sich aus zeitgenössischen und späteren Schriften, sie mögen nun gedruckt oder blos handschriftlich vorhanden sein, für den vom Verf. angestrebten Zweck sammeln liefs, das hat er hier zusammengestellt und verarbeitet, und wenn auch künftighin noch unser Wissen vom alten Euklides ein sehr lückenhaftes bleibt, so haben wir doch die Genugthuung, dasselbe durch Heibergs Untersuchung wenigstens soweit gebracht zu sehen, als es die vorhandenen Hülfsmittel eben gestatteten. Lernen wir den Inhalt der sechs Abschnitte, aus welchen das Buch sich zusammensetzt, nunmehr näher kennen.

An erster Stelle wird die arabische Tradition über Euklid geprüft. Jeder, der nur ein wenig mit der Geschichtschreibungsmanier der Orientalen vertraut ist, kann sich wenig Günstiges von dieser Tradition versprechen, und Herr Heiberg bestätigt uns auch, dafs Mitteilungen der tollsten Art in der arabischen Literatur bunt mit einander abwechseln. Die einen lassen den Apollonius vor Euklid leben, ein anderer erblickt in dessen Elementen nur eine Einleitung zum Almagest des Ptolemäus, der circa 450 Jahre später lebte, Nasr-Eddin läfst ihn aus Lokalpatriotismus der ostpersischen Stadt Thus entstammen, und so geht es fort. So läfst uns denn auch diese Quelle betreffs der euklidischen Schriften fast ganz im stiche: kein Titel eines dem Alexandriner zuzuschreibenden Werkes wird von einem Araber genannt, der sich nicht auch bei einem griechischen Schriftsteller fände. Einzig das Buch περὶ διαιρέσεων, von welchem des Euklid Landsleute uns nichts als den Namen überliefert haben, ist uns durch eine arabische — von Woepke in's Französische übertragene — Bearbeitung zugänglich gemacht worden. Auch die nicht seltenen Varianten der arabischen Euklid-Übersetzungen sind für uns so gut wie wertlos, denn dieselben weisen nicht etwa darauf hin, dafs man damals andere Handschriften zur Verfügung gehabt habe, als wir sie heute kennen, sondern nur auf die Ungeniertheit, mit welcher die Herausgeber jener Zeit ihre Vorlagen umgestalten zu dürfen glaubten. Übrigens wird erwähnt, dafs in allerneuester Zeit erst von Klamroth in der „Zeitschr. d. d. morgenl. Gesellsch." ein Aufsatz über den Euklid im Lichte arabischer Betrachtungs-

[1]) Eine solche wird im Vorwort in Aussicht gestellt.

weise veröffentlicht worden sei, der manchen neuen Aufschlufs bringe; da diese Arbeit dem Referenten nicht näher bekannt ist, so mufs er es leider dahingestellt sein lassen, wie tief einschneidend die Veränderungen etwa sind, die dadurch an den Heiberg'schen Resultaten sich ergeben könnten.

Im zweiten Abschnitt kommen die griechischen Nachrichten über Euklid und seine Werke zur Besprechung. Es wird zunächst erörtert, wie der seltsame Irrtum entstand, den Geometer mit dem Philosophen von Megara zu identifizieren, ein Irrtum, dessen Beseitigung ein Verdienst des bekannten Kommentators Federigo Commandino zu sein scheint. Geburtsort, Geburts- und Todesjahr scheinen sich absolut nicht mehr feststellen zu lassen, vielmehr mufs man sich damit begnügen, zu wissen, dafs Euklid um 300 v. Chr. die klassische, mathematische Schule Alexandrias stiftete, welche für die Entwickelung der Mathematik in Griechenland mafsgebend geworden ist. Über die ςοιχεῖα stellt der Verfasser sehr interessante Untersuchungen an, die zu folgenden Thatsachen führen. Es ist ein Irrtum, anzunehmen, dafs dieselben zur Aufnahme aller und jeder bereits bekannten mathematischen Wahrheit gedient haben sollten, wie denn z. B. der schöne Satz des Hippokrates von den quadrierbaren Monden völlig mit Stillschweigen übergangen ist; Apollonius und Archimedes kennen so manchen Satz, der ganz unzweifelhaft ein älteres Gepräge trägt und gleichwohl in den bekannten euklidischen Schriften sich nicht findet; ja Euklid selbst macht in den „δεδόμενα" von Lemmen Gebrauch, deren er in den Elementen gar keine Erwähnung thut. Natürlich fügte er zu dem, was er fertig antraf, noch manchen neuen Satz und namentlich viele neue Beweise hinzu, wie man in mehreren Fällen direkt nachzuweisen in der Lage ist; und auch die systematische Form des Lehrgebäudes rührt aller Wahrscheinlichkeit nach viel weniger von Euklides selbst, als vielmehr von der platonischen Schule her. Auf dem planimetrischen Gebiete versuchte sich ersterer fernerhin noch in der uns bereits bekannten kleinen Schrift von der Figurenteilung, und vermutlich müssen hierher auch die ψευδάρια gerechnet werden, von welchen Proklos gelegentlich berichtet. Der höheren Geometrie — im griechischen, nicht im modernen Sinne — sind zuzuzählen die Data, deren Entstehung man sich ganz ähnlich zu denken haben wird, wie diejenige der Elemente, die Porismen und die τόποι πρὸς ἐπιφάνειαν. Den Reigen der angewandter Mathematik gewidmeten Schriften eröffnen die φαινόμενα, ein Lehrbegriff der sphärischen Astronomie, der jedenfalls auf älteren Mustern beruhte, bei dem aber mehrfache Neuerungen nicht ausgeschlossen sind. So dürfte Euklid zuerst dem noch heute geläufigen Kunstwort „Horizont" zum Durchbruch verholfen haben, während der kurz vor ihm lebende Autolykos immer den Ausdruck „ὁ ὁρίζων κύκλος" gebraucht. Herr Heiberg hat auch eine ältere, wenn schon unter das Zeitalter des Pappos herabreichende Rezension des Textes der φαινόμενα aufgefunden, die besser zu sein scheint, als jene, deren sich Gregory bei seiner berühmten Gesamtausgabe bediente. Die optischen Arbeiten behält der Verf. späterer eingehender Diskussion vor, die musikalischen dagegen behandelt er noch am Schlufse dieses Abschnittes, und zwar stellt er aufser Zweifel, dafs die sectio canonis mit Recht, die Einführung in die Harmonik dagegen mit Unrecht dem Euklides beigelegt wird. Behauptete doch schon Johannes Grotius, dafs der Verf. der letzteren ein gewifser Kleoneides sei.

Abschnitt III beschäftigt sich mit den zweifellos ächten, für uns aber leider verloren gegangenen Schriften Euklids. Man kann betreffs der Porismen annehmen, dafs diese Gattung mathematischer Sätze erst kurz vor Euklids Auftreten sozusagen in die Mode gekommen sei, und so blieb

auch seine den Gegenstand behandelnde Monographie die letzte, wie sie die erste gewesen war. Merkwürdig und neu ist der Nachweis (S. 68 ff.), dafs auch Archimedes in seinen „Schneckenlinien" Sätze hat, welche als Porismen bezeichnet werden müfsten. Das Beste, was über die Porismen der Griechen bislang existierte, ist nach allgemeiner Überzeugung Chasles' Restitution derselben, und auch Herr Heiberg ist weit davon entfernt, den Wert derselben herabsetzen zu wollen; doch führt er den Nachweis, dafs auch mit dieser an sich ausgezeichneten Arbeit ein endgültiger Abschlufs noch lange nicht erreicht ist. Ungleich weniger Fleifs war auf die Ergründung dessen verwendet worden, was Euklides unter seinen τόποι πρὸς ἐπιφάνειαν verstanden wissen wollte; eigentlich der einzige Chasles hatte eine Erklärung dafür zu geben versucht, indem er annahm, man habe sich eine Theorie der Umdrehungsflächen zweiter Ordnung und ihrer ebenen Schnitte darunter zu denken. Durch Vergleichung dieses Kunstwortes mit anderen Angaben hellenischer Schriftsteller über geometrische Örter läfst sich die Chasles'sche Hypothese dahin näher präzisieren, dafs Cylinder- und Kegelflächen den alleinigen Gegenstand des in Verlust geratenen Werkes gebildet haben dürften. Auch über die κωνικά, welche ausgesprochen auf älteren Vorarbeiten des Menaichmos und Aristaios beruht haben sollen, weifs der Verf. dadurch einiges Licht zu verbreiten, dafs er sorgfältig aus den Schriften des Archimedes alle die Stellen auszieht, in denen mehr oder minder direkt auf ein vorhandenes Compendium der Kegelschnittlehre Bezug genommen wird. Soviel geht hieraus hervor, dafs Euklid diese Theorie nicht über einen noch ziemlich rudimentären Grad hinaus gefördert haben kann, denn gerade jene zwei Neuerungen, welche die überkommene Basis beträchtlich hinter sich lassen, sind erweislich auf Apollonios zurückzuführen: die Erkenntnis des innigen Zusammenhanges der drei Kegelschnittslinien mit den bis dahin nur vom Standpunkte der Elementargeometrie aus betrachteten Operationen des παραβάλλειν und ὑπερβάλλειν und die Erkenntnis der Hyperbel als einer aus zwei getrennten Ästen gebildeten Curve.

Die Optik und Katoptrik liegen dem vierten, räumlich am meisten überwiegenden Abschnitte zu Grunde. Nach kurzer Kennzeichnung der älteren Ausgaben wird die neue — oben erwähnte — Gestaltung des Textes im Drucke mitgeteilt, welche der Verf. zwei gleichlautenden Codices, einem Florentinus und einem Vindobonensis, entnehmen konnte. Zumal die Beweise sind in dieser Rezension klarer und besser erhalten, als in der Vulgata, so dafs durch erstere die Meinung der Mehrzahl aller Historiker, dafs Euklid selbst die unter seinem Namen auf uns gekommene Optik verfafst habe, eine gewichtige Bekräftigung erfährt. Wie aber kam es, dafs die in jeder Hinsicht schlechtere Vulgata den Originaltext so gänzlich zu verdrängen im stande war? Dafür weifs unser Autor einen neuen und unseres Bedünkens recht plausiblen Grund anzuführen, dahin gehend, dafs der landläufige Text gar nicht auf Euklid selbst, sondern vielmehr auf den Scholiasten Theon zurückzuführen sei, der seinen Schülern einen, besonders was die Demonstrationen anlangt, mageren Auszug aus dem eigentlichen Lehrbuch zu diktieren pflegte, wobei jedoch noch weiter zu bemerken ist, dafs Penas Edition, auf die man sonst bezug zu nehmen gezwungen ist, selbst diesen Theon'schen Text in einer nicht zu rechtfertigenden Verschlechterung lieferte. Im Gegensatze zur Optik mufs der Verfasser die Katoptrik mit aller Entschiedenheit für ein unächtes Machwerk erklären; ja auch dann, wenn Euklid selbst über die Zurückwerfung des Lichtes von Spiegeln geschrieben haben sollte, müfste diese Schrift doch bereits zur Zeit des Olympiodor und des Damianus nicht mehr vorhanden gewesen sein. Seine Gründe

für diese Behauptung zieht Heiberg übrigens weit mehr aus Überlegungen philologischer Natur, als aus den „zahllosen“ Unrichtigkeiten des Textes, welche andere einem Euklides nicht zutrauen zu dürfen geglaubt hatten. Es wird nämlich dargethan, dafs viele — nicht alle — Fehler auf Rechnung arger Textesverstümmelungen gesetzt werden müssen.

Unter den Kommentatoren des Euklid, von denen im V. Abschnitt die Rede ist, wird bei Hypsikles nur kurz verweilt; dafs dieser zwar das sogenannte vierzehnte, nicht aber das weit dürftigere fünfzehnte Buch der ϛοιχεῖα abgefafst habe, erscheint dem Verf. unzweifelhaft, und zwar erblickt er den Autor nicht mit Henry Martin in dem Isidor von Damaskus, sondern mit Paul Tannery in dem Byzantiner Isidor, dem bekannten Erbauer der Sophienkirche. Kommentatoren im engeren Sinne sind Heron, Porphyrios, Proklos, deren Leistungen ausführliche Schilderung erfahren, ferner die Oströmer Isaak Argyros und Barlaam, die natürlich nichts Originelles geben konnten. Wenn Herr Heiberg mit der Vermutung das Richtige trifft, dafs eine gewifse Scholiensammlung, über deren Herkunft man sich neuerdings viel den Kopf zerbrochen hat, eigentlich einem Kommentar das Pappos entstamme, so ist ihm eine für die Geschichte der Mathematik hochwichtige Entdeckung gelungen. Im Schlufsabschnitt endlich werden Beiträge zur Textesgeschichte mitgetheilt, aus denen als besonders merkwürdig hervorzuheben wäre, dafs es gelang, Spuren einer vortheonischen Rezension aufzufinden. Der Verf. geht dann die einzelnen Jahrhunderte durch, um für ein jedes die Modifikationen nachzuweisen, welche an dem überlieferten Wortlaute angebracht wurden, und bahnt sich so für seine künftige Ausgabe den Weg. Philologen, deren Interesse sich auch auf die mathematischen Reliquien des Altertums erstreckt, werden dieser Ährenlese mit Gewinn nachgehen können. —

Wie wir am Eingange schon sagten, verdient Herr Heiberg für sein Buch den vollen Dank des leider der Zahl nach kleinen Publikums, für welches er dasselbe bestimmt hat. Viele Detailfragen hat er aufgeklärt, bei noch anderen den Weg zu einer möglichen Lösung aufgezeigt, und auch in Nebendingen verdienen seine durch umfassende Literaturkenntnis getragenen Ausführungen das vollste Vertrauen. Hiezu nur Einen Beleg! Jener Mönch Barlaam, dessen oben Erwähnung geschah, hat auch ein Werk über „indische“ Rechenkunst geschrieben, von welchem gewöhnlich zwei Ausgaben, eine von Chambers, eine von Dasypodius namhaft gemacht werden [1]). Durch Heiberg werden wir nun dahin aufgeklärt, dafs das, was Dasypodius herausgab, nicht die Logistik, sondern eine arithmetische Begleitschrift zum zweiten Buche der euklidischen Elemente gewesen ist. Nur Einen Punkt in der Anlage des Werkes wüfsten wir zu nennen, betreffs dessen wir mit dem Verf. nicht in Übereinstimmung sind: das im übrigen durch den Namen seines Verlegers Teubner der Aufsenseite nach hinlänglich gekennzeichnete Buch leidet sehr an dem Mangel eines Inhaltsverzeichnisses, sowie daran, dafs wichtigere Punkte, neue Wahrnehmungen z. B., nicht augenfällig, etwa durch gesperrte Schrift, herausgehoben sind. Wäre es etwas leichter gemacht, sich in der interessanten Monographie sofort zu orientieren, man würde dieselbe gewifs noch einmal so gerne lesen.

Ansbach. S. Günther.

[1]) Auch dem Berichterstatter ist diese Verwechslung in einer kürzlich veröffentlichten Abhandlung passiert (Die quadratischen Irrationalitäten der Griechen und deren Entwickelungsmethoden, Abhandlungen zur Geschichte der Mathematik. IV. Heft. S. 29).

Heger, Dr. Richard, Leitfaden für den geometrischen Unterricht. Erster Teil. Planimetrie. Preis 1,50 ℳ. Breslau, Eduard Trewendt. 1882.

In den ersten 9 Paragraphen dieses Buches ist meist streng, klar und einfach entwickelt, was in jedem Gymnasialunterrichte über Planimetrie gelehrt werden mufs. Nur wenig möchte daselbst verbesserungsbedürftig erscheinen. Der Beweis Nr. 18 in § 1, dafs zu gleichen Centriwinkeln gleiche Bogen eines Kreises gehören, ist eine Tautologie und ungenügend. In § 5 Nr. 11 wäre beim Beweise des Satzes, dafs „die Fufspunkte der Normalen, welche vom Punkte eines Kreises auf die Seiten eines dem Kreise eingeschriebenen Dreiecks herabgelassen werden, in einer Geraden liegen," es sicherlich gut, die Fufspunkte symmetrisch, etwa mit c, b, a, (nach den gegenüberliegenden Dreiecksecken) oder mit F_1 F_2 F_3 zu bezeichnen. Die ungenaue Fassung des Satzes in § 6, Nr. 3, C „Dreiecke von gleicher Höhe werden addiert, indem man ihre Basen addiert", ist nicht zu rechtfertigen. In Nr. 9 dieses Paragraphen ist ohne vorhergehende Erklärung der Begriff „Strahl" eingeführt. In § 8 wird mit Nr. 6 durch Behandlung der harmonischen Teilung die erste Fühlung mit der neueren Geometrie gewonnen, in Nr. 9 der Begriff „Büschel" ohne vorgehende Erklärung eingeführt, in Nr. 14 werden die harmonischen Eigenschaften des Vierseits besprochen. Die Aufgabe Nr. 18: „Einen Punkt zu konstruieren dessen Abstände von den Ecken eines Dreiecks ein gegebenes Verhältnis haben," ist nicht, wie die vielen leichteren Aufgaben des Buches mit einer Figur versehen. Die aus ihr gezogene Folgerung, „die drei Kreise, welche die Seiten eines Dreiecks innen und aufsen normal so teilen, dafs das Produkt der Teilverhältnisse 1 ist, haben zu je zweien dieselben gemeinsamen Punkte," ist undeutlich. Denn erstens war zuvor vom Produkte der Teilverhältnisse gar nicht die Rede, zweitens wer möchte aus obiger Fassung erkennen, dafs alle 3 Kreise dieselben zwei Punkte gemein haben? In Nr. 21 C ist, hoffentlich nur aus Versehen

$$1 : \frac{BW}{WC} \cdot \frac{CW_1}{W_1A} \text{ geschrieben statt } 1 : \left(\frac{BW}{WC} \cdot \frac{CW_1}{W_1A}\right).$$

In § 9 „Ähnlichkeit der Figuren" fehlt der ptolemäische Lehrsatz. Mit Nr. 18 wird der Begriff „Potenz eines Punktes" eingeführt, und werden dabei leider die Worte „Strahlenbüschel und sein Träger" ohne Erklärung gebraucht. Daran schliefst sich mit Nr. 19 *B* ganz ohne Umstände ein „unendlich naher Punkt."

Die §§ 10—11 welche über Kreisbüschel, Kreisverwandtschaft, Pol und Polare handeln, sind nicht für Gymnasialschüler geeignet. Zwar sind die vorkommenden Sätze möglichst klar dargestellt, und verwenden, objektiv gesprochen, nur die elementarsten Theoreme der Planimetrie; aber die Anschauungsweise und der Gedankengang geht mit rapider Geschwindigkeit von der euklidischen zur neuern Geometrie über; ein Begriff, wie „der unendlich ferne Punkt einer Geraden," der einem Schüler nach dem Vorausgehenden allein gewifs nicht verständlich wäre, wird ganz unversehens eingeführt, und alle Entwicklungen sind, wie es auch nicht anders sein kann, im Gegensatz zur frühern Ausführlichkeit von grofser Kürze. Für Studierende der Mathematik, welche vielleicht schon mehr oder minder sich mit den Anschauungen der neuern Geometrie beschäftigt haben, mag allerdings die Durcharbeitung dieser Paragraphen ganz nützlich und interessant sein. Die Erklärung in § 11 Nr. 3, dafs zwei kreisverwandte

Ebenen in Involution sind, ist schwer verständlich. § 12, die Cyklometrie handelt in der Hauptsache von der Berechnung von π durch das harmonische und geometrische Mittel der Perimeter der dem Kreise ein- und umgeschriebenen regulären Polygone.

Neuburg. A. Schmitz.

Treutlein, Prof. am Gymnasium in Karlsruhe. Übungsbuch zum Rechenunterricht. 1. und 2. Teil. Lahr bei Moriz Schauenburg.

Die angezeigten zwei Bändchen, welche das Pensum der ersten drei Klassen behandeln, können dem von der Universität kommenden Arithmetiklehrer, der noch keine Erfahrung im Unterrichte junger Schüler gesammelt hat, nicht genug empfohlen werden. An der Hand dieses Buches ist es leicht, die sonst im Anfang so schwer zu findende richtige Mitte zwischen Abrichten und Docieren einzuhalten. Sämtliche arithmetische Lehren werden vollständig und einfach entwickelt, indem immer an der Hand von Beispielen, meist durch aufgestellte Fragen, Schritt für Schritt jeder Begriff, jedes Gesetz, jede Regel abgeleitet wird. Freilich sind gerade infolge der einfachen Darstellung manchmal Ungenauigkeiten nicht vermieden, doch wird diese der Lehrer leicht verbessern können, und es fallen dieselben gegenüber den grofsen Vorzügen des Buches nicht ins Gewicht.

Neuburg a./D. A. Schmitz.

Astronomischer Führer von Georg Sternfreund. 8. Jahrgang. München. Literarisch-artistische Anstalt (Theodor Riedel). 1883.

Freunden der Astronomie diene hiemit zur Kenntnis, dafs der astronomische Führer pro 1883 erschienen ist, und dafs derselbe abermals in bezug auf Inhalt und Form eine nicht unerhebliche Vervollständigung erfahren hat. Gewifs wird derselbe auch in seiner neuen Form sich nicht nur seine bisherigen Freunde erhalten, sondern auch manchen neuen Anhänger sich erwerben.

Wünschenswert wäre es, dafs derselbe auch in den Schulen immer mehr und mehr Eingang fände durch Hinweisung der betreffenden Lehrer auf denselben, was um so mehr angezeigt sein dürfte, da bereits ein früherer Jahrgang (1876) desselben durch das kgl. bayerische Ministerium für sämtliche Mittelschulen empfohlen wurde; es gibt stets in den oberen Klassen unserer Gymnasien Schüler, die auch für diesen Wissenszweig Interesse hegen und die an der Hand dieses in jeder Beziehung klaren und exakten Hilfsmittels zur Orientierung im Himmelsraum gewifs bald zu gröfserer Klarheit und besserer Einsicht in die Vorgänge der Sternenwelt gelangen werden. W.

Literarische Notizen.

Aischyloserzählungen von K. W. Osterwald. 2. Aufl. 1881. Sophokleserzählungen von demselben. 2. Aufl. 1882. Euripideserzählungen von demselben. 2. Aufl. 1882. Halle. Buchhandlung des Waisenhauses. Die vorliegende Ausgabe unterscheidet sich von der ersten dadurch, dafs die einzelnen Erzählungen unter Berücksichtigung der Sagenkreise, denen sie angehören, zum Teil anders geordnet, und die Ab-

schnitte jeder Erzählung mit Überschriften versehen sind, wodurch das Ganze an Übersichtlichkeit gewonnen hat. Die in schwungvoller poetischer Sprache nacherzählten Dramen der griechischen Tragiker sollten in keiner Schülerbibliothek fehlen, ja es wäre wünschenswert, dafs wenigstens die wohlhabenden Schüler sie zur wiederholten Lesung und zum öfteren Nachschlagen im eigenen Besitze hätten. Sie eignen sich für die Schüler unserer 1. und 2. Gymnasialklasse und sind die beste Vorschule für die in der 3. Gymnasialklasse beginnende Lektüre der griechischen Tragiker. Diese wird um so fruchtbarer und genufsreicher sein, wenn der Schüler schon vorher in die Sagenkreise, innerhalb deren sich das griechische Drama bewegt, eingedrungen ist, da er das ihm zur jeweiligen Lektüre vorliegende Stück durch den Vergleich mit der Handlung und dem Aufbau der übrigen Dramen um so besser verstehen wird.

Friedrich Lübkers Reallexikon des klassischen Altertums für Gymnasien. 6. vermehrte Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. Max Erler, Rektor des Gymnasiums in Zwickau. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, Teubner. 1882. ℳ 12. Zum Lobe des bekannten trefflichen Werkes etwas beizufügen erscheint kaum als nötig. Zunächst für die Bedürfnisse der Schüler bestimmt, denen es beim Studium des Altertums ein stets bereitwilliger Ratgeber sein soll, ist es durch die Mitwirkung der tüchtigsten Fachgelehrten auch für die Lehrer der Gymnasien, wenn sie nicht spezielle Studien machen, zu einem unentbehrlichen Nachschlagebuch geworden. Besonders dienen die beständigen Verweisungen auf die Quellen und Spezialwerke deren Bedürfnissen. Die Zahl der Abbildungen ist neuerdings vermehrt worden. Der Preis des Buches ist im Verhältnis zu dem Gebotenen ein mäfsiger.

Das alte Rom. 18 Tafeln in Farbendruck und 5 Holzschnitten. Mit erläuterndem Texte von Christoph Ziegler. Billige Schulausgabe der Illustrationen zur Topographie des alten Rom. Stuttgart. Paul Neff. 1882. In Originalband gebunden ℳ 4,50. Da die grofse Ausgabe von Zieglers Illustrationen zur Topographie des alten Rom wegen ihres Preises (30 ℳ) nicht jedermann so leicht zugänglich ist, hat die Verlagsbuchhandlung von Neff eine kleinere Ausgabe veranstaltet, welche wegen ihres verhältnismäfsig niedrigen Preises auch von den weniger bemittelten Schülern angeschafft werden kann. Der Text ist nach den neuesten Forschungen mit Sorgfalt und Geschick redigiert und durch übersichtliche Kürze ausgezeichnet. Über die saubere und korrekte Ausführung der Tafeln, sowie über die glänzende Ausstattung des ganzen Werkes gibt es nur eine Stimme des Lobes. Den Überresten aus dem römischen Altertum sind auch Restaurationen nach Canina beigegeben, wodurch der Zweck der Veranschaulichung für den in solchen Dingen ungeübten Schüler in noch höherem Grade erreicht wird.

Die Abiturienten der Realschulen 1. O. und Gymnasien in Preufsen vor dem Forum der Statistik von Dr. E. A. Richter, Direktor des Friedrichs-Gymnasiums in Altenburg. 2. Auflage. Verlag von O. Bonde. 1882. Die vorliegende Schrift des inzwischen leider verstorbenen Verfassers zeigt so recht, welch' eine zweischneidige Waffe die Statistik ist. Steinbart und Wislicenus suchten aus den Ergebnissen der Prüfungen pro facultate docendi in Preufsen den Nachweis zu liefern, dafs die Realschul-Abiturienten im allgemeinen das erwähnte Examen besser bestanden, als die Abiturienten der Gymnasiums, ja dafs jene sich den letzteren besonders in der modernen Philologie, der Chemie und den

Naturwissenschaften überlegen zeigten. Indem Richter das statistische Material einer nochmaligen Prüfung unterzieht, kommt er ohne alle Sophistik in überzeugender Darlegung zu dem Resultat, dafs das Realgymnasium in Preufsen nach den bisherigen Erfahrungen sich aufser stande gezeigt habe, Schüler von mittelmäfsiger Begabung für wissenschaftliche Studien auf der Universität in gleichem Umfange wie das Gymnasium, zu befähigen. Wir empfehlen die äufserst scharfsinnige, mit grofser Sachkenntnis geschriebene Schrift unseren Lesern aufs wärmste.

Die Frage der Teilung der philosophischen Facultät. Rede zum Antritt des Rektorats in der Aula der Universität Berlin am 15. Oktober 1880 gehalten von Dr. A. W. Hofmann. 2. Aufl. Berlin. Dümmler. 1881. Die 2. Auflage der bekannten Rede des Professors der Chemie an der Universität Berlin Hofmann (vgl. Jahrg. 1881 S. 143 d. Bl.) hat besonders dadurch gewonnen, dafs im Anhange zwei Gutachten der philosophischen Fakultät in Berlin aus den Jahren 1869 und 1880 über die Zulassung von Realschulabiturienten zu Fakultätsstudien beigegeben und die einzelnen Aufstellungen durch offizielle Dokumente und briefliche Mitteilungen bedeutender Männer der Wissenschaft beleuchtet sind. Die beiden Gutachten sind auch deshalb von Interesse, weil sie durch einen Zeitraum von 11 Jahren, im Verlaufe dessen innerhalb der Berliner philosophischen Fakultät ein grofser Personenwechsel stattfand, von einander getrennt sind.

Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten von Dr. Friedr. Hofmann, Dir. des Berl. Gymn. zum grauen Kloster. 2. H. Römische Gesch. Berlin 1882. Verl. von Julius Springer. gr. 8. X und 89 S. ℳ 1. — Hinsichtlich der Frage, ob eine Tabelle oder eine zusammenhängende Darstellung der Geschichte dem Unterrichte zu grunde gelegt werden soll, spricht sich der Verf. mit guten Gründen dahin aus, dafs eine Geschichtstabelle nicht als ein ausreichendes Hilfsmittel anzuerkennen sei. Das vorliegende Lehrbuch, das die römische Geschichte bis 476 n. Chr. umfafst, soll nur als Grundlage für den mündlichen Vortrag des Lehrers dienen und wird sich hiefür wohl als brauchbar erweisen, wenn es auch manchmal, besonders in der Kaiserzeit, fast zu wenig bietet.

Leitfaden zur Geschichte des deutschen Volkes von Dr. Dav. Müller. Vierte, vielf. umgearb. Aufl. von Prof. Friedr. Junge. Mit einem Bildnis Kaiser Wilhelms. Berlin 1882. Verl. von Franz Vahlen 8. VIII und 218 S. geb. ℳ 1,70. Das Büchlein zeichnet sich bei aller Knappheit der Fassung durch Reichtum an Inhalt sowie durch wohlthuende Frische und Lebendigkeit der Darstellung aus; im Interesse seiner Verwendbarkeit beim Unterrichte wäre bei der Berührung religiöser und politischer Streitfragen eine noch mafsvollere Haltung zu wünschen (vgl. z. B. S. 82 und 196).

Neumanns geographisches Lexikon des deutschen Reiches. Komplet in 40 Lieferungen à 50 ₰ Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882. Das vorliegende Werk soll auf ca. 1400 Seiten und in etwa 40000 Artikeln Auskunft geben über sämtliche deutsche Staaten und deren Provinzen, Regierungsbezirke, Kreise u. s. w., über alle erwähnenswerten Ortschaften mit mehr als 450 Einwohnern, und auch über kleinere Orte, insoferne in denselben eine Verkehrsstation, eine Pfarrkirche (von 80 Einwohnern an), ein grofses Gut, eine nennenswerte Industrie vorhanden ist, desgleichen werden alle Gebirge, Berge, Seen, Flüsse, überhaupt alle im deutschen

Reiche vorkommenden topographischen Namen aufgeführt. Allerorten sind Industrie, Handel, Gewerbe, die Verkehrsanstalten, die neue Gerichtsorganisation berücksichtigt. Da die Angaben auf den neuesten offiziellen Erhebungen beruhen, so bieten sie dem Lehrer des geographischen Unterrichts eine willkommene Ergänzung der vielfach ungenauen Handbücher. Aufser zahlreichen statistischen Tabellen sind beigefügt 30 in Farbendruck ausgeführte Stadtpläne (die 4 ersten dem Ref. vorliegenden Lieferungen enthalten die hübsch kolorierten Stadtpläne von Berlin, Nürnberg, Breslau und Hamburg), grofse statistische Karten über die Dichtigkeit der Bevölkerung, 14 kartographische Darstellungen der Bodenkultur und Produktion, mehrere hundert Staaten- und Städtewappen und die grofse Ravensteinsche Spezialkarte von Deutschland in Form eines gebundenen Atlas. Ohne Zweifel ist das Neumann'sche Lexikon geeignet, ein zuverlässiges Nachschlagebuch für Verkehrs- und Verwaltungsbeamte, Gerichtsämter, Kaufleute und Lehrer zu werden. Die Angaben sind, soviel sich Ref. überzeugte, mit peinlicher Sorgfalt und Accuratesse gefertigt. Das Werk wird, wenn vollendet, ein in seiner Art einzig dastehendes geographisches Repertorium bilden. Es sei hier, um dem Leser eine genauere Vorstellung von der Einrichtung des Werkes zu ermöglichen ein kurzer auf Bayern bezüglicher Artikel herausgehoben: Auhausen (Ahausen), Df. bayr. R.-B. Schwaben, Bezirks-Amt Nördlingen, A.-G. Öttingen, L.-G. Neuburg a. D., P. (= Poststation) Wassertrüdingen a. d. Wörnitz, 19 Km. v. Gunzenhausen, 490 Ew., T. (= Telegraph) E. (= Eisenbahnstation) (Linie Pleinfeld-Augsburg-Buchloe der Bayr. Staatseisenbahn), ev. Pfarrk., ehem. Benedikt.-Kloster; prot. Union. 4. (14. Mai) 1608.

1. Historischer Schulatlas zur alten, mittleren und neueren Geschichte in 36 Karten. Bearbeitet von H. Kiepert und K. Wolf. 2. bericht. Aufl. Berlin. Reimer. 1882. Preis geb. ℳ 3,60.

2. Atlas antiquus. 12 Karten von H. Kiepert. Berlin. Reimer. 1882. Pr. geh. 5 ℳ, mit Namenverzeichnis 6 ℳ, Preis des Namenverzeichnisses einzeln ℳ 1,20.

3. Flufsnetze zu den Karten zur alten Geschichte (atlas antiquus) von H. Kiepert. Neue verm. Aufl. Berlin. Reimer. 1882. Preis in Umschlag ℳ 1,40. Einzelne Karten zu 15 ₰.

4. G. A. von Klödens Repititionskarten. Neue, verbesserte und durch 4 Karten vermehrte Ausgabe (im ganzen 21 Blätter). Preis in Umschlag ℳ 3. Jede Karte einzeln à 15 ₰. Berlin. Reimer. 1882. Der Wert der im Reimer'schen Verlage erschienenen, von anerkannten Auktoritäten auf diesem Gebiete herrührenden Kartenwerke ist wohl allerseits anerkannt. Was den histor. Schulatlas von Kiepert-Wolf betrifft, so ist das Format ein etwas mäfsiges, so dafs einzelne Karten von Deutschland wegen der grofsen Zahl kleiner Territorien bei der Benützung immerhin einige Schwierigkeit bieten. Der durch seinen grofsen, scharfen Druck und die Bestimmtheit der Zeichnung ausgezeichnete Atlas antiquus von Kiepert hat in der neuen Bearbeitung entschieden gewonnen und kann als ein Meisterwerk in seiner Art bezeichnet werden. Besonders erwähnenswert ist der Index aller auf dem Atlas verzeichneten Ortsnamen, worin zur Erleichterung des Auffindens der Namen die betreffenden Kartennummern und die durch Buchstaben am Kartenrande bezeichneten Felder des Gradnetzes, worin sie auf der Karte zu finden sind, angegeben wurden. Vermifst wird auf den beiden griechischen Karten das auf der Halbinsel des pagasäischen Meerbusens gelegene 'Αφεταί, das bei Herodot VII, 193. VIII, 8 und auch sonst noch vorkommt. Im Register fehlt Baecula. Die unter 3 und 4

genannten Unterrichtsmittel empfehlen sich durch die Gröfse des Formats, wodurch sich das Einschreiben der Namen innerhalb der Konturen auch von seiten weniger gewandter Schüler unschwer bewerkstelligen läfst.

W. Keil, Politische und Eisenbahnwandkarte von Deutschland. Kassel. Fischer. 1882. Diese Karte wird vom Verleger als „Gegenstück zu Möhls oro-hydrographischer Karte von Deutschland" bezeichnet. Es wird also vorausgesetzt, dafs man sie neben der letzteren gebraucht, wefshalb denn auch auf Terraindarstellung gänzlich verzichtet wird. Für Unterrichtszwecke ist das mifslich. Die einzelnen Staaten sind nicht blofs farbig umrandet, sondern in der ganzen Fläche koloriert, was ein scharfes und klares Bild gibt. In koloristischer Hinsicht macht die Karte überdies wegen Verwendung gedämpfter Farbentöne einen recht günstigen Eindruck.

Stielers Schulatlas. 61. Aufl. Vollständig neu bearbeitet von Dr. H. Berghaus. Gotha. Perthes. 1882. Preis 4 ℳ. In wissenschaftlicher Hinsicht sowohl wie in bezug auf kartographische Technik ein Meisterwerk. Zu bedauern ist die ungleichmäfsige Behandlung Deutschlands. Während Nord- und Mitteldeutschland auf mehreren Blättern dargestellt ist, die Provinz Schlesien sogar in einer eigenen Spezialkarte, wird ganz Süddeutschland auf ein einziges Blatt zusammengedrängt, was gewifs nicht zu rechtfertigen ist und den Gebrauch des Werkes an unseren Schulen beeinträchtigt.

J. Perthes' Elementar-Atlas. Gotha. 1882. Pr. 1,20 ℳ. Ein vortreffliches Hilfsmittel für die unteren Lehrstufen. Gebirge und Flüsse sind sehr kräftig gehalten, die Farben für den politischen Teil breit und freskoartig aufgetragen. Sehr originell und instruktiv ist die schematische Tafel Nr. 1 „zur Einführung in die konzentrische Methode und in das Kartenverständnis."

E. Debes' Schul-Atlas. Leipzig. 1881. Pr. 1 ℳ. Enthält 31 Karten fast durchweg mit farbigem Terrain, sehr reichhaltig und recht hübsch ausgeführt. Für minder bemittelte Schüler sehr zu empfehlen.

F. Riecke, Kleiner methodischer Schulatlas in 12 Karten mit Text. Gera. 1882. Sehr lobenswert ist das 1. Blatt: „Kartographische Elemente," mit der dazu gehörigen Erläuterung, welche eine kurze Anleitung zu der bei den Schülern so seltenen Kunst des Kartenlesens enthält. Die übrigen Blätter jedoch sind für unsere Schulzwecke zu dürftig.

Schauenburgs Kleiner Schulatlas für Bayern. Pr. 75 ₰. Man mufs staunen, wie es möglich ist, um einen solchen Preis diese 28 ebenso sauber wie korrekt ausgeführten Karten herzustellen. Unserem Vaterlande sind 4 Blätter gewidmet: 1 sehr hübsche Flufs- und Gebirgskarte, 1 politische und 2 recht dankenswerte statistische Karten, die „Verteilung der Konfessionen" und „Bevölkerungsdichtigkeit" enthaltend. Wir können diesen kleinen Atlas für die untern Klassen der Lateinschule aufs beste empfehlen.

Schlepps die Dezimalbrüche. Leipzig, bei Karl Scholtze. Nach einer pompösen, geschichtlichen Einleitung über die Entstehung der Dezimalbrüche werden die vier Grundrechnungsarten mit denselben oberflächlich und mechanisch gelehrt. Zum Schlusse werden die unvollständigen (abgekürzten) Dezimalbrüche behandelt, dabei aber auch mit den periodischen durcheinander geworfen. Das Büchlein ist für den Lehrer zu unbedeutend,

für den Dilettanten zu mangelhaft, für den Schüler zu wenig exakt. Das Bemerkenswerteste und fast Unglaubliche an demselben ist, daſs es bereits in zweiter Auflage erschien. Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen wird höchst unnötiger Weise vorbehalten.

Bibliographie.

Herodotos. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. K. Abicht. 4. Band, Buch VII. 5. Band, Buch VIII, IX und 2 indices. 3. verb. Aufl. Leipzig. 1882. Teubner. à ℳ 1,80.

Platonis Protagoras recensuit, prolegomenis et commentariis instruxit Godofredus Stallbaum. Editio IV emendatior ed. J. S. Kroschel. Lipsiae, in aed. Teubneri. 1882. ℳ 2,40.

Xenophons Memorabilien. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Raphael Kühner. 4. verb. Aufl. Besorgt von Rud. Kühner. Leipzig. Teubner. 1882. ℳ 1,50.

Ein Beitrag zur Untersuchung der Quellenbenutzung bei Diodor von E. Evers. Separat-Abdruck aus der Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der Königsstädtischen Realschule. 1882. Berlin. Winckelmann und Söhne.

Eine griechische Schrift über Seekrieg. Zum erstenmale herausgegeben und untersucht von Dr. K. K. Müller, Assistent an der k. Universitätsbibliothek Würzburg. Würzburg. Stuber. 1882.

Troia und Neu-Ilion von Dr. E. Brentano. Heilbronn. Henninger. 1882. ℳ 2.

Album des klassischen Altertums zur Anschauung für alt und jung, bes. zum Gebrauch in Gelehrtenschulen. Eine Gallerie von 76 Tafeln in Farbendruck mit beschreibendem Text. Herausgegeben von Herm. Rheinhard. 2. Aufl. Stuttgart. Hoffmann'scher Verlag. 1882. 1. Lieferung ℳ 1,50.

Personalnachrichten.

Ernannt: Der vorm. Lehramtsverweser an der Realschule in Eichstätt K. Mayer z. Stdl. für Arith. u. Math. daselbst; Ass. E. Rötter in München z. Stdl. in Pirmasens; Ass. R. Geigel in Würzburg z. Stdl. daselbst; Ass. J. Herzer in Würzburg z. Stdl. in Zweibrücken; Stdl. G. Röllinger bei St. Stephan in Augsburg z. Gymn.-Prof. f. Math. daselbst; Lehramtsverw. W. Küffner in Weiſsenburg a. S. z. Stdl. für Arith. und Math. in Zweibrücken; Stdl. K. Hoffmann in Zweibrücken zum Gymn.-Prof. für Math. in Speier; Ass. J. G. Brambs in München z. Stdl. in Eichstätt.

Versetzt: Stdl. F. Abert in Pirmasens nach Neuburg a. D.; Gym.-Prof. J. Gallenmüller in Speyer an das Alte Gymn. in Regensburg; Stdl. F. Mayer in Würzburg nach Dillingen; Reall. J. Lengauer in Augsburg als Stdl. f. Ar. u. Math. ans Ludwigsgymn. in München; Stdl. J. Brückl in Eichstätt nach Freising.

Quiesziert: auf ein Jahr die Stdl. Dr. F. Eberl in Neuburg a. D., J. B. Eckl in Dillingen und A. Schlosser in Eichstätt; dauernd Gym.-Prof. P. Huther in Regensburg und der zeitlich quieszierte Gym.-Prof. J. Schöberl.

Gestorben: Ass. J. Eymann in Zweibrücken.

Bericht über die XXXVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Karlsruhe.

Sektionssitzungen.

Da uns nur ein geringer Raum zur Verfügung gestellt werden konnte, sehen wir uns gezwungen, den Bericht über die Sektionssitzungen kurz zu fassen; wir werden also ausführlicher blofs über die Verhandlungen der pädagogischen Abteilung sprechen, bei den übrigen dagegen uns auf die Angabe der gehaltenen Vorträge beschränken.

1. Pädagogische Sektion.

Nachdem sich diese Sektion gleich den übrigen nach der 1. allgemeinen Sitzung, am 27. Sept., constituiert hatte, begrüfste sie Oberschulrat Dr. v. Sallwürk, Karlsruhe, welcher die Vorarbeiten besorgt hatte und von den Mitgliedern (179) auch zum Vorsitzenden gewählt wurde, in einer kurzen Ansprache. In derselben wies er darauf hin, wie sehr es wichtig und notwendig sei, Schulfragen von allgemeinem Interesse in einer gröfseren Versammlung von Schulmännern aus allen deutschen Ländern zu besprechen, um so einen gegenseitigen Austausch der verschiedenen Meinungen und Erfahrungen zu ermöglichen.

Am 28. Sept. hielt Direktor Schmalz, Tauberbischofsheim, den ersten und für unsere Leser wichtigsten Vortrag: „Über die Übungen im mündlichen Gebrauch der lateinischen Sprache in unseren Gymnasien“, etwa folgenden Inhalts:

In erster Linie hält es Redner für seine Aufgabe, die Berechtigung seines Vortrages nachzuweisen, und glaubt dies am besten durch folgende 3 Sätze thun zu können:

1. Es ist Pflicht der Philologenversammlungen, an ihrer eigenen Tradition festzuhalten und ein Thema, das einmal angeregt worden, in entsprechenden Zwischenräumen auf Grund der mittlerweile in Fach- und Zeitschriften erfolgten Besprechungen und praktischer Versuche zu erneuter zeitgemäfser Behandlung auf die Tagesordnung zu setzen;
2. es ist Pflicht der Schulmänner, ihre in der Schule gemachten Erfahrungen zur näheren Beleuchtung angeregter Fragen vorzulegen;
3. es ist Pflicht jedes Mannes, der es mit der Schule ernst nimmt, das Wahre und Richtige, mag es auch nicht den Reiz der Neuheit an sich tragen, so lange offen und öffentlich auszusprechen, bis es die verdiente Beachtung gefunden hat und in seinen gebührenden Platz in der Schulpraxis eingesetzt ist.

So wolle er denn mit Bezugnahme auf frühere Verhandlungen über diesen Gegenstand, auf die seitdem erschienene reichhaltige Literatur und auf seine eigenen mehrjährigen Erfahrungen die Frage des Lateinsprechens neu revidieren.

Zunächst erwähnt Schmalz, wie Köchly stets seinen Schülern die Bedeutung des Wortes φιλόλογος entwickelt und an den beiden Wörtern „ratio“ und „oratio“, welche zugleich in λόγος enthalten sind, die wahre Aufgabe des Philologen und Lehrers dargelegt habe; diese sei: er müsse nicht nur der sprachlichen Erscheinung auf den Grund gehen und dadurch der *ratio* gerecht werden, sondern auch das gewonnene Verständnis gut zum Ausdruck bringen und so der *oratio* mächtig werden. Auch er erblicke in der Pflege dieser beiden Punkte die Hauptaufgabe eines guten

Unterrichts und behaupte, dafs die lateinischen Sprechübungen, im Anschlufs an die Lektüre, von Sexta bis hinauf nach Prima systematisch betrieben, die Denkkraft des Schülers wesentlich üben und ihm eine Gewandtheit und Originalität im mündlichen und schriftlichen Ausdruck verleihen, wie sie auf andere Weise nicht erreicht werden könne. Er erblicke in den Sprechübungen lediglich ein Mittel zur Erreichung eines viel höheren Zieles, nicht aber Ziel und Zweck selbst und wolle nicht etwa dem Lateinsprechen die unwiderbringlich verlorne Stellung in Schule und Leben wiedererobern; auch dürften sie nur an die Lektüre angeschlossen werden, die den Mittelpunkt des ganzen Unterrichts bilden müsse. Mit einem Worte, sagt er, alles zusammenfassend, wir erkennen in den an die Lektüre sich anschliefsenden Übungen im mündlichen Gebrauche der lateinischen Sprache ein vorzügliches Mittel, das Verständnis der Lektüre zu fördern und zu vertiefen, die grammatisch und stilistisch korrekte und elegante Handhabung der lateinischen Sprache zu heben und so den Zweck des lateinischen Unterrichts, ein tüchtiges Bildungsmittel für Herz und Kopf zu sein, zu verwirklichen.

Dafs man schon in Sexta mit den Sprechübungen beginne, verlangt Schmalz mit Eckstein, Fries, Perthes, Lattmann u. a., damit der Schüler möglichst bald in das Leben der Sprache eingeführt und ihm die Aneignung des Sprachgefühls erleichtert werde, dann weil sie nach seiner Ansicht ein unentbehrliches Glied der methodischen Behandlung der Lektüre seien, die schon in der untersten Klasse den Mittelpunkt des sprachlichen Unterrichts zu bilden habe. Dann aber bedürfe man eines zweckentsprechenden Lesebuches, das den Schüler in einen Kreis einfacher, dem Kindesalter entsprechender Vorstellungen, realer und geschichtlicher Kenntnisse einzuführen vermöge. Ein solches sei das von Perthes. Nun erörtert Redner wie er in den einzelnen Klassen die Übungen getrieben wissen möchte: in Sexta fangen sie sofort nach Erlernung der Hauptformen der regelmäfsigen Konjugation an und nehmen sorgfältig Rücksicht auf das Lehrpensum dieser Klasse: Sicherheit und Übung im Gebrauch der regelmäfsigen Formen; in Quinta folgt Einübung der unregelmäfsigen Formenlehre nebst den unentbehrlichen syntaktischen Vorbegriffen; in Quarta wird die Casuslehre im Anschlufs an Nepos zu verwerten gesucht; in Tertia schliefsen sie sich an Cäsars comm. d. b. Gall. an, deren sprachlicher Reichtum gar nicht genug ausgebeutet werden kann. Von Sekunda an handelt es sich um Erhaltung und Glättung der in den unteren Klassen erworbenen Geläufigkeit, es tritt also der zusammenhängende lateinische Vortrag in den Vordergrund, wobei die sich notwendig ergebenden Härten mit Beihilfe des Lehrers sofort beseitigt werden müssen. Bei der das Verständnis erst vermittelnden Erklärung aber wäre das Lateinsprechen übel angebracht; es werde bei der Repetition und der Kontrole der Privatlektüre geübt. Auch mufs der Lehrer in den oberen Klassen zuweilen selbst vor den Schülern zusammenhängend lateinisch vortragen, damit er ihnen ein gutes Beispiel gebe; es wird dadurch mehr als durch irgend eine andere Übung der Sinn für gute Latinität geweckt.

Da aber „bei allen Mafsnahmen des Unterrichts ihr Zusammenhang mit den letzten und höchsten Fragen aller Erziehung gegenwärtig zu halten sei[1]", so glaubt Sch. auch erwähnen zu müssen, welchen Gewinn er sich

[1]) Richter, Programm des Gymnasiums in Jena. 1881.

von den lateinischen Sprechübungen nach dieser Seite hin verspreche. In erster Reihe, behauptet er, fördere diese Methode mehr als die anderen die harmonische Bildung der Jugend, indem ein sonst nur ganz nebenher beigezogener Sinn, das Gehör, eine eigentliche Aufgabe beim Unterricht zugeteilt erhalte und gleichzeitig mit dem Auge den Sprechstoff dem Geiste zu vermitteln habe. Zweitens sei nichts geeigneter die Aufmerksamkeit des Schülers rege zu erhalten, als gerade die Sprechübungen. Ferner brächten sie reiche Abwechslung und volles Leben in das gewohnte Einerlei des Schulunterrichtes; sie beschäftigten Phantasie und Verstand des Schülers vollauf, setzten ihn in den Stand, selbst etwas zu leisten und erweckten dadurch in ihm Lust und Liebe zur Arbeit. Aber auch der Lehrer erhalte grofse Anregung durch diese Methode, welche ihm schon in den unteren Klassen reichliche Gelegenheit bietet, pädagogische Geschicklichkeit an den Tag zu legen und unscheinbare Stoffe für die Jugend zu einer Quelle des Wissens und Könnens zu machen. Das deutsche Übungsbuch sei, wie schon Eckstein mit Recht bemerkt habe, ein Schofskind der Bequemlichkeit.

Es seien jedoch nicht nur die höchsten Ziele des Unterrichtes durch diese Übungen näher gerückt, sondern auch die Erfolge des Lateinunterrichtes selbst würden sich steigern, und die gemeinsame Klage der Schulmänner, dafs die Resultate der aufgewandten Zeit und Mühe nicht entsprechen, würde an Berechtigung verlieren. Zunächst lasse sich auf diesem Wege am besten die korrekte Aussprache erzielen, die im Lateinischen von unten an ebenso zu erstreben sei, wie im Griechischen die stete Beachtung der Accente. Dann erspare das Lateinsprechen gar manche Belehrung über die Stellung einzelner Wörter oder Satzteile oder auch ganzer Sätze. Drittens werde durch dasselbe die grammatische Sicherheit wesentlich gefördert, da es wie eine plastische Grammatik dem Knaben fast spielend beibringe, was er sonst unter der Zwangsrute der Regel lernen mufste. Viertens werde die Übersetzungsfähigkeit bedeutend gehoben, da der Schüler schliefslich mit dem Sprachschatze so vertraut werde, dafs er die Schulklassiker ohne Schwierigkeiten und mit Genufs lesen könne. Am meisten aber gewinne der lateinische Stil und besonders das, was man den „color latinus" nenne; man könne dies am besten an den Abiturientenarbeiten ersehen. Zum Schlufse des sehr interessanten Vortrages berührt Redner noch die Frage, was man von den Absolventen auf Grund solcher Sprechübungen verlangen dürfe[1]).

An der nun folgenden regen Diskussion nahmen Eckstein, Leipzig; Krüger, Dessau; Uhlig, Heidelberg; Planck, Stuttgart; Kaufmann, Strafsburg; Wendt, Karlsruhe u. a. teil, sie alle stimmen teils vollvollständig, teils mit geringen Meinungsverschiedenheiten den Ausführungen des Dir. Schmalz zu. Nach Beendigung der Debatte wurde wegen vorgerückter Zeit die Sitzung aufgehoben.

In der Freitagsitzung trug Prof. Dr. Schiller—Giefsen vor, über: „Den griechischen Unterricht in der preufsischen Gymnasialreform und die griechischen Schreibübungen in der Maturitätsprüfung". Das Wesentlichste aus dem sehr langen Vortrag ist in Kürze folgendes: Die preufsische Regierung hatte gute Gründe,

[1]) Die besseren Schüler referieren zusammenhängend über eine noch nicht gelesene Partie aus Tacitus oder Livius; die mittleren in gleicher Weise über etwas Gelesenes; die schwachen über das Gelesene quaerendo et respondendo.

den Unterricht im Griechischen um ein Jahr später beginnen zu lassen. Was gefordert werden mufs, ist Kenntnis der griechischen Literatur, beruhend auf wirklicher Kenntnis der Sprache; diese Kenntnis aber setzt ein gewisses Alter voraus und vervollkommnet sich progressiv mit den Jahren, nicht direkt proportional; demgemäfs mufs man je weiter hinauf um so mehr Raum schaffen für den griechischen Unterricht, und aus diesem Grunde ist es sehr zu bedauern, dafs in den oberen Klassen eine geringere Stundenzahl (6) eingesetzt ist, als in den unteren (7). Nach dieser Einleitung spricht Schiller über seine Erfahrungen und die Art der Behandlung am Giefsener Gymnasium. In der Grammatik — Curtius — wird nur das Allernotwendigste memoriert, vieles gestrichen; alles Seltene, Vereinzelte der Lektüre vorbehalten; so ist der oberste Grundsatz Beschränkung. Bei der Syntax bilden die Beispiele eine Hauptrolle; ein Kanon derartiger Mustersätze ist für die ganze Anstalt gedruckt und in der Hand eines jeden Schülers; dafs diese Sätze nicht totes Kapital sind, dafür sorgt geeignete Einübung; statt in einem gewissen Falle die Regel hersagen zu lassen, wird der Schüler aufgefordert, das Musterbeispiel zu nennen. Die Curtius'sche Grammatik ist viel zu umfangreich. Die meiste zur Verfügung stehende Zeit wird der Lektüre gewidmet, die den Mittelpunkt des Unterrichts von vornherein zu bilden hat; nur etwa 1 (Prima) —3½ Stunden (Sekunda und untere Klassen) werden auf schriftliche Arbeiten und Grammatisches verwendet. Bezüglich der schriftlichen Uebungen, erklärt Redner, halte er an der Ueberzeugung fest, dafs ohne dieselben eine fremde Sprache gründlich nicht erlernt werden könne; doch gebe er nicht viel auf häusliche Arbeiten; an seiner Anstalt werde es durch Übung in der Schule mit regelmäfsiger Benützung der Tafel dahin gebracht, dafs alle und jede häusliche schriftliche Uebersetzung unterlassen werden könne. Des weiteren läfst er sich darüber aus, dafs das griechische Scriptum in der Maturitätsprüfung entfernt und durch eine Übersetzung aus dem Griechischen in das Deutsche ersetzt worden sei; er bedaure diesen Wegfall sehr, da der dafür gebotene Ersatz einseitig und praktisch unzureichend sei.

Als von Sallwürk die Debatte eröffnet hatte, ergriff zuerst Dr. Witte, Strafsburg, das Wort: er sei mit Schillers Methode einverstanden; im Reichsland bestehe kein Scriptum, und er tröste sich über den Wegfall, da er bemerkt habe, dafs die Schüler mit viel mehr Freude an die Arbeit gehen und man der Lektüre weit mehr Zeit widmen könne als sonst. Seine Bemerkungen bestätigt Dir. Kromayer, die übrigen Herren, welche an der Diskussion sich beteiligen, erklären mit Schiller ein leichtes Scriptum für wünschenswert. Dir. Pähler, Wiesbaden, wünscht, dafs die Versammlung sich gegen die mafslosen und ungerechten Angriffe von Seite Unberufener in einer Resolution ausspreche; er wird beauftragt, eine solche bis zur nächsten Sitzung (Freitag Nachmittag 4 Uhr) zu formulieren. Dies geschieht und er verliest sie, aber die Debatte darüber wird auf den Samstag verschoben.

In der Nachmittagssitzung erhält nach Pähler Prof. Meyer, Karlsruhe, das Wort zu einem Vortrage: „Die Kunstwissenschaft und die Mittelschule“. Er weist nach, dafs die Mittelschulen die Verpflichtung hätten, ihre Schüler auch in das Kunstleben, besonders der Alten, einzuführen. Da es bisher an dazu passenden Wandtafeln fehlte, habe er solche hergestellt. Er zeigt, wie man sie im Unterricht verwerten könne.

Nach ihm spricht Prof. Bihler, Karlsruhe, über: „Die gegenwärtige Methode des französischen Sprachunterrichtes an

den badischen Gymnasien". Wir müssen auch über diesen, für die Fachgenossen sehr lehrreichen Vortrag uns ganz kurz fassen. Der Unterricht wird in Quarta mit 4 Wochenstunden begonnen, in Tertia und Sekunda mit je 3 weitergeführt und in Prima mit zwei beendigt. Er beginnt mit der Lektüre schlichter Erzählungen, die sich möglichst in Hauptsätzen bewegen. Der zuerst vorgesprochene, dann übersetzte und nachgesprochene Satz wird in Fragen umgestaltet, auf welche die Schüler die Antwort leicht aus dem Texte finden; nachdem der Stoff mehrere Stunden nacheinander tüchtig durchgearbeitet ist, wird er memoriert. So wird das Kind mitten in die lebende Sprache hineingeführt, ihm unbewufst Sprachgefühl beigebracht; die Sprechübungen ermöglichen geschickt angewendet eine heilsame Geistesgymnastik. Nach einigen Wochen tritt das grammatische Pensum in den Vordergrund; der Lektüre, auf welche nicht präpariert wird, bleibt bis Sekunda etwa eine Wochenstunde, dann wird sie Selbstzweck; von da an wird der Schüler an der Hand von Originalausgaben in das geistige Leben Frankreichs eingeführt. Dabei wird vor allem auf eine gute Übersetzung, die dem Texte wie dem Geiste der deutschen Sprache gerecht wird, das Hauptgewicht gelegt; so wird z. B. die tragische Sprache Racines und Corneilles ihrer Modetracht entkleidet.

Um mehrere Werke lesen zu können, wird über einzelne minder wichtige Partien referierend hinweggegangen. Die Lektüre fängt an mit historischer Prosa, in Prima findet die philosophische Geschichtsschreibung ihren Platz; die dramatische Literatur wird durch Racine eingeführt, Corneille, Molière und Voltaire folgen. Das Sprechen wird durch Nacherzählungen und gelegentliche Fragen weitergeübt; für den Lehrer freilich wird dadurch die Aufgabe schwerer. Im grammatischen Unterricht wird gleich von Anfang an ein Teil der Stunde der schwierigsten Partie, dem Verbum gewidmet; schon bei der Formenlehre wird das Wissenswerteste aus der Syntax angeknüpft. Von unten an wird immer auf das Lateinische aufmerksam gemacht und das eigene Finden gelehrt; so wird nach und nach die Erkenntnis der Gesetze angebahnt, nach denen sich das Französische aus dem Lateinischen entwickelt hat; dabei ist jedoch weise Beschränkung geboten, denn eine gewisse Fertigkeit im schriftlichen und mündlichen Gebrauch ist für unsere Schüler ein unabweisbares Bedürfnis; wir dürfen nicht vor lauter Philologie den praktischen Zweck aus dem Auge verlieren. Um auch richtiges Schreiben zu erreichen, wird von Anfang an neben dem Laut auch die Schrift gelehrt: die Übungen werden ins Heft und an die Schultafel geschrieben; ein kurzes Extemporale prüft die Wochenarbeit; im allgemeinen schliefsen sich diese Extemporalien enge an die Lektüre an. Weitaus das Meiste wird in der Schule gelernt, an den häuslichen Fleifs werden nur ganz geringe Anforderungen gestellt, um den allseitigen Klagen über Überbürdung nicht Nahrung zu geben. Zum Schlusse macht Redner einige Bemerkungen über die Stellung des Faches und der Fachlehrer, die Dank den Bemühungen des Dr. v. Sallwürk jetzt in Baden eine würdige sei. Über die eingehende Diskussion müssen wir leider hinweggehen; sie ergab: es würde diese Methode sich auch in nicht badischen Schulen als nutzbringend erweisen.

In der letzten am Samstag, den 30. September, Früh 8 Uhr stattfindenden Sitzung begründet Dir. Pähler seine oben erwähnte Resolution. Nach längerer Besprechung wird man darüber einig, man sei zwar mit dem Inhalt derselben einverstanden, wolle aber von der Form einer solchen absehen. Mit einem Hoch auf Oberschulrat von Sallwürk löst sich die Versammlung auf.

2. Orientalische Sektion.

In ihr war zunächst die statutenmäfsige Generalversammlung der deutschen morgenländischen Gesellschaft abgehalten worden, dann hatten Dr. Teufel, Dr. Cornhill und Prof. Lefmann Vorträge gehalten.

3. Germanisch-romanische Sektion.

Hofrat Dr. Bartsch, Heidelberg, gab in seiner Eröffnungsrede eine kurze Geschichte der Sektion, welche 52 Mitglieder zählte und hielt dann einen Vortrag über: „Die Gründung der germanischen und romanischen Seminare und die Methode kritischer Übungen."

Ferner hielten Vorträge: Prof. Dr. Bechstein, Rostock: „Die Floia", das älteste maccaronische Gedicht der deutschen Literatur; Dr. Armitage, Oxford: „Ueber die Deklination der Parisyllabica masc. 3 Endungen im Provençalischen"; Archivar Dr. Wülcker, Weimar: „Luthers Stellung zur kursächsichen Kanzlei"; Dr. Rieger, Darmstadt: „Klügers goldener Hahn"; Dr. Fischer, Stuttgart: „Über den Vokalismus des schwäbischen Dialektes"; und Dr. Kluge, Strafsburg: „Über deutsche Etymologie".

4. Archäologische Sektion.

Der erste Vortragende dieser Sektion war Hofrat Dr. Urlichs; er sprach über: „Phidias in Rom". Ihm folgte Prof. Dr. Blümner-Zürich: „Über den nudus talo incessens des Polyklet". Am Freitag und Samstag wurde diese Abteilung mit der nächsten kombiniert; es trugen vor: am Freitag Prof. Dr. Holm, Palermo: „Zum Rückzug der Athener von Syrakus 413; Landschaft und Geschichte"; am Samstag Prof. Dr. Curtius: „Über die Rekonstruktion des Ostgiebels von Olympia".

5. Philologische (krit.-exeg.) Sektion.

An ihr nahmen 64 Mitglieder teil. Der Vorsitzende Prof. Dr. Schöll, Heidelberg, eröffnete die Sektion mit der betrübenden Mitteilung, dafs Prof. Dr. Christ durch schweren Krankheitsfall in seiner Familie verhindert sei, den angekündigten Vortrag: „Über die Ἀττικιανὰ ἀντίγραφα des Demosthenes" zu halten. Am Donnerstag sprach Prof. Dr. Hug, Zürich: „Mitteilungen über die handschriftliche Kritik der Xenophontischen Kyropädie, insbesondere über cod. Paris. 1680 (c)"; nach ihm Dr. Hanssen, Strafsburg: „Über die Gliederung der im cod. Palat. erhaltenen Sammlung der Anakreontea". Am Freitag in den kombinierten Sektionen: Prof. May-Offenburg: „Über die Benützung altklassischer Autoren durch einige Chronisten des Mittelalters", und Dr. Galland, Strafsburg: „Über die Quantitätslehre Herodians".

Über die 6. mathematische Sektion wurde, wie schon bemerkt, ein Bericht nicht erstattet; welche von den angesagten Vorträgen gehalten wurden, ist uns unbekannt.

In der neugegründeten neusprachlichen Sektion las Prof. Gutersohn, Karlsruhe einen Vortrag: „Zum gegenwärtigen Stande der englischen Schulgrammatik".

Augsburg. Wolpert.

Auf welche Weise kann der Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur an unseren Studienanstalten methodisch und systematisch betrieben werden?

VII.

Lehrplan für die II. Gymnasialklasse.

Vor allem dürfte seitens der obersten Schulleitung die Frage zu beherzigen sein, ob nicht schon in dieser Klasse dem deutschen Unterrichte noch eine weitere Lehrstunde zugedacht werden müsse, damit man nicht zu einer bedauerlichen Ungründlichkeit und Halbheit gelange. Ist ja doch, wenigstens zwischen den Zeilen unserer Schulordnung, der Grundsatz zu lesen, dafs der Deutschunterricht eine mehr zentrale Bedeutung für die Gymnasialdidaktik gewinnen solle. Und dieser gewifs richtigen Anschauung gegenüber sollte man in der Praxis des Unterrichtes selbst mit zwei Stunden in der Woche sich begnügen können?[1]) — In dieser Klasse nun ist es vornehmlich der (mehrenteils noch historisch-) abhandelnde und betrachtende Aufsatz, dem der Lehrer in einer der beiden Wochenstunden eine besondere Pflege wird angedeihen lassen. Schon bei Gelegenheit der Behandlung topischer und heuristischer Gesetze in der I. Gymnasialklasse mufste ich darauf hinweisen, dafs die Auffindung von Grundgedanken für das rationelle genus scribendi, wobei sich Ausdrucksweise, Stilfärbung, ja sogar Struktur wesentlich von der Stilform des rein historischen genus (Erzählung und Schilderung) unterscheidet, eigentlich für jenen Schulkurs sich noch nicht eigne.

Im I. Semester also behandle man die historisch-didaktische (ich wage diese Bezeichnung) Prosa, welche dadurch entsteht, dafs sie die Art

[1]) Der Hr. Verf. möge gestatten auf die 'Neuphilologen' hinzuweisen, welche zum intensiveren Betrieb des Französischen ein Mehr von Stunden beanspruchen, ferner auf die Mathematiker, welche ihr umfangreiches Pensum in der ihnen zugeteilten Stundenzahl nicht 'befestigen' zu können erklären, dann auf die Ärzte, welche zur Pflege der körperlichen Gesundheit eine Erweiterung des Turnunterrichtes wünschen, endlich auf die Vertreter der klassischen Philologie, welche von ihrer Stundenzahl nichts ablassen zu können behaupten. Andrerseits meinen die Eltern, ihre Kinder seien ohnedies zu sehr angespannt, die ärztlichen Sachverständigen, man müsse die Zahl der Sitzstunden in der Schule und der häuslichen Arbeitsstunden herabmindern, damit nicht eine leibliche und geistige Degeneration unseres Volkes eintrete. Wie lassen sich diese widerstreitenden Forderungen vereinigen? Ich glaube, dafs man denn doch auch auf die realen Verhältnisse Rücksicht nehmen müsse. Nicht alles Wünschenswerte ist auch praktisch erreichbar. D. Red.

und Weise, wie die Dinge, Zustände und Verhältnisse der realen, in specie historischen, Welt in dem Lichte oder unter Bezugnahme auf das allgemein Menschliche durch die Sprache darzustellen versucht; sie hat es folglich mit der Erweisung allgemeiner Wahrheiten und Notwendigkeiten zu thun, wobei der nächstliegende Zweck folgerichtig Belehrung und Überzeugung sein soll.

Aber auch zur eigentlichen historischen Prosa, wie wir sie in der I. Gymnasialklasse handhaben, bildet sie ein besonderes Verhältnis; jene geht ihr nämlich voraus, gleichsam die Pfade wegsam machend, auf denen sie zu dem erwähnten Ziele gelangt.

Dafs der philosophische, völkerpsychologische und ästhetische Stoffbereich in dieser Klasse noch gänzlich ausgeschlossen sein mufs, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung. Auch allem, was mit dem dogmatischen, kommentierenden, historisch-philologischen, literaturhistorischen, kritisch-exegetischen Elemente verwandt ist, hat man nur kleinen Raum zu geben, so dafs es sich lediglich um Stoffe naturgeschichtlichen, historischen und allgemein menschlichen Inhaltes handelt, welche das Objekt von Abhandlungen oder vielmehr abhandelnden Aufsätzen bilden.

Hiefür nehme man wieder zunächst den Geschichtsbereich des Jahreskurses ins Auge und wähle Themata wie: Wodurch gelangten die Römer zur weltgeschichtlichen Bedeutung? Was thaten die Hohenstaufen für die Machtstellung des Reiches? Welche politischen und kulturhistorischen Folgen hatten die Kreuzzüge? etc. etc; aufserdem dürften sich ähnliche Themen wie nachstehende für die Bearbeitung in dieser Klasse eignen: Wodurch ist der Mensch das bevorzugte Geschöpf auf Erden geworden? „Welches Volk sich selbst empfunden, Ward vom Feind nie überwunden.“ „Geringes ist die Wiege des Grofsen.“ „Des Helden Namen ist in Erz und Marmorstein so wohl nicht aufbewahrt als in des Dichters Liede“. „Ans Vaterland, ans teure, schliefs dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen!“ Wodurch können grofse und glücklich bestandene Gefahren ein Segen für die Völker werden? „Die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand.“ Mit welchem Rechte kann der Deutsche auf sein Vaterland stolz sein? Deutschland, das Herz Europas. Das Leben ein Kampf. In welchen Beziehungen kann man unser Jahrhundert das eherne Zeitalter nennen? Das Leben eine Reise. Inwiefern ist die Sitte, das Andenken ausgezeichneter Männer durch öffentliche Monumente zu ehren, löblich? Die Geschichte ist die Lehrmeisterin der Menschheit; wie kommt es gleichwohl, dafs so wenig von ihr gelernt wird? Die Sprache des Winters. Ein Weihnachtsbild. Der Reiz des Wassers. Die Romantik des Rheinstroms. Die Bedeutsamkeit der Berge. Über den Einflufs des Meeres auf den Menschen etc. Alle die genannten Themen, meine ich, gehen über die Verständnislinie der Schüler nicht hinaus, vorausgesetzt, dafs man mit einem gewissen Mafse von Auffindungskraft zufrieden ist. Dies letztere darf man nämlich nie

aufser acht lassen; z. B. das Thema: Welche politischen und kulturhistorischen Folgen hatten die Kreuzzüge? kann unter Umständen, abgesehen vom Induktivverfahren, einen so grofsen Gedankenkomplex ergeben, dafs kaum ein umfangreiches Werk dem Stoffe gerecht werden kann, geschweige denn eine Abhandlung oder gar ein Schüleraufsatz. Dazu kömmt das Wie der Ausführung, die sprachliche und stilistische Seite, die bei der Didaktik im Deutschen sogar das Übergewicht bilden soll, was freilich die starren und einseitigen Männer des Realismus nicht begreifen können oder wollen. Man wird mir vielleicht mit dem Einwande zu begegnen suchen, dafs man in dieser Klasse der sogenannten ganz allgemeinen und namentlich der ethischen Themata nicht werde gänzlich entraten können. In dieser Beziehung mufs ich rückhaltlos der grofsen Mehrzahl der heutigen Pädagogen beipflichten, wenn sie einen bedenklichen Beigeschmack des jugendwidrigen Moralisierens vermieden wissen wollen. In den allermeisten Fällen tritt eine ekelerregende Heuchelei zu tage. Ich halte es darum für das beste, derartige Themata nicht als selbständige Zweige stilistischer Exerzitien zu behandeln, und man wird vielleicht am klügsten verfahren, wenn man an der einschlägigen Prosalektüre den Gehalt sowohl als die Gesetze der Komposition solcher Aufsätze darzulegen sucht. Dazu kommt in unserer Klasse noch der günstige Umstand, dafs die lyrische Poesie, insbesondere die lyrisch-didaktische Gattung, eine überreiche Quelle für mündliche Auseinandersetzung derartiger allgemeiner Themata ist.

Noch ungleich wichtiger als für die Aufsätze, die in der I. Gymnasialklasse zu bearbeiten sind, ist für die Themen unseres Lehrkurses Auffindung der Gedanken (inventio) und logische Anordnung derselben (dispositio). Sollen nun aber diese einleitenden Arbeiten nicht zu „Marterzangen" des jugendlichen Geistes werden, wodurch dem Schüler blofs eine kostbare Zeit entzogen wird, die er vielleicht für die Lektüre eines einzigen Gedichtes gewinnreicher verwenden könnte, so sehe man auch hier von einem allzu grofsen Apparat bei der sogenannten inventio ab. Trotzdem aber kann ich nicht so weit gehen, wie z. B. Max Zöller (Über die Behandlung des deutschen Aufsatzes), der da unter anderen allerdings sehr beherzigenswerten Ansichten folgendes sagt: „... bei allgemeinen Themen steht die Aneignung dieses Apparats, aus dem der Lehrer gewifs manchen Vorteil ziehen kann, für den Schüler in gar keinem Verhältnis zu dem dadurch erreichbaren Resultat. Das erklärt sich daher, dafs diese Schemata meistens rein äufserlich sind und daher das Wesen (?) der Sache nur selten (?) berühren. Ob man dabei diese τόποι den Alten, den Scholastikern des Mittelalters oder den von Laas bevorzugten Dialektikern der Renaissancezeit entnimmt, scheint mir ziemlich gleichgiltig; das Verfahren selbst erhält dadurch keinen anderen Charakter. Es ist immer derselbe Formalismus etc." Allerdings ist es und bleibt es ein Formalismus, aber wie ich bei der Behandlung des Lehrstoffes für die III. Gymnasialklasse eingehender

zu erörtern gedenke, wir Lehrer kommen bei Leuten dieses Alters ein für allemal nicht ganz über diesen Formalismus hinaus, sondern müssen uns recht sehr zufrieden geben, wenn mittels dieses Formalismus, der ja doch eine Abstraktion aus den mustergiltigen Schriftstücken ist, ein thematisches Subjekt (Laas heifst es Substrat) entfalten und entwickeln lernt. Was nun insonderheit die sprachliche Form bei abhandelnden Aufsätzen unserer Klasse betrifft, so ist es nach dem Dafürhalten der kompetentesten Fachmänner in diesem Jahreskurse noch dringender als früher geboten, dafs beim Niederschreiben der Gedanken auch das Ohr in Anspruch genommen werde; namentlich ist gegen Pleonasmen und Tautologien mit allem Ernste anzukämpfen; es ist sehr erklärlich, dafs der Schüler, sobald er keine Gedanken mehr auftreiben kann, sich zu wiederholen sucht, aber lieber begnüge man sich mit einem ganz kurzen, ja stümperhaften Elaborat, als dafs man nichtssagende Wiederholungen passieren läfst. Ein weiterer Fehler namentlich bei Aufsätzen dieser Gattung ist der Gebrauch schwankender Wörter, Ausdrucksweisen und Redewendungen; ein dritter besteht in der Unzulänglichkeit und Unbestimmtheit des Ausdruckes, wobei gerade das Wichtigste ein Objekt zufälligen Erratens wird. Am klügsten wird man also verfahren, wenn man selbst von nicht abstrakten Themen nur solche wählt, welche den Schülern an sich schon kaum gestatten, mit vagen Allgemeinheiten sich zufrieden zu geben, sondern geeignet sind, dem Schüler konkrete Bestimmtheit förmlich aufzunötigen. Ein Anfang der fruchtbaren Reflexion auf das Innere ist auch schon um der sprachlichen Form willen höchstens in der obersten Klasse zu erwarten, und selbst hier wird man, wie wir an geeigneter Stelle sehen werden, nur sehr sparsam zu werke gehen dürfen, will man nicht naseweisen Dünkel und altkluges Wesen, geradezu widrige Erscheinungen, allzusehr fördern. Nicht selten auch wird in den beiden ersten Gymnasialklassen (in den höheren habe ich es weniger oft gefunden) dem Fremdländischen in der Form der Darstellung, namentlich Latinismen, ein zu weiter Spielraum gegönnt, ferner mufs die Beisetzung schmückender Epitheta, ohne dafs sie durch die Arbeit selbst geboten sind, sowie das unselige Haschen nach Bildern oft heterogener Art in die entsprechenden Grenzen zurückgebannt werden, und hiebei ist es eine ganz besondere Pflicht des Lehrers, die ihm anvertrauten Zöglinge allmählich darauf aufmerksam zu machen, wie unschön alles Gekünstelte, Manierierte, Unnatürliche sei. Endlich pflegt in diesen Lebensjahren die schlimmste Krankheit sich einzuschleichen, eine wahre crux des Deutschunterrichts, ich meine der leidige Hang zu den widerlichen und abgeschmackten Übertreibungen, und man hat hier sein gut Stück Arbeit, um selbst den tüchtigeren Schülern der Klasse beizubringen, dafs solche Übertreibungen weder den Schreibenden selbst wahrhaft überzeugen noch den Lesenden oder Hörenden ein anderes Gefühl wecken können als ein Mifstrauen gegen das Gesagte. — Noch einiges über betrachtende Aufsätze und Betrachtungen. Diese haben den

Zweck, durch die ausgesprochenen Gedanken, welche aus einer kontemplativen Stimmung entsprungen sind, andere in die gleiche oder wenigstens verwandte Stimmung zu versetzen und zu weiterem Denken und Fühlen anzuspornen. Allerdings nun kann der Betrachtung die Erzählung einer Thatsache und Begebenheit oder die Beschreibung und Schilderung irgend eines Objektes zu grunde liegen, ja sogar in jene eingeflochten werden, aber es darf weder die Absicht zu erzählen und zu schildern noch die zu beweisen vorherrschen. Ich habe gerade in diesem Zweige von Aufsätzen die Erfahrung gemacht, dafs nur die Minderzahl der Schüler in Ton und Haltung einer Betrachtung sich hineinfindet, was allerdings aus dem Grundcharakter dieses Lebensalters sich erklären läfst. Namentlich sind es nur die mehr innerlichen und poetisch angelegten Naturen, welche hierin etwas Besseres leisten, und es gibt allerdings solche, denen gerade diese Gattung stilistischer Arbeiten zusagt; man wird aber ungeachtet des letztgenannten Umstandes dem betrachtenden Aufsatze nicht die gleiche Zeit und Pflege widmen dürfen wie dem abhandelnden.

Nachdem, wie es nun einmal gehalten werden soll, Heuristik, Topik und Dispositionslehre für das genus historicum wie für das genus rationale bereits in der I. Gymnasialklasse abgethan worden ist, sollte man sich darauf blofs wieder berufen dürfen. Aber der Schulmann weifs, dafs nur ein geringer Bruchteil des Erlernten, ja selbst des Geübten haften bleibt, und er wird demnach auf die praktischen Schemata für Anfertigung von Aufsätzen, wie sie unserer Klasse angemessen sind, nolens volens wieder zurückkommen. Ich habe deren folgende erprobt:

A. Für den abhandelnden Aufsatz.

I. Einleitung.

II. Entwickelung;

1) Erklärung und zwar
   a. Wort- und Sacherklärung;
   b. Unterscheidung vom Ähnlichen und Gegenteiligen;
   c. weitere Ausführung durch Umschreibung.

2) Begründung und zwar
   a. innere oder Vernunftgründe;
   b. äufsere oder Erfahrungs- und Auktoritätsbeweise.

3) Die Anwendung der gegebenen Wahrheit auf möglichst viele Fälle.

III. Schlufs:
   a. Resumé der Entwickelung;
   b. Beherzigenswerte Lehre.

Unter Umständen kann auf II, 1, c und II, 3 verzichtet werden.

B. Für den betrachtenden Aufsatz.

Hier kann die Form der Darstellung eine ziemlich verschiedene sein; entweder spricht sich die Betrachtung lediglich subjektiv aus, oder der Betrachtende sucht sich in die Lage und Seelenstimmung anderer geistig hineinzuleben, weshalb auch für Disposition bei dieser Abzweigung von Aufsätzen nicht eine exakte Norm geboten ist. Die einzelnen Gedanken und Empfindungen gehen in einander über, und da keine Erhärtung für eine Wahrheit beizubringen ist, so wird man den höheren oder tieferen Grad der Bedeutsamkeit des Betrachtungsobjektes zum Einteilungsgrund machen müssen. Gleichwohl mögen als sichere Anhaltspunkte für Betrachtungen und betrachtende Aufsätze jeder Art sich ergeben:

A. Exordium,

darin bestehend, dafs man vom Allgemeinen auf das Besondere zu sprechen kommt.

B. Betrachtung

a. des physischen,
b. des psychischen Momentes:
  1) mit Beziehung auf sich,
  2) mit Beziehung auf andere.

C. Frucht der Betrachtung.

Für die Chrie ist die Disposition allbekannt.

Im 2. Semester nun stehen wir vor der Topik für abhandelnde Aufsätze über Sentenzen, Epigramme, Sprüchwörter, Spruchversen etc. etc. und damit vor der vielempfohlenen und vielverlästerten Chrie, welche eine kaum entbehrliche Vorübung für die oratorische Prosa ist. Doch schon glaube ich von mancher Seite wettern zu hören: „Fort mit diesem dürren Regelwerk; fort mit allen schubfachartigen Registraturen! Nichts Aufgezwängtes hat bleibenden Wert! Was soll uns der Hemmschuh der Aphthonischen Chrie? Wir wollen überhaupt keine sogenannte objektive Methode. Der Schüler soll den Stoff mit seinem Individuum durchdringen!" u. s. w. Ja wenn mit derlei deklamatorischen Ausbrüchen des Unwillens der Schüler auch zu einem nur erträglichen Mittelmafs von stilistischer Gewandtheit käme! Ich wäre wahrhaftig der erste, der das alte „Gerümpel" beseitigte. Aber ich habe immer und immer wieder gefunden, dafs die mit erschreckender Voreingenommenheit verpönte Chrie doch ein unvergleichlich handsamer Behelf für die allermeisten Schüler ist, und ich kann und will dieser Übung nicht entraten und mögen Laas, dessen hohe Verdienste um den Unterricht im Deutschen ich übrigens nicht im geringsten unterschätze, und seine Nachtreter noch so sehr dagegen eifern. Auch unsere bayerische Studienordnung stellt die Chrie unter die Übungsarten für deutsche Stilistik in den beiden unteren Gymnasialklassen, und es ist dieser Bestimmung jedenfalls sorglichste Erwägung und reiflichste Überlegung vorausgegangen. Warum aber die Chrie gerade in dieser Klasse einer besonderen Pflege sich erfreuen soll, hat darin seinen Grund, weil die

oratorischen Stilübungen der nächsthöheren Klasse organisch sich an dieselbe anschliefsen. Denn die ganze Art der Beweisführung in einer Rede oder einem rednerischen Aufsatze weicht nur sehr unwesentlich von dem Beweisgang in der Chrie ab. Demzufolge stehe ich nicht an, zu behaupten, dafs der Lehrer recht augenfälligen Nutzen sehen würde, wenn er das ganze Semester sowohl in der Schule als über Haus ununterbrochen und ausschliefslich diese Übungsform pflegte. Natürlicher Weise müssen vorerst mustergiltige Vorbilder[1]) gezeigt werden, worauf man für den Anfang blofs betreffende Skizzen entwerfen und diese allmählig zu vollgestaltigen Arbeiten umschaffen läfst.

Was nun aber die einzelnen Teile der Chrie betrifft, so kann man unter Umständen von der laus auctoris und den testimoniis mehr oder minder absehen, weil es, wie die jetzigen Pädagogen so ziemlich übereinstimmen, immerhin bedenklich, ja gewagt erscheint, wenn man den jungen Menschen, wenigstens mittelbar, veranlafst, dem in Frage stehenden Autor einige stereotype und gewöhnlich plumpe Schmeicheleien zuzuwerfen, obwohl nicht geleugnet werden soll, dafs mit einem gewissen feinen Taktgefühl die jungen Leute immerhin auch darauf gelenkt werden können, wie sie bei einiger bescheidener Zurückhaltung ein mafsvolles exordium und laus autoris zu stande bringen möchten; bei Sprüchwörtern und Spruchversen etc etc., die der Volksweisheit entstammen, findet man sich nach dieser Richtung ohnehin leichter zurecht. Die testimonia stehen selbstverständlich dem Neuling nicht sofort oder, wenn dies auch der Fall sein sollte, nicht in ausreichender Weise zu gebote; woher sollte er sie nehmen, da der Bereich der alten und modernen Lektüre nichts weniger als umfangreich sein kann. Es wird also im ganzen nichts verschlagen, wenn man sogar soweit geht, derartige beweiskräftige Citate zu diktieren. Was die Stoffe betrifft, so schreite man auch bei der Chrie vom Leichteren zum Schwierigeren fort, hüte sich aber, zu weit zu gehen. Hat man jedoch das richtige Mafs eingehalten, dann censiere man auch strenge, besonders wenn das Thema schief aufgefafst worden ist. Nach der Seite der sprachlichen Form hin sei man so exakt als möglich und lasse nichts passieren, was den Gesetzen der neuhochdeutschen Sprache zuwiderläuft. Schliefslich möchte ich noch ganz besonders betonen, dafs man auf passende Übergänge, welche die etwas starre Form der Aphthonischen Chrie mildern und die einzelnen Beweispartien zu vermitteln geeignet sind, ein namhaftes Gewicht lege.

Die Lektüre dieser Klasse, welche in der zweiten Wochenstunde vorzunehmen ist, umfasse leichtere Abhandlungen

---

[1]) Musterchrieen und Dispositionen dazu finden sich nicht in jedem Stil- und Lesebuch. Rühmlich mögen hier genannt sein: Beck, Linnig, Masius, Wernecke; Cholevius, Venn u. a. können nur mit Auswahl benützt werden.

und Betrachtungen, so dafs sie die stilistischen Übungen unterstütze, weshalb die einschlägigen Lesestücke in Prosa noch vorwiegend historischen, kulturgeschichtlichen und naturhistorischen Charakter haben sollen. In der Poesie behandle man zuerst die sogenannte epische, hierauf die reine Lyrik und beschränke sich auch hierin, wie in der vorangehenden Klasse auf wenige, aber mustergiltige Autoren. Es wird genügen, Klopstocks „Der Zürichersee“, „Der Eislauf“, „Die Frühlingsfeier“, dann die mythisch-philosophischen Oden und einige recht warm empfundene, durch die Unmittelbarkeit des Gefühles hervorragende Lieder von Goethe, mehrere schwunghafte Dichtungen Schillers, aufserdem die venetianischen Sonette Platens, auserlesene Gedichte von Uhland, Chamisso, Eichendorff, Lenau und Geibel, zuletzt aber gegen Ende des zweiten Semesters Schillers „Glocke“ zu lesen und an den genannten Literaturproben lyrischer Poesie die Gesetze dieser Dichtungsart nachzuweisen. Ich für meine Person — es mag dies Wort vielleicht sehr subjektive Färbung haben — bin der innersten Überzeugung, dafs gerade die Lyrik einen milden, sänftigenden Einflufs auf das erfahrungsmäfsig etwas rüde und derbe Element dieser Lebensjahre auszuüben im stande ist. Aus der didaktischen Lyrik genügt eine eingehende Behandlung des Schillerschen „Der Spaziergang“. — Die Art der Betreibung der Lektüre dürfte dieselbe wie in der I. Gymnasialklasse sein, weshalb ich hier nichts weiter zu erinnern habe. Dafs der Unterricht auch in dieser Klasse noch an ein Lesebuch gebunden ist, brauche ich wohl kaum zu bemerken; denn man kann den Schülern noch keine vollständigen gröfseren Schriftwerke unserer Klassiker in die Hand geben. Wo man ja den Versuch gemacht hat, ist man in Bälde davon abgekommen und hat das voreilig beseitigte Lesebuch gerne wieder hervorgeholt. Karl Bindel sagt in dieser Beziehung treffend: „Die geistige Kraft der Schüler ist noch nicht im stande, derartige Werke, und sollte es auch nur das populärste Drama „Tell“ sein, in wünschenswerter Weise aufzufassen“. Denn wenn der Schüler bisher gewohnt gewesen ist, das ihm vorgelegte Lesestück auf Treue und Glauben als ein Ganzes hinzunehmen, dagegen der Schüler der dritten und vierten Gymnasialklasse ein gröfseres literarisches Kunstwerk in seinem inneren Gefüge als eine Einheit, als ein Ganzes erkennen lernen soll, so würde, wollte man in dieser Klasse schon solche Dichtungen lesen, der vermittelnde Übergang zwischen beiden Klassengruppen fehlen. Diesen Übergang aber soll unsere II. Gymnasialklasse bilden, d. h. es soll in diesem Lehrkurs der Schüler ein ihm vorgelegtes Lesestück durch klare Erkenntnis seiner Teile (vgl. was ich über die Art des Lesens bei der Behandlung der I. Gymnasialklasse bemerkt habe) und ihres Zusammenhanges als ein Ganzes erfassen lernen. Die freien Vorträge sollen nunmehr über selbständige Arbeiten gehalten, und das dialektische Moment wird fortgesetzt und in erhöhtem Grade beachtet werden. Es sind also angestrengte Versuche an der Zeit, die Mehrzahl der Schüler dahin zu bringen, dafs

sie über das schriftlich Verarbeitete in thunlichster Kürze, mit möglichst lichter Einfachheit, geläufig, sachgemäfs und fasslich sich auszusprechen im stande sind und sohin die freien mündlichen Vorträge nicht aus einem blofsen Aufsagen von eingelernten Schriftstücken besteht. Von den Dichtungen müssen zum mindesten Göthes „Mahomets Gesang“, „Grenzen der Menschheit“, „Das Göttliche“ und Schillers „Glocke“ memoriert und vorgetragen werden.

Regensburg. Dr. Karl Zettel.

Die Kurzsichtigkeit und die Schule.

Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit registriert die augenärztliche Statistik — und wir wollen ihr daraus wahrlich keinen Vorwurf machen! — die mit den aufsteigenden Klassen immer steigende Zunahme der Kurzsichtigen. Ihr folgen mit lobenswerter Fürsorge die Behörden in zweckmäfsigen Anordnungen: die Schulbänke müssen der Altersstufe angemessen gewählt werden und so eingerichtet sein, dafs sie eine gerade Haltung befördern; die Fenster sollen hoch genug sein, um auch den hintersten Bänken noch genügendes Licht zu vermitteln; — doch wozu alles anführen, was eine reiche Erfahrung an vortrefflichen Einrichtungen geschaffen? Und dennoch ist bisher keine Besserung zu verzeichnen! Da mufs denn natürlich auch die Überbürdung der Schüler mit Arbeiten herhalten, — ein beliebtes Thema, um besonders den höheren Unterricht beim Publikum in Mifskredit zu bringen.

Mag nun auch manchmal hier ein Zuviel zu tadeln sein, so kann doch durch einsichtige Vorstände dem Übereifer mancher Streber leicht ein Ziel gesteckt werden. Viel mehr Verheerung an den Augen richtet nach unserer Überzeugung ein Mifsstand an, der in seinen Folgen noch lange nicht genug gewürdigt wird. Wir zwingen nämlich die Schüler mindestens sechs Wochen lang im Jahr, täglich gegen anderthalb Stunden im Dämmerlicht ihre Augen anzustrengen.

Was das Elternhaus in dieser Beziehung verschuldet, darauf wollen wir nicht eingehen; es entzieht sich ja auch gröfstenteils der Kontrolle; was aber der Öffentlichkeit zur Last fällt, das bedarf der öffentlichen Besprechung.

Es existieren in den wenigsten Studienanstalten und Lateinschulen Vorrichtungen für künstliche Beleuchtung. Vergegenwärtigen wir uns nun das Bild, das infolge dessen von mitte November bis gegen das Ende des Januars täglich sich in der Schule entrollt!

Morgens um $^3/_4$ 8 Uhr versammeln sich die Jungen in ihren Sälen: ägyptische Finsternis umgibt sie; nichtsdestoweniger wird mit Hast noch einmal das Gelernte aus den Büchern repetiert, vielleicht auch eine vergessene Arbeit kopiert. Nach Beginn des Unterrichts mag zwar mit Abhören des Pensums ein halbes Stündchen vergehen, ohne dafs gelesen

wird: dann aber mufs notwendig Buch oder Heft aufgeschlagen werden, ohne Rücksicht darauf, ob sich's jetzt aufgehellt hat oder nicht. Und wie oft bleibt es trübe bis gegen ½10 Uhr!

Wie aber, wenn in solcher erster Vormittagsstunde Lektüre trifft? Oder wenn eine Schulaufgabe zu schreiben ist? Soll der Lehrer die Schüler den Autor auswendig lernen lassen, um ihn ohne Buch zu erklären? Soll er die ohnehin für Probearbeiten kurz bemessene Zeit dadurch abkürzen, dafs er blofs Extemporalien in der zweiten Hälfte der Stunde gibt? Aber auch in dieser haben die weiter vom Fenster entfernten Schüler von dem Zwielicht zu leiden.

Wahrlich, uns beschleicht, so oft wir uns in diesen Notfällen befinden, das aufrichtigste Mitleid mit den armen Jungen, wenn wir sehen, wie sie trotz aller Abmahnungen und trotz der allerbesten Schulbänke den Kopf tief auf das Buch oder Heft herabbeugen oder mit zusammengezwinkerten Augen an der Tafel die angegebenen Wörter abzulesen sich abmühen!

Dieselbe Scene wiederholt sich nachmittags von drei Uhr an. Nur steht's da fast noch schlimmer. Ein pädagogisch richtig angelegter Stundenplan verlegt die leichteren Fächer auf die letzte Stunde. Diese sind aber (vom Französischen abgesehen) Geschichte und Geographie. Dafs bei beiden der Atlas unentbehrlich ist, braucht Fachgenossen nicht auseinandergesetzt zu werden. Ist nun aber die Anstrengung des Kartenlesens schon unter normalen Verhältnissen eine gröfsere als die des gewöhnlichen Bücherlesens oder des Schreibens, so mufs dadurch das Auge in der oft schon während der ersten Viertelstunde einbrechenden Dämmerung vollends systematisch zu grunde gerichtet werden.

So lange Verfasser den betreffenden Unterricht zu geben hatte, suchte er sich dadurch zu helfen, dafs er den neuen Lehrstoff immer am Anfang der Stunde durchnahm, dann den Atlas schliefsen und nur noch an der Wandkarte operieren liefs. Allein das war nur ein Notbehelf; denn selbstverständlich genügt ein blofses Demonstrieren dort, so notwendig es ist, nicht; jeder Schüler mufs auch auf seiner vor ihm liegenden Karte das topographische Bild in sich aufnehmen. Zugleich ist ja auch das scharfe Hinblicken auf vielleicht ziemlich weite Entfernung bei ungenügender Beleuchtung schädlich.

Dafs aber das Lesen in der Dämmerung eine der Hauptursachen der Myopie ist, das wird in allen Lehrbüchern der Augenheilkunde ausdrücklich hervorgehoben. So bemerkt Ignaz Meyr in seinem Compendium (Wien 1866) p. 250 ff., die Entwicklung der Kurzsichtigkeit erfolge besonders dann, wenn der Accommodationsapparat für die Nähe anhaltend und stark in anspruch genommen werde. „Es wird übrigens, fährt er fort, die Accommodationsanstrengung um so gröfser, wenn die Objekte wegen ungenügender Beleuchtung ... dem Auge zu nahe gebracht werden.“

Und Schweigger sagt in seinem Handbuch der speziellen Augenheilkunde (Berlin 1873) p. 24 f. die Verlängerung der Sehaxe trete besonders ein durch fortgetzte Accommodationsspannung des Auges und übergebeugte Kopfhaltung, und fügt dann hinzu: „Die Gewohnheit des Bücherlesens bis weit in die Dämmerung hinein . . . . nicht minder aber unvollkommene Schuleinrichtungen sind daher häufige Ursachen der Myopie“.

Ist nun die Schädlichkeit des bisherigen Usus erwiesen, so ergibt sich die Notwendigkeit baldigster Abhilfe von selbst. Die Herren Vorstände werden eben aufs nachdrücklichste darauf dringen müssen, dafs auf irgend eine Art künstlich beleuchtet werde.

Man wende nur nicht ein, das werde zu viele Kosten verursachen! Wo es sich um ein so kostbares Gut handelt wie das Auge, da darf dieser Gesichtspunkt am allerwenigsten Geltung haben. Es werden übrigens dabei höchstens die ersten Anschaffungen und Einrichtungen in betracht kommen; denn das Brennmaterial aufzubringen, das wird wohl jede auch noch so gering dotierte Schule im stande sein.

Frankenthal. Dr. Reichenhart.

Zu Hor. carm. III, 30, 14.

sume superbiam
Quaesitam meritis et mihi Delphica
Lauro cinge volens, Melpomene, comam.

Herr Professor Geist hat im vorigen Hefte S. 25 f. eine neue Erklärung zu der oben angeführten Stelle des Horaz gebracht. Aber die von ihm angeführten Belegstellen können mich nicht von der Richtigkeit seiner Behauptung überzeugen, dafs die an Melpomene gerichteten Worte des Dichters nur eine Anrede desselben an seine eigene Person seien. Ich gebe gerne zu, dafs der Dichter gerade in dieser Ode mit grofsem Selbstgefühl von seinen Leistungen spricht; aber so anmafsend konnte er doch nicht sein, dafs er sich den Gedanken hätte beikommen lassen die Muse der Dichtkunst sei zu einer Person mit ihm vereinigt.

Man sagt aber doch, meint Herr Professor Geist, auch im Deutschen: Schillers Muse singt statt Schiller singt, und Hor. carm. IV, 8, 20. steht Calabrae Pierides = Ennius und Virg. ecl. 6, 2 nostra Thalia = ego. Ganz wahr; aber diese Ausdrücke, in denen statt des Dichters per metonymiam die durch ihn schaffende Göttin und zwar als ein mit ihm keineswegs zu identifizierendes Wesen gesetzt wird, sind als metaphorische leicht zu verstehen durch den beigefügten Genitiv oder durch das ihn vertretende Adjektiv oder Possessivpronomen. Gut, sagt H. Prof. Geist, dann ergänzt man nur bei Melpomene = Musa das Pronomen mea und die Sache ist ganz klar. Aber dann frage ich: Kommen wir denn damit über den Vocativ, über die Ansprache hinaus? Ferner wo findet sich eine Parallelstelle, in welcher der Name einer Muse

im Vocativ mit dem Possessivpronomen der 1. Person erscheint? In den zwei von Geist gebrachten steht der Vocativ ohne Pronomen. Es sind also beide Stellen ebensowenig wie die vorliegende nach seiner Ansicht zu interpretieren, ja es sind überhaupt die Anrufungen von Musen in der Lyrik nicht anders aufzufassen als die in epischen Gedichten vorkommenden.

Fassen wir nur die hochpoëtischen Worte des Dichters recht auf. Er will mit ihnen doch gewifs nichts anderes sagen als: Melpomene, komm und setze im Hochgefühl deiner Wohlthaten, die du mir und durch mich der Menschheit erzeigt hast, den Lorbeerkranz, das Abzeichen der Priester Apolls, mir aufs Haupt!

Übrigens werde ich ganz besonders auch durch das Wort volens bestimmt, an der alten Auffassung festzuhalten. Die Herausgeber erklären es durch propitia mit der Bemerkung, dafs beide zusammen sich häufig in Bittformeln finden.

Hor. wird doch nicht mit solch' heiliger Scheu zu seinem eigenen Dichtergenius gesprochen haben!

Dafs der ganz prosaische Gedanke schliefslich doch darauf hinausgeht: Ich darf mir etwas auf meine Gedichte einbilden etc., wollen wir dem Scholiasten Porphyrion nicht bestreiten, welcher ausdrücklich zu dieser Stelle sagt: „Ad Musam dicit, ac per hoc, ad studium suum. Adroga, inquit, tibi gloriam ubertate ingenii quaesitam!“

München. J. Pistner.

Horat. carm. III, 6.

Was der Väter Frevelmut verbrochen,
Wird, o Römervolk, an Dir gerochen,
Bis die Götterbilder Du gescheuert,
Und die Tempelhallen,
Die in Trümmer fallen,
Frommen Sinnes Deine Hand erneuert.

Weil die Götter Du und ihre Tempel
Ehrtest, trägt die Erde Deinen Stempel;
Solchen Anfang ende Götterweihe.
Götterzorn verhängte
Über das bedrängte
Latium der Übel lange Reihe:

Zweimal schlugen Pakorus Schwadronen
Und Monäses uns're Legionen,
Die zu trotzen wagten Götterwinken,
Und die Römerbeute
Sieht nun der erfreute
Parther bei dem Halsgeschmeide blinken.

Äthiopen hätten in dem Lärme
Inn'rer Zwietracht, wilde Dakerschwärme
Fast das Kapitolium verwüstet,
Diese mit Geschossen,
Mit den Schiffskolossen
Jene zum Verderben ausgerüstet.

Uns'rer Zeit war es zuerst beschieden,
Die Familie, des Hauses Frieden
Zu beflecken uud das Bett der Ehe.
Diesem Quell entflossen
Hat sich dann ergossen
Durch die Lande tausendfaches Wehe.

Schon vor ihrer völligen Entfaltung
Lernt die Jungfrau buhlerische Haltung:
Lose Tänze und kokettes Schmachten,
Denn verbot'ner Liebe
Sträflichem Getriebe
Gilt von Kindheit an ihr ganzes Trachten.

Neben dem Gemahl im Kreis der Zecher
Sucht sie dann sich einen Ehebrecher,
Ohne dafs sie lange sich bedenke,
Wem mit bangem Herzen
Nach verlöschten Kerzen
Sie verbot'ne Liebesfreuden schenke —

Offen aufgefordert steht mit Wissen
Ihres Mann's sie auf vom Sofakissen,
Ob sie ein Hausierer eben wolle,
Ob ein fremder Rheder —
Ihr entspricht ein jeder,
Nur der Geldpunkt spielt noch eine Rolle.

Nicht von solchen stammten jene Bürger,
Die den Hannibal, den Männerwürger,
Warfen und die punischen Galeeren,
Welche Trotz geboten
Einst dem Epiroten,
Dem Antiochus und seinen Heeren.

Nein, von feldbautreibenden Soldaten
War's der Männerstamm, gewohnt mit Spaten
Die Sabellerschollen umzureifsen,
Holz im Wald zu schlagen
Und es heimzutragen,
Wie die strenge Mutter es geheifsen,

Wenn der Sonnengott der Berge Schatten
Schon verlängert über ferne Matten,
Und er, abwärts lenkend seine Pferde,
Gönnet auszurasten
Von des Tages Lasten
Müden Stieren und der ganzen Erde.

Schlechter wird die Zeit und immer schlechter:
Uns're Eltern zeugten, ungerechter
Als die Ahnen ärg're Übelthäter,
Und wir selber geben
Anderen das Leben,
Die verderbter noch als ihre Väter.

Regensburg. Proschberger.

Übersetzungsprobe aus Properz (dritte Elegie des ersten Buches.)

Gleich wie die Gnosische Maid entschlummert am öden Gestade
Ruhte, da Theseus' Schiff sich in der Ferne verlor;
Gleich wie des Cepheus Tochter Andromeda, erst von der Klippe
Starrenden Zacken erlöst, lag in erquickendem Schlaf;
Wie die Mänade zuletzt todmatt vom beharrlichen Reigen
An des Apidanus Bord sank in das schwellende Gras;
Liebste, so däuchtest du mir, willkommene Ruhe nur athmend,
Als auf schwankendem Arm lehnte dein liebliches Haupt.
Tief in der Nacht schwerfälligen Gangs, ein trunkener Zecher,
Kam ich, die Diener um mich schwangen der Fackeln Geleucht.
Klopfenden Herzens — mir war nicht alle Besinnung geschwunden —
Naht' ich dem Pfühl, wo du lagst, leicht in die Kissen geschmiegt.
Zwiefach lohte die Glut mir im Innern: Liber und Amor,
Beide gewaltige Herrn, fachten die Flammen mir an.
Sollt' ich mit leisem Arm die Ruhende kosend umfangen,
Nehmen umschlingend ihr Haupt lockende[1]) Küsse zum Raub?
Noch ich erkühnte mich nicht, der Gebieterin Ruhe zu stören:
Ach ich kannte zu wohl ihren gefährlichen Zorn!
Aber wie Argus einst den Bewegungen folgte der Jo
Unverwendeten Blicks, hatt' ich nur Augen für sie.
Bald löst' ich mir den Epheukranz von der eigenen Schläfe,
Und um die schlummernde Stirn flocht ich, Geliebte, ihn dir;
Bald wars Wonne für mich, dir die wallenden Locken zu ordnen,
Früchte legt' ich geheim in die geöffnete Hand.
Aber mit Undank lohnte der Schlaf mir alle die Spenden:
Oft von der Wölbung der Brust rollten sie wieder herab.

---

[1]) blanda für das handschriftliche: et arma.

Regtest zuweilen du dich und entfloh den Lippen ein Seufzer,
  Ha! wie ich thöricht erschrak über den nichtigen Hauch!
Ob unheimlichen Schreck vielleicht dir bereite ein Traumbild,
  Oder ein anderer dich zwinge die Seine zu sein.
Plötzlich erhellt das Gemach durchs Fenster blinkend das Mondlicht: —
  Mond, was eiltest du so? Hättest du länger gesäumt! —
Und sein bebender Strahl schlofs auf die gesunkenen Lider —
  Zürnend sprach sie, den Arm weich in die Polster gestützt:
„Sieh da! Endlich zu mir treibt dich die Härte der Andern?
  Legte wohl grausam der Thür Riegel sie hinter dir vor?
Sage, wo hast du die Nacht, die mir nur gehörte, vergeudet?
  Müd kommst du, wo der Glanz, ach! der Gestirne erblich!
Einmal wünscht' ich dir nur die träg hinschleichenden Stunden,
  Wie du mir Armen so oft, Böser, zu kosten sie gibst.
Bald an der Spindel versucht' ich hinwegzutäuschen den Schlummer,
  Bald zu der Leier Klang sang ich ein rührendes Lied.
Oder die Wehmut ergofs sich in Klagen, dafs ich so einsam,
  Während in anderer Arm du mir die Nächte verträumst.
Endlich erlag ich, der Schlaf berührte mich sanft mit dem Fittig:
  Er, der Tröstende, wars, der mir die Zähren gestillt."

Regensburg. A. Wittauer.

Zur Konstruktion von quamvis und licet.

Zu den Fragen, auf welche unsere Grammatiken keine genügende Antwort geben, gehört auch die, ob bei quamvis wie bei licet wegen der in vis und licet liegenden Präsensbedeutung nur der Konjunktivus Präsentis und Perfekti stehen kann oder auch das Imperfektum und Plusquamperfektum. Die einen Grammatiken erwähnen gar nichts hierüber wie die von Zumpt und von Madvig; Englmann schrieb in der 4. Auflage seiner Grammatik: „bei quamvis und licet steht wegen vis und licet das Präsens und Perfekt; Imperfekt und Plusquamperfekt aber in der oratio obliqua und in den Nebensätzen unwahrer Konditionalsätze", in den neueren Auflagen jedoch hat er diese Bemerkung weggelassen, bringt aber doch nur Beispiele mit dem Konjunktiv Präsentis. Einer der neuesten Grammatiker, G. W. Gofsrau, sagt (Lat. Sprachlehre § 414) „die Kenntnis der Ableitung von quamvis und licet zeigt sich auch darin, dafs von ihnen nur Konjunktiv Präsentis und Perfekti abhängt; doch hat auch Cicero, wo die Abhängigkeit vom Perfekt entscheidet, den Subjunktiv", eine Regel, die nach Form und Inhalt zu tadeln ist, da die zweite Hälfte der ersten widerspricht, und die Abhängigkeit von einem historischen Tempus bei den Konzessivsätzen so wenig Einflufs hat wie bei den Konditionalsätzen. Ebensowenig Positives gibt Ellendt-Seyffert, wenn er sagt: licet hat stets, quamvis

meistens den Konjunktiv Präsentis und Perfekti oder endlich K. Kühner, der sehr geschraubt und verklausuliert schreibt: quamvis wird in der klassischen Sprache fast regelmäfsig mit dem Konjunktiv eines Haupttempus verbunden.

So wird denn der Lehrer, je mehr Grammatiken er nachschlägt, nur um so ratloser sein. Ich will deshalb im Folgenden es versuchen auf grund einer Anzahl von Stellen festere Anhaltspunkte zu geben.

Was zuvörderst licet betrifft, so findet es sich allerdings stets nur mit dem Konjunktiv Präsentis oder Perfekti verbunden, obwohl Krebs (Grammatik § 472) auch licet mit dem Imperfektum konstruiert wissen will und diese Konstruktion mit dem Beispiele belegt: licet corpus meum abesset, animus tamen meus adfuit. Nach langem Suchen glaube ich im Nizolius s. thes. Cicer. s. v. licet die Quelle dieses Irrtums gefunden zu haben. Cicero schreibt nämlich post red. in sen. 3, 5: tantus vester consensus de salute mea fuit, ut corpus abesset meum, dignitas jam in patriam revertisset. Hinter ut steht aber in einigen Handschriften und in alten Ausgaben licet, was vielleicht anfänglich zur Erklärung dieser Stelle an den Rand geschrieben worden war, später in den Text eingefügt wurde, jetzt aber in allen Ausgaben wieder ausgemerzt ist. Nach dieser Stelle scheint Krebs obiges Beispiel gebildet zu haben. Da also, aufser bei Neulateinern,[1]) sich licet nirgends mit dem Imperfekt und Plusquamperfekt verbunden findet, wird in den Grammatiken bestimmt ausgesprochen werden müssen, dafs bei licet nur Konjunktiv Präsentis oder Perfekti steht, mag licet allein stehen oder mit quamvis verbunden sein, indem in diesem Falle licet das ausschlaggebende Wort ist und quamvis sowohl in dieser Verbindung als auch wenn es auf adverbielle Weise zu Adjektiven und Adverbien tritt, seine ursprüngliche Bedeutung und Zusammensetzung mehr durchscheinen läfst, so dafs es sogar öfters flektiert wird und statt quamvis auch quam vultis, velit, voles, volet, voletis, volent vorkommt (Neue, Formenlehre II S. 495), sowie auch statt licet wenigstens bei Dichtern sich licebit mit Konjunktiv findet: Hor. Epod. 15, 19 Sat. 2, 2, 59. Ovid. Met. 14, 355. Lucan 7, 855.

Anders aber verhält es sich mit quamvis. Von dem Gebrauche der Dichter und nachklassischen Schriftsteller, die quamvis für quamquam im Sinne von „obgleich" gebrauchen und es dann mit dem Indikativ verbinden, will ich hier nicht reden, sondern nur von seinem Gebrauche bei klassischen Schriftstellern, wenn es bedeutet „wie sehr du auch willst, wenn auch noch so" und wenn es bei Wörtern und Redensarten steht, deren

---

[1]) Auch bei Martial 5, 39, 8 und 9, 91, 3 findet sich licet mit Konj. Impf. und Plusqpf. in irrealen Bedingungssätzen, aber nur zwischen vorausgehenden und nachfolgenden Konjunktiven Imperf. und Plusqpf., so dafs man hier gewissermafsen eine Attraktion der Modi annehmen kann. cf. diese Blätter, 7. Bd. S. 445 den Artikel von Koll. Renn.

Begriff eine Steigerung zuläfst, d. h. wenn es eine Einräumung bezeichnet, deren Annahme in noch so hohem Grade man dem Ermessen des Lesers überläfst.

Freilich stehen uns für diesen Gebrauch bei den Schriftstellern der klassischen Prosa verhältnismäfsig wenig Beispiele zu gebote, da auffallender Weise quamvis kein Lieblingswort der meisten gewesen zu sein scheint. Denn Cäsar hat meist etsi, seltener quamquam, aber quamvis abgesehen vom bellum Hispaniense c. 38 nur b. g. IV, 2, 3 ohne Verbum. Livius hat quamvis nach Kühnast (Livian. Syntax S. 244) nur zweimal und zwar nur mit dem Indikativ, Sallust gebraucht nur quamquam, nie etsi oder etiam si und quamvis nur zweimal bei Adjektiven ohne Verbum. Auch bei Curtius findet sich quamvis nie mit einem Verbum; s. Th. Vogel, Übersicht über den Sprachgebrauch des C. S. 44. Umgekehrt scheinen die Dichter der klassischen Periode eine Vorliebe für quamvis gehabt zu haben. So hat Properz nie quamquam (Draeger, hist. Synt. II S. 740), oft aber quamvis sowohl mit Indikativ als Konjunktiv, Horaz hat vierzehnmal quamvis, achtmal quamquam, nie etsi oder etiamsi, auch bei Vergil findet sich am häufigsten quamvis, seltener quamquam, nur zweimal etsi.[1]) Wir müssen also bei Feststellung der Konstruktion von quamvis uns hauptsächlich auf Cicero stützen, der quamvis aufserordentlich oft hat und allerdings auch der beste Gewährsmann für diese Frage ist.

Es findet sich bei ihm nach quamvis

1) Der Konjunktiv Präsentis: in Anton. 4, 4, 9 ne ii quidem, quamvis impii sint, sicut sunt, dissentire possunt. 2, 28, 68: necesse est, quamvis sis, sicut es vinolentus, te de somno excitari; ad Attic. 12, 37 quamvis prudens sis, sicut es, tamen ea res nunquam tibi in mentem venire potuisset und 12, 38 quamvis ab iis abhorreas, tamen eo confugiam. Ebenso pro Rosc. Amer. 8, 22 de off. 2, 7. 3, 19 in Anton. 2, 16, 39 und 27, 68. 11, 9, 22 de rep. 1, 6, 10 und 23, 27 in Caecil. 14, 44 Tusc. 1, 109 und 2, 61 de fin. 2, 25, 80 de amic. 3, 11; 20, 73. 26, 97 de nat. deor. 3, 36, 88 de harusp. resp. 9, 19 de legg. 3, 24 ad fam. 12, 30. 6, 1. 7, 11 und 32. 9, 3. 10, 11 ad Att. 12, 51 und noch öfter. Aus diesen Beispielen sehen wir, dafs Cicero auf den Vordersatz mit quamvis oft den Zusatz sicut est etc. folgen läfst, um nach einem unbestimmt ausgesprochenen Zugeständnis die zugestandene Thatsache als wirklich hinzustellen, dafs ferner der Nachsatz alle Tempora und Modi haben kann und dafs endlich der von quamvis abhängige Konj. Präs. auch den Konj. Fut. vertritt, so z. B. ad fam. 10, 11: facile mihi videor sustinere rempublicam posse, quamvis ab exercitu Lepidus recipiatur (s. Antonius).

---

[1]) Aen. 2, 583 und 9, 44; Wölfflin, Rhein. Mus. 1882 S. 100 behauptet also mit Unrecht, wie es scheint nach Hand. Turs., es finde sich bei Vergil nicht.

2. Folgt auf quamvis der Konjunktiv Perfekti:

Ad Att. 14, 13 quamvis tu mihi jucunda scripseris, ... tamen quid nobis faciendum sit, ignoro. de off. 2, 7 quamvis enim sint demersae leges, emergunt tamen haec aliquando; de fin. 2, 25, 80 quamvis comis fuerit, tamen non satis acutus fuit. Ebenso in Anton. 5, 4, 10. 5, 9, 125 und 26. ad Att. 16, 7, 2 de sen. 9, 29 de off. 1, 11. 1, 18 ad fam. 9, 8 pro Rab. Post. 2, 4. Das Tempus des Hauptsatzes ist in diesen Sätzen bald das Präsens, bald das Perfektum, bald das Futurum (de fin. 1, 16, 50). —

3. folgt nach quamvis der Konjunktiv Imperfekti und Plusquamperfekti in irrealen Konditionalsätzen und in der oratio obliqua:

de orat. 1, 54, 231: si mihi calceos Sicyonios attulisses, non uterer, quamvis e s s e n t habiles 1, 53, 230: quamvis scelerati illi f u i s s e n t, sicuti fuerunt, pestiferi cives, tamen omnem eorum importunitatem ex intimis mentibus evellisset vis orationis tuae pro Milone 8, 21: vidit, quamvis atrociter ipse t u l i s s e t, tamen vos fortiter judicaturos. Ebenso pro Ligar. 9, 26. de divin. 1, 26.

4. folgt der Konjunktiv Imperfekti und Plusquamperfekti ohne konditionalen und obliquen Gedanken:

pro Sestio: 11, 26: patrimonium, quamvis quaestus faceret, amisit. ad famil. 7, 12, 3: Illa quamvis ridicula essent, sicut erant, mihi tamen risum non moverunt. ad Att. 12, 23 putaram te aliquid novi .., quamvis non curarem, quid in Hispania fieret, tamen te scripturum. pro reg. Dejot. 11, 30 quamvis ingrate necessitudinis nomen repudiaretis, tamen inimicitias hominum more gerere poteratis und in Anton. 2, 18, 44: illud tamen audaciae tuae, quod sedisti in quatuor decim ordinibus, cum esset lege Roscia decoctoribus certus locus, quamvis quis fortunae vitio, non suo decoxisset, d. i. aber das ist doch deine eigene Frechheit gewesen, dafs du Platz genommen hast auf den Ritterbänken, da doch das Roscische Gesetz den Bankbrüchigen einen bestimmten Platz angewiesen hatte, wenn sie auch durch Schuld der Umstände, nicht durch eigene falliert haben.

Diese fünf Stellen, zu denen wohl noch mehr gefunden werden dürften, beweisen zur genüge, dafs quamvis mit Konj. Imperf. und Plusquamperfekt entschieden richtig ist und stets gesetzt werden mufs, wenn es der Sinn verlangt, ja dafs in den angeführten Stellen ein anderes Tempus gar nicht gesetzt werden konnte; aber auch der Gebrauch der Dichter entspricht ganz dem des Cicero und sicher wären folgende Stellen auch in Prosa nicht zu beanstanden: Hor. Carm. 4, 4, 6: tibi miles impar, Filius quamvis Thetidis marinae Dardanas turris q u a t e r e t tremenda Cuspide pugnax oder Propert. 1, 8, 37: quamvis magna daret, non tamen fugit oder Verg. Buc. 1, 34: quamvis multa meis exiret victima saeptis, non unquam gravis

aere domum mihi dextra redibat. Vergleiche noch Catull. 91, 7. Juven. 6, 93.[1])

Und so bin ich denn auf Grund dieser Beispiele der Ansicht, dafs weder diejenigen Recht haben, welche meinen, dafs nach quamvis nur der Konj. Präs. und Perfekti stehen könne, noch die, welche mit Ellendt-Seyffert sagen, quamvis regiere meistens den Konj. Präs. und Perfekti. Aber auch Putsche (Grammatik § 97) trifft nicht das Richtige, wenn er nur dann den Konj. Imperf. und Plusquamperf. gesetzt wissen will, wenn dem Zugeständnis die Wirklichkeit nicht entspricht. Dies ist nur der Fall bei den Sätzen, welche zugleich irreale Konditionalsätze sind. Dagegen bei allen übrigen Sätzen mit quamvis überläfst man es, auch wenn der Konjunktiv Imperf. und Plusquamperf. folgt, dem Ermessen des Lesers zu entscheiden, ob das Zugeständnis der Wirklichkeit in höherem oder niederem Mafse entspreche. Endlich hat auch Gofsrau unrecht, wenn er die Regeln der consecutio temporum entscheiden lassen will, da das Tempus des Koncessivsatzes ganz unabhängig von dem des Hauptsatzes ist und man nach obigen Stellen ebensogut sagen kann quamvis prudens *sis*, tamen hoc facere de*bebas* als quamvis per multos annos quaestus fa*ceret*, tamen nunc pauper *est*. Wir werden vielmehr auf Grund obiger Beispiele die Regel also formulieren: Bei quamvis steht, wenn sich der Inhalt des Koncessivsatzes auf die Gegenwart bezieht, der Konjunktiv Präsentis, bezieht er sich auf die Vergangenheit, so steht der Konjunktiv Imperf. und Plusquamperfekti und zwar letzteres, wenn die Handlung des Nebensatzes der des Hauptsatzes vorausgeht. Statt des Imperfekts steht aber wie nach dem konsekutiven ut das Perfekt, wenn der Inhalt des Koncessivsatzes als vorliegendes Faktum, als feststehende Thatsache bezeichnet werden soll. Steht endlich quamvis in irrealen Bedingungssätzen oder in der oratio obliqua (Cic. pr. Mil. 8, 21), so kommen die Regeln dieser Satzarten in Anwendung. So in einer ausführlichen Grammatik. Dagegen in einer Schulgrammatik stehe kurz: die Koncessivsätze mit quamvis, cum, ut, ut non stehen im Konjunktiv, die mit licet nur im Konjunktiv Präsentis und Perfekti.

Schweinfurt. Th. Keppel.

Mathematisch-Philologisches über eine Stelle im platonischen „Staat.“

Derjenige alte Autor, der, ohne eigentlich für Mathematiker mathematische Fragen behandelt zu haben, gleichwohl dem nicht mathematisch geschulten Interpreten die Arbeit am meisten erschwert, ist unstreitig

[1]) Interessant ist eine Stelle des Quintilian (11, 1, 11) verglichen mit Cic. de or. 1, 54, 237, der dieselbe Sache erwähnt. Quintilian schreibt: *quamvis* Lysias . . defensionem scriptam illi (Socrati) obtulisset, uti ea noluit, Cicero: *cum* ei scriptam orationem Lysias attulisset, ut ea pro se in judicio uteretur, non invitus legit, sed . . .

Platon. Gar nicht selten kommen in seinen zahlreichen Schriften Stellen vor, zu deren Erklärung einige Vertrautheit mit der Geschichte der Astronomie, Geometrie oder Musik erfordert wird, und so sehen wir denn bereits im Altertum den eigenartigen Kommentar des Alexandriners Theon entstehen, den Hiller's Ausgabe[1]) weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat. Seinen Zweck, soviel Mathematik zu lehren, als zur gedeihlichen Lektüre der platonischen Werke notwendig ist, hat Theon denn auch ganz gut erreicht, allein darüber dürfen wir uns nicht wundern, dafs der nichts weniger als genial angelegte Kommentator mit den Rätseln des tiefsinnigen Philosophen nicht viel anzufangen wufste und uns gerade bei solchen Fragen im stiche läfst, für deren Beantwortung wir ihm im Bewufstsein eigener Schwäche besonders dankbar zu sein hätten.

Namentlich zwei Stellen sind es, welche von jeher für Steine des Anstofses galten, und wenn auch die eine, diejenige im Menon, über die im Laufe der Jahre eine ganze Bibliothek entstanden ist, seit geraumer Zeit bereits durch Benecke[2]) ihres Schleiers beraubt worden ist, so hat die andere bis in unsere Tage herein allen Versuchen der Exegeten Widerstand zu leisten gewufst. Vor Jahresfrist suchte der Verf. dieses an einem anderen Orte[3]) den augenblicklichen Stand der Frage klarzustellen, freilich nicht ahnend, dafs seine Arbeit bereits so sehr bald sich als antiquiert erweisen würde. Nachdem diefs der Fall gewesen und mehrere höchst beachtenswerte Veröffentlichungen den damals gewonnenen Standpunkt erheblich verrückt haben, erschien es angezeigt, nochmals auf den Gegenstand zurückzukommen, und zwar dürfte sich für eine Neubearbeitung einer Zeitschrift besonders eignen, welche die Bestimmung hat, von Philologen und Mathematikern gleichmäfsig gelesen zu werden.

Der Wortlaut des fraglichen Passus, welcher sich im VIII. Buche der Republik findet, ist der Bekker'schen Ausgabe[4]) zufolge der nachstehende: „Ἔστι δὲ θείῳ μὲν γεννητῷ περίοδος ἣν ἀριθμὸς περιλαμβάνει τέλειος, ἀνθρωπείῳ δὲ ἐν ᾧ πρώτῳ αὐξήσεις δυνάμεναί τε καὶ δυναστευόμεναι τρεῖς ἀποστάσεις, τέτταρας δὲ ὅρους λαβοῦσαι ὁμοιούντων τε καὶ ἀνομοιούντων καὶ αὐξόντων καὶ φθινόντων. ὧν ἐπίτριτος πυθμὴν πεμπάδι συζυγεὶς δύο ἁρμονίας παρέχεται τρὶς αὐξηθεὶς, τὴν μὲν ἴσην ἰσάκις, ἑκατὸν τοσαυτάκις, τὴν δὲ ἰσομήκη μὲν, τῇ προμήκη δὲ, ἑκατὸν μὲν ἀριθμῶν ἀπὸ διαμέτρων ῥητῶν πεμπάδος δεομένων ἑνὸς ἑκάστων, ἀῤῥήτων δὲ δυεῖν ἑκατὸν δὲ κύβων τριάδος. ξύμπας δὲ οὗτος ἀριθμὸς γεωμετρικὸς, τοιούτου κύριος, ἀμεινόνων τε καὶ χειρόνων γενέσεων.“ Es ist hier von einer „geometrischen“ Zahl die Rede, welche die Heiraten und Geburten in dem Sinne regeln soll, dafs, wenn ihr seitens der Staatslenker die gebührende Beachtung zu teil wird, dem Staate selbst und seinen Bürgern ein möglichstes Wohlergehen gesichert wäre. Dafs Platon selber an die Heilsamkeit dieser arithmetischen Staatspolizei geglaubt habe, ist natürlich höchst unwahrscheinlich, allein gerade der Umstand, dafs wir es hier mit einem rein fiktiven und mit den realen Verhältnissen in gar keiner

Beziehung stehenden Zahlending zu thun haben, mufs das Eindringen in den Sinn der Stelle auf's äufserste erschweren. Denn irgend eine Art der Kontrolle ist hier nicht vorhanden, und keine der so zahlreich aufgestellten Hypothesen kann durch andere als innere Gründe angefochten werden, über welche zu urteilen natürlich ganz in das Belieben des einzelnen gestellt bleibt. Dabei ist allerdings zu bemerken, dafs philologischen Konjekturen nur ein sehr geringer Spielraum gegönnt ist; alle Forscher, die der heiklen Materie ihre Teilnahme zugewandt haben, sind bei allen sonstigen Verschiedenheiten der Auffassung doch darin einig, dafs der Text uns im wesentlichen richtig überliefert und dafs höchstens an Nebenpunkten zu bessern ist, wofür wir gleich nachher ein paar Beispiele kennen lernen werden. Trotzdem ist die Schwierigkeit mit allem Rechte als eine philologisch-mathematische zu bezeichnen. Man weifs, dafs Platons Verdienst die Begründung einer wissenschaftlichen Terminologie war, und so sind wir wohl berechtigt anzunehmen, dafs er mit jedem seiner Worte einen klaren und bestimmten Begriff verband, allein da der Sprachgebrauch der euklidisch-archimedischen Zeit, wenn schon in platonischen Mustern wurzelnd, jenen ersten Anfängen gegenüber eben doch vielfache und zum Teil tief einschneidende Änderungen erfahren hat, so sind wir nicht immer im stande, jene Begriffe auch als solche zu erkennen. Sorgfältigste Analyse der mathematischen Kunstsprache Platons ist demnach die Vorbedingung für ein richtiges Verständnis der von der geometrischen Zahl handelnden Stelle. Diese letztere ist einer einfachen Zweiteilung fähig, welche durch das Kolon gegeben ist, und so werden wir uns im Folgenden gestatten dürfen, von einem ersten und von einem zweiten Teile des mysteriösen Satzes zu sprechen. Der eigentliche Stein des Anstofses liegt in der zweiten Hälfte verborgen.

In der bereits erwähnten Abhandlung des Unterzeichneten, welche sich der Hauptsache nach auf die in kritisch-historischer Beziehung mustergültige erste Monographie von Dupuis[5]) stützte, sind nicht weniger als dreizehn verschiedene Interpretationen der platonischen Zahl aufgeführt und erörtert. Die älteren und minder vollkommenen Hypothesen mögen, da ihnen nur noch eine geschichtliche Bedeutung zukommt, hier nur eine einfache Erwähnung finden; die gesuchte Zahl selbst bezeichnen wir durchgehend mit P. Philon setzte $P = 3^2 + 4^2 + 5^2 = 50$, Volterranus schwankte zwischen $(3 + 4 + 5)^3 = 1738$ und $(3 + 4 + 5)^4 = 20726$, Cardan entschied sich für $2^6(2^7 - 1) = 8128$, Mersenne für 729, Schneider und Schleiermacher verfielen auf 216, (eventuell $2^3 . 3^3 = 216)^2 = 46656$, Fries wählte 5040, und drei neuere Gelehrte, Zeller, Hunziker und Rothlauf, stellten die Gleichung $P = \frac{3}{4} . 10000 = 7500$ auf; endlich ist noch Vincents und Henri Martins mit der Zahl $72 . (3 + 4 + 5) = 864$ zu gedenken. Wichtiger, weil auf tiefer greifender Analyse begründet, sind die Definitionen von Tannery und Dupuis, welch' letzterer seiner bereits namhaft

gemachten Schrift über die Zahl P rasch eine zweite von gleicher Tendenz[6]) hat folgen lassen, wesentlich der Einwürfe halber, die sein Kritiker Hultsch gegen die zuerst formulierte Theorie erhoben hatte. Jene zweite Arbeit verfolgt übrigens nicht etwa, wie man wohl hätte erwarten dürfen, den Zweck, die in ihrer Vorgängerin niedergelegten Sätze zu rechtfertigen und durch neue Beweise zu stützen, vielmehr enthält sie eine ganz neue Hypothese mit eingehendster Motivierung. Wir beschränken uns an dieser Stelle darauf, jene neueren Dokumente einer Prüfung zu unterwerfen, welche in der That auch neue Gesichtspunkte in die alte Streitfrage hineingetragen haben: es sind diefs die Arbeiten von Tannery, Dupuis und Hultsch, sowie eine erst vor kurzem veröffentlichte Note des Engländers Gow[7]). Von diesen konnte der Aufsatz von Hultsch[8]), der damals im Drucke noch nicht vorlag, in der citierten Abhandlung des Unterzeichneten nur eine sehr unvollkommene Berücksichtigung finden, das zweite Schriftchen von Dupuis und der Erklärungsversuch Gows können selbstverständlich jetzt erst hinzugenommen werden.

Wir beginnen mit dem letzteren. Gow hat einer von den anderen Forschern anscheinend nicht bemerkten Stelle des Alexander Aphrodisiensis (in dessen Scholien zur aristotelischen Metaphysik) die Nachweisung entnommen, dafs durch δυναμένη die Hypotenuse, durch δυναστευομένη die Kathete eines rechtwinkligen Dreieckes ausgedrückt ward. Die αὐξήσεις deutet er auf Quadrate über diesen Seiten, das Wort ἐπίτριτος auf den Bruch $\frac{4}{3}$. Unter diesen Voraussetzungen glaubt er P mit $3^2 . 4^2 . 5^2 = 3600$ identifizieren zu dürfen, und da man sich diese Zahl räumlich als ein Parallelepiped von den Kanten 9, 16, 25 vorstellen kann, so wäre auch die Berechtigung erwiesen, P eine geometrische Zahl zu nennen. Es wird sich im Verlaufe unserer Schilderung zeigen, dafs Gow auf seinem eigenen Wege zu einem Ergebnis gelangte, welches auch von anderer Seite her gefunden werden kann und hiedurch eine erhöhte Wahrscheinlichkeit erhielte, dafs jedoch ein gewichtiges Argument auch gegen diese Zahl geltend gemacht werden kann und schon, ehe die Studie des brittischen Forschers das Licht der Welt erblickte, geltend gemacht worden ist.

Wie bereits bemerkt, hat Paul Tannery, der im Augenblicke unter den Vertretern der mathematischen Geschichtsforschung in seinem Vaterlande eine der ersten Stellen einnimmt, ursprünglich die Lösung P = 2700 in seiner bekannten, geistreichen Art verfochten[9]), wir glauben aber, nachdem der Vater dieser Hypothese selbst sich von ihr abgewandt und der in Dupuis' erster Monographie enthaltenen Ansicht beigepflichtet hat, sofort auch zur Besprechung dieser letzteren fortschreiten zu können. Vielleicht würde mancher unserer Leser — den französischen Mathematiker selbst mit eingerechnet — erwarten, dafs dem zweiten Erklärungsversuch, der ja doch den ersten gewifsermafsen desavouiert, ein bevorzugter Platz eingeräumt werde, allein bei aller Anerkennung, die man letzterem gerne

zu teil lassen wird, möchte es doch wohl manchen geben, der — wenigstens in einzelnen Stücken — lieber an dem ersten festhielte. Hat sich doch derselbe auch der Zustimmung besonders fachkundiger Männer, wie H. Weifsenborn's[10]) und der wenn auch nur bedingten P. Tannerys zu erfreuen, und hat doch dieser letztere die Zahl 21600, welche von Dupuis vorgeschlagen ward, noch durch die überraschende Wahrnehmung gekräftigt, dafs das sogenannte platonische Jahr bis auf eine verschwindend kleine Differenz aus 21600 Tagen bestanden habe[11])!

Im Dialog Timaeus treten uns die beiden Zahlenreihen 1, 2, 4, 8 und 1, 3, 9, 27 entgegen, zwei geometrische Progressionen, die schon in der mystischen Arithmologie der pythagoreischen Schule als „Tetraktys" eine gewisse Rolle spielten. Diese Reihen werden als die αὐξήσεις betrachtet, von welchen im ersten Teile des Satzes die Rede ist. Die „Abstände" oder Intervalle zwischen den einzelnen Gliedern werden nicht auf die Subtraktion, sondern auf die Division zurückgeführt, so dafs mithin die Intervalle, soferne man nur von rechts nach links weiter geht, selbst wieder durch die ganzzahligen Werthe, 2, 4, 8, 3, 9, 27 dargestellt werden. Während diese Interpretation des Intervalles sich auf eine Angabe des Theon stützt, steht Dupuis bei seiner Deutung des Wortes συζυγείς allerdings ganz auf seinen eigenen Füfsen. Er macht glaublich, dafs durch dasselbe nicht etwa eine bestimmte Rechnungsoperation bezeichnet werde, vielmehr soll der Passus ἐπίτριτος πυθμὴν πεμπάδι συζυγείς lediglich andeuten, dafs zwischen den drei Zahlen 3, 4, 5 eine Relation bestehen soll, und diese müfste sich dann natürlich mit der bereits dem Pythagoras bekannten Gleichung $3^2 + 4^2 = 5^2$ decken. Hierin liegt der Schwerpunkt der ersten Hypothese von Dupuis. Indem er nämlich noch das Wort ἁρμονία auf das Zahlenverhältnis $2:1=2$ (die musikalische Oktave) bezieht, gewinnt er die Überzeugung, dafs $P = 2^2 . 4 . 100$ plus einer noch unbekannten Zahl x gesetzt werden müsse. Diese Zahl x hat die Form $4 . 100 . (y^2 + 1)$, und y läfst sich mit fast absoluter Sicherheit dadurch bestimmen, dafs sein um 1 vermehrtes Quadrat ein vielfaches von 5 sein soll. Hiernach wäre $y = 7$, $y^2 + 1 = 50$, $x = 400 . 50 = 20000$ und durch Addition $P = 1600 + 20000 = 21600$ ermittelt. Zugleich aber liefse sich dann $P = 100 (3^3 + 4^3 + 5^3)$ setzen, und als diese Dreiheit von Zahlen 3, 4, 5 definiert Dupuis das im ersten Teile der Gesamtstelle vorkommende τριάς. Dafs man letzteres dürfe, wird nun freilich von Philologen, zumal von dem bekannten Archimedes-Forscher Heiberg[12]) bestritten. Man mufs auch gestehen, dafs eine gewifse Eigenmächtigkeit in der Behandlung der griechischen Wörter, eine freilich stets mit plausiblen Gründen die Abweichungen rechtfertigende Eigenmächtigkeit den einzigen schwachen Punkt der sonst so geistreichen Hypothese bildet.

Dem gegenüber hält Hultsch an der Überzeugung fest, dafs nur in einer möglichst wortgetreuen Übertragung der Stelle das Heil zu finden sei. Die von Platon gemeinte Zusammenfassung der einzelnen Bestandteile,

aus welchen er seine Zahl zusammensetzt, sei jedenfalls eine multiplikative gewesen, so dafs also P nur als Produkt vieler Faktoren gedacht werden könne. Darin ist Hultsch ganz der Ansicht von Dupuis, dafs der erste Absatz der Stelle nichts anderes als die beiden geometrischen Reihen 1, 2, 4, 8 und 1, 3, 9, 27 im Auge gehabt haben könne. Die kleinste Zahl nun, welche diese Zahlen sämtlich als Faktoren in sich birgt, ist $2^3 . 3^3 = 216$. Dafs also diese dritte Potenz von 6 bei der Erklärung der Zahl P selbst von besonders hervorragender Wichtigkeit ist, kann als eine sichere Errungenschaft gelten. Nun aber beginnt das Auseinandergehen der Meinungen, indem Hultsch die oben erhaltene Zahl 21600 schon aus dem Grunde verwerfen zu müssen glaubt, weil dieselbe keine Quadratzahl ist. Diesen Charakter dürfe man aber P in keinem Falle abstreiten, und zwar müsse es eine Quadratzahl sein, die als Produkt zweier gleicher sowohl wie zweier ungleicher Faktoren geschrieben werden könne, jedenfalls also nicht das Quadrat einer Primzahl. Das einführende ὧν besage, dafs unter den αὐξήσεις, d. h. den Gliedern der genannten geometrischen Reihen, auch diejenigen Zahlen sich befinden sollen, welche als ἐπίτριτος πυθμήν aufgeführt werden. Alle Zahlen, welche sich zu einander verhalten wie die πυθμένες 3 und 4, stehen in einer ἁρμονία. Wenn man das πεμπάδι συζυγείς im strengsten Wortsinne nimmt und ebenso das τρὶς αὐξηθείς auf eine Multiplikation bezieht, so hat man einstweilen als erstes Resultat $(3 + 4 + 5) . 3 = 36$ erhalten. Diese Zahl ist natürlich noch nicht P selbst, welches im Gegenteil ganz unverhältnismäfsig gröfser sein mufs. Jetzt kommt das schwierige ἴσην ἰσάκις, ἑκατὸν τοσαυτάκις an die Reihe; einen bestimmten Sinn, den ein Sprachkenner apodiktisch als den allein möglichen erklären könnte, ergiebt diese Verbindung nicht, doch ist soviel wahrscheinlich, dafs ein Produkt von einer der Formen $\alpha^2 . 10^2$ oder $\alpha^2 . 100$ dadurch signalisiert werden soll. Zusammengehalten mit dem, was schon vorher über die Zahl P ermittelt war, mufs einer der drei Möglichkeiten

$$P = 6^2 . 100, \quad P = 36^2 . 100, \quad P = 36 . 100^2$$

der Preis zuerkannt werden.

Da ist es denn von entschiedenem Interesse, daran zu erinnern, dafs Gow durch eine Verkettung ganz anderer Schlüsse seinerseits zu der ersten dieser drei Zahlen hingeleitet worden ist. Allein ob dieselbe auch all' den weiteren komplizierten Forderungen genüge, welche der zweite Teil der Originalstelle aufstellt, scheint von Gow nicht hinlänglich erwogen worden zu sein. Da tritt uns zuerst die ἁρμονία προμήκη entgegen; diese Zahl mufs aus zwei ungleichen Faktoren sich zusammensetzen, deren einer wegen der Worte ἑκατὸν δὲ κύβων τριάδος wohl auf $3^3 . 100$ zurückzuführen ist. Die weitere Fortsetzung ἑκατὸν μὲν ἀριθμῶν ἀπὸ διαμέτρων ῥητῶν πεμπάδος, δεομένων ἑνὸς ἑκάστων legt sich Hultsch in der üblichen Weise zurecht und kommt so zur Zahl 700. Nun aber beginnt eine erhebliche und folgen-

schwere Divergenz bei den Worten ἀῤῥήτων δὲ δυεῖν. Wer bisher aus irgend einem Grunde mit der platonischen Zahl sich zu beschäftigen hatte, so auch der Verf. dieses, als er jüngst die Bedeutung der Stelle für die Geschichte der antiken Wurzelausziehung zu schildern hatte [13]), gieng davon aus, dafs damit nur gesagt sein sollte, 49 sei eine Quadratzahl, dagegen 49 ± 1 eine Zahl mit irrationaler Quadratwurzel, und diese Auffassung schien denn auch dem Bedürfnisse genüge zu thun. Hultsch dagegen plaidiert dafür, dafs P die Form $700 . 2700 . z^2$ haben müsse, unter z irgend eine quadratische Irrationalität verstanden, und da nun bereits die Identität $P = 36 . 100^2$ eine gewifse Wahrscheinlichkeit gewonnen hat, so kann die Bestimmungsgleichung

$$700 . 2700 . z^2 = 3600 . 3600$$

angesetzt werden, woraus $z = \sqrt{\frac{48}{7}}$ folgt. Schreibt man dafür $\sqrt{7 - \frac{1}{7}}$, so gelangt die Zahl 7 der pythagoreischen Schule zu ihrem vollen Rechte, und zudem läfst sich, wie (a. a. O.) des näheren dargethan wird, obige Quadratwurzel in einfachster Weise geometrisch konstruieren. 3600^2 Tage $= 36000$ Jahre (das Jahr nach orientalisch-antiken Vorbildern zu 360 Tagen gerechnet*) hält aber Hultsch für das grofse platonische Jahr, zu dem sich das sogenannte grofse ciceronianische Jahr wie $3^2 : 5^2$ verhalte. Jene „vollkommene“ Zahl**), welche den Eingangsworten der Stelle gemäfs die himmlischen Geschicke regelt, wird von allen Fachmännern für eine Decimalzahl gehalten, während die für das irdische Leben bestimmende Zahl P einer Sexagesimalzahl (60^4) gleichzusetzen wäre. Der für die Mathematik des ganzen Altertums wie Mittelalters so überaus charakteristische und merkwürdige Gegensatz zwischen Dezimal- und Sexagesimalkalkul würde, wenn Vorstehendes der Wahrheit entspricht, somit auch von Platon richtig erfafst und scharf hervorgehoben worden sein. Nach der linguistischen Seite hin ist noch zu bemerken, dafs Hultsch statt ἰσομήκη μὲν, τῇ die allerdings das Verständnis befördernde Lesart ἰσομήκη μὲν πῇ (s. o. den Text) in Vorschlag bringt.

---

*) Die seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts häufiger ausgesprochene Vermutung, dafs die Gradeinteilung der Kreisperipherie mit den älteren und unvollkommeneren Bestimmungen der Jahreslänge ursächlich zusammenhänge, trifft gewifs das Richtige. Beides stammt aus Chaldäa, dessen Astronomen dem Jahre zuerst irrtümlich 360 Tage beimafsen und jedem Tage einen Schritt auf der Sonnenbahn zuordneten. Die Griechen nahmen diese im mesopotamischen Lande bis in altersgraue Vorzeit hinaufreichende Sitte erst zu einer sehr späten Zeit an, denn wie Hugo Berger[14]) zweifellos erhärtet hat, kannte selbst Eratosthenes höchstens eine Teilung des Kreises in sechzig, ganz gewifs aber noch nicht in dreihundertundsechzig Teile.

**) Das Wort „vollkommene Zahl“ darf natürlich nicht im Sinne der modernen Zahlentheorie genommen werden.

Wir wenden uns jetzt zu der zweiten Hypothese von Dupuis, welche derselbe seiner ersten, von Hultsch bekämpften, substituierte. Die αὐξήσεις werden nach wie vor als Produkte gefafst, allein die früher adoptierte Reihe wird jetzt verlassen und durch die folgende ersetzt: 4, 8, 12, 16. In derselben kommt ein Kubus nebst zwei Quadraten vor; bildet man aber die drei „Intervalle“ $\frac{16}{12} = \frac{4}{3}$, $\frac{12}{8} = \frac{3}{2}$, $\frac{8}{4} = \frac{2}{1}$, so hat man die Zahlenverhältnisse der Quarte, Quinte und Oktave erhalten. Kühn und originell, jedoch wiederum etwas eigenmächtig schreibt der Autor dem ἀριθμὸς πρῶτος die Eigenschaft zu, der Summe der vier Zahlen von vorhin gleich zu sein; soferne also nur der erste Teil der platonischen Stelle in Frage käme, würde die Annahme $40 = 4 + 8 + 12 + 16$ jene erledigen. Der πυθμὴν ἐπίτριτος wird $= \frac{4}{3}$ gesetzt, und wenn noch die πεμπάς hinzutritt, wird daraus $\frac{20}{3}$. Aristides Quintilianus enthält eine Stelle, welche von Dupuis mit allem Fug zu gunsten seiner Anschauung angezogen wird. Das Wort „Harmonie“ wird in einem von den sonstigen Interpretationen abweichenden Sinne genommen, und zwar mit Berufung auf die ptolemaeische Harmonik, welcher zufolge jener Kunstausdruck ein Produkt $ma.a$ repräsentieren soll, so dafs das Quadrat ein Unterfall dieser Harmonie sein würde. Während ferner der ἀριθμὸς τρὶς αὐξηθείς, wie wir sahen, dahin verstanden zu werden pflegte, dafs eine gewifse Zahl mit drei multipliziert oder aber auf die dritte Potenz erhoben werden sollte, denkt sich Dupuis nunmehr darunter ein Produkt aus drei Faktoren und bekommt so die beiden Harmonien als das viergliedrige Produkt $\frac{20}{3} . x . y . z$. Auf die Eruierung dieser drei Unbekannten wird ungemein viel Scharfsinn verwendet. Das Quadrat der einen Harmonie soll gleich 10000 sein, und die andere Harmonie eine Rechteckszahl, deren eine Seitenmafszahl den Wert 100 besitzt. Die mit ἑκατὸν ἀριθμῶν ἀπὸ διαμέτρων beginnende Satzstelle wird in Gemäfsheit der alten Tradition genommen, von der wir bereits weiter oben sprachen und von der erwähntermafsen lediglich Hultsch abgewichen ist, um seine beiden irrationalen Faktoren einführen zu können. Dupuis dagegen hält dafür, dafs blos die Zahl 48 auf zwei verschiedene Arten ausgesprochen werden sollte, und bleibt so bei $48 . 100 = 4800$ stehen. Endlich mufs man noch hinzunehmen „hundert Kuben von 3“, also $27 . 100 = 2700$, und damit geht die zweite Harmonie in die hundertfache Summe $(4800 + 2700 = 7500) . 100 = 750000$ über. Durch ξύμπας ἀριθμός will Platon andeuten, dafs beide Harmonien zu einer einzigen Zahl zusammengefafst werden sollen, und es wird

$$P = 10000 + 750000 = 760000.$$

Um die Übersicht nicht zu stören, haben wir von den zwei unter sich ganz verschiedenen Erklärungsversuchen, womit Dupuis das identische Resultat gewinnt, einstweilen nur den einen näher ausgeführt; wie bereits erwähnt, mufs aber auch die Gleichheit $P = \frac{20}{3} . y . z$ bestehen. Durch Betrachtungen, die teilweise auf die Geschichte der Astronomie und

Chronologie übergreifen, wird $x = 3$, $y = 1000$, $z = 40$ gefunden, und es ist auch

$$760000 = \text{ϒ} . 3 . 1000 . 40.$$

Man erinnert sich, dafs die Zahl 19, eine sonst bei den Griechen gar nicht beachtete Primzahl, im Meton'schen Cyklus die Hauptrolle spielt.

Nachdem wir so dem Leser einen Überblick über diese neuesten Arbeiten und Bestrebungen auf einem hervorragend interessanten Grenzgebiete philologisch-mathematischer Forschung zu geben versucht haben, möge für das eigene Urteil des Berichterstatters noch ein kleiner Raum übrig bleiben. Was zuerst die Hypothese von Gow anlangt, so scheint dieselbe schon um deswillen Beachtung zu verdienen, weil sie für die von δύναμις abgeleiteten Verba eine neue geometrische Bedeutung beibringt, an welche früher nicht gedacht worden zu sein scheint. Erschöpfend ist Gows Beweisführung freilich nicht, seine Zahl 3600 ist kein Abschlufs, wohl aber, wie ja auch aus der Hultsch'schen Abhandlung erhellt, eine wichtige Etappe auf dem Wege zum Ziele. Jedenfalls ist auch bemerkenswert, dafs das erste P von Dupuis ein einfaches Multiplum von 3600 darstellt: $21600 = 6 . 3600$. Wir finden es weiterhin ziemlich schwierig, zu gunsten der einen oder anderen Broschüre des französischen Gelehrten eine Entscheidung zu treffen. In beiden tritt gleichmäfsig zu Tage mathematische wie exegetische Feinheit verbunden mit gründlicher Kenntnis der griechischen und römischen Mathematiker. Freilich aber macht schon der Umstand, dafs der Autor selbst eine Schrift zur Widerlegung seiner ersten wohlerwogenen Hypothese verfafste, den Beurteiler einigermafsen schwankend. Zudem erscheint die Zahl 760000 etwas unvermittelt, wogegen der Zahl 21600 eine weit gröfsere Anzahl einfacher zahlentheoretischer Eigenschaften zukommt. Philologische Leser werden gegen Dupuis' Methode der Textkritik wohl den Einwand zu machen haben, dafs schwierige sprachliche Knoten mit Zuhülfenahme anderweiter geistreicher Kombinationen häufiger zerhauen denn aufgelöst werden, und die Mehrzahl dieser Interessentenklasse dürfte sich mutmafslich dem zwar ungleich nüchterneren, dafür aber auch niemals den sicheren Boden des Thatsächlichen verlassenden Vorgehen von Hultsch zuneigen. Uns persönlich scheint eine allseitig befriedigende Lösung der schwierigen Aufgabe aus inneren Gründen ausgeschlofsen; der von Hultsch vorgeschlagene Wert für die platonische „Heiratszahl" aber scheint uns besonders auch aus dem Grunde der verhältnismäfsig sicherste zu sein, weil es seinem Urheber gelungen ist, ihn auf das engste mit den Eigentümlichkeiten der platonischen Kosmologie zu verknüpfen.

In neuester Zeit hat P. Tannery sich in einer kritischen Zeitschrift Frankreichs eingehend über die beiden Schriften von Hultsch und Dupuis (II) ausgesprochen. Er entscheidet sich dahin, dafs auch durch diese eine endgültige Lösung der alten Frage noch nicht erbracht sei, dafs jedoch

innerhalb des jetzt fixierten Ideenkreises die Lösung erhofft werden dürfe, und dafs jedenfalls Dupuis einer solchen in dankenswertester Weise vorgearbeitet habe.

[1]) Theonis Smyrnaei, philosophi Platonici, compositio rerum mathematicarum ad legendum Platonem utilium, ed. Hiller, Lipsiae 1878.

[2]) Benecke, Über die geometrische Hypothesis in Platons Menon, Elbing 1867.

[3]) Günther, die platonische Zahl, Leopoldina, 18. Heft, S. 149 ff.

[4]) Platonis scripta graeca omnia, ed. Im. Bekker, pars III, vol. I, Londini 1826. S. 381.

[5]) Dupuis, Le nombre géométrique de Platon; interprétation nouvelle, Paris 1881.

[6]) Id., Le nombre géométrique de Platon; seconde interprétation, Paris 1882.

[7]) James Gow, Platos „Number“, The Academy, 1882. S. 322 ff.

[8]) Hultsch, Die geometrische Zahl in Platon's VIII. Buche vom Staate, Zeitschrift f. Math. u. Phys., Hist.- lit. Abtheil., 27. Band. S. 41 ff.

[9]) P. Tannery, Le nombre nuptial dans Platon, Revue philosophique de la France et de l'étranger, 1876. S. 170 ff.

[10]) H. Weifsenborn, Philol. Rundschau, 1. Jahrg. Nr. 49.

[11]) P. Tannery, Revue philos. 1882. S. 210 ff.

[12]) Heiberg, Revue critique d'histoire et de littérature, 1881. S. 27 ff.

[13]) Günther, Die quadratischen Irrationalitäten der Alten und deren Entwickelungsmethoden, Abh. z. Gesch. d. Math., 4. Heft. S. 7.

[14]) H. Berger, Die geographischen Fragmente des Eratosthenes, Leipzig, 1880. S. 112.

Ansbach. S. Günther.

Zur Succession der Skeptiker. (Zeller, Philosophie der Griechen, III. Bd. 3. Aufl.)

In der dritten Auflage der „Philosophie der Griechen“ Bd. III. berücksichtigt Zeller auch meine im Jahre 1875 erschienene Dissertation „De philosophorum Scepticorum successionibus“. So sehr ich nun dankbar bin für diese Berücksichtigung meiner Schrift, bei deren Abfassung mich als Hauptzweck leitete, hinzuweisen auf die in der betreffenden Materie noch herrschenden Dunkelheiten und Schwierigkeiten und, so weit es mir möglich schien, beizutragen zu deren Aufhellung, so mufs ich doch offen gestehen, dafs ich bei Zeller mehr ein Beharren auf seinen eigenen Behauptungen als eine Widerlegung meiner Ansichten gefunden habe. Dafs ich erst jetzt meine Anschauungen denen Zellers gegenüber rechtfertige, hat seinen Grund darin, dafs ich einerseits Zellers neueste Auflage erst spät in meine Hände bekam, anderseits die tiefere Begründung meiner Ansichten und damit die Widerlegung der entgegenstehenden einer weiteren Schrift über die Skeptiker aufsparen wollte. Da ich aber bis jetzt nicht

absehen kann, bis zu welcher Zeit mir ein irgend befriedigender Abschlufs der betreffenden Studien möglich sein wird, so möge es mir an dieser Stelle gestattet sein, die Entgegnungen Zellers auf meine Schrift Punkt für Punkt einer Erörterung zu unterziehen,

1) Bd. III. Abteil. I. S. 483, Anm. 2 wendet sich Zeller gegen meine Behauptung (Succ. S. 11), Menodotus rede in den Worten bei Diog. IX, 115: τούτου διάδοχος, ὡς μὲν Μηνόδοτός φησι, γέγονεν οὐδείς, ἀλλὰ διέλιπεν ἡ ἀγωγή, ἕως αὐτὴν Πτολεμαῖος ὁ Κυρηναῖος ἀνεκτήσατο "nicht eigentlich von einer Unterbrechung der skeptischen Schule, sondern von einer Unterbrechung der „skeptischen Lebensweise" und erklärt diese Auffassung für unrichtig. Ich wollte mit meiner Auffassung sagen, dafs eine Zeit eintrat, wo sich dem Äufsern nach die skeptische Schule von einer zweiten nicht mehr unterschied, sich also der äufsern Form nach nicht mehr als selbständige Schule darstellte. Es ist ja doch möglich, dafs bei gleichen praktischen Konsequenzen immer noch ein theoretischer Unterschied festgehalten wird. Dafs nun eine solche Zeit bei der Annäherung oder in gewissem Sinne Vereinigung der akademischen mit der eigentlichen Skepsis, die sich nach Timon vollzog, wirklich vorhanden war, kann niemand bestreiten (vgl. Zeller III, 2, S. 1). Dafs „σκεπτικὴ ἀγωγή" der stehende Name für die skeptische Schule ist, weifs ich recht gut, kenne aber auch recht gut den Grund dieser etwas doppelsinnigen Bezeichnung. Die Skeptiker wählten dieselbe, weil sie eine Schule im Sinne der anderen philosophischen Richtungen (eine Schule mit bestimmten Dogmen) nicht bilden wollten. Sext. Emp. Hyp. I, 16. 17 (vgl. Succ. S. 11, Anm. 2): εἰ μέν τις αἵρεσιν εἶναι λέγει πρόσκλισιν δόγμασι πολλοῖς ἀκολουθίαν ἔχουσι πρός ἄλληλά τε καὶ φαινόμενα, καὶ λέγει δόγμα τινὶ ἀδήλῳ συγκατάθεσιν, φήσομεν μὴ ἔχειν αἵρεσιν· εἰ δέ τις αἵρεσιν εἶναι φάσκει τὴν λόγῳ τινὶ κατὰ τὸ φαινόμενον ἀκολουθοῦσαν ἀγωγήν, ἐκείνου τοῦ λόγου ὡς ἔστιν ὀρθῶς ζῆν ὑποδεικνύοντος . . . . . καὶ ἐπὶ τὸ ἐπέχειν δύνασθαι διατείνοντος, αἵρεσίν φαμεν ἔχειν." Sextus vermag daher, um den Unterschied der Skepsis von der Akademie darzuthun, auch nur auf theoretische Behauptungen der Akademie zu verweisen (a. a. O. 226. 227). Wenn Zeller weiter beifügt: „Es ist auch von eigentümlichen„ vitae rationes et instituta "der Skeptiker nicht das geringste bekannt", so hätte er sich an der erstcitierten Stelle des Sextus selbst eines besseren belehren können. Dieser fährt nämlich weiter: ἀκολουθοῦμεν γάρ τινι λόγῳ κατὰ τὸ φαινόμενον ὑποδεικνύοντι ἡμῖν τὸ ζῆν πρὸς τὰ πάτρια ἔθη καὶ τοὺς νόμους καὶ τὰς ἀγωγὰς καὶ τὰ οἰκεῖα πάθη. Dafs hiemit die Skeptiker allerdings nichts von dem Leben gewöhnlicher Menschen Verschiedenes aufstellten, sieht jedermann ein. Aber gerade hierin unterschieden sie sich von den anderen philosophischen Schulen. Ich wollte daher mit meiner Ansicht nur den Widerspruch zwischen Menodotus, der wohl wie alle Skeptiker (vgl. bes. Sextus a. a. O. 210 ff.) die beständige Selbständigkeit der skeptischen Schule und Lehre festhalten will und daher in etwas zweideutiger Weise ein Aufhören der ἀγωγή blofs behauptet, und Hippobotus und Sotion, die von einer Fortdauer der Succession reden, ausgleichen. Es ist ja doch möglich, dafs die Lehre der Skeptiker (und wenn sie nur im Abweisen aller Dogmen und damit auch jener der akademischen Skepsis bestand), fortdauerte, während die praktische „Führung" mit der einer andern Schule zusammenfiel und auch eine äufsere Gemeinschaft bestand. Eine Widerlegung meiner Ansicht kann ich bei Zeller nicht finden, ebensowenig als er eine Lösung des angegebenen Widerspruchs versucht.

2) III, 2, S. 3, Anm. 1 wirft mir Zeller vor, ich erkläre die Stelle Cels. Medic. I. prooem. nicht allein so unnatürlich wie möglich, sondern

lege dem Celsus sogar einen Widersinn in den Mund. Von beiden ist in meiner Erklärung nichts vorhanden, wie Zeller selbst bei besserem Zusehen hätte finden müssen. Die Stelle lautet: Ejus autem, quae victu morbos curat, longe clarissimi auctores etiam altius quaedam agitare conati rerum quoque naturae sibi cognitionem vendicaverunt, tanquam sine ea trunca et debilis medicina esset. Post quos Serapion primus omnium nihil hanc naturalem disciplinam pertinere ad medicinam professus in usu tantum et experimentis eam posuit. Quem Apollonius et Glaucias et aliquanto post Heraclides Tarentinus et aliqui non mediocres viri secuti ex ipsa professione se Empiricos appellaverunt. Sic in duas partes ea quoque, quae victu curat, medicina divisa est, aliis rationalem partem, aliis usum tantum sibi vendicantibus, nullo vero quicquam post eos, qui supra comprehensi sunt (Zeller hatte in der II. Aufl. übersetzt: „nach den genannten") agitante nisi quod acceperat: donec Asklepiades medendi rationem ex magna parte mutavit. Nach Zeller soll nun in dieser Stelle gesagt sein, dafs zwischen den „supra comprehensi" und dem Asklepiades eine Reihe von Ärzten liege, welche die Überlieferung ihrer Schule fortpflanzten, ohne etwas an derselben zu ändern. Dies könnten die namentlich angeführten nicht sein, denn sie hätten ja etwas geändert, nämlich der rationellen Medizin die empirische entgegengestellt. Ich erkläre (Succ. S. 66) die Stelle in folgender Weise: Die clarissimi auctores (auf sie beziehe ich das „qui supra comprehensi sunt", die unter einem Worte zusammengefafst sind. Vell: quae omnia una cum deorum notione comprehendimus) suchten die diätetische Heilmethode rationell zu begründen. Dieser rationellen Begründung stellte Serapion die reine Empirie entgegen. Ihm folgten Apollonius und Glaucias und bedeutend (aliquanto) später Heraklides und nannten sich Empiriker. So kam eine neue Spaltung in die Medizin: rationelle und empirische Medizin. Aber keiner von allen diesen, weder Serapion, noch Apollonius und Glaucias, noch Heraklides änderten nach den clarissimi auctores trotz der Spaltung etwas an der Heilmethode oder dem Heilverfahren (das ist doch „ratio medendi"), bis dieses durch Asklepiades grofsenteils geändert wurde. Offenbar hat Zeller die Ausdrücke „agitare" (üben) und „ratio medendi" nicht erwogen, sonst könnte er nicht sagen, ich lege „Celsus den Widersinn in den Mund, dafs zwar nach den clarissimi auctores Serapion, Apollonius, Glaucias, Heraklides und andere non mediocres viri der rationellen Schule die empirische entgegengestellt, nichts destoweniger aber zwischen denselben clarissimi auctores und Asklepiades niemand in der überlieferten Medizin (?) etwas geändert haben soll". Es wurde in der That an der Medizin als Heilverfahren nichts geändert: Serapion trat den „clarissimi auctores" blofs in bezug auf die Begründung der Medizin entgegen, die anderen folgten ihm und gaben sich blofs einen unterscheidenden Namen. Meine gesperrt gedruckten Worte lauten: neminem vero facta divisione neque Serapionem neque Apollonium neque Glauciam neque Heraclidem neque denique quemquam alium mutasse quicquam de medendi ratione usque ad Asclepiadem. Wo hier ein Widersinn zu finden ist, überlasse ich getrost dem geneigten Urteile.

3) A. a. O. S. 7, Anm. 1 legt mir Zeller die Behauptung nahe, ein so bedeutender Skeptiker wie Agrippa habe Schulhaupt sein müssen. Dies habe ich nicht behauptet, sondern gerade daraus, dafs er nicht als Schulhaupt genannt ist, gefolgert, die Reihe bei Diogenes enthalte als Schulhäupter solche Skeptiker, die zugleich empirische Ärzte waren (Succ. S. 84. 85).

4) A. a. O. S. 8, Anm. 2 bemerkt Zeller, ich hätte von Theodas widerlegt, was er von Herodot sage und beweise. Dafs Zeller etwas bewiesen hat, kann ich nicht zugeben; denn behaupten ist nicht beweisen. Ich gestehe ganz offen, dafs ich mir ein Versehen habe zu schulden kommen lassen, und ich würde sehr dankbar gewesen sein, wenn es als solches bezeichnet und nicht als absichtliche Fälschung hingestellt worden wäre. Dafs aber mein Versehen ein sehr entschuldbares ist, geht daraus hervor, dafs Zeller nach seinen Principien nicht blofs den Zeuxis und Herodot, sondern auch den Theodas als Schüler seines vorletzten Vorgängers bezeichnen mufste, ja dafs diese Bezeichnung bei Herodot unmöglich ist, wenn sie nicht bei Theodas zutrifft. Zeller mufste also von dreien sagen, was er von zweien sagte. Dies fiel mir auf, und ich mag da wohl Theodas für Herodot geschrieben haben. Erst durch mein Versehen scheint Zeller darauf gekommen zu sein, dafs er das, was er von Herodot behauptet, noch viel mehr von Theodas behaupten müsse (vgl. a. a. O. 3. Aufl.), weil nach dem Wortlaut bei Diogenes gar nicht gesagt werden kann, dafs Herodot seinen vorletzten Vorgänger gehört hat, wenn dies nicht von Theodas bewiesen ist. Hieraus mag man ersehen, mit welcher Sorgfalt bei den Beweisen in der zweiten Auflage verfahren war. Da ich in meiner Dissertation (S. 51, Anm.) die Behauptung des Diogenes, Zeuxis sei ein Schüler des Änesidemus gewesen, als äufserst unzuverlässig erwiesen habe, nimmt jetzt Zeller den Theodas und Herodot für seine Behauptung in anspruch, zwei von den jüngeren Skeptikern seien Schüler ihrer Vorvorgänger gewesen. Wenn er hiebei meine Übersetzung tadelt, als hätte ich „Vorgänger“ mit „magister“ übersetzt, so befindet er sich im Irrtum. Succ. S. 51, Anm. 1 liefere ich nicht eine Übersetzung des Zeller'schen Ausdruckes, sondern ich wollte diesen dem griechischen „διήκουσε“ bei Diogenes entsprechend zugleich richtig stellen. Dieser Ausdruck bezeichnet aber — und das geht aus der Stelle bei Diogenes unzweideutig hervor, wenn man einen Blick auf die Schüler des Pyrrho und des Timon wirft — zunächst ein Schülerverhältnis, ein Nachfolgerverhältnis erst dann, wenn durch den als Schüler bezeichneten Philosophen zugleich die Reihenfolge weiter geführt wird. Wenn daher von Menodotus und Theodas dieser Ausdruck mit bezug auf Antiochus gebraucht und mit Herodot an Menodotus angeknüpft wird, so kann damit doch nur gesagt sein, dafs Menodotus und Theodas Schüler des Antiochus, und nicht, dafs Theodas der Nachfolger des Menodotus gewesen ist. War aber Theodas nicht Nachfolger des Menodotus, also nicht Schulhaupt, dann hat er nicht den Vorgänger seines Vorgängers gehört; und wenn er nicht, dann noch viel weniger Herodot. Ich bleibe also bei meiner Behauptung stehen, dafs bei Diogenes mit keinem Worte („ne uno quidem verbo“) angezeigt ist, dafs zwei aus der Reihe der jüngeren Skeptiker ihre Vorvorgänger gehört haben. Bei der Freiheit der Interpretation, wie sie Zeller für sich in anspruch nimmt, läfst sich im grunde auch folgern, dafs die aufgezählten Schüler Pyrrhos und Timons zugleich ihre Nachfolger waren, was sicherlich niemand zu behaupten wagt.

5) Zu a. a. O. S. 12, Anm. 1 habe ich folgendes zu bemerken:

a) Eine förmliche Verschmelzung der skeptischen und akademischen Schule habe ich nicht behauptet, sondern nur die Existenz eines Zustandes, in welchem die Skepsis sich kaum als selbständige Schule geltend machen konnte (vgl. Succ. S. 18 ff.). Dafs die Ausfälle des Timon gegen die Akademie nicht immer, nicht bis zum Ende seines Lebens dauerten,

dafür habe ich (S. 21) ein Zeugnis beigebracht. Wie soll denn nach Zeller der Widerspruch zwischen Menodotus und Sotion ausgeglichen werden?

b) Dafs die Beziehung der Worte bei Euseb. praep. evang. XIV, 18, 21: μηδενὸς δ' ἐπιστραφέντος αὐτῶν, ὡς εἰ μηδέποτε ἐγένοντο τὸ παράπαν auf die Sillen des Timon unstatthaft ist, vermag ich noch nicht einzusehen. Sie auf Pyrrho und Timon selbst zu beziehen, verbietet die Geschichte; beide hatten sowohl Schüler als auch Bekämpfer. Entweder hat also Eusebius sich grob geirrt oder die Beziehung seiner Worte ist unklar. Für ersteres habe ich aber noch keinen Beweis gefunden.

c) Aus dem blofsen Umstand, dafs ältere und jüngere Skeptiker unterschieden werden, schliefst freilich niemand auf eine Unterbrechung der Nachfolge. Wenn aber eine Unterbrechung anderweitig feststeht, so wird sie doch sicherlich am natürlichsten und vernünftigsten zwischen die älteren und jüngeren Skeptiker verlegt. Dafs ferner die 10 Tropen der älteren Skeptiker nicht vor Änesidemus vorkommen, sowie die der jüngeren nicht vor Agrippa, ist eine zu weit gehende, unerwiesene Behauptung, ein blofser Beweis ex silentio. Ich glaube keineswegs, dafs man bei den Stellen Sext. Hyp. I, 36. 164. 177 unbedingt an formulierte Tropen zu denken hat. Die bestimmte Formulierung mag dem Änesidemus und Agrippa angehören, das Wesen derselben sicher nicht, wenn man nicht eine innere Fortentwicklung der skeptischen Lehre in Frage stellen will. Es können also ἀρχαιότεροι, welche ihre Bestreitungen auf die 10 Tropen basierten, auch vor Änesidemus gelebt haben. Über das Verhältnis des Diogenes zu Favorinus ein endgültiges Urteil zu sprechen, dafür halte ich mich bis jetzt noch nicht im stande.

6) Bezüglich a. a. O. S. 18, Anm. 1 mufs ich zugeben, dafs die Worte bei Sext. Hyp. I, 185 auch auf die acht aufgezählten Fehler bezogen werden können, die Sextus, nebenbei gesagt, auch Tropen nennt (180), und von denen er sagt: καὶ δὴ Αἰνησίδημος ὀκτὼ τρόπους παραδίδωσι, καθ' οὓς οἴεται πᾶσαν δογματικὴν αἰτιολογίαν ὡς μοχθηρὰν ἐλέγχων ἀποφήνασθαι. Ich konnte also ganz gut von einem „redargui posse“ mittelst der Tropen reden, welche diese acht vertreten oder aus ihnen gebildet werden. Ob aber gerade diese Beziehung die einzig zulässige ist, dafür finde ich bei Sextus keinen Anhaltspunkt. Die Worte können auch auf die zehn Tropen bezogen werden. Dafs von der αἰτιολογία in den 10 Tropen keine Erwähnung geschieht, wenn die sie betreffenden Tropen erst aus den 10 gebildet werden, ist selbstverständlich. — Gerne ergreife ich hier die Gelegenheit, eine falsche Behauptung meinerseits (Succ. S. 70) zu berichtigen: Die Präposition διά findet sich bei Sextus auch bei Büchern gebraucht; unter der πρώτη εἰσαγωγή des Änesidemus kann also auch eine Schrift desselben verstanden werden.

Soviel glaubte ich zur Klarstellung der Sache darlegen zu müssen. Die übrigen Punkte, in welchen Zeller von mir abweicht, sind teils mehr unwesentlich, teils können sie nur in einer Gesamtdarstellung der skeptischen Philosophie ihre Aufhellung erfahren. Zum Schlusse bekenne ich, dafs mich Zellers Kritik keineswegs der Hoffnung beraubt hat, meine Thesen dem Wesen nach noch einmal als richtig erweisen zu können. Zeller selbst bietet mir manche Anhaltspunkte, die zu verwerten ich hoffentlich bald in der Lage sein werde.

Burghausen. Dr. L. Haas.

Der Attische Prozefs. Vier Bücher. Eine gekrönte Preisschrift von M. E. Meier und G. Fr. Schömann. Neu bearbeitet von J. H. Lipsius, o. ö. Professor in Leipzig. Erste Lieferung. Berlin. Verlag von S. Calvary & Co. 1882.

Dieses seiner Zeit Epoche machende Werk erscheint nunmehr in neuer Bearbeitung, besorgt von Lipsius, welcher auf grund des seit dem ersten Erscheinen desselben — 1824 — aufgefundenen reichen inschriftlichen Materials und der seitdem durch die Kritik gewonnenen Ergebnisse ihm eine wesentlich neue Gestaltung gegeben und einzelne wichtige Fragen auf diesem Gebiete zu einem bestimmenden Abschlufs geführt hat. Das ganze Werk soll in etwa 8 Lieferungen à 2 ℳ erscheinen, von denen uns einstweilen die erste von 128 Seiten vorliegt.

Dieselbe beginnt mit einer historischen Einleitung, die uns zunächst in die vorsolonischen Zeiten führt. Hier herrscht in bezug auf das Gerichtswesen im allgemeinen ein tiefes Dunkel, welches zu durchbrechen dem Forscher nur selten gelingt. Das Wenige, was wir aus dieser Zeit bestimmt wissen, wird dem Leser S. 5—27 vorgeführt. Daran schliefst sich S. 28—38 ein Zusatz von Lipsius, der sich besonders mit der schwierigen Frage beschäftigt, in wie fern durch Solon die richterlichen Befugnisse des δῆμος erweitert worden sind.

Die von Solon im Gerichtswesen getroffenen Anordnungen mit den später hinzugekommenen Abänderungen lernen wir von S. 41 an kennen. Das erste Buch handelt von den Vorständen des Gerichts und zwar beschäftigt sich das erste Kapitel mit dem Wesen und der Bedeutung der Gerichtsvorstandschaft überhaupt und weist deren Thätigkeit bei 4 Momenten des Prozesses nach, der Vorladung und dem Anbringen der Klage, der Vorprüfung, der Verhandlung vor dem Gerichtshofe und der Vollziehung des richterlichen Ausspruches. Das zweite Kapitel wendet sich dann der Frage der Vorstandschaft der einzelnen Behörden zu. Hier werden die ordentlichen Behörden von den aufserordentlichen unterschieden und bei den ordentlichen selbst wieder die Scheidung in erlooste und gewählte Beamte festgehalten. Von einer Aufzählung aller Attischen Obrigkeiten, welche das fortschreitende demokratische Prinzip der späteren Zeiten bis ins unendliche gespalten und erweitert hat, kann natürlich keine Rede sein.

Von den durchs Loos ernannten Behörden kommen zunächst in betracht die neun Archonten als die auch in den Zeiten des ausgebildeten Attischen Rechts vorzüglichste, ja fast ausschliefsende Justizbehörde. Hier wird wieder geschieden zwischen dem eigentlichen Archon (der Zusatz ἐπώνυμος gehört nicht zum Amtstitel), dem Archon König, dem Polemarch und den sechs übrigen Archonten, den Thesmotheten. Deren richterliche Funktionen werden nun im einzelnen aufgeführt und besprochen. Darauf folgen die Elf-Männer und werden deren Obliegenheiten angegeben. An diese schliefsen sich die Vierzig-Männer an, die wandernden Gaurichter Attikas in Bagatellsachen und an diese wiederum die εἰσαγωγεῖς im engeren Sinne. Sie sind mit Leitung der Verhandlungen im Gerichtshof zur Feststellung der bundesgenössischen Tribute betraut. Hierauf werden die Nautodiken aufgeführt, denen die Jurisdiktion in den Klagen gegen Kaufleute und gegen diejenigen zukam, die von nicht bürgerlichen Eltern abstammend, sich in die Phratrien eingedrängt hatten. Sodann kommen die Vorsteher des Emporiums, eine Zoll- und Polizeibehörde, die für die Beobachtung der Zoll-, Handels- und Prohibitivgesetze des Staates zu sorgen hatte.

Nunmehr kommen die eigentlichen Polizeibehörden an die Reihe. Hier werden zunächst die ἀγορανόμοι genannt, denen die Polizei über den Markt und allen Waarenverkauf mit Ausnahme des Getreidehandels zukam. An diese schliefsen sich die Sytophylakes und Metronomen an, von denen die ersteren die Aufsicht über den Getreidehandel, sowie über Mehl und Brot, die letzteren über Mafse und Gewichte hatten. Die Astynomen ferner hatten für den guten Stand, für Ordnung, Reinhaltung und Ruhe auf Strafsen und öffentlichen Plätzen zu sorgen. Auf die Befolgung der Luxusgesetze hatten insbesondere zu sehen die γυναικονόμοι. Sie sorgten dafür, dafs bei Schmausereien die gesetzlich zulässige Zahl von Gästen (30) nicht überschritten würde, dafs die Weiber sich nicht unschicklich trügen und im Putze zu weit gingen.

Von den Finanzbehörden werden angeführt die Apodekten welche alle Zahlungen an die Staatskasse zu vereinnahmen hatten, und die Poleten, welche das dem Staate anheimgefallene Gut verkauften, die Staatsgefälle verpachteten und öffentliche Arbeiten verdingten. An diese schliefsen sich noch die Vorsteher der Schiffswerfte, die namentlich die Schiffe und Geräte den Trierarchen auszuhändigen und von ihnen in empfang zu nehmen hatten.

Dann folgen die Rechnungsbehörden, bestehend aus den drei Kollegien der Logisten, der Euthynen und der Synegoren. Die eigentliche Rechenschaftsbehörde sind die Logisten; bei ihnen hatten die abgetretenen Beamten ihre Rechenschaftsberichte einzureichen, sie hatten mit Beihilfe der Synegoren die Rechnungen zu prüfen. Die Euthynen dagegen erscheinen als eine Art Controlbehörde.

Weiter wird dann von den durch Wahl ernannten Behörden gehandelt. Hier sind als die wichtigsten und vorzüglichsten die zehn Strategen zu nennen. Sie waren vorzugsweise dazu berufen, im Kriegsfalle ins Feld zu ziehen. Ihre Geschäfte entwickelten sich im Laufe der Zeit aber in der Weise, dafs man sie nicht mit Unrecht mit unsern Kriegsministerien vergleicht.

Damit sind die ordentlichen Behörden erschöpft und es ist nunmehr im folgenden von der Vorstandschaft der aufserordentlichen Behörden die Rede. Hier nehmen den ersten Platz die σύνδικοι ein. So heifst nämlich aufser den Anwälten auch eine Behörde, welche in allen den Fällen zu entscheiden hatte, wo das Vermögen eines Privatmannes als dem Staate gehörig in anspruch genommen wurde, oder in welchen ein Privatmann gegen den Fiskus stritt, weil er ein konfisziertes Vermögen für sich beanspruchte.

Die ἀποστολεῖς hatten für das schnelle Auslaufen der Trieren zu sorgen, und die ἐπιγραφεῖς und ἐκλογεῖς schliefslich waren dazu da, um bei aufserordentlichen Vermögenssteuern die Gröfse der Beiträge für die einzelnen Bürger auf grund ihrer eigenen Abschätzung zu bestimmen (die ἐπιγραφεῖς) und die Beiträge einzutreiben (die ἐκλογεῖς).

Dies sind im wesentlichen die Gegenstände, welche in der 1. Lieferung eines Werkes behandelt sind, das an und für sich zum Verständnis des Attischen Gerichtswesens und somit der Attischen Redner unentbehrlich, besonders durch diese neue höchst sorgfältige, die neuere und neueste dahin einschlagende Literatur aufs gewissenhafteste prüfende Bearbeitung an Wert noch aufserordentlich gewonnen hat.

Hof. Sörgel.

Dispositive Inhaltsübersicht der drei Olynthischen Reden des Demosthenes, dargeboten von G. Leuchtenberger, Direktor des k. Gymnasiums zu Krotoschin. Berlin 1882. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung.

Der Verfasser bietet hier, von der Überzeugung ausgehend, dafs bei der Lektüre des Demosthenes in Prima die blofse Angabe des Themas und etwa einiger leitender Gesichtspunkte nicht ausreiche, sondern dafs dem Schüler die Disposition der Reden verständlich gemacht werden müsse, auf 13 Seiten eine dispositive Inhaltsübersicht, nicht eine Disposition der drei Olynthischen Reden des Demosthenes. Wir erkennen gerne den Fleifs und die Sorgfalt dieser Arbeit an, bezweifeln jedoch, dafs ihr Verfasser, in seinem Streben nach möglichster Vollständigkeit viel zu sehr auf das einzelne eingehend, dem Schüler einen klaren Überblick über die logische Ordnung der Rede gewährt.

In keinem Falle vermögen wir eine logische Disposition darin zu erkennen, wenn z. B. in der ersten Olynthischen Rede dem ersten Hauptteil: „Günstig ist die Gelegenheit; geben wir sie nicht preis, wie manche frühere zu unserem Schaden und Philipps Nutzen von uns ungenützt geblieben ist“ als zweiter Hauptteil entgegengestellt wird: „Die jetzige Gelegenheit mufs daher benutzt werden.“ Wir dächten der zweite Hauptteil besage dann ganz genau dasselbe wie der erste.

Wenn Leuchtenberger bemerkt, die blofse Angabe des Themas und etwa einiger leitender Gesichtspunkte reiche bei der Lektüre des Demosthenes nicht aus, so kann man daraus den schlufs ziehen, den Schülern müsse, bevor sie an die Lektüre einer Rede gehen, eine solche dispositive Inhaltsübersicht an die Hand gegeben werden. Dagegen müfsten wir uns mit aller Entschiedenheit aussprechen. Hat man eine Rede des Demosthenes in der Schule gelesen, dann mögen die Schüler angehalten werden, sich die logische Ordnung derselben selbst durch einen Entwurf klar zu machen. n.

Die Briefe des Horaz an Augustus und Julius Florus. Ins Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung und sachlichen Anmerkungen versehen von Dr. Friedrich List, Studien-Inspektor und Professor am k. bayerischen Kadettenkorps zu München. Erlangen. Verlag von Andreas Deichert. 1882. 8⁰. 53 S. ℳ 1.

Die beiden Klippen, an denen so viele Übersetzer, besonders poetischer Werke, scheitern, sind einerseits allzugrofse Freiheit, die sich nur mit einer annähernd genauen Wiedergabe des Sinnes begnügt, oft auch willkürliche Kürzungen und Einschiebsel nicht verschmäht, andrerseits mangelhaftes, schwerfälliges Deutsch, das meist die Folge eines allzu ängstlichen Anschlusses an das Original ist. An jenem Mangel leidet zum Teil die im vorigen Jahre erschienene Übersetzung der Satiren des Horaz von F. O. v. Nordenflycht (vgl. die Rezension derselben in der philologischen Rundschau II. 14. p. 422 ff.), von diesem sind die Arbeiten von Vofs und Binder nicht immer freizusprechen. Doederleins bekannte Übersetzung der Satiren und Episteln zeichnet sich anerkanntermafsen durch Eleganz der Sprache und treffliche Handhabung des Versmafses aus, dagegen vermifst man im Einzelnen nicht selten die genaue Wiedergabe des Textes. List hat sich nach der Vorrede zum ersten Heftchen seiner Über-

setzung, welches die ars poëtica enthält, zur Aufgabe gestellt, eine möglichst getreue Übersetzung zu liefern, zugleich aber auch dem Genius unserer Sprache vollauf Rechnung zu tragen. Auf diesen beiden Prinzipien beruht unstreitig die Grundlage einer mustergiltigen Übersetzung. Die Schwierigkeit liegt nur in ihrer Vereinigung; wem diese in vollem Mafse gelingt, auf dessen Arbeit wird man das Wort unseres Dichters anwenden können: omne tulit punctum.

t Wirft man nun einen prüfenden Blick auf die Arbeit Lists, so erkenn man auf jeder Seite das redliche Bemühen desselben, seinen ausgesprochenen Grundsätzen nachzukommen, und demgemäfs kann das Gesamturteil über seine Leistung nur ein günstiges sein, ja Referent glaubt aussprechen zu können, dafs seine Übersetzung der beiden ersten Episteln des zweiten Buches unter den vorhandenen Arbeiten die hervorragendste Stellung einnimmt, wenn in einer neuen Auflage einzelne Mängel und Unebenheiten beseitigt werden.

Wenn nun Referent im folgenden die nach seiner Ansicht zu verbessernden Stellen hervorhebt, so möge der Verfasser daraus lediglich das Interesse ersehen, mit welchem derselbe an die Durchsicht seiner Arbeit herangetreten ist. Die Bedenken des Ref. beziehen sich teils auf die Übersetzung einzelner Stellen, teils auf die Handhabung des Versmafses.

Epistel I. v. 4. Si longo sermone morer tua tempora, Caesar.
Nähme ich deine Zeit durch Geplauder, Caesar, in anspruch.

Wir vermissen hier die Übersetzung des longo zu sermone: mit dem letzteren Worte wird die Epistel selbst bezeichnet; longo aber darf nicht fehlen, weil der Nachdruck auf ihm liegt, d. h. weil es in enger Beziehung steht zu den folgenden Versen. Der Dichter will die von Augustus gewünschte Epistel nicht lang machen; darum bricht er die Anrede an denselben mit Vers 4 überraschend kurz ab und macht, geschickt anknüpfend an die Person des Augustus, mit den Versen 5—17 gleich den Übergang zu dem ersten Punkte, den er bei seiner Schilderung des Zustandes der damaligen römischen Poesie hervorheben will, dafs nämlich die Römer eine ganz besondere Vorliebe für die älteren Dichter haben; vgl. auch die Bemerkung Dillenburger's z. St.

v. 13. Urit enim fulgore suo, qui praegravat artes
Infra se positas; exstinctus amabitur idem.

Das praegravare übersetzt L. mit „sein Übergewicht fühlen lassen"; allein das „Fühlen lassen" schliefst in sich eine Absicht dessen, der es thut, und das liegt in der Stelle durchaus nicht. Denn es ist nur davon die Rede, dafs der Glanz des geistig Überlegenen — auch ohne dessen absichtliches Dazuthun — alle unter ihm Stehenden verdunkelt und ihnen dadurch zur Qual wird. — Aufserdem ist zu diesen Versen zu bemerken, dafs die Wiedergabe der feinen Pointe, die in der Gegenüberstellung von urit und exstinctus liegt, noch keinem Übersetzer gelungen ist, wohl auch nicht gelingen wird.

v. 47. Dum cadat elusus ratione ruentis acervi . .
. . bis verspottet nach Art des zusammenschwindenden Haufens Umsinkt . . .

ratione „nach Art" ist unrichtig; das gäbe den Sinn „bis er umsinkt wie der zusammenschwindende Haufen. ratione ist hier ablativus instrumenti und heifst „durch das Verfahren oder die Beweisführung". Ferner nimmt Ref. Anstofs an dem Ausdruck „umsinkt"; es ist allerdings die genaue Übersetzung des cadat vom Gladiator; allein wir erwarten im Deutschen ein Wort, welches auf den im Disputieren Unterliegenden ebenso

gut pafst, wie auf den im Kampfe zu fall Kommenden; und dies wäre unser „erliegen“, das ja zunächst auch von dem im Kampf Besiegten gebraucht wird. Ref. würde dieses oder ein ähnliches Wort dem „umsinken“ vorziehen, selbst auf die Gefahr hin, dafs dann die Anspielung des Horaz auf den Gladiator nicht mehr so deutlich ersichtlich ist. (Doederlein: „komisch erliegt“).

v. 54. Hor. sagt von Naevius: mentibus haeret Paene recens.

L. übersetzt „lebt in den Herzen Frischweg fort.“ Damit ist aber das paene recens ungenau wiedergegeben; einfach und gut Doederlein: „fast, als sei er von heut.“

v. 99 beginnt in der Übersetzung mit „doch“. Diese adversative Konjunktion ist hier nicht am platz, da kein Gegensatz zum Vorhergehenden in dem Vers enthalten ist; es wird vielmehr nur das, was vorher im einzelnen ausgeführt ist, noch einmal zusammengefafst unter dem Bilde eines puella infans sub nutrice.

v. 142 fehlt zu coniuge das Epitheton fida, das sich ganz gut in den Vers bringen läfst, wenn statt „Genossen beim Werk“ gesetzt wird „Gehilfen“.

v. 150 impune minax „gefahrlos drohend“. Diese Übersetzung ist dem Mifsverständnis ausgesetzt, als sei der Sinn „drohend, aber ohne Gefahr für den Bedrohten“.

v. 181 vermifst man in der Übersetzung: „wofern mich Mager der Palmzweig macht, der versagt bleibt, fett die Verleihung“ die Koncinnität der beiden Glieder negata — donata. Warum nicht: „Mager macht die Versagung des Palmzweiges, fett die Verleihung“. Der vereinzelte Trochaeus am Anfang des Verses bildet kein Hindernis.

v. 187 f. migravit ab aure voluptas Omnis ad incertos oculos.
(das) Vergnügen hat sich schon ganz von dem Ohr weg hin zu dem schweifenden Blick . . . gewendet.

Hier wäre etwas freiere Bewegung in der Übersetzung wohl erwünscht gewesen; denn jene Ausdrucksweise klingt mehr lateinisch als deutsch, abgesehen davon, dafs das incertos oculos mit „schweifendem Blick“ nicht genügend wiedergegeben ist; es fehlt darin der Ausdruck des „unstäten, bald dies bald das Schauens“.

v. 195 kann sich Ref. mit der Auffassung des diversum genus als Apposition zu confusa panthera camelo nicht befreunden, vgl. darüber Grofsmann: Horatiana, Progr. des Gymnasiums in Bayreuth 1878|79 p. 21.

v. 200 mufs es für „den Lärmen“ wohl heifsen „das Lärmen“.

v. 220 ut vineta egomet caedam mea „damit ich den Weinberg selbst umhaue“; wir vermissen die Wiedergabe des mea, das durch „selbst“ nicht genügend ersetzt wird. Aufserdem konnte hier in der Anmerkung angegeben werden, dafs dieser Ausdruck eine sprichwörtliche Redensart des an Rebbau reichen Latiums war (Feldbausch).

Epistel II. v. 1 Das Epitheton clarus zu Tiberius wird gewöhnlich auf seine Kriegsthaten bezogen; darnach wäre „erlaucht“ nicht am platze.

v. 19 . . . et lite moraris iniqua „und hängst ihm einen Prozefs an“; wir vermissen „iniquo“.

v. 22 . . ne mea saevus Jurgares, ad te quod epistola nulla rediret:
damit du nicht grausam Zanktest, weil meinerseits die Antwort immer noch aussteht.

„Weil — aussteht“ ist nicht richtig; denn wir haben es hier mit einem gedachten Fall zu thun: „ich habe dir vorher dies und das gesagt, damit du nicht zankst, im Fall ich dir nicht antworte.“ Dafs der Fall dann zur Wirklichkeit geworden, rechtfertigt die obige Übersetzung nicht,

v. 47 rudem belli heifst nicht „als Freiwilligen“.

v. 84 macht sich die Trennung des Wortes „Meistenteils“ von dem Satz, zu dem es gehört, durch 2½ Verszeilen recht hart.

v. 105 Obturem patulas impune legentibus aures „darf ich das offene Ohr straflos Vorlesern verschliefsen.“ Das impune kann nur zu legentibus gezogen werden. vgl. die Bemerkungen Dillenburgers z. St. und Grofsmann a. a. O. p. 25.

v. 109 legitimum poema „ein ordnungsgemäfses Gedicht“, ein wenig zutreffender Ausdruck für „ein Gedicht nach den Regeln der Kunst“.

v. 111 quaecunque parum splendoris habebunt . . . verba: „jegliches Wort, das keinen poetischen Wert hat“, für „poetischer Wert“ wäre wohl zutreffender „poetischer Klang“; denn jenen Ausdruck kann man wohl kaum von einem einzelnen Wort gebrauchen.

v. 112 ist das ferentur mit „sich erweisen“ kaum richtig gegeben; besser nach Grofsmann a. a. O. p. 26 „mitunterlaufen.“

v. 127 vermissen wir in der Übersetzung das denique „oder am Ende gar“.

v. 136 opibusque curisque „dank dem Vermögensstand und der Pflege“, opibus ist hier nicht vom Vermögen zu verstehen, sondern synonym mit curis zu nehmen = Mühe, Sorgfalt. vgl. denselben Gebrauch des Wortes im Plural od. III. 3. 28. Hectoreis opibus. ep. I. 10. 36 imploravit opes hominis; Grofsmann: „durch die unablässige Bemühung“.

v. 185 ist importunus übersetzt „von Morgen bis Abend nicht rastend“; wir vermissen darin den tadelnden Begriff des „Lästigen, sich und anderen zur last Fallens“.

Das sind die Punkte, in denen Ref. hinsichtlich der Übersetzung Bemerkungen machen zu müssen glaubte. Was nun das Versmafs anlangt, so stehen für den deutschen Hexameter gewisse Normen fest, die auch in Übersetzungen möglichst beachtet werden sollen. Einmal soll vermieden werden die häufige Anwendung von Trochäen; besonders sollen nicht zwei aufeinander folgen, nach strengen Anforderungen auch nicht ein Spondeus einem Trochäus sich anschliefsen. Ferner soll möglichst vermieden werden, dafs das Ende der Versfüfse durchweg zusammenfällt mit den Wortenden, weil dadurch der Vers zerhackt wird. Endlich soll beachtet werden, dafs Wort und Versaccent möglichst zusammenfallen. In unserer Übersetzung nun finden sich gegen diese Forderungen einzelne Verstöfse, die sich oft durch eine geringe Änderung beseitigen lassen.

Das Zusammentreffen zweier Trochäen findet sich z. B. Ep. I. 117: Verse ver|fassen wir |insgĕ|sämt, Gĕ|lehrte wie| Laien. Vielleicht empfiehlt sich für insgesamt: alle zumal; ähnlich v. 114. 123; oder 2 Spondeen nach einem Trochäus v. 147 u. a. Zerhackt und unschön sind Verse, wie Ep. I. 13: Wehe durch| seinen| Glanz thut |wer sein | Ueberge|wicht läfst, oder v. 77: Ausge|führt scheint|, nein, weils | neu ist | Tadel hervorruft; ähnlich v. 54. Ep. II. 82 f. 157 f. 205.

Betonte Silben stehen in der Thesis: v. 87: Das al|lein zu ver|stēhn, wăs ĭhm | ebenso | dunkel wie | mir ist; „ihm“ steht im Gegensatz, sollte also betont sein; wenn für „ebenso“ gesetzt wird „gleich“, dürfte der Vers besser sein. Ähnlich Ep. II. 29; „aúf sich“ statt „auf sích“, wie der Gegensatz fordert. v. 40 „dahín, dahín“ statt „dáhin, dáhin“. v. 64 „was dír“ statt „wás dir“. v. 76 „aúf wohlklingende Verse“ statt „aŭf“.

Doch genug der Ausstellungen. Zum Beweise, dafs trotz derselben die Übersetzung Lists aufs wärmste empfohlen zu werden verdient, sei es

dem Ref. gestattet, eine Probe derselben vorzuführen, die für sich selbst spricht. Der Anfang der 2. Epistel lautet:

Florus, verlässiger Freund des erlauchten und trefflichen Nero,
Setze den Fall: Dir führt ein Händler ein Bürschlein aus Tibur
Oder aus Gabii vor und spricht zu Dir also: „der Junge,
Blendend weifs und schön vom Scheitel bis zu den Sohlen,
Wird Dein eigen und bleibt's, wenn Du zahlst achttausend Sesterze;
Brauchbar ist für den Dienst auf den Wink des Gebieters der Bursche,
Kennt sich im Griechischen aus und versteht sich auf jegliches Kunststück;
Das ist geschmeidiger Thon, nach Belieben kannst Du ihn modeln;
Selbst sein Gesang ist beim Wein wohllautend; es fehlt nur die Schulung;
Vieles Versprechen erregt Verdacht, wenn der Händler die Waare
Über Gebühr anpreist, der er gern sich entledigen möchte.
Mich drückt nirgends der Schuh; bin arm, doch keinem was schuldig.
Keiner der Makler thäte Dir das; traun, jeder erhielte
So auch nicht leicht ihn von mir; nur einmal blieb er zu lang aus.
Und kroch unter die Stiege aus Furcht vor der Peitsche am Nagel.
Zahle das Geld, wenn Du nicht nimmst Anstofs an der Verspätung".
Sicher vor Schadenersatz streicht, denk' ich, der Händler sein Geld ein.

Vers 16 ist nach der Ausgabe Lucian Müllers noch zu den Worten des Händlers gezogen. Was die sachlichen Anmerkungen betrifft, so liefse sich über die Notwendigkeit der ausführlichen literarischen Angaben besonders zur 1. Epistel streiten. Von Druckfehlern, um auch diesen Punkt nicht unerwähnt zu lassen, ist Ref. nur aufgefallen S. 47 v. 154 „hält" statt „hältst".

Memmingen. Ludwig Bauer.

Titi Livi ab urbe condita liber XXVII. Für den Schulgebrauch erklärt von F. Friedersdorff. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1881. 2 Bl. und 97 S.

Die von Wölfflin begonnene, von H. J. Müller fortgesetzte Ausgabe der einzelnen Bücher der dritten Dekade des Livius mit Anmerkungen zum Schulgebrauch ist, nachdem der zweite Herausgeber die Erneuerung der kommentierten Ausgabe von Weifsenborn übernommen hat, in Friedersdorffs Hände gelegt. Das 26. Buch erschien 1880; nunmehr liegt das 27. Buch vor, nach den gleichen Grundsätzen wie das vorhergehende bearbeitet, aber knapper, sicherer, gereifter. Der Text weicht von dem Weifsenborn'schen letzter Hand an vielen Stellen ab; beiläufig 150 derselben sind jetzt nach dem von Luchs rekonstruierten Codex Spirensis gestaltet worden. Viel seltener haben neuere Konjekturen Aufnahme gefunden, wie 1,8 spectantium vom Herausgeber; 2,2 at consul von Wölfflin; 15,5 Laevinus von G. F. Unger; 39,13 celerioris von Luchs; 49,2 ubi regentis imperium sprevissent von M. Müller; 18,9 quid fore und 51,1 ii erant von Harant: 30,5 quanta ne, 36,9 plebei ludi und instaurati, 45,11 abscedere, 47,9 itinere ac vigiliis und sternunt somno corpora von Wesenberg u. s. w. Die Anmerkungen sind auf ein bescheideneres Mafs beschränkt als bei Weifsenborn, namentlich historisch-antiquarische und kritische Erörterungen finden sich weit seltener und nur in kürzester Fassung. Grammatische und lexikalische Nachweisungen sind in einen Anhang verwiesen, in welchem auch die Emendation einzelner Stellen besprochen wird. Hier hat der Herausgeber manche gute Beobachtungen mitgeteilt, die von den Grammatikern

nicht übersehen werden dürfen, z. B. über den bei Livius regelmäfsigen Ersatz von etiam durch et vor alius; über das häufige nunc — nunc bei Livius statt des Ciceronischen modo — modo; über die formelhafte Verbindung von Verbalbegriffen des Vorbereitens und Ausführens; über die Weglassung von post nach einer Ordinalzahl vor quam; über den Gebrauch und Ersatz von vel; über die Anwendung von tueri und tutari, von vim facere und von Substantiven auf tor in der Militärsprache; über die Bedeutung der Singularia von Völkernamen; über die Anfügung von met an das Pronomen nur bei folgendem ipse; über die Verstärkung des Superlativs durch quantus — potest u. dgl.; über gewisse Formen der Parenthese, der disjunktiven Frage u. s. w. Überall zeigt sich tüchtige Kenntnis des Sprachgebrauchs, besonnenes Urteil und didaktische Geschicklichkeit.

Titi Livi ab urbe condita libri. Editionem primam curavit Guilelmus Weifsenborn. Editio altera, quam curavit Mauritius Müller. Pars III. Fasc. I. Lib. XXIV — XXVI. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXXXI. 174 p.

Dem rastlosen Bemühen der Verlagshandlung, die Texte der Bibliotheca Teubneriana auf der Höhe der Wissenschaft zu erhalten, wird auch dieser Anfang einer neuen Ausgabe des Livius verdankt. Gerade für die zweite Hälfte der dritten Dekade, welche der dritte Band nebst dem 24. und 25. Buch umfafst, war durch die Textrezension von Luchs eine Revision zunächst erwünscht. Der Gelehrte, dem dieselbe anvertraut wurde, hat seinen Beruf für eine solche Ausgabe bereits durch manche sprachlichen Untersuchungen und durch die Erklärung einiger Bücher der ersten Dekade genügend bewährt. Die vorliegende erste Hälfte des dritten Bandes enthält nur den Text der Bücher 24—26, die kritischen Prolegomena sollen erst mit der zweiten Hälfte ausgegeben werden. Doch hat sich der Herausgeber auch jetzt nicht der Rechenschaft entzogen, sondern an einer Reihe von Stellen seine Gestaltung des Textes durch den Sprachgebrauch des Livius zu begründen gesucht. Wir heben aus dieser in den Jahrbüchern für Philol. 1881, 673 — 691 erschienenen Abhandlung nur beispielsweise einige Bemerkungen zum 26. Buch hervor. Kap. 4, 6 postquam . . . . intrepide fieri visum est setzt der Hg. *id*, das H. I. Müller (nach H. A. Koch) hinter postquam eingeschoben hatte, vor diesem Wort ein; paläographisch leichter und mit dem Livianischen Usus auch vereinbar ist die Ergänzung von id nach intrepide. 5, 3 aptissim*us* . . . . contendit schreibt der Hg. (nach Cod. P) mit Luchs und H. I. Müller, ebenso 48, 14 prout cuj*us*que meritum (gegen P); 6, 9 inven*i* (nach P[1]), 12, 11 non Capuam sol*am* (nach P) mit Hertz und H. I. M.; 15, 1 Fulvi*o* durior sententia erat (nach P) mit Hertz und Friedersdorff; 9, 6 quam (*quod*) allatum erat, (*con*)cursus mit H. I. M. Nach eigener Emendation schreibt der Hg. 13, 15 in carcere (*expire*)m, 22, 8 *inva*serint prope moenia, 29, 10 (nach einer Anregung von Hertz) post advers(*a omnia secund*)ae pugnae, 46, 1 e(*turribus pugn*)antis. — Doch genug des Einzelnen. Wir wünschen der Ausgabe rüstigen Fortgang.

Varia. Eine Sammlung lateinischer Verse, Sprüche und Redensarten von B. Sepp. Dritte Auflage. Augsburg, Kranzfelder 1882. 149 S. 8°.

Der Titel des Buches ist insoferne bezeichnend, als wir eine grofse Menge Phrasen, Verse, Sentenzen u. s. f. in bunter Folge vor uns haben.

Die deutsche Übersetzung ist fast durchweg musterhaft, oft den besten unserer Dichter, oft der anschaulichen Volkssprache entnommen. Oft freilich wird man die Übersetzung in diesem Gewande eine allzufreie nennen und lediglich eine Ähnlichkeit des Gedankens annehmen müssen. Vgl. p. 33 dum spiro, spero: Hoffnung giefst in Sturmnacht Morgenröte. Goethe; oder p. 78 unten nescio qua — meis: Ans Vaterland ans teure schliefs dich an; oder p. 107 incedo solus: Einsam bin ich nicht alleine; oder p. 118 Patria est, ubicunque est bene: Hat ein Thor nur Brei zur Hand, was kümmert ihn das Vaterland! Sehen wir ab von geradezu ungenauen Übersetzungen, die doch ein für den Schüler Muster hinstellendes Buch nicht geben darf, z. B. p. 31 praesumitur: soll betrachtet werden, p. 36 Quod non opus est, asse carum est: Das Überflüfsige ist um einen Pfennig teuer, p. 15 eo res pervenit: es ist so weit; p. 5 ignibus significatio facta est: es leuchteten Feuerzeichen auf u. s. f., so ist vor allen Dingen das unnötige Anwenden der Fremdwörter zu tadeln. Dahin gehören p. 81 exemplum statuere: ein Beispiel statuieren, minuti philosophi: Pygmäenphilosophen, p. 103 hoc non est mei judicii: hierin bin ich inkompetent u. s. f. Doch das sind kleine Mängel im Verhältnis zu der sonstigen, wie gesagt, treffenden Wiedergabe der fremden Wendungen. Leider aber hat sich der Verfasser auch in der dritten Auflage nicht entschliefsen können, die in bunter, zweckloser Folge zusammengestellten Ausdrücke zu ordnen. Er giebt selbst am Ende drei Schemata an, nach denen der Stoff systematisch geordnet werden könnte, vgl. die Arbeiten von Meifsner, Probst und Wichert. Aber wer wird diese Arbeit den Schülern aufbürden wollen oder können? Der Verfasser giebt ferner am Schlufse ein Register. Aber dieses ist durchaus nicht vollständig und nicht überall genau, vgl. z. B. unter acies, fabula u. s. f. So findet sich denn ganz eng Verwandtes oft durch mehr als 10 Seiten getrennt, und nur selten, vgl. fides, pax, venia, ist ein Anfang zum besseren gemacht. Nur einige Beispiele: p. 8 litteris mandare, p. 29 prelo mandare, p. 15 memoriae mandare; p. 5 insidias collocare, p. 8 insidias struere; p. 7: triumphum agere, p. 11 per triumphum ducere. Oder man sehe p. 7: castra oppugnari coepta sunt, pecuniam legare, in ordinem redigere u. s. f., endlich orationes legi desitae sunt; vgl. p. 10 locare und redimere; ähnlich p. 8 puer bonae indolis und p. 17 vir magnae sagacitatis. Endlich ist mehr Vollständigkeit bei den einzelnen Phrasen zu wünschen, vgl. z. B. dicio, committere, obstruere, lex, bellum u. s. f. Alle diese müfsten, da ja der Verfasser, „mit besonderer Berücksichtigung der Phraseologie des Cornelius Nepos und Julius Caesar“ — so besagt es der Titel — gearbeitet hat, und da es so der Gang des lateinischen Unterrichtes verlangt, vervollständigt werden. Dafür könnte manche nicht klassische Stelle wegbleiben.

Wenn das Buch in dieser Weise verbessert wieder erscheint, wird es noch mehr Freunde als jetzt finden. Dafs es deren schon viele besitzt, beweist die dritte Auflage. Auch diese objektive Besprechung möge ihm unter Lehrern und Schülern die verdiente Anerkennung schaffen.

Spandau. Dr. C. Venediger, Oberlehrer.

A. Dräger, Historische Syntax der lateinischen Sprache. 2. Bd. 2. Aufl. XXII u. 870 S., gr. 8. Leipzig, Teubner. 1881.

Den Inhalt dieses Bandes bildet in zwei Teilen die Darstellung der Koordination und der Subordination, nachdem im ersten ebenso der Gebrauch der Redeteile und der einfache Satz behandelt worden war. Nach der Angabe des Herrn Verfassers sind auch in der neuen Auflage des

zweiten Bandes eine sehr grofse Menge von Stellen geändert oder hinzugefügt und manche Abschnitte völlig umgearbeitet worden. Der ältere Plinius und Martial wurden für die Zwecke des Werkes neu excerpiert. Ein Register wird sehr vermifst; denn die allerdings ausführliche Inhaltsübersicht ermöglicht es durchaus nicht, über einen beliebigen Punkt augenblicklich Auskunft zu finden. Und unser Buch ist doch in erster Linie ein Nachschlagebuch.

In der Besprechung des ersten Bandes (Bd. XVI, S. 127–131) habe ich des weiteren auseinandergesetzt, welche Anforderungen nach meiner Ansicht an eine historische Syntax zu stellen wären, wobei es mir unangenehm genug war, dem so fleifsigen und reichhaltigen Werke gegenüber mich in betreff mehrerer sehr wesentlicher Punkte ablehnend verhalten zu müssen. Um so mehr sehe ich mich diesmal veranlafst, das Buch zu nehmen wie es ist und aus der überreichen Fülle des Gebotenen nur ein paar Dinge herauszuheben, über welche etwas „mehr Licht“ erwünscht und voraussichtlich auch zu erreichen wäre, so dafs ich in denselben lohnende Themata zu wissenschaftlichen Spezialarbeiten erblicke.

Da wäre gleich ein latissimus campus das Asyndeton, welches Hr. Dr. S. 190 mit vollstem Recht „eine sehr mannigfache und für das Latein höchst charakteristische Erscheinung“ nennt. Über dieselbe sei noch nicht genug gesammelt und es herrsche auch noch bezüglich der Disposition des Stoffes einige Unsicherheit. Das adversative Asyndeton allein, welches in unserem Bande (§ 360) auf wenig mehr als einer Seite besprochen wird, gäbe Stoff zu einer schönen Abhandlung.

In betreff des Hendiadys spricht der Hr. Verf. S. 14 es selbst aus, es fehle uns noch immer „an einer eingehenden und umfassenden Darstellung“. Aus der nachtaciteischen Zeit sei nichts beobachtet und selbst aus Cicero zwar vieles, aber nicht genug gesammelt. Bei diesem Schriftsteller werden nicht viele Fälle eines echten Hendiadys übrig bleiben; denn dieses sei seltener als man früher angenommen (S. 18).

Die einleuchtende Erklärung, welche S. 499 und 501 über die sogen. Versetzung des Beziehungsnomens aus dem Hauptsatz in den Relativsatz gegeben wird, verdiente auch in die Schulgrammatik aufgenommen zu werden. In den zwei Sätzen: Quam artem novit? in hac arte se exercet — sank zuerst der Fragesatz zum Relativsatz herunter, während später auch noch der demonstrative Satz durch Abschüttelung des umständlichen „arte“ sein Gepäck erleichterte. Sonach ist in dem bekannten Trimeter Quam quisque norit artem, in hac se exerceat — „artem“ keineswegs in den Relativsatz gezogen, sondern nur „arte“ nach dem Demonstrativ ausgelassen. Da dieser Vers nun aber blofs die Nachbildung des bei Aristophanes (Wespen. 1431) erhaltenen Ἔρδοι τις ἣν ἕκαστος εἰδείη τέχνην ist, so läge eine vergleichende Darstellung der griechischen und lateinischen Erscheinungen dieser Art sehr nahe und würde eine willkommene Ergänzung der Arbeit von Pätzolt über die Relativsätze im Altlatein bilden, welche von Hrn. Dr. als vorzüglich gelobt wird. Überdies wäre damit auch ein Beitrag zu der ebenso wünschenswerten als schwierigen Geschichte des Einflusses der griechischen Syntax auf die lateinische geliefert.

Nicht leicht weichen die Grammatiken in der Fassung einer Regel so sehr von einander ab wie in der über antequam und priusquam (vgl. Zumpt § 576; Madvig § 360; Englmann § 347; Ellendt-Seyffert § 268). Hr. Dr., welcher auf die Vorarbeit von Anton (1871) verweist, bezeichnet

den Gebrauch der Modi bei diesen Partikeln als „ungemein schwankend“. Ohne Zweifel hat im Sprachgebrauch selbst einige Verwirrung oder wenigstens Willkür eingerissen. Aber gerade deswegen wäre es um so lohnender, so viel Helle über diesen Gegenstand zu verbreiten als uns überhaupt noch möglich ist. Dafs die Sammlung des Stoffes noch zu wünschen übrig lasse, deutet Hr. Dr. zweimal selbst an (S. 622 u. 627). Allein dies wäre wohl die geringste der zu überwindenden Schwierigkeiten. Um nur einiges zu erwähnen, so würde es sich um den Versuch handeln, ob sich nicht ein Grund dafür finden liefse, dafs das erste Futurum nach diesen Wörtchen in der klassischen Literatur verschwunden ist, während doch das zweite bis auf Tacitus vorkommt. Es würde sich darüber wohl kaum ins reine kommen lassen, wenn das Material nicht auch darauf hin geprüft würde, ob nicht sowohl für den Indikativ als für den Konjunktiv in diesen Zeitsätzen an einer einheitlichen Grundbedeutung festzuhalten sei. Um nicht alles zu verwirren, müfste dabei von dem nur relative Zeitbestimmung gebenden Konjunktiv, welcher ebenso leicht und ebenso schwer ganz zu erfassen ist wie der Konjunktiv nach cum, als einer völlig eigenartigen, besonders bei Livius überwuchernden Erscheinung einstweilen abgesehen werden. Mit dem, was in unserem Bande S. 617—628 gegeben ist, kann die Grammatik über diesen schwierigen Gegenstand unmöglich das letzte Wort gesprochen haben. Ich vermochte mir bis jetzt nur die Ansicht zu bilden, die Aufgabe des Indikativs sei hier ursprünglich immer gewesen, auf die in einem bestimmten Falle entweder schon eingetretene oder sicher zu erwartende Verwirklichung hinzuweisen (vgl. Liv. 2, 40 sine, priusquam complexum accipio, sciam . . ., wo Coriolans Mutter, wie mir scheint, andeutet „et acceptura sum“); während der Konjunktiv an sich keinen Einzelfall der Verwirklichung einer bestimmten Handlung im Auge hat, sondern diese in das weite, alle Zeitstufen umfassende Gebiet der Möglichkeit rückt. Aus der potentialen Bedeutung würde sich sowohl der Gebrauch bei allgemeinen Erfahrungen als auch der nach Hrn. Drägers Geständnis (S. 627) übrigens vielfach nur vermutete finale erklären lassen. Es handelt sich in beiden Fällen um eine entweder dem Geiste des Sprechenden (Sen. Ep. 103 tempestas minatur antequam surgat) oder dem der besprochenen Person (Liv. 5, 19 nunquam ante omissum [opus] quam in arcem viam facerent) vorschwebende Möglichkeit.

Passau. Burger.

Lateinische Stilistik für obere Gymnasialklassen von Dr. Hense, Dir. des Grofsherz. Gymn. Fridericianum in Schwerin. Parchim, H. Wehdemanns Buchh. 1881. g. 8 VIII u. 214 S. ℳ 2.

In drei Hauptabschnitten: Redeteile, Satzbildung, bildlicher Ausdruck soll der Schüler mit den Unterschieden, welche zwischen der lateinischen und deutschen Sprache bestehen, bekannt gemacht werden, damit er einerseits bei der Übersetzung der lateinischen Schriftsteller eine auf Einsicht in die Verschiedenheit beider Sprachen beruhende Fertigkeit erlange, andererseits die erforderliche Gewandtheit im Gebrauche der lateinischen Sprache sich aneignen könne. Manche Abschnitte sind recht gut gruppiert, und so wird das Buch dem Lehrer nützliche Dienste leisten können, wenn er für praktische Zwecke statt der weitschichtigen Ausführungen gröfserer Werke eine übersichtlichere Darstellung wünscht. Aber der Bestimmung desselben, von Gymnasialschülern gebraucht zu werden, entspricht seine Darstellungsweise nicht mehr, als dies nach Jans sehr beachtenswerten

Auseinandersetzungen (Schulbücher der lat. Stilistik. Zeitschr. f. d. Gymnasialw. 1881. S. 726 ff.) bei anderen ähnlichen Büchern der Fall ist; so finden wir Jans durchaus berechtigte Forderungen bezüglich der ganzen Einrichtung eines derartigen Schulbuches (a. a. O. S. 728) hier gleichfalls nicht erfüllt. Unzweckmäfsig werden ferner bei den Belegen für die stilistischen Lehren oft auch eine Reihe einfacher Verweisungen auf Klassikerstellen gegeben, z. B. S. 147, welche doch für Schüler erfahrungsgemäfs fruchtlos bleiben. In dem Abschnitte über die Satz- und Periodenbildung sollte viel öfter, als es geschehen ist, den lateinischen Beispielen die deutsche Übertragung beigefügt sein und zwar in den verschiedenen möglichen Formen; denn dies ist das beste Mittel, dem Lernenden die Eigentümlichkeit beider Sprachen in dieser Beziehung klar zu machen. Dabei ist besondere Rücksicht darauf zu nehmen, dafs der Schüler bei den lateinischen Perioden das gegenseitige Gedankenverhältnis der einzelnen Nebensätze und Partizipialkonstruktionen in den verschiedenen der deutschen Sprache eigentümlichen Ausdrucksweisen wiederzugeben lernt, da er dann im stande sein wird, im umgekehrten Falle sich gleichfalls in wirklich lateinischen Satzformen auszudrücken; bei der S. 166 für die bekannte Periode aus Liv. 1, 16, 2 Romana pubes — silentium obtinuit gegebenen Übersetzung ist jedoch der Satz: ubi vacuam sedem regiam vidit gar nicht berücksichtigt, so dafs diese Übertragung ein Verständnis des Zusammenhanges der einzelnen Teile der Periode nicht ermöglicht. Wird über irgend einen Punkt überhaupt eine Regel aufgestellt, so soll sie eine vollständige Vorstellung von dem thatsächlichen Sprachgebrauch geben und daher auch nicht zu eng sein. Während nun S. 90 gelehrt wird: „Das absolut gebrauchte „Handeln“ mufs im Lateinischen den entsprechenden Zusatz erhalten“, liest man S. 39 in dem Beispiel aus Liv. 22, 14: „audendo et agendo res Romana crevit“, dieses Verbum dennoch absolut gebraucht; daher war zu bemerken, dafs agere im Gerundium (z. B. Cic. de imp. Cn. P. 11, 29, de n. d. 2, 53, 132) und mit adverbialen Bestimmungen (z. B. Cic. Sest. 41, 88) absolut stehen kann. Auch dafs quidam bei incredibilis u. s. w. nachgesetzt wird S. 59 (ebenso Haacke S. 103) hat nicht ausschliefsliche Geltung; vgl. Cic. Mil. 37, 101: est quodam incredibili robore animi. Per literas wird S. 56 mit buchstäblich statt mit brieflich erklärt, später folgt für das erstere auch das richtige ad literam nach. Das Deutsche zwar in den Wendungen und zwar = et is und ähnlichen wird S. 76 nicht richtig unter dem konzessiven Konj. behandelt. — Die Klassikerstellen sind im allgemeinen korrekt angeführt; S. 141 steht aus Cic. de or. 2, 30, 131 quamvis ad pronuntiandum erudito statt qu. ad pr. expeditum.

München. Joh. Gerstenecker.

Lessings Hamburgische Dramaturgie für den Schulgebrauch eingerichtet und mit Erläuterungen versehen von Dr. Jos. Buschmann, Oberlehrer am k. Gymnasium zu Trier. Trier, Verlag der Fr. Lintz'schen Buchhandlung. 1882. 8⁰. 219 S.

An den preufsischen Gymnasien setzen die deutschen Absolutorialaufgaben oft eine Kenntnis von Lessings Laokoon oder Dramaturgie voraus. So lange aber die Zahl der dem Deutschen im Unterricht gewidmeten Stunden so beschränkt bleibt wie bisher, wird es dem Lehrer nur in Ausnahmsfällen möglich sein, auf die beiden kritischen Werke näher einzugehen. Um beide auch nur annähernd zu verstehen, ihre eigentliche Bedeutung zu erfassen, ist eine so gründliche Vorkenntnis nicht nur in der deutschen

Literatur, sondern auch in der des Auslandes, einige Kenntnis der französischen und englischen Kunstlehre nötig. Der Lehrer kann mit seinem Erfolge völlig zufrieden sein, wenn er es dahin bringt, dafs seine Schüler wenigstens die poetischen Hauptwerke gelesen haben. Referent ist durch mehrjährige Erfahrung in der traurigen Lage konstatieren zu müssen, dafs auch diese Anforderung bei einer grofsen Anzahl der die Universität beziehenden Studierenden nicht erfüllt ist. Schlechte moderne Lektüre hat überall das Lesen der Klassiker so sehr in den Hintergrund gedrängt, dafs der Lehrer genug zu thun hat, die ihm Anbefohlenen zur Lektüre von Goetz, Tasso u. s. w. zu veranlassen. Gibt man aber dem Schüler die Dramaturgie zum Studium in die Hände, so sei es die ganze. Wir besitzen ja in der Arbeit von Schröter und Thiele (Halle. 1878) eine Ausgabe die „für die oberste Klasse höherer Lehranstalten und den weiteren Kreis der Gebildeten" bestimmt allen Anforderungen des Lehrers und Lernenden gerecht wird. Der Schulunterricht wird freilich stets nur einzelne Abschnitte herausgreifen müssen; aber einerseits soll hiebei dem Lehrer selbst die passende Auswahl nach dem Bedürfnisse seiner Schüler überlassen bleiben, andrerseits wird der Schüler selbst doch angeregt sich weiter in dem Buche umzusehen. Man gewöhne nicht schon auf der Schule die jungen Leute daran, sich mit Auswahlen aus unseren Klassikern zu begnügen. Die Notwendigkeit der „Fragen und Aufgaben" in Schulausgaben vermag Ref. nicht einzusehen. In den Ausgaben der antiken Klassiker hat man sie nicht, warum in denen der deutschen? Der Schüler kümmert sich gewifs nicht darum; und welcher tüchtige Lehrer bedarf eines derartigen Faulenzers! Zudem erscheinen wie in den meisten Fällen so auch hier die „Fragen und Aufgaben" nicht eben glücklich gewählt. Zur Einleitung möchten wir bemerken, dafs die Zusammenstellung von Gryphius, Lohenstein, Weise nur geeignet sein kann, dem Schüler eine unrichtige Ansicht über die Entwicklung unserer Literatur zu verursachen. Die nötige Kürze darf nicht zur folge haben, dafs man entgegengesetzte Richtungen der Literatur als eine und dieselbe hinstellt. Ebenso ein grober Fehler ist es, von Gottscheds dramatischen Reformen zu sagen „seine Absicht war gut, seine Mittel aber verfehlt". Lessing mufsten sie in der Hitze des Kampfes so erscheinen; der Literarhistoriker aber weifs es doch wenigstens seit Danzels Arbeiten, dafs Gottsched die einzig richtigen, ja einzig möglichen Mittel gewählt hat. Des Verf. Urteil über Molière möchte ich nicht in der Schule gelehrt wissen; Molières Lustspiel nimmt in der Geschichte der Weltliteratur doch eine ganz anders bedeutende Stellung ein als ihm hier zugewiesen wird. Falsch ist das über die Comédie larmoyante gesagte. In den „Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters" zeigt Lessing noch keine Kenntnis Shakespeares. Sich ihm nachahmend anzuschliefsen hat er niemals unternommen oder auch nur unternehmen wollen.

Die Auswahl der Stücke ist im ganzen eine recht geschickte. In den Anmerkungen aber wäre wohl manches zu berichtigen. So ist z. B. (S. 161) Polyeucte nicht der Sohn, sondern der Schwiegersohn des Statthalters von Armenien. Bei Du Belloy hätte seine stoffliche Neuerung nicht verschwiegen werden sollen (202); war er doch der erste, der nationale Stoffe in die Tragödie einführte. De La Mottes Vorname wird „Houdart" nicht Houdar (203) geschrieben. Doch möchten wir durch Aufdeckung solcher Versehen nicht den geschickten Fleifs des Verfassers bemängeln, dessen Schulausgabe des Laokoon, wie wir aus dem Vorworte entnehmen, grofsen Beifall gefunden hat und 1881 schon in 2. Auflage erschienen ist.

Marburg i. H. Max Koch.

Valentin Ickelsamers Teutsche Grammatica. Herausgegeben von Dr. Kohler, Unterbibliothekar an der K. Universitätsbibliothek zu München. Freiburg i. B., Mohr. 1881.

Der Herausgeber hat sich dadurch, dafs er dieses ebenso originelle als interessante Büchlein wieder weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat, Anspruch auf den Dank aller derjenigen erworben, welche sich für die Geschichte des deutschen Unterrichts interessieren. Valentin Ickelsamer ist zunächst durch seine Anweisung über die Methode des ersten Leseunterrichtes berühmt geworden. Freilich sind seine Gedanken damals zu wenig beachtet worden und in den Wirren des 17. und 18. Jahrhunderts gänzlich in Vergessenheit gekommen. Aber was in unserer Zeit auf dem Gebiete des ersten Leseunterrichtes „neu erfunden" und als eine Errungenschaft der neueren Methode gepriesen wird, das hat im wesentlichen schon Valentin Ickelsamer erkannt und in seiner „Teutschen Grammatica" ausgesprochen. Auch so mancher andere treffliche Gedanke über die Erlernung der deutschen Sprache findet sich in dem erwähnten Büchlein, wert, heute noch beherzigt zu werden.

Ickelsamer war, wie man nach seinen Schriften annehmen mufs, „Schulmeister", jedoch keiner von den „teütschen Schulmaystern, die nit mehr künde oder thun wöllen, dann ainen jungen lesen, schreiben, und rechen leren, vnd ja darnach nit höher im teütschen künden füren oder leren". Er war wohl bewandert im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen und ein besonderer Verehrer des Quintilian, den er mit Vorliebe citiert. Zur schriftstellerischen Thätigkeit sieht er sich aus innerem Berufe veranlafst. Fromm im Geiste jener Zeit schreibt er: „Da ich erkandte, das mich Gott über dieses sein ampt setzen wolt, das lesewerck zu gebrauchen in seinem hof und regiment auf dieser erden, hab ich nach dem vrsprung des lesens gedacht, das hat mir Gott so klar zaiget, das" u. s. w.; oder an anderer Stelle: „Nun hab ich vormals auch, von der rechten weyse lesen zu lernen, ettwas trucken lassen, aber nit so gründtlich und deütlich, als yetzt, in disem Büchlein, vn bewegt mich darzu nichts anders dann die liebe vnd lust diser feynen subtilen kunst, welche ich gern yederman wölt mittaylen, dann es ist auch ain hailige gab Gottes, welche man zu seiner göttlichen ehre in demütigkeit vn forcht des hertzens brauche, vnd andern mittaylen soll". — Die Kenntnis und Pflege der deutschen Sprache lag damals im argen; viel mehr kannte und übte man die fremden Sprachen. Darüber äufsert sich Ickelsamer in wehmütigen Worten. „Ja billich ist es allen Teütschen ain schand vnd spott, das sy anderer sprachen mayster wöllen sein, vnd haben jre aigne angeborne muttersprach noch nye gelernet oder verstanden". „Ich glaub, das nitt ain Nation sey, di jrer Wörter vnd sprach weniger verstand vnd vrsach wisse und geben künd, dann die Teütschen". „Wem steht es mehr vn billicher zu die Lateinische, Griechische, vn Hebraische sprache recht zuuerstehn, dann der sich ain Latiner Griechen, vnd Hebreer berümet vn nennen lest? Also wer soll billicher teütsch künde vnd verstehen dann die teütschen?" — Hauptaufgabe des deutschen Sprachunterrichtes ist ihm die Einführung in den Geist der Sprache durch gründliche Erkenntnis des Ursprungs und der Bedeutung der Wörter sowie der Verbindung der Gedanken. Die grammatischen Kenntnisse in der deutschen Sprache sollen (und können) nicht aus der Grammatik der lateinischen Sprache abgeleitet, gleichsam von selbst mit erlernt werden; im Gegenteil, tüchtige Ausbildung in der deutschen Sprache gibt die beste Grundlage zur Erlernung der fremden. „Was ist's anders, das sich ainer aufs thut ain teütscher schulmayster zusein, dann ainē lerer

der deutschen sprach zu seyn? da nitt allain lesen, schreiben vnnd rechen zugehört, sonder ain künstlicher verstand d. gantzen teütschē wörter sprach art vnnd weiſs? Man solt denn erst auſs dem teütschen schuler ainen Grammaticū machen, vnd jn leren alles was zu ainer teütschen Orthographia, Etymologia vnd Syntaxi dienet, vn das wer ser nutz, sonderlich denen die etwa gemaine schreiber solte werden, oder in den andern sprachen hernach wolten studieren, dazu sy gar leichtliglich möchten kummen, wa sy zuvor jren Verstand in ainer sollichē teütschen Grammatic geyebt hetten." „Ich schreib ich hab geschriben etc. das lernen die kinder besser von der muter, dann auſs der Grammatic. Der aber die acht tayl der rede recht verteütschet vnd erkläret mit jren accidentijs vnd zugehörungen zum rechtē gründtlichen verstandt der Teütschen wörter vnd rede, das ist, gantzer versamelter und rechter kunstmässiger teutscher rede, das wer billich ain teutsche Grammatica zunennen".

Wie der erste Sprachunterricht schon durch die häusliche Erziehung besorgt wird, so sollten auch die ersten Vorübungen zur Lesekunst schon zu hause vorgenommen werden. „Die elltern solten jre kinder dahaim ain weil mit dieser kunst spylē lassen, das ains dem andern ain wort auffgeb, vnnd es fraget wieuil es buchstaben hett, und wie ain yeder solcher buchstab vndterschidlich allain genennet würdt" etc.. Also vorgebildet kommen die Kinder dann in den Unterricht des „schulmaysters, der sie dann mit feiner subtiligkait üben und lesen leren kann, was dann jrem verstand zu vilen andern Dinge gesicklichkait gibt". Die Kunst des Lesens ist aber eine schwierige. „Quintilianus schreibt, das ain solliche subtile kunst sey die Buchstaben recht nennen, das nitt allain den kinder verstand, sondern die aller höchsten kunst vn weishait der aller gelertisten geben möge, vnnd sagt, das nit ain yeklicher den laut oder die stimm der Buchstaben künd vrtaylen vnd erkennen. Er sagt auch, das der Cicero, ain wunder gelerter man, dieser kunst sere fleissig sey gewest, vnd der Messala und ander gelerte, gantze Bücher allain von Buchstaben geschriben haben". In Erwägung der Schwierigkeit, welche die richtige Benennung der Buchstaben dem Lernenden bietet, bespricht Ickelsamer umständlich und in origineller Weise die Art und Weise, wie jeder Buchstabe ausgesprochen werden soll; z. B. „das ‚f, würdt geblasen durch die zene, auf die untere lebtzen gelegt, vn stymet wie naſs oder grün holtz am feure seüt". „Das ‚s, ist ain subtil pfeyfung oder sibila auſs auf ainander stossung der zene, wie die jungen Tauben oder Nattern sibilen". „Das ‚w, wie man in an hayſs essen bläst".

Um „teütsche Wort recht Buchstäbisch zu schreiben" muſs man erst wissen, was deren Bedeutung und Composition sei, sodann „das selbig Wort oder seine tayl vor in seine orn nemen und seine zungen fragen wie es kling, und was es aigentlich für laute hab".

Was die Form und Gestalt der Buchstaben betrifft, so äuſsert sich hierüber Ickelsamer, daſs derjenige, der „zum ersten das lesen erfunden vnd gestudiert hat", in diesem Teile des Lesens einen Vorteil(!) gehabt habe, da er nämlich sie nicht habe lernen dürfen, sondern sie selbst gegeben und gemacht habe. Dem lesen Lernenden nun will er ein Buch (eine Fibel) an die Hand geben, worin man ihm „die aigentliche stym oder laut der Buchstaben durch figur und bildtnuſs der thier, oder andern Ding anzaigen müst, welche thier oder Ding die stimm der buchstaben ganz gleich vn deutlich geben. Ainer hat die buchstaben des wortes Mertz von jm selbs nach disem Büchlein gestudieret, der höret und mereket vier verenderte tayl in disem wort, nämlich zum erste den Kühe brummen, m. Darnach

den Gays laut, e. Zum dritten den Hundsbuchstabe r. Und zum letzte den spatzen oder sperling schray, z."

Bezüglich der Schreibung der Wörter eifert er gegen die überflüssigen Buchstaben y und z, denn „was die zwen aufsrichten kunden vns das klein ‚i, und c, thun;" ebenso gegen das qu und k, denn „das ‚c, möcht auch ihr ampt aufs richten". Zur Bezeichnung des Lautes, der durch sch angezeigt wird, „mangelt aigentlich und gewifs ain gantzer Buchstab", denn die Zusammensetzung jener drei Buchstaben entspreche in keiner Weise dem durch sie angezeigten Laute. Ebenso mache sich auch ein merklicher und deutlicher Mangel eines eigenen Buchstabens geltend in Wörtern wie Engel, angel, frank, wo man weder das n, noch das g vollkommen höre.

Bezüglich der Teilung oder Zerlegung (Trennung) der Wörter stellt J. acht Regeln auf, gegen welche vom heutigen Standpunkte der deutschen Sprachlehre aus keinerlei Bedenken besteht. Bezüglich der Orthographie erklärt er sich im allgemeinen damit einverstanden, dafs man lang gewohntem Gebrauche folge und so schreiben und reden solle, wie das Wort nach gemeinem Brauche laute. Nur wenn ein Wort „so gar und weyt von der ban kummen und ungereymt genennet wird, dem möcht man wider ain wenig heym helffen, doch dz mans allweg verstehe und erkennē kündt". Ungerecht und ungeschickt nennt er es, dafs man „das t schier allweg an das d henke" und z. B. mundt, wundt, todt schreibe. Als eine schändliche Weise erscheint es ihm ferner, dafs „man schier in allen Wörtern „gedupelte" Buchstaben setze, da nur einer von nöten sei. Zum Schlufse gibt er noch eine kurze Anleitung über den Gebrauch von Unterscheidungszeichen, deren er , . () und ? kennt.

Dr. Kohler's Ausgabe hat bereits 3 Auflagen erlebt; ein Beweis, dafs das Büchlein in weiteren Kreisen Beifall gefunden hat. Es verdient auch einen Platz in jeder Bibliothek, wo deutsche Grammatik vertreten ist.

Amberg. **Max Miller.**

Deutsche Lehnwörter. Zusammengestellt und auf ihren Ursprung zurückgeführt von Dr. Konrad Rofsberg. Hagen i/W. u. Leipzig, Risel. 1881. ℳ 3.

Der Verfasser hat ein wohl ziemlich vollständiges Verzeichnis der im Neuhochdeutschen vorkommenden Lehnwörter zusammengestellt und die einzelnen Wörter durch ihre früheren Formen hindurch wo möglich bis zur Quelle ihrer Entlehnung verfolgt. Eine scharfe Grenze zwischen Lehn- und Fremdwort ist nicht immer leicht zu ziehen[1]); im allgemeinen aber wird man sich mit der von dem Verf. vorgenommenen Ausscheidung einverstanden erklären. In bezug auf die Etymologie ist Rofsberg sehr vorsichtig; nicht ganz selten gibt er zwei Ableitungen an, ohne sich immer für die eine oder andere zu entscheiden. Eine übertriebene Behutsamkeit, ja Ängstlichkeit zeigt er bei der Prüfung, ob ein Wort Lehnwort oder aber mit lateinischen oder griechischen Wörtern urverwandt ist. So heifst es, dafs bei ‚Luchs' eher Urverwandtschaft anzunehmen sein dürfte, nachdem doch vorher bestimmt gesagt war: „aus lynx". Von ‚Achse', das jetzt ganz allgemein als urverwandt mit axis bezeichnet wird, bemerkt R.

[1]) ‚Naiv' scheint dem Verf. wohl mehr noch Fremd- als Lehnwort zu sein; oder ist es aus Versehen weggeblieben?

dafs einige Urverwandtschaft mit axis annehmen. Doch nicht überall ist die Neigung, wo möglich eine Entlehnung anzunehmen, ersichtlich. So hat der Verf. ‚Stiel' nicht angeführt und damit gezeigt, dafs er selbständig urteilt und keineswegs ein blinder Abschreiber der deutschen Lexikographen ist.

Erwägt man, dafs ein Lehnwörterbuch der deutschen Sprache — aufser der unbrauchbaren Schrift von Jürgens — bisher nicht existierte, dafs Grimms und Weigands Ansichten teilweise nicht mehr haltbar sind und der Verf. schon deshalb darauf angewiesen war, eine sehr weitschichtige und zerstreute Literatur zu benützen, so wird man mit dem Gebotenen vollauf zufrieden sein und Rofsbergs Buch als brauchbare Erstlingsarbeit freudig begrüfsen. Ich verstehe nicht, wie einige Rezensionen, die mir zu Gesicht gekommen sind, in vornehmer Weise über die Schrift urteilen, ohne die Verdienste des Verf. gebührend hervorzuheben. Die Ausstattung ist vortrefflich, der Preis gewifs nicht zu — niedrig.

München. A. Brunner.

Discours sur les Révolutions de la Surface du Globe par G. Cuvier. Erklärt von Dr. Paul Wossidlo, Direktor der Realschule I. O. zu Tarnowitz. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1881.

Der Herausgeber sucht in seinem Vorwort zunächst darzuthun, dafs diese Schrift nicht nur geeignet ist, dem Primaner unserer Lehranstalten eine Ergänzung des im geographischen und geschichtlichen, bezw. auch mineralogischen Unterricht Gelernten zu bieten, sondern auch die Gymnastik des Denkens in der Richtung des induktiven Erkennens zu fördern. Obwohl ich nun die Vorzüge dieses in mustergültiger Sprache abgefafsten Discours Cuviers, der hier als der älteste Gegner der Entwicklungslehre sich zeigt, in keiner Weise in Frage stellen will, habe ich doch für mich persönlich die Ueberzeugung gewonnen, dafs es selbst an Realgymnasien gewagt erscheine, eine derartige Abhandlung als Klassenlektüre zu wählen. Wenn auch der Herausgeber durch seine sachlichen Erklärungen über viele Schwierigkeiten hinweghilft, so werden dem Lehrer der französischen Sprache deren noch genug vorkommen, die er sachlich den Schülern auseinander zu setzen, oder auch nur richtig zu übersetzen kaum im stande sein wird. Zum Privatstudium wird diese Ausgabe, welcher am Ende auch eine Übersicht der Erdformationen nach dem jetzigen Standpunkte der Geognosie beigegeben ist, sehr willkommen sein.

Wallner.

Die Lehre vom französischen Verb auf Grundlage der historischen Grammatik von Dr. H. Breymann, Prof. a. d. Universität München. München und Leipzig, Oldenbourg. 1882. — Gedanken über das Studium der modernen Sprachen in Bayern an Hoch- und Mittelschule. München, Lindauer'sche Buchhandlung. 1882.

Die an erster Stelle genannte Schrift besteht aus 2 Teilen: einer Abhandlung über den neusprachlichen Unterricht, der als Anhang einige Stimmen von Fachmännern über die neusprachliche Unterrichtsmethode

und eine Liste von Grammatiken und Monographien über die Lehre vom Verb beigegeben sind, und aus der Lehre vom französischen Verb selbst.

Im ersten Teile spricht der Verf. von den Zielen und der Methode des neusprachlichen Unterrichtes, indem er von der Anschauung ausgeht, dafs demselben, „wenn richtig betrieben, eine hohe formal bildende Kraft inne wohne", und er so „dazu geeignet sei, am Gymnasium neben den klassischen Sprachen das von diesen erstrebte Ziel einer gründlichen, ernsten, allgemeinen Geistesbildung zu fördern"; besonders aber sei an den lateinlosen Realschulen ein rationeller, neusprachlicher Unterricht von der höchsten Bedeutung. Deshalb verlangt er ganz entschieden, dafs an Stelle des bisherigen rein empirischen und mechanischen Unterrichtes eine verstandbildende Methode trete, und dafs insbesondere einem noch allgemein sehr vernachläfsigten Gebiete, der Lautlehre, grofse Aufmerksamkeit geschenkt werde. Dann bespricht er die immer noch nicht der Wichtigkeit des Faches entsprechende Stellung, welche das Französische am Gymnasium überhaupt, vor allem aber am bayrischen Gymnasium einnehme; dabei unterzieht er die zum Teil da noch bestehenden Verhältnisse, sowie einzelne Vorkommnisse einer sehr scharfen Kritik und wendet sich gegen jene, welche noch heute das Französische als nur geduldetes, ja sogar schädliches Nebenfach betrachten und auch solche Fachlehrer nicht als gleichberechtigt anerkennen wollen, die eine gründliche akademische Vorbildung aufzuweisen haben. Daran schliefst sich eine kurze Erörterung darüber, dafs ein vernünftiger Betrieb des französischen Unterrichtes an der Realschule von noch viel höherer Wichtigkeit sei als am Gymnasium, und dafs empirischen Grundsätzen folgende Grammatiken, wie die von Ahn, Ollendorf, Plötz, unbedingt aus der Schule zu verbannen seien. Zuletzt wird der Wunsch geäufsert, es möchten die Regierungen Deutschlands sich dazu entschliefsen, die Forderung aufzustellen: „dafs der neusprachliche Unterricht an unseren öffentlichen Schulen in rationeller, den Fortschritten der Wissenschaft Rechnung tragender Weise erteilt werde und zwar nur durch neuphilologisch gebildete Fachlehrer" und so dazu beitragen, dafs diesem Unterricht ein gediegenerer Inhalt, ein würdigeres Ziel und eine bessere Methode gegeben und damit auch ein besserer Erfolg gesichert werden könne."

Die Frage nach der Berechtigung dieser Wünsche wird jeder Vorurteilsfreie unbedingt bejahen müssen, auch wenn er dem Verfasser nicht in allen Einzelheiten beistimmt. Wenn irgend eine Forderung gerechtfertigt ist, so ist es die in letzteren Jahren von so vielen Seiten gestellte, dafs man auch im neusprachlichen Unterricht endlich einmal allgemein mit dem alten Schlendrian brechen müsse, der sich noch heute in der Regel an unseren Mittelschulen findet; darüber herrscht heutzutage unter allen philologisch gebildeten Fachmännern nur eine Stimme, dafs dieser Unterricht nur dann in einer unserer deutschen Mittelschulen würdigen Weise gegeben wird, wenn man ihn nicht mehr als blofses Gedächtniswerk zur Erzielung rein praktischer Fertigkeit behandelt, sondern unter schulgemäfser Benützung der Ergebnisse der historisch-wissenschaftlichen Grammatik den Schülern ein Erkennen der wichtigsten Sprachgesetze ermöglicht und so neben dem Gedächtnis auch die Denkkraft stärkt. Für das Gymnasium und Realgymnasium tritt noch die weitere Forderung hinzu, dafs man überall da, wo es praktisch zulässig ist, auf den Zusammenhang des Französischen mit seiner Muttersprache hinweist, beziehungsweise in der Formenlehre von anfang an die Schüler auf solche Lautgesetze aufmerksam macht, die immer und immer wiederkehren. Da aber ein derartiger Unterricht nur von jenem Lehrer gegeben werden kann, der sein Spezialfach wissen-

schaftlich beherrscht, so liegt es auf der Hand, dafs nur neuphilologisch gebildete Lehrer mit der Erteilung desselben beauftragt werden sollten. Dem, was Breymann in diesem Betreff sagt, ist voll beizupflichten. Davon, was wir unter einer philologischen Vorbildung der Lehrer der neueren Sprachen verstehen, sowie auch davon, was wir von deren Stellung am humanistischen Gymnasium denken, wird weiter unten die Rede sein. Auf einen Punkt nur mufs hier noch aufmerksam gemacht werden: es möge ein intensiverer Unterricht im Französischen an unseren bayr. Gymnasien ermöglicht, d. h. die ihm zugewiesene Stundenzahl wenigstens so weit erhöht werden, dafs innerhalb bescheidener Grenzen etwas Ordentliches geleistet werden kann; denn dafs bei einem 4jährigen Unterricht von nur je 2 Wochenstunden auch ein tüchtiger Lehrer irgend welche befriedigende Durchschnittsleistungen absolut nicht erzielen könne, das wird doch wohl niemand leugnen, der nur einigermafsen begreift, was es heifst, eine lebende Sprache können. Sollten sich einmal an einem Gymnasium, das vorzugsweise von Söhnen wohlhabender und gebildeter Kreise besucht ist, eine grofse Anzahl von Schülern finden, welche in der That Gutes leisten, so beweist ein solcher Fall gar nichts als die Regel; sie haben eben ihr Französisch zum gröfseren Teil nicht in der Schule gelernt, sondern aufserhalb derselben. Rezensent hatte sich ursprünglich vorgenommen, eingehend nachzuweisen, dafs eine Vermehrung der Stundenzahl für das Französische an unseren bayr. Gymnasien unbedingt notwendig sei, sowie sich darüber zu verbreiten, in welcher Weise eine derartige Vermehrung am leichtesten ohne jegliche Einschränkung des sonstigen Unterrichtes und ohne nennenswerte Erhöhung der Gesamtstundenzahl der einzelnen Klassen durchgeführt werden könne, glaubt aber vorerst davon absehen zu sollen, da es den Rahmen einer Besprechung weit überschreiten müfste; überdies kann er in bezug auf die Frage „wie die Stundenzahl erhöht werden könne" auf das hinweisen, was jüngst von einer anderen Seite darüber geäufsert wurde.[1]) Denen aber, welche etwa geneigt wären daran festzuhalten, es sei sehr gut möglich, unter den bestehenden Verhältnissen unseren Gymnasiasten eine genügende Kenntnis des Französischen beizubringen, für heute nur Eines: wie soll man in der I. Gymnasialklasse der Mehrzahl der Schüler, die sehr häufig nicht einmal ihre Muttersprache anständig aussprechen und deren Sprachorgane bei dem vorgerückten Alter schon sehr viel von der früheren Geschmeidigkeit eingebüfst haben, eine nur halbwegs gute Aussprache beibringen, wenn man sich nicht mit den einzelnen abgeben kann? Dafs dies aber bei nur zwei Wochenstunden und bei Klassen von 40—50, ja an grofsen Anstalten sogar 60—70 Schülern ein Ding der Unmöglichkeit ist, mufs auch der hartnäckigste Widersager zugeben.

Den 2. Teil seiner Schrift, die Lehre vom franz. Verb, bezeichnet Prof. Breymann in seiner Vorrede als einen Versuch, an diesem wich-

[1]) Beilage zur Allg. Zeit. vom 17. Dez. 1882 Nr. 351. Mit dem dort Gesagten erkläre ich mich ganz einverstanden. Auch ich glaube, dafs, etwa aufser Mathematik, kein Unterrichtsgegenstand des bayr. Gymnasiums an Zeit gekürzt werden dürfe, dafs es aber unseren Gymnasiasten keinerlei Überbürdung verursachen würde, wenn sie in den 5 oberen Klassen um je 1 Wochenstunde mehr in der Schule sitzen müfsten; sie hätten dann in Summa 29 Wochenstunden (incl. Turnen), also immer noch weniger als die elsäfs. Sachverständigenkommission für III, II und I ansetzt. (In bezug auf die Überbürdungsfrage vgl. auch was Deuerling sehr treffend im 1. Heft 1883 unserer Blätter schreibt.)

tigsten und, kann man hinzusetzen, zugleich weitaus schwierigsten Kapitel der franz. Formenlehre zu zeigen, in welcher Weise der grammatische Unterricht an den Mittelschulen behandelt werden mufs, um für Lehrer und Lernende gleich anziehend, für letztere aber das zu werden, was er sein kann und sein soll: eine wahre Palästra für den Verstand, eine tiefgehende und darum anhaltende segensreiche Befruchtung des jugendlichen Geistes. Ich halte den nicht für die Schule, sondern für den Lehrer bestimmten Versuch für vollständig gelungen: die Darstellung ist beschreibend gemäfs der ganz richtigen Ansicht des Verfassers, es gehöre die historische Grammatik selbst nicht in die Schule, und es werde demgemäfs in der Mittelschule „die Behandlung der Formenlehre wohl nie eine andere als die beschreibende sein können"; dabei hält sie sich streng an die Ergebnisse der historischen Grammatik und zeigt überall das ernste Bestreben, gröfstmögliche Klarheit und Vollständigkeit mit einander zu verbinden. Wenn ich mir im Folgenden erlaube auf wenige Einzelheiten hinzuweisen, die der Verbesserung bedürfen, so möge es als Zeichen des grofsen Interesses angesehen werden, mit dem ich die Lehre vom Verbum durchging. In erster Linie wirkt die jedesmalige Anführung der zur Anwendung kommenden Lautgesetze ziemlich störend; da dieselben in passender Weise im Anhang II § 140 ff. zusammengestellt sind, so hätte ein einfacher Hinweis auf den jeweiligen § vollständig genügt. Unrichtig ist es, wenn § 144 und 145 (p. 125) gesagt wird, es sei bei ‚il fait' der Stammauslaut *s* vor der Flexionsendung *t* ausgefallen, da er nie da war; die Entwicklung ist: facit, fakjt, fact, fait. In § 71, p. 87 wurde aus Versehen das ‚s' von je conduis, tu conduis als stammhaft gedruckt, statt condui-s; ebenso § 116 p. 109 zweimal soi*e* statt soi*s*. § 115 bei être sind einige Formen vergessen: unter 4. Stamm ét (aus stare) étant, beim 5. St. esser fehlt être selbst, dessen Bildung in § 163 richtig dargelegt wird. S. 57 ist statt § 141 gedruckt § 140. S. 112 A. 2 lautet „vgl. faillir § 135 Anm.", dort aber findet sich nichts; auch fehlt dieses Verbum in dem angehängten alphabetischen Register. Da das Buch doch für Lehrer und Studierende geschrieben ist — diesen ist es sehr zu empfehlen — so wäre vielleicht an mehreren Stellen eine noch ausführlichere Darstellung erwünscht gewesen; so z. B. auf S. 120, wo ein vergleichender Überblick über die Personalzeichen den allmäligen Verfall derselben vor Augen führt, eine weitere Zerlegung der Pronominalsuffixa des Plural (masi in ma + si = ich + du = wir u. s. f.) oder S. 51, wo nur wenige Leser die A. 6 richtig verstehen werden, wenn sie sich nicht erst darüber rats erholen, wie man τιθεῖσι aus τίθενσι entstanden glaubt. (τίθεντι, τίθενσι, τίθεισι, τιθεῖσι vgl. Curtius, D. Verb. d. griech. Sprache.) S. 82 wäre bei suivre, welches nicht u, sondern i im Part. Perf. hat, darauf hinzuweisen, dafs diese Form aus altf. sui*vir* kommt, und S. 104 bei „eu" darauf, dafs es aus einem Sup. hab*u*tum statt hab*i*tum gebildet ist.

Dafs diese Lehre vom Verb zum Gebrauch in der Schule in einer Schulgrammatik wesentlicher Kürzungen bedürfte, ist ganz natürlich; welcher Art sie sein müssen, kann im einzelnen erst nach einem praktischen Versuch in der Schule dargelegt werden. Die vom Verfasser in seinem Schlufswort angeregte Aufstellung einer Klasse von halbstarken (oder gemischten) Verben scheint mir die Lehre praktisch zu erleichtern. Für jetzt beschränke ich mich auf wenige Andeutungen, wie ich mir die Sache denke: Die Verba würden eingeteilt in: 1) schwache, 2) starke, 3) halbstarke, 4) unvollständige. Die schwachen dann wieder in die 3 Konjugationen; die starken in *i*- und *u*-Verben; von den unvollständigen würden nur die häufiger vorkommenden Formen im Text angeführt, die übrigen entweder

in kleinem Druck oder in Anmerkung beigefügt.[1]) Einzelne Gruppen könnten enge zusammengefafst und dadurch eine für die Schule erwünschte Kürze erreicht werden; so z. B. §§ 19—27 b, wo ich alle seltenen Verben aus dem Haupttext ausgeschieden wissen möchte (es blieben von den § 24 angeführten Verben nur acheter und geler, die von § 26 würden ganz in die Anmerkung verwiesen). Sollen § 8a und 8b beibehalten werden, so wären die dort aufgezählten Verben zu klassifizieren.

Die zweite mir zur Besprechung vorliegende Schrift ist eine von einem Ungenannten verfafste Broschüre, welche anknüpfend an den einleitenden Text des Breymann'schen Buches und als Erwiderung auf dasselbe das Studium der neueren Sprachen an Mittel- und Hochschulen speziell in Bayern einer genauen Betrachtung unterzieht. Da das Büchlein wegen der vielen treffenden Äufserungen unsere Beachtung verdient, auf der anderen Seite aber durch noch häufigere unrichtige Behauptungen dem nicht ganz genau Eingeweihten ein ganz unrichtiges Bild von den in Frage stehenden Verhältnissen bietet, so mufs ich mich so eingehend damit beschäftigen, als es eben in einer Besprechung möglich ist, umsomehr da thatsächlich wichtige Fragen in betracht kommen. Der Inhalt der Broschüre ist etwa folgender: Eingangs berührt der Verfasser kurz zwei im Jahre 1868 erschienene Abhandlungen, welche eine Hebung des damals wirklich kläglich darniederliegenden neusprachlichen Unterrichtes an den bayrischen Gelehrtenschulen dringend verlangten; dann erklärt er, dafs sich seitdem „man darf sagen alles geändert habe“ und es also sehr zu verwundern sei, wenn Professor Breymann seine Abhandlung mit den Worten schliefse: es habe jene Broschüre nicht die geringste umgestaltende Wirkung ausgeübt. Er stellt die Frage, „ob es denn wirklich um den Unterricht in den modernen Sprachen oder besser gesagt um dessen Beachtung im Lehrplan so schlimm stehe?“ (p. 5) bejaht sie teilweise und knüpft die weitere Frage an: „Wo liegt die Schuld?“ Diese nimmt er sich vor ohne jede Empfindlichkeit zu lösen, eingedenk des Wortes, „dafs uns Sokrates lieb, lieber die Wahrheit ist“. Ob er diesen höchst lobenswerten Vorsatz zur Ausführung bringt, werden wir alsbald sehen. Jetzt geht er zur Kritik der Breymann'schen Schrift über. Den wesentlichsten Sätzen derselben (dafs der neusprachliche Unterricht, wenn richtig betrieben, ein des Gymnasiums würdiger Unterrichtsgegenstand sei; dafs nur ein wissenschaftlich, d. h. (neu)philologisch gebildeter Lehrer ihn richtig zu geben vermöge) stimmt er vollständig bei. S. 6 erklärt er, Breymann mache der klassischen Philologie und ihren Vertretern den direkten Vorwurf, dafs sie ihrer Schwesterwissenschaft nicht die gehörige Achtung, nicht die volle Gleichstellung entgegenbringe; das beweise Br. durch die Erwähnung gewisser Vorkommnisse. Diese bespricht der Anonymus und kommt dabei auf die Stellung des Faches zu reden: aus einem Nebenfache ein Hauptfach zu machen sei Sache des betreffenden Lehrers; der Professor der modernen Sprachen solle sich enge anschliefsen an die Methode der Antike etc. S. 9 hält er es für ein „bedenk-

[1]) Ich gehöre überhaupt zu jenen, welche eine möglichste Einschränkung des grammatischen Lehrstoffes (nicht nur für die neueren, sondern auch für die alten Sprachen) wünschen; seltenere Erscheinungen, sowie Abweichungen vom gewöhnlichen Sprachgebrauch können abgeschieden vom Texte gegeben und beim Vorkommen in der Lektüre durchgenommen werden, sind aber nicht zu lernen. (Vgl. was ich darüber im Arch. B. 68, H. 1 sagte.)

liches Zeichen der Zeit, wenn die neuere Philologie sich dadurch zu heben glaubt, dafs sie gegen die klassische sich kehrt“, ihr gezieme vielmehr Bescheidenheit. Nun folgt eine eingehende Betrachtung über Stellung und Vorbildung der Lehrer (SS. 10—29) als deren Endresultat sich für den Anonymus ergibt: „dafs schon in der Vorbildung der klassischen und modernen Philologen vieles, vieles wesentlich verschieden sei, aber im Laufe der akademischen Jahre sich erst noch mehr anders (natürlich zu Ungunsten des modernen Philologen) gestalte (p. 13); auch die schriftliche wie die mündliche Hauptprüfung sei für den ersteren wesentlich schwieriger als für den letzteren; kurz und gut, was der klassische Philologe an dem Lehramtskandidaten des Französischen und Englischen auszusetzen habe, das sei der fühlbare Mangel philologisch-historischer Grundlage. In diesen Teil seiner Schrift hat der anonym. Verfasser eine Menge beachtenswerter, doch zumeist schon von anderer Seite (Breymann selbst, Körting u. a.) gemachter Vorschläge über den Betrieb der neusprachlichen Studien an der Hochschule, über Prüfungsmodus etc. eingeflochten; davon alsbald mehr. Noch wird kurz das Ziel des neusprachlichen Unterrichtes an den verschiedenen Mittelschulen und die einzuschlagende Methode berührt, wobei Anonymus die französische Sprache am Gymnasium zunächst als formales Bildungsmittel betrachtet wissen will, und und zugesteht, dafs 2 Stunden wöchentlich wenig, sehr wenig seien; doch glaubt er, dafs die Schüler zu dem formalen Zwecke kommen könnten, nachdem ja am Gymnasium die häusliche Thätigkeit so bedeutsam sei. Zum Schlusse sagt er mit Breymann: „Wir haben dahin zu arbeiten, dafs dem neusprachlichen Unterrichte ein gediegenerer Inhalt, ein würdigeres Ziel und eine bessere Methode gegeben und damit auch ein besserer Erfolg erzielt werden könne“, und glaubt „die Realisierung in der philologisch-historischen Schulung der Lehrer, in dem engsten Anschlufse an Methode, Plan und Wesen der klassischen Philologie, im kollegialen Zusammenwirken der antiken (!) und modernen (!) Sprachlehrer suchen zu müssen“.[1])

Schlufs folgt.

Augsburg. G. Wolpert.

Zu der an erster Stelle besprochenen Schrift glaubt die Redaktion noch einige Bemerkungen beifügen zu müssen.

Indem Herr Professor Dr. Breymann für einen intensiveren, wissenschaftlicheren Betrieb des Französischen am Gymnasium in die Schranken tritt, stellt er eine Forderung auf, deren Berechtigung nicht angezweifelt werden soll. Aber leider beschränkte er sich nicht auf eine sachliche Erörterung der wichtigen Frage, sondern meinte, vielleicht um seine Schrift unterhaltender zu machen, in heftigen Angriffen nach verschiedenen Seiten hin, insbesondere gegen die ‚klassischen‘ Philologen überhaupt und gegen die Bayerns insbesondere, sich ergehen zu müssen. Da nun Behauptungen, die unwidersprochen bleiben, nicht selten für wahr gehalten werden, so will ich einige der von Hrn. Breymann angeführten ‚Fälle‘, welche darthun sollen, dafs noch so ‚manche‘ oder ‚viele‘ der klassischen Philologen Bayerns, von der alleinseligmachenden Kraft der Altertums-

[1]) Aus Mangel an Raum kann die zweite Hälfte des vollständig in den Händen der Redaktion befindlichen Artikels erst im folgenden Hefte gebracht werden. A. d. R.

studien überzeugt, aufser diesen nichts des Studiums für wert halten oder anderen Unterrichtsgegenständen, wie dem Französischen, Hemmnisse oder mindestens Gleichgültigkeit entgegen stellen, einer etwas näheren Beleuchtung unterziehen. Man wird dann leicht beurteilen können, ob wirklich den beigebrachten Beispielen die von Hrn. Breymann denselben zugeschriebene Beweiskraft zukommt.

Auf S. 12 liest man: „Der Verfasser der bereits citierten Schrift: Über das Studium der modernen Sprachen an den bayerischen Gelehrtenschulen (Landshut. 1868) erzählt folgenden merkwürdigen Fall: „„Weiland Rektor Dr. G. Beilhack nahm jene Schüler, die mit besonderem Erfolge dem Studium der modernen Sprachen oblagen und nach dem Zeugnisse ihrer Lehrer die entschiedensten Fortschritte machten, in rektoratliches Verhör, hielt es ihnen vor, dafs sie in derartigen Nebenfächern so vieles leisteten uud verbot ihnen den weiteren Besuch jener Stunden.“ Allerdings ein merkwürdiger Fall! Besonders merkwürdig auch wegen einer seltsamen Ironie des Schicksals, indem der Verfasser der anonymen Schrift vom Jahre 1868, aus welcher Hr. Breymann den erwähnten Passus über Beilhack entnahm, mit dem Anonymus vom Jahre 1882, mit dem jetzt Hr. Breymann in heftiger Fehde liegt, identisch ist. Dafs indes der Anonymus nicht alle seine früheren Aufstellungen aufrecht zu erhalten gedenkt, beweist der Eingang seiner neueren Schrift, wo er von seinem ersteren Schriftchen erklärt: Es war ein Notschrei, und trotz manches Ungeeigneten, das es enthielt, gut gemeint. Hr. Br. sagt mit bezug auf seinen anonymen Gegner (Beil. der Allg. Zeit. 8. Febr. 1883. S. 562): „Auf die Angriffe eines Gegners, der aus dem sicheren Verstecke der Anonymität seine wenig sauberen Pfeile abzuschiefsen für gut findet, sollte man nicht antworten. Wenn ich von dieser Regel bei diesem auf mich persönlich gemünzten Vorwurf eine Ausnahme mache, so geschieht dies aus folgenden Gründen.“ Jetzt wo diese Pfeile auf Hrn. Breymann ‚persönlich gemünzt‘ sind, findet er sie unsauber, früher aber trug er kein Bedenken, aus der Rüstkammer eines Anonymus sich solche Geschosse anzueignen und sie auf einen hochgeachteten, schon längst verstorbenen Ehrenmann abzusenden. Dafs übrigens jener merkwürdige Fall mit der Wirklichkeit kaum in Einklang zu bringen ist, dürften folgende Erwägungen zeigen. Das Französische wurde gemäfs der revidierten Schulordnung vom Jahre 1854 obligatorischer Lehrgegenstand, Beilhack aber übernahm das Rektorat des Maxgymnasiums in München im Jahre 1856, demnach konnte er ein solches Verbot hinsichtlich des Französischen gar nicht erlassen. Was das Englische betrifft, so erklärt der damalige Lehrer dieser Sprache, welcher noch jetzt in gleicher Eigenschaft am gedachten Gymnasium wirkt, jedem, der es hören will, mit aller Bestimmtheit, dafs Rektor Beilhack den englischen Sprachunterricht mit Eifer förderte, sich herzlich freute, wenn er rege Teilnahme der Schüler für diesen Unterrichtsgegenstand bemerkte und etwaige Versäumnisse rücksichtlich desselben strenge ahndete. Bezüglich des Italienischen läfst sich ein direkter Beweis nicht erbringen, da der damalige Lehrer dieser Sprache nicht mehr am Leben ist. Aber aus der Thatsache, dafs die Jahresberichte des Maxgymnasiums vom Jahre 1856 an, wo Beilhack Rektor wurde, ein stetiges Wachstum der Zahl der wegen guter Fortschritte im Italienischen und Englischen belobten Schüler aufweisen, dürfte doch wohl der Schlufs zu ziehen sein, dafs Beilhack auch dem Italienischen keine Hindernisse in den Weg legte. Dafs derselbe auch kein Mann der ‚Reaktion‘ war wie in der von Breymann angezogenen Stelle der anonymen Schrift zu lesen ist, zeigt zur genüge der Umstand, dafs

er auf dem Felde der germanischen Philologie eine rege und nicht unfruchtbare Thätigkeit entwickelte. Als Jakob Grimm nach München kam, besuchte er den damals noch verhältnismäfsig jungen Beilhack, um ihm wegen seiner Bemühungen, die Ergebnisse der germanischen Philologie in die Schule einzuführen, seine Hochachtung zu bezeigen.

S. 16 äufsert Herr Breymann wörtlich folgendes: „Noch immer fehlt es leider nicht an solchen, die aufser der klassischen Philologie nichts, absolut nichts als des Studiums wert anerkennen, von der „„Infallibilität der klassischen Studien““ reden und glauben, dafs „„mit dem Sinken der Altertumsstudien die Welt zur Barbarei zurückkehren werde.““ Wenn solche klassische Sätze von Mitgliedern des Vereins von Lehrern an bayerischen Studienanstalten „geleistet“ werden können, so darf man es den Vorkämpfern der Realschulinteressen nicht verargen, wenn sie sich über eine derartige, selbst von den besonneneren Mitgliedern der Versammlung nicht weiter beanstandete, mafslose Ausdrucksweise weidlich lustig machen. Wenn der Philologie, sagt Dr. Krallinger, diese Art von Infallibilität und Alleinseligmachungsfähigkeit vindiciert wird, darf man sich nicht wundern, dafs das Wesen und die Bedeutung der Gymnasialstudien verkannt wird.“ Der Gewährsmann hiefür ist der frühere Lehrer an der Münchener Realschule, Herr Dr. Krallinger (in Kolbes Zeitschr. f. d. Realschulwesen 1877 S. 482). Diese von Herrn Breymann aus dem Zusammenhang gerissenen Worte geben allerdings einen befremdlichen Sinn, weshalb ich zur richtigen Würdigung derselben den Thatbestand klar legen will. In der X. Generalversammlung des Vereins von Lehrern an bayr. Studienanstalten sagte der damalige Vereinsvorstand, der nunmehr verstorbene Rektor Bauer, in seiner Eröffnungsrede unter anderem[1]): „Dem gegenüber wollen wir unsere Augen nicht davor verschliefsen, dafs die .... realistischen Schulen die Anspannung aller unserer Kräfte erfordern, um alle Zweifel an dem unvergänglichen Werte, ich möchte sagen, der Infallibilität der humanistischen Studien zu zerstreuen. **Weit entfernt, anders geartete Schulen in ihrer freien Entwicklung hemmen zu wollen,** müssen wir doch, durchdrungen von der Ueberzeugung, dafs die Welt mit dem Falle der Altertumsstudien zur Barbarei zurückkehren würde, nicht blofs unsere Position zu behaupten suchen, sondern nach Kräften bemüht sein, die realistische Bildung möglichst mit humanen, mit idealen Momenten zu durchsäuern.“ Dafs Bauer mit dem allerdings nicht glücklich gewählten Ausdrucke ‚Infallibilität‘ blofs den unvergänglichen Wert der klassischen Studien bezeichnen wollte, lehrt der Zusammenhang augenscheinlich; dafs er aber an nichts weniger als an eine ‚Alleinseligmachungsfähigkeit‘ derselben dachte, bezeugen die durch den Druck hervorgehobenen Worte, welche freilich Herr Krallinger wegzulassen für gut fand, vielleicht weil es so besser zu seinen Zwecken pafste. Das bezeugt wohl am besten die Thatsache, dafs, als im Jahre 1874 von Seiten der Realschulen der Antrag gestellt wurde, die Blätter für das bayr. Gymnasialschulwesen zum gemeinsamen Organ für die humanistischen und Realanstalten zu machen, Bauer bereitwilig zur Verwirklichung des Projektes die Hand bot. Vor mir liegt das Konzept des Briefes, welchen Bauer an einen Reallehrer, der zuerst brieflich im Auftrage seiner Kollegen eine bezügliche Anfrage gestellt hat, richtete. Da heifst es u. a.: „Meine persönliche Ansicht ist die, dafs eine Vereinigung der Lehrer an Gymnasien und Realschulen nicht nur möglich, vielmehr in mancher Hinsicht sogar wünschenswert

[1]) Laut Bericht über die X. Vers. S. 6.

ist. Wir verfolgen als Lehrer alle ein pädagogisches Ziel und haben hierin und in den allgemeinen Standesinteressen einen gemeinsamen Berührungspunkt. Aufserdem glaube ich, dafs eine solche Annäherung zu gegenseitiger Achtung und wohl auch Belehrung führen mufs, und dafs wir vereinigt freundlich und neidlos neben einander wirken werden.“ Wenn nun der nach den höchsten Zielen strebende, verdienstvolle Mann bei dem Hinweise auf die Thatsache, dafs durch das im 14. und 15. Jahrhunderte erfolgte Wiedererwachen der Altertumsstudien auch die Künste und Wissenschaften neu wiederauflebten, seiner Befürchtung, es möchten über den blofs aufs Nützliche gerichteten Bestrebungen so vieler die idealen Gesichtspunkte allmählich verloren gehen, einen vielleicht etwas zu kräftigen Ausdruck gab, so mögen sich immerhin die Vorkämpfer der Realschulinteressen über solche ‚klassische‘ Sätze lustig machen. Das ist lediglich Sache des Geschmacks, über den sich bekanntlich nicht streiten läfst. Von einer Beanstandung jener ‚mafslosen‘ Ausdrucksweise von seiten der anwesenden und abwesenden Mitglieder des Vereins, zu denen doch auch viele Religionslehrer, Mathematiker und Lehrer des Französischen gehören, ist nie etwas bekannt geworden; wahrscheinlich fanden dieselben in dem ganzen Tenor der Rede nichts Anstöfsiges, irgendwen Verletzendes. Was würde wohl Herr Breymann zu folgenden Sätzen sagen? „Alle modernen Kulturvölker sind und bleiben darauf angewiesen, aus dem unversiegbaren Born des klassischen Altertums immer wieder zu schöpfen, um durch den Genufs immer wieder sich zu erfrischen und zu verjüngen . . . . Die Meisterwerke des klassischen Altertums sind und bleiben für alle Zeiten der unentbehrliche Schlüssel zum Verständnisse dessen, was natürliche Geisteskraft als Höchstes zu leisten im stande ist.“ Wollte man diese Sätze oder gar einzelne Worte von ihnen aus dem Zusammenhange reifsen, so könnte man dieselben leicht als mafslos bezeichnen und sie als Gegenstand besonderer Kurzweil betrachten. Und doch stammen sie von keinem Geringeren als von dem, wie Herr Br. sagt, ‚trefflichen‘ Reisacker, den er als seinen Ideen nahestehend mit Vorliebe citiert (Zeitschr. f. d. Gymn. 1882. S. 10).

S. 14 erzählt Br. von einem Lehrer der neueren Sprachen, welcher Zurücksetzungen und Kränkungen jeder Art zu erdulden hatte. Als einzelnen Beleg von vielen führt er an: „Am Ende der französischen Stunde kommt ein älterer, ein anderes Fach vertretender Lehrer in die Klasse. Der Lehrer der neueren Sprachen schickt sich zum Fortgehen an. Gerade ist ein Schüler im Begriff, demselben diensteifrig die Thüre zu öffnen, als ihm dies von dem älteren Lehrer in ebenso taktloser wie unberechtigter Weise verwiesen wird.“ Da kurz vorher von Hrn. Br. erwähnt ist, dafs der Lehrer der neueren Sprachen von den klassischen Philologen vielfach als Lehrer zweiter Ordnung angesehen werde, so bemerke ich, dafs jener ältere Lehrer, welcher den angeblichen Vorfall provociert haben soll, keiner der bösen ‚klassischen‘ Philologen ist, sodann dafs, wie ich aus glaubwürdigster Quelle weifs, ein an sich harmloser Vorgang durch ein Mifsverständnis des französischen Lehrers eine unbegreifliche Deutung erfuhr und die von Hrn. Br. erwähnte Kränkung überhaupt nur in der Phantasie des angeblich davon Betroffenen existiert.

Herr Br. sucht seine Thesis von den Übergriffen und dem Infallibilitätsdünkel der ‚klassischen‘ Philologen noch durch andere Erzählungen und Geschichten zu erhärten, welche den bereits charakterisierten aufs Haar gleichen. Da ich nun nicht weifs, was an denselben Wirklichkeit ist und was die bezüglichen Zuträger von dem Ihrigen hinzugethan haben, so beschränke ich mich auf die Bemerkung, dafs Herr Br. auch in der

Form der Darstellung sie ihres anekdotenhaften Charakters nicht völlig entkleiden konnte. Möglich, dafs er sie von den betroffenen Persönlichkeiten selbst erfuhr, ohne sich weiter um das *audiatur et altera pars* zu kümmern, oder dafs die Fama sie zu ihm trug, von welcher der Dichter singt:

Tam ficti pravique tenax, quam nuntia veri.
Haec tum multiplici populos sermone replebat
Gaudens et pariter ***facta atque infecta*** *canebat*

Wunderbar ist es jedenfalls, wenn in einer Schrift, die auf jeder Seite die ‚Wissenschaft‘ und ‚Wissenschaftlichkeit‘ in den Vordergrund stellt, derartige Anekdoten zu grofsen Aktionen aufgebauscht und in erster Linie als beweiskräftig ins Treffen geführt werden. Eines aber möchte ich zum Schlusse Hrn. Prof. Breymann versichern: In Bayern leben die Lehrer der verschiedenen Unterrichtsfächer an den Gymnasien friedlich neben einander. Die Geltung und Achtung, welche der einzelne geniefst, hängt nicht davon ab, ob er Mathematiker oder Religionslehrer oder Vertreter der klassischen oder modernen Philologie ist, sondern von seinen Charaktereigenschaften und seiner pädagogisch-wissenschaftlichen Tüchtigkeit.

A. Deuerling.

Kurzgefafste hebräische Grammatik für Gymnasien von G. Stier. Leipzig, Teubner. 1881. (1,80 ℳ).

Bei allen Vorzügen, die man der ‚hebräischen Grammatik‘ von Nägelsbach gerne zuerkennen wird, hat sich doch seit langem das Bedürfnis nach einem kürzer gehaltenen Lehr- und Übungsbuch geltend gemacht, abgesehen von allem anderen schon in Rücksicht auf die geringe Stundenzahl, die wenigstens an unseren Gymnasien diesem Lehrgegenstande zugewendet zu werden pflegt. Mit vollem Rechte ist daher Vosens vortreffliches Lehrbuch „Rudimenta linguae hebraicae“, das 1879 schon in 5. Auflage erschien, für den Gebrauch an Gymnasien aufs beste empfohlen worden, ebenso wie des gleichen Buches deutsche Bearbeitung „Kurze Anleitung zum Erlernen der hebräischen Sprache“, neu bearbeitet von Dr. Kaulen, die 1881 sogar schon in 14. Auflage dargeboten wurde. Ebenso warm begrüfsen wir nunmehr auch ein neues Hilfsmittel, das uns unter obigem Titel von Direktor G. Stiers kundiger Hand bearbeitet vorliegt, der wir auch das vor einer Reihe von Jahren edierte Hebräische Vocabularium — in 2 Teilen — und das vor 2 Jahren edierte treffliche „Hebräische Übungs- und Lesebuch“ verdanken. Wir können uns mit der vom Verfasser getroffenen Auswahl des Lehrstoffes, wie mit der Art der Anordnung desselben im allgemeinen nur einverstanden erklären; es wird das Wichtigere und Bedeutsamere in klarer, fafslicher Form geboten und die für Schüler von Gymnasien doch so nahe liegenden Analogien aus dem Gebiete der altklassischen Sprachen in sehr belehrender Weise häufig angezogen. Dabei sind auch die wissenschaftlichen Resultate der neueren Forschungen von Kautzsch, Stade u. s. w. keineswegs unbeachtet gelassen. Das Hauptgewicht ist, wie es sich ja bei dem Zwecke des Buches von selbst versteht, auf die Darstellung der Formenlehre gelegt, wobei wir indessen doch nicht umhin können, die allzu geringe Berücksichtigung der Wortbildung, die zusammen mit der Komposition (und Wortverbindung) auf nicht ganz 6 Seiten abgethan ist, als Fehler zu bezeichnen; die Syntax umfafst kaum den achten Teil des Ganzen, während wir sie z. B. bei Vosen doch noch etwas reicher bedacht finden,

Ganz mangelhaft ist die Lehre von den Casus, während wir andrerseits gerade in der Syntax wieder die Auswahl und Übersetzung der Beispiele, die mehrfach ganz passend griechisch gegeben ist, loben müssen.

Während sich der Verfasser im Buche selbst bei der Entwicklung der Lehre vom Verbum noch der auch sonst üblichen Bezeichnungen der hebräischen Zeitenstufen als Perfekt und Futur bedient — die jedenfalls zutreffender sind, als die immer noch bei Nägelsbach festgehaltenen „Perfekt“ und „Imperfekt“, plädiert er ihm Vorworte für eine Benennung des letzteren durch „Fiens“, oder, was uns freilich nur mit Rücksicht auf die Form als das Pafsendere dünkt, durch „Augmentform“, der gegenüber stünde die „Grundform“, das bisherige Perfekt.

Auf Einzelheiten wollen wir hier nicht eingehen, sondern nur bemerken, dafs der Druck verhältnismäfsig sehr sorgfältig und korrekt und die ganze Ausstattung des Büchleins der Teubner'schen Firma würdig ist. So möge auch dieses neue Lehrbuch für recht viele aus unserer studierenden Jugend ein nutzbringender Führer sein!

Im Zusammenhalte mit Stiers Grammatik möchten wir an dieser Stelle auch noch auf ein zwar schon vor mehreren Jahren erschienenes Hilfsmittel zur Erlernung des Hebräischen hinweisen, das in diesen Blättern wohl einer Empfehlung wert ist, nämlich:

Hebräisch-deutsches Wörterbuch nebst Paradigmen der Substantiva und Verba von Dr. David Cassel. Ober-Glogau. A. Kukutsch. Lex.-8. 577 S., broch. 3 *M.*

Dieses ursprünglich von Schletter in Breslau (1870) verlegte Buch halten wir nämlich von wegen der Übersichtlichkeit und doch relativen Reichhaltigkeit des gebotenen Lehrstoffes für ein sehr beachtenswertes Hilfsbuch, das nicht blofs den Anfängern recht gute Dienste bieten kann, sondern auch für Vorgerücktere, also auch Philologen und angehende Theologen, reichliche Auskunft und Belehrung für das Studium des alten Testamentes in seiner Grundsprache bietet. Der Verf., der auch durch sein „Lehrbuch der jüdischen Geschichte und Literatur“ sich als gründlichen Kenner des hebräischen Schrifttums erwiesen hat, hat sämtliche in den Texten des alten Testaments vorkommenden hebräischen und aramäischen Wörter aufgenommen, dazu die wichtigeren grammatischen Formen derselben und eine auch bei Eigennamen oft recht zutreffende Übersetzung geboten. Die Citate fanden wir, soweit sie vorliegen, ganz verläfsig, nur das Prinzip der Auswahl derselben scheint uns mit dem im Vorworte darüber Gesagten nicht ganz überein zu stimmen. Dafs besonders schwierige Formen eigens in die alphabetische Reihenfolge eingefügt wurden, wie z. B. יָקוּט von קוּט, oder חֲדָרָה von חָרָה u. s. f. halten wir allerdings für überflüssig. Dagegen hätten wir gewünscht, dafs die Bedeutungsentwicklung, ein für irgendwie eingehenderes Studium einer Sprache so hochwichtiges Moment, mitunter etwas weniger mangelhaft durchgeführt wäre, was freilich an gar vielen auch von unseren gröfseren Wörterbüchern getadelt werden mufs; so finde ich (S. 283) — ganz wie in Fürsts Handwörterbuch (2. Aufl.)! — s. v. צַר die Bedeutungen: 1) Gegner, Feind; 2) Drangsal; 3) Fels; 4) Helle, Sonne! Die letzten beiden mufsten getrennt, oder doch, wie es Fürst thut, deren Ableitung von anderen Verbis צוּר, resp. צָהַר angedeutet werden, wie wir überhaupt den Hinweis auf die Stammverba allzuhäufig vermissen. Statt des grammatischen Anhangs

der doch mit Ausnahme der Verbalparadigmentabellen ganz ungenügend ist, hätten wir lieber einen deutschen Index beigefügt gesehen, der zwar vor einiger Zeit vom Verleger in Aussicht gestellt wurde, aber bisher soviel uns bekannt, nicht erschienen ist.

Durch eine neue Bearbeitung liefse sich ohne Zweifel bei Verbesserung obiger Mängel und einiger anderer Kleinigkeiten das Wörterbuch, das auch schon in seiner jetzigen Gestalt Lehrern und Lernenden warm empfohlen zu werden verdient, zu einem ganz und gar entsprechenden Lehrmittel umbilden.

München. Dr. Georg Orterer.

Über das teleologische Fundamentalprinzip der allgemeinen Pädagogik von Erhard Schultz. Mühlhausen im Elsafs. Bufleb'sche Hofbuchhandlung. 1882.

In dieser Abhandlung entwickelt der Verfasser die grundlegenden und leitenden Gedanken für eine allgemeine Pädagogik, mit deren Ausarbeitung er beschäftigt ist. Seine Absicht ist, die Prinzipien einer wissenschaftlichen Erziehungslehre „einigermafsen selbständig" zu gewinnen und er hofft dieses Ziel zu erreichen durch Aufstellung eines allgemeine Anerkennung verdienenden ethischen Grundsatzes. Indem also der Verf. davon absieht seinen Neubau auf Grund einer bestimmten, in weiteren Kreisen anerkannten Weltanschauung, sei es der christlichen im engeren Sinne, sei es einer philosophischen aufzurichten, nimmt er selbstverständlich Stellung zu gewissen Hauptfragen der Ethik und erörtert Grundgedanken eines eigenen ethischen Systems. Ausgehend von der Rücksichtnahme, als dem Ursprunge sittlichen Wollens, sucht Schultz im Gegensatz zu dem formalistischen Moralprinzipe Kants einen auf Erfahrung und Beobachtung gegründeten Eudämonismus mit ethischem Gehalte zu erfüllen; das Prinzip der Erziehungslehre soll gleichsam eine Vermittlung enthalten zwischen den Pflichten des einzelnen gegen das Ganze und seinem Streben nach persönlichem Glücke. Innerhalb des so gewonnenen umfassenden Prinzips, des menschheitlichen, wie es hier bezeichnet wird, erhält dann das religiöse seine Stelle, wobei der Verf. der Ansicht ist, dafs „hier Religiöses und Sittliches Eins wird, denn der Ausdruck der inneren Begeisterung für das Ideale, der eigentliche höchste Cultus ist dann die reine sittliche That". Nachdem darauf die Pflichten und Beziehungen, welche aus der Stellung des einzelnen in Nation und Familie erwachsen, in durchaus ansprechender Weise erörtert sind, kommt der Verf. noch auf die Entwicklung der individuellen Eigenschaften zu sprechen, ein Abschnitt, welcher wohl besser der Ausführung über das menschheitliche Prinzip eingeflochten worden wäre; so wird schliefslich das Fundamentalprinzip in folgender Weise festgestellt: „Das Kind ist zur religiös-sittlichen Persönlichkeit zu erziehen, die im Wohle des ganzen ihr eigenes Heil und ihre eigene Zufriedenheit mit aller Kraft anstrebt und das Sonderinteresse freiwillig dem höheren allgemeinen unterordnet." Dieses Resultat erregt in uns zuvörderst das Bedenken, ob damit die Verdammung der in der Erziehung vor allem zu bekämpfenden Ursünde, des Egoismus, scharf genug ausgedrückt ist. Überhaupt aber hat ein solcher Versuch auf möglichst selbständiger ethischer Grundlage eine allgemeine Pädagogik auszuarbeiten seine ganz besonderen Schwierigkeiten: die Anhänger des christlichen Dogmas werden sich von ihm abwenden, diejenigen, welche Wissen und Glauben einem bestimmten philosophischen System verdanken und daraus auch die Erziehungsgrund-

sätze ableiten, werden in der einen oder andern Richtung gegen Motivierung und Resultat Einwand erheben, nicht weniger wohl diejenigen, welche sich ähnlich dem Verf. ein eigenes ethisches System zurecht gelegt haben. Die christliche Weltanschauung haftet nicht an dem Buchstaben des Dogmas; Christentum und Humanität denken auch wir im letzten Grunde als Eins; wir verkennen ferner nicht die Schwierigkeit bei dem gegenwärtigen Ringen der Philosophie das Wissen von der Natur in sich aufzunehmen und zu bewältigen zu einem allgemeiner gültigen Standpunkt in der Ethik zu gelangen; solange aber ein solcher nicht gewonnen ist, dürfte ein auf eigenartiger Grundlage errichtetes System der Pädagogik allgemeinerer Anerkennung entbehren.

Schweinfurt. Fleischmann.

Von dem Rechte und dem Werte der Gymnasialbildung. Eine pädagogische Studie von Wilh. Tiling. Riga, Alex. Stieda. 1881. 8⁰. 88. p.

Der gymnasiale Religionsunterricht von Wilh. Tiling. (Ebenda). 1881. 19 p.

Bekanntlich war in Rufsland unter Kultusminister Golownin seit 1862 das Bestreben der Regierung dahin gerichtet, von der Forderung abzustehen, die klassischen Studien als Vorbedingung für den Besuch der Universität zu verlangen, und es kam nun die Periode, in welcher die Überfüllung der Hochschulen mit ungenügend vorbereiteten Zöglingen in gröfstem Stile begann. Als später Golownins Nachfolger Graf Tolstoi bemüht war, die klassischen Studien wieder zur allgemeinen Geltung zu bringen und die Naturwissenschaften nicht mehr als ebenbürtige Grundlage der Gymnasialbildung gelten zu lassen, erregte er die gröfste Unzufriedenheit. Inzwischen haben sich freilich Thatsachen in Rufsland vollzogen, die es jedem Denkenden unwiderleglich beweisen, welche Früchte die etwa 20jährige Periode des überwiegenden Realismus in den Kreisen der Jugend gezeitigt habe. Es ist also nur zu billigen, wenn auch in Rufsland die Vertreter der humanistischen Erziehungsprinzipien bei Gelegenheit der Revision des Lehrplans der Gymnasien ihren Standpunkt zu wahren und zu präzisieren suchen den Bedenken gegenüber, welche betreffs der Richtigkeit und Zweckmäfsigkeit desselben laut geworden sind.

Der Verfasser erklärt im Vorwort, dafs bei Darlegung seiner Gedanken bei zweifacher Amtsthätigkeit — er ist auch protestantischer Religionslehrer — eine unnötige Weite in der Ausführung seiner theoretischen Deduktionen erfolgt sei, was der Leser auch bald selbst fühlt, und dafs er die behandelten prinzipiellen Vorfragen noch keineswegs für abgeschlossen erachte. Als Theolog steht er auf dem Standpunkt der christlichen Schule. Er betont ferner, dafs nach seiner Ansicht das Gymnasium durchaus nicht eine allgemeine Bildungsstätte für alle Knaben sein solle (p. 7), was wir nebst anderen gesunden Gedanken anmit herausheben möchten. „Der Unterschied des klassischen und realistischen Schulwegs hat immer bestanden. Weder darf das praktische Berufsleben es fordern, dafs das Gymnasium in seinen Dienst übergehe, noch darf dieses in die Richtungen des „Zeitalters" aufgehen." (p. 25). Als gewichtiges Argument für seine Ansichten führt der Verfasser an, dafs hervorragende Vertreter der realen Wissenschaften der humanistischen Bildung das Wort reden. (So: Lorenz in Wien; Über Gymnasialwesen, Pädagogik und Fachbildung; ferner A. W.

Hoffmann in Berlin: Rektoratsrede am 15. Oktober 1880; desgl. Dubois-Reymond in Berlin. Siehe XIV. Jahrgang, p. 201 dieser Blätter. Ebendort sind auch die der Gymnasialbildung günstigen Gutachten zahlreicher technischer Vereine aufgeführt.)

„Auch jetzt noch, sagt Tiling ferner, gibt es angesichts verschiedener zur Wahl stehender, realistischer Schulen so manche hervorragende Männer, nicht wenige verständige Väter, welche sogar für eigentliche reale Berufsarten, z. B. für die militärische Laufbahn, das Gymnasium den Fachschulen vorziehen. Obgleich ich diese teils aus der Tradition teils aus einem tieferen Sinne sich erklärende Neigung verstehe, kann ich eine solche Vorliebe nicht in allen Fällen anerkennen; schon deshalb nicht, weil sie unsere Gymnasien mit Schülern belastet, welche anders wohin gehören. Dennoch geben solche Stimmen aus der urteilsfähigen Gesellschaft ein beredtes Zeugnis dafür ab, dafs eine wesentlich humane Bildung allein auf dem Wege des Gymnasiums zu erlangen sei" (p. 36).

„Die Thatsache bleibt eben doch bestehen, dafs die Motive und Prinzipien der vollkommenen Bildung überhaupt und vorzüglich für das Gymnasium ideale sein müssen (p. 39), während die modernen Richtungen und Gestaltungen des Naturalismus, Materialismus, Rationalismus, Pessimismus, Nihilismus alle dem Ziel der Entmenschung zusteuern und sich schon in den Elementen derselben bewegen" (p. 45). „Vollzieht sich der Unterricht in den klassischen Sprachen, zu denen jedenfalls die deutsche auch gehört, weil sie eine klassische Literatur hat, nicht aus idealen Motiven, läfst er sich vom ethischen Prinzip nicht leiten, wird er nicht in voller Kraft von dem Unterricht in der Religion und Geschichte begleitet, so ergibt er keine klassische Bildung, sondern ein Wissen und Können, das nur in Kenntnissen und Fertigkeiten besteht" (p. 73).

In betreff der brennenden Frage, ob das Gymnasium den naturwissenschaftlichen Disziplinen Rechnung tragen solle oder nicht, äufsert sich der Verfasser p. 30:

„Ein lebenvolleres Zusammenwirken beider Wissensgebiete im Gymnasium würde herbeigeführt, wenn die genuin klassischen Bildungsmittel — die sogenannten Geisteswissenschaften — von den realen sich gerade so viel organisch assimilierten, als sie zur Ergänzung und Unterstützung in der gemeinsamen Bildungsaufgabe brauchen; dahin rechne ich namentlich das organische Naturleben (Botanik und Zoologie)".

Eine erneute prinzipielle Auseinandersetzung betreffs des viel ventilierten pädagogischen Themas, — ob realistische, ob humanistische Vorbildung — ist überhaupt nicht überflüfsig, wegen der immer wieder versuchten Angriffe auf die klassischen Studien. Zu welch abenteuerlichen Resultaten solche Matadoren gelangen, zeigt besonders die jüngst erschienene anonyme Schrift: Betrachtungen über unser klassisches Schulwesen (Leipzig, Ambr. Abel. 1881). Indem der Verfasser für eine Zukunftseinheitsschule plädiert, will er die griechische und lateinische Sprache fast ganz verdrängt wissen. „An dem reichen Erbe der in fakultative Kurse für die oberen Klassen verbannten alten Sprachen partizipiert der Unterricht in deutscher Sprache und Literatur. Die Klassiker werden zum Ersatz für die Lektüre in der Ursprache in guten Übersetzungen gelesen und besprochen, an Stelle der alten Sprachen die neueren gründlicher betrieben werden [1]". Eine ähnliche Tendenz verfolgt die Abhandlung von Dr. Fr.

[1]) Einen Unterschied zwischen dem geistigen Gehalt der antiken und der modernen Schriftwerke in bezug auf die Zwecke der Erziehung wissen solche Männer, wie es scheint, nicht zu finden. Vgl. des Ref. Programm über die klassischen Studien p. 43–46.

Wilh. Fricke (Berlin, Hoffmann. 1882): „Die Überbürdung der Schuljugend“, deren Facit auf nichts anderes hinausläuft, als: Latein und Griechisch müssen aus dem Gymnasium hinaus!

Dafs übrigens die Überbürdungsfrage, welche auch in vorliegender Schrift (p. 5) gestreift wird, eine recht wohl diskutierbare und der Beachtung werte ist, beweist sowohl der jüngste Erlafs des k. sächsischen Ministers v. Gerber, als auch der neue preufsische Studienplan, der bereits durch organisatorische Verfügungen der hiemit offiziell anerkannten Kalamität Abhilfe zu schaffen sucht. Vgl. auch den Erlafs des Statthalters für Elsafs-Lothringen über die Revision des bisherigen Reglements und das Gutachten der von ihm berufenen medizinischen Fachkommission über die Frage, in wie weit die Einrichtung des höheren Schulwesens dem Interesse der physischen und psychischen Entwicklung der Jugend entspricht.

Um schliefslich nochmals auf die beregte Arbeit Tilings zurückzukommen, so wird der Verf. seinen schönsten Lohn für seine entschiedene Verteidigung der klassischen Studien in der Verfügung erblicken dürfen, welche der russische Kaiser in der brennenden Frage jüngst getroffen hat. Gegenüber dem Projekt des Unterrichtsministers, durch welches den Schülern der Realgymnasien der Eintritt in die Universität ermöglicht werden sollte, hat sich Alexander III., wahrscheinlich durch Katkoffs Einflufs bestimmt, dahin entschieden, das benannte Projekt zurückzuweisen. Und das mit Recht; denn gewifs sind mehr als je, heute die Worte zu beherzigen, welche der treffliche Humanist Fr. Jakobs in seiner Antrittsrede im Lyceum zu München am 7. Dezember 1807 über die klassischen Studien geäufsert hat:

„Indem sonst wohlmeinende Pädagogen den einen oder andern unleugbaren Irrtum der Methode rügten, schweiften sie selbst auf einen andern Irrweg ab, bekriegten die gelehrten Anstalten in ihrem Mittelpunkt, stürzten die Altäre und Tempel der Alten um und setzten dem Unterricht der Jugend statt der Bildung den nächsten Nutzen zum Ziel. Durch diesen ökonomischen Geist, welcher die Blicke der Jugend auf ein Materielles und Nahes beschränkte, welcher sie gewöhnte, nur solche Bestrebungen zu achten, welche die schnellsten Früchte erwarten liefsen, durch diesen rechnenden Geist wurden die Gemüter unvermeidlich herabgezogen, die Einbildungskraft erstickt und das Götzenbild des Vorteils auf den Altar erhoben“.

Speier. J. Sarreiter.

Geschichte des deutschen Volkes von Janssen. III. Band. Freiburg, bei Herder 1881. XXXIX u. 733 S. ℳ 7,50.

Der dritte Band von Janssens Geschichte des deutschen Volkes umfafst die 30 Jahre von 1525—1555 und schildert in 3 Büchern 1) die Ausbreitung und innere Ausgestaltung der neuen Lehren bis zur Gründung des schmalkaldischen Bundes 1531; 2) den schmalkaldischen Bund und die allgemeinen Zustände während der Herrschaft dieses Bundes 1531—1546; 3) den schmalkaldischen Krieg und die innere Zerrüttung bis zum sogen. Augsburger Religionsfrieden 1546—1555. Das Ganze bezeichnet der Verf. als „die politisch-kirchliche Revolution der Fürsten und Städte und ihre Folgen für Volk und Reich“. Es ist ein ungemein reiches Leben, welches sowohl auf verschiedenen Schauplätzen des Krieges, als auch in Verhandlungen auf vielen Reichstagen und in vielen Religionsgesprächen sich entfaltet, dort mit dem Siege des Kaisers, hier mit dem Siege der Fürsten

und Städte endigt. Aber Personen und Sachen erscheinen auch in diesem dritten Bande in einem ganz anderen Lichte, „so absolut von dem verschieden“, wie Baumgarten sagt, „was man bisher darüber meinte, dafs man an manchen Stellen meinen könnte, man lese zum erstenmal von einer Zeit, welche der Geschichte bis dahin wunderbarer Weise unbekannt geblieben“. Schuld daran ist aber nicht etwa eine subjektive Auffassung von Seite des Historikers, denn dieser tritt mit seiner Subjektivität so sehr in den Hintergrund, dafs man ihm daraus sogar einen Vorwurf gemacht hat. Janssen läfst lediglich die Quellen reden und diese sprechen anders als die Geschichtsbücher. Schon Fr. Böhmer, der Frankfurter Geschichtsforscher, war durch seine Studien zu der Überzeugung gekommen, dafs die Reformationsgeschichte einer völlig neuen Bearbeitung bedürfe und und dafs es dabei zunächst auf eine sichere Feststellung des objektiven Thatbestandes aus den Quellen selbst ankomme. Und das will und leistet Janssens Werk. An Widerspruch hat es begreiflicher Weise nicht gefehlt und Janssen hat bereits selbst darauf geantwortet[1]). Wenn aber wirklich die Wahrheit über alles geht, so werden die bisherigen Darstellungen der Reformationsgeschichte eine nicht unerhebliche Modifikation erfahren müssen. Und dann hat Janssens Werk auch eine hohe nationale Bedeutung, indem es, wie der Berliner Gelehrte Dr. Paul Förster meint, „vielleicht sogar ein Mittel werden kann, um den unheilvollen, damals entstandenen und noch immer klaffenden Rifs mit auszugleichen, wenn auch nicht direkt, so doch durch die geförderte Aufklärung über jene von hüben und drüben tendenziös dargestellte Zeit“.

Dillingen. Daisenberger.

Literarische Notizen.

Der griechische Einflufs auf Erziehung und Unterricht in Rom. Kulturgeschichtlich-sprachwissenschaftliche Skizze von Dr. G. Al. Saalfeld. Leipzig. Teubner. 1882. gr. 8. 24 S. Ohne neue Resultate zu bieten gibt der Verf. eine übersichtliche Darstellung seines Gegenstandes; der Schlufs enthält eine interessante Zusammenstellung von Wörtern, welche die Römer auf diesem Gebiete aus dem Griechischen in ihre Sprache aufnahmen, nach chronologischem Gesichtspunkte geordnet.

Griechische Schulgrammatik von Dr. Georg Curtius, ord. Prof. der klass. Philologie an der Universität Leipzig. 15. verbesserte Auflage, besorgt von Dr. Bernh. Gerth. Ausgabe für Deutschland in der amtlich festgestellten Rechtschreibung. Leipzig. 1882. Verl. v. Freytag. Preis M. 2, 80. S. 406. Wer sich für das anerkannt vortreffliche Buch näher interessiert, findet eine eingehende und sorgfältige Rezension derselben von Sitzler in der bei Calvary erscheinenden ‚Philologischen Wochenschrift‘ 2. Jahrg. 1882. Nr. 21. S. 650—58.

Eclogae poëtarum Latinorum in usum gymnasiorum composuit Samuel Brandt. Lips. 1881. Teubner (VIII, 146 S.). Die Sammlung, durch welche der Herausgeber einem Wunsche der Rektoren der Gymnasien Badens entspricht, welchen sie auf einer Versammlung zu Karlsruhe i. J. 1879 kundgegeben, enthält eine Auswahl von 9 römischen Dichtern (Ennius, Lucilius, Lucretius, Catullus, Tibullus, Propertius, Ovidius,

[1]) „An meine Kritiker“, Freiburg bei Herder 1882. 227 S. ℳ 2,20.

Martialis und Juvenalis). Die Stücke sind meist mit Geschick ausgewählt. Jedoch die Aufnahme der wenig lehrreichen Fragmente von Ennius und Lucilius findet durch deren Erwähnung bei Vergil und Horaz keine genügende Begründung. Noch weniger zu billigen ist die jedenfalls viel zu reichhaltige Auswahl aus dem Lehrgedichte des Lucretius *‚de rerum natura‘*, welche ein Drittel der ganzen Sammlung ausmacht. Mehr Abschnitte von den wahrhaft ergreifenden Schilderungen aus dem Menschenleben wie aus der leblosen Natur wären empfehlenswerter als die streng philosophischen Stücke, da der in diesen herrschende ernste, ja bittere Grundton, die trockene mechanische Lehre und die trübe Weltanschauung wohl kaum dem jugendlichen Gemüte entsprechen, überdies die Grundzüge der epicureisch-lucretischen Philosophie auch bei der Lektüre anderer Schriftsteller, wie des Horaz, hinreichend bekannt werden. Der vom Herausgeber als Grund der reichen Auswahl angegebene Zweck, Schärfe im logischen Denken und Aneignung von Kenntnissen aus der alten Philosophie, wird auch bei der Lektüre anderer Klassiker genügend erreicht. Dann sollten sich Stellen wie p. 39 (174—177) wegen ihres für die Schule bedenklichen Inhalts in einer Auswahl nicht finden. — Ovid hätte füglich ganz übergangen werden können, da ihn die Schüler aus den Tristien und Metamorphosen zur genüge kennen lernen. Eine gröfsere Auswahl wäre aber bei den übrigen Dichtern, besonders Catull, Tibull und Martial angezeigt gewesen und auch Persius hätte nicht ganz aufser acht gelassen werden sollen. Die Textkritik schliefst sich an die besten Gesamtausgaben an; lobenswert sind die kurzen Biographien der einzelnen Dichter, sowie die Inhaltsangabe eines jeden Stückes. Zur Einführung an bayerischen Gymnasien ist die Auswahl nach den bestehenden Vorschriften nicht geeignet.

Aufgaben zum Übersetzen in das Lateinische für obere Klassen der Gymnasien, mit Hinweisungen auf die Ellendt-Seyffert'sche Grammatik von Prof. Dr. Braut. 1. Teil. Berlin, Weidmann. 1881. gr. 8. IV u. 248 S. ℳ 2,40. Der letzte Abschnitt des Buches enthält Übungen nach der Klassenlektüre mit Bezugnahme auf Cic. pro Rosc. A., pro C. Man., in Verrem IV u. V u. in Qu. Cäcilium, Livius 1, 21, 24, Sall. coni. Cat. Die Aufgaben sind gut und gefällig abgefafst, werden jedoch manchen als etwas zu leicht für die bezeichnete Unterrichtsstufe erscheinen.

Geschichte der deutschen Literatur von Scherer. Berlin, Weidmann. (Forts.) Auf S. 275 des 4. Heftes beginnt das ‚Reformation und Renaissance‘ überschriebene 9. Kapitel. Der Verf. schildert zunächst Luther (und seinen Vorgänger Gailer von Kaisersberg), dann seine Genossen und Nachfolger (besonders Ulrich von Hutten und Fischart) und die Vertreter der weltlichen Literatur; hierauf folgt die besonders anziehend behandelte Geschichte des Dramas von 1517—1620 (Hans Sachsens Charakteristik, die englischen Dramen). Der nächste Abschnitt (5. Heft S. 315) führt die Überschrift: Der 30 jährige Krieg. Er handelt von den verschiedenen poetischen Gesellschaften, der Nachahmungs- und Übersetzungs-Poesie, der Gelegenheitsdichtung, von Opitz, Fleming, Dach, Rist, Zesen, Gryphius u. a. Hiemit schliefst die Geschichte des Mittelalters. Die schon in den ersten Heften zu tage getretenen Eigentümlichkeiten fanden sich auch in den folgenden Heften: die Literaturgeschichte erscheint durchaus als Produkt der Zeitgeschichte, überall tritt des Verfassers selbstkundige Kenntnis und Auffassung der Literaturwerke hervor, gelegentlich wird manch interessante Thatsache mitgeteilt, aber auch manch in populären Literaturgeschichten sonst übergangener Name oft ohne die für den Laien notwendige nähere Erläuterung angeführt, die Behandlung

der Schriftsteller ist oft ungleichmäfsig, die Disposition äufserlich wenig übersichtlich, der Stil elegant und besonders in einzelnen grofsen Charakteristiken von hoher Schönheit, ja klassischer Vollendung.

Bilder aus der deutschen Kulturgeschichte von Albert Richter. Leipzig, Brandstetter. 2 Bände. Preis 10 ℳ. Das im vorigen Jahrg. d. Z. S. 76 und 384 rühmend erwähnte Werk liegt nunmehr abgeschlossen vor. Das von uns schon früher für die Lesebibliotheken der oberen Gymnasialklassen empfohlene Werk glauben wir auch jedem Gebildeten, der Interesse für die Vergangenheit und die Kulturgeschichte unseres Volkes hat, angelegentlich empfehlen zu dürfen. Von dem reichen Inhalte mögen die Überschriften einiger Kapitel zeugen; so handelt Richter u. a. von den Verhältnissen des Bauern-, Gewerbs- und Gelehrtenstandes, von den Spielleuten, den Landsknechten, dem deutschen Handel, der Hansa, den Messen, von dem niederen und höheren Schulwesen der früheren und späteren Zeit, dem Studentenleben auf den Universitäten, von den Handwerkslehrlingen, den wandernden Handwerksburschen, von den ältesten deutschen Zeitungen, der Entwicklung des Postwesens, den Kleiderordnungen, den Luxusgesetzen, Hexenprozessen u. s. w.

Quellenkunde der römischen Geschichte bis auf Paulus Diaconus von M. Schmitz. Gütersloh, Bertelsmann. 1881. 128 S. ℳ. 2. Diese Zusammenstellung der römischen Geschichtsquellen, die nach des Verfassers Absicht dem Studierenden der Geschichte „zur Erwerbung der für das Staatsexamen notwendigen Kenntnisse“ dienen soll, ist im wesentlichen nur ein Auszug aus den allgemeinen römischen Literaturgeschichten und kann dem gleichzeitig erschienenen Quellenabrifs von A. Schäfer in keiner Beziehung an die Seite gestellt werden. Die vielen Lücken und Ungenauigkeiten machen die Schrift nicht empfehlenswert.

Voltaires ausgewählte Dramen. 1. Band: Sémiramis. Erklärt von Dr. E. v. Sallwürk. Berlin, Weidmann. 1881. Der Erklärer hat ohne Zweifel ungemeine Erudition in seinem ungewöhnlich langen προλεγόμενον als auch in den Erklärungen zum Texte bewiesen und bietet somit demjenigen, der sich mit der Literatur der Franzosen und noch mehr mit ihrer Poesie, namentlich mit ihrer dramatischen Dichtkunst, befafst, ein weites Feld der Belehrung. Für eine Klassenlektüre freilich, für welche ohnehin die Zeit so kärglich zugemessen ist, erscheint ein solcher wissenschaftlicher Aufwand nutzlos.

Histoire abrégée de la guerre d'Allemagne en 1870 et 1871. A l'usage de la jeunesse allemande par un Allemand. Wittenberg. Librairie de R. Herrosé 1882. Will der Lehrer des Französischen seinen Schülern die Grofsthaten der deutschen Heere während der Jahre 1870 und 1871 vorführen, so eignet sich obiges Büchlein vortrefflich zur kursorischen Lektüre. Dasselbe ist mit einem Wörterbuch versehen und kostet bei guter Ausstattung nur 60 ₰.

Bibliographie.

Vie de Cicéron suivie de parallèle de Démosthène et de Cicéron. Texte Grec revu sur le manuscrit de Madrid, accompagné d'une notice sur Plutarque et sur les sources de la vie de Cicéron, d'un argument et de notes en Français. Par Ch. Graux. Paris. Hachette et Cie. 1882.

Magistri Petri Poponis colloquia de scholis Herbipolensibus. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Würzburger Hochschule als Festgabe zu deren 300jährigem Jubiläum aus einer Handschrift des XV. Jahrh. erstmals herausgegeben von Dr. Georg Schepfs, k. Studienlehrer am human. Gymn. in Würzburg. Würzburg. Stuber. 1882.

Geschichte des deutschen Volkes in kurzgefafster übersichtlicher Darstellung zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung von Dr. David Müller. 10. verb. Aufl. Besorgt von Prof. Dr. Friedrich Junge. Berlin. 1882. Franz Vahlen. In Leinenband gebunden M. 5. Festeinband mit der Schilling'schen Germania als Deckelverzierung M. 6.

Hülfsbuch für die 1. Unterrichtsstufe in der Geschichte von Prof. Dr. Ludwig Nacke. 3. Teil. Neuere Zeit. Oldenbourg. 1882. Verl. von Gerh. Stalling.

Tabellen zur Weltgeschichte nebst Abrifs der preufsischen Geschichte von Dr. Gustav Schuster. (Nach dessen Tode besorgt von Dr. Kromayer). 22. Aufl. Hamburg. Meifsner. 1882.

H. Guthes Lehrbuch der Geographie. Neu bearbeitet von Hermann Wagner. 5. Aufl. I. Allgemeine Erdkunde. Länderkunde der aufsereuropäischen Erdteile. Hannover. Hahn'sche Buchhandlung. 1881

Leibniz und Herbart über die Freiheit des menschlichen Willens von Dr. Ludwig Bräutigam. Heidelberg. Verlag von Georg Weifs. 1882. Preis ℳ 1,20.

Humboldt. Monatsschrift für die gesamten Naturwissenschaften Herausgegeben von Dr. G. Krebs. Januar—Juni 1882. Stuttgart. Verl. von Ferd. Enke. 1. Jahrg. 1 Halbband. Preis 6 ℳ

Vierteljahresberichte über die gesamten Wissenschaften und Künste, über Handel, Landwirthschaft, Industrie und Erfindungen. Unter Mitwirkung von hervorragenden Gelehrten und Fachmännern herausgegeben von Rich. Fischer. 1. Band. Berlin. 1882. G. Hempel. Preis eines Bandes 8 M.

Auszüge

aus der Zeitschr. f. d. Gymn. 1882.

2. 3.

S. 97—110. Die Einführung unserer Schüler in die bildende Kunst und die neuerdings hiefür publizierten Lehrmittel. Von H. Guhrauer. Das Gymnasium soll dem Schüler Verständnis und Interesse für die bildende Kunst ins Leben mitgeben. Eine Vermehrung der Unterrichtsstunden ist hiezu nicht erforderlich. Im Anschlufs an R. Menge („Einführung in die antike Kunst" mit Atlas. Leipzig. 1880. Seemann) schlägt G. vor, in den Schulen photographische Abbildungen antiker Kunstwerke auszuhängen und in Sekunda und Prima beim Geschichtsunterricht einen kleinen Bruchteil der Geschichtsstunde der Einführung der Schüler ins Verständnis der plastischen Kunstwerke zu widmen. — S. 111—123. Über das Eigentümliche der Satz- und Periodenbildung in Vergils Äneide. Von J. Ley. Vergil hat durch Steigerung der Bedeutung des Präsens und Perfektums den lat. Periodenbau mit seinen über- und untergeordneten Sätzen, wie sie in der klassischen Prosa gesetzt

werden, durch einfachen Wechsel der Tempora und Fortlassung aller Bindewörter und Bezeichnung des Abhängigkeitsverhältnisses in aneinandergereihten Sätzen nachgebildet. Um den Nachweis hiefür zu liefern, legt L. zuerst die einfachste Satzverbindung, dann die zwei-, drei- und mehrgliedrigen und zuletzt die künstlichen Periodenbildungen dar. — S. 123—137. Sekundanerübungen im Griechischen und Dr. Moriz Seyfferts Hauptregeln der griech. Syntax. Von J. Sanneg. — Jahresberichte: S. 33—40. Ciceros philos. Schriften v. Th. Schiche. S. 41—66. Griechische Lyriker von O. Schröder. S. 67—72. Quintilian von P. Hirt. S. 73—95. Cic. Reden von F. Luterbacher.

4.

S. 209—217. Der Religionsunterricht in der Gymnasialsekunda. Von B. Wegener. S. 218—219. Rettung eines Teiles des röm. Heeres nach der Schlacht im Teutoburger Walde. Von E. Meyer. Zurückweisung von Dederichs Interpretation zu Vell. II, 120, 2, von dessen Erklärungen und Konjekturen zu Tac. Agr. 28 und zu Plin. XVI, 2. — S. 219. Zu Livius. Von H. J. Müller. XXI, 54, 4. ist zu lesen: ita Mago cum mille equitibus, mille peditibus dimissus. Hannibal prima luce. . . . — Jahresberichte: S. 97—100. Ciceros Reden von F. Luterbacher (Schlufs). S. 101- 128. Vergil von P. Deuticke.

5.

S. 273—296. Ueber einen Hauptstreitpunkt in der Organisation des naturwissenschaftlichen Unterrichts. Von W. Zopf. Der rein beschreibende Unterricht in den Mittel- und Unterklassen ist bis jetzt noch nicht eine unentbehrliche Vorstufe für den physikalischen Unterricht in den Oberklassen. Er mufs dazu erst dadurch gemacht werden, dafs schon auf den früheren Unterrichtsstufen physikalisch-chemische Erfahrungen gesammelt werden. — S. 296. Zu Livius. Von H. J. Müller. XXII, 6,5. viri super alium alii praecipitantur. Statt alium ist alios zu schreiben. – Jahresberichte S. 129—160: Vergil von S. Deuticke (Forts.).

6.

Der Beginn des griechischen Unterrichts in der Tertia des Gymnasiums. Von H. Meier. Durch die Verlegung des Anfangs des griech. Unterrichts von Quarta nach Tertia erleidet derselbe, wenn die Stundenzahl in beiden getrennten Tertien auf je 7 angesetzt wird, keinen Abbruch, sondern gewinnt eher, insoferne er mehr auf sein eigentliches Ziel, möglichst ausgedehnte Lektüre, sich zu beschränken genötigt ist. — S. 341—342. Zur Erklärung von Verg. Aen. II, 479 ffg. Von B. Bunte. — S. 342—344. Emendationen zu Horaz. Von C. Hansel. Carm. III, 4, 10 *altricis extra limen Apuliae.* H. vermutet: limina publicae. Die altrix publica wäre eine Wölfin, die Nährmutter des Romulus, des Begründers der ‚publica res Romana‘. Carm. 1, 32, 15: *o laborum Dulce lenimen, mihi cumque salue Rite uocanti.* H.: . . . numce (nunce) salue Rite uacanti. Carm. 1, 17, 27 will H. *Nec* (oder *neu*) scindat haerentem coronam schreiben statt Et scindat etc. Carm. 1, 15, 5. wird konjiciert: *Nereus fata: Male, ah, ducis aui in domum.* Aui = Laomedontis. Carm. 1, 3, 28. sei nach intulit ein Kolon zu setzen. Carm. 1. 4, 1. *grata uice ueris et Fauoni.* Ueris sei wie Fauoni mit grofsen Anfangsbuchstaben zu schreiben und bedeute den warmen Frühlingsregen, Fauonius den lauen Tauwind. — S. 344 - 346. Zu Tacitus. Von K. Rittweger. Agr. 1 a. E. ist zu schreiben: *at nunc narraturo mihi uitam defuncti hominis uenia opus fuerit, quam non petissem incusaturus tantum tam saeua*

et infesta uirtutibus tempora. Ebd. 34. *nouissimae res et extremus metus corpora defixere exanima in his uestigiis.* Ann. III, 22. *Quirinius post diu iam dictum repudium adhuc infensus.* — Jahresberichte: S. 161—189. Vergil von P. Deuticke (Schlufs). S. 190—192. Thatsachen der attischen Formenlehre von Dr. v. Bamberg.

7. 8.

S. 401—409. Über die Pflicht der höheren Schule, für die Gesundheit ihrer Zöglinge zu sorgen, und den Zweck und die Methode des Turnens. Von G. H. Müller. Die Familie hat in erster Linie die Pflicht für die Gesundheit ihrer jugendlichen Mitglieder zu sorgen, die Schule nur in soferne als sie ergänzend zur Familienerziehung herantritt. Sie kommt dieser ihrer Pflicht nach durch den Turnunterricht, der vor allem nach der erziehlichen Seite hin verwertet werden mufs. Dieser Zweck wird weniger durch das Klassenturnen als durch das Gesamtturnen erreicht. Dieses weckt abgesehen von der sanitären Wirkung den Gemeingeist und die damit verbundene Bildung des Willens, also die ethischen Tugenden. — S. 410—417. Gegen das Übermafs der Forderungen an den deutschen Unterricht. Von H. F. Müller. Verf. kritisiert Otto Schneiders „Lehrplan für den deutschen Unterricht in der Prima höherer Lehranstalten" als überspannt. Die Durchführung desselben sei unmöglich. Wäre sie möglich, so würde sie nicht heilsam sein. — S. 417—428. Beiträge zur griechischen Schulgrammatik (II. Syntax). Von R. Grofser. — S. 428—432. Der 14. Epodos des Horatius. Von O. Harnecker. — S. 432—433. Zu Cicero. Von G. Schneider. Cat. m. 56 ist *uiatores* nicht von uia abzuleiten = ‚Landboten', sondern wegen des vorausgehenden a uilla = uillatores mit etymologischer Spielerei. — Jahresberichte: S. 193—210. Thatsachen der attischen Formenlehre von Dr. v. Bamberg. S. 211—243. Archäologie von R. Engelmann. S. 244—256. Curtius von R. C. P. Schmidt.

9.

S. 529—544. Die neuen preufsischen Lehrpläne und Elsafs-Lothringen von Dr. Baumeister. Der frühere oberste Leiter des höheren Schulwesens in Elsafs-Lothringen verteidigt sich zuerst wegen seiner Amtsführung und stellt dann die unter ihm getroffenen Einrichtungen in Vergleich mit den Bestimmungen der unterm 31. März 1882 erschienenen neuen preufs. Lehrpläne für die höheren Schulen. Er hält die vollständige Einführung der preufs. Einrichtungen in den Reichslanden für zweckmäfsig. — S. 555—558. Noch einmal die Consecutio temporum der abhängigen Fragesätze. Von E. Schweickert. — Jahresberichte. S. 257—266. Curtius von R. C. P. Schmidt. (Schlufs.) Livius von H. J. Müller.

10.

S. 593—622. Über die Behandlung des deutschen Aufsatzes in den oberen Klassen unserer höheren Schulen. Von M. Zöller. — S. 622—626. Über den Gebrauch der nichtäolischen Optativformen bei den Attikern. Von W. Röder. — Jahresberichte: S. 289—320. Livius von H. J. Müller.

11.

S. 657—662. Eine Reihe von Hülfsmitteln für die Propädeutik der Philosophie in den Gymnasien. Von W. Hollenberg. Da nach den neueren preufsischen Bestimmungen der propädeutische Unterricht in der Philosophie nicht notwendig erteilt werden mufs, wenn nicht durch ihre Studien gehörig dazu vorgebildete Lehr-

Auf welche Weise kann der Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur an unseren Studienanstalten methodisch und systematisch betrieben werden?

VIII.

Lehrplan für die III. Gymnasialklasse.

Den beiden oberen Klassen des Gymnasiums sind nach der dermaligen Schulordnung in Bayern je drei Lehrstunden für den Deutsch-Unterricht zugewiesen, was in hinblick auf den zu bewältigenden überreichen Stoff das Minimum an Zeit ist.

Wir werden uns also bescheiden müssen, in der ersten Wochenstunde die Theorie der Rhetorik und der rhetorisch gehaltenen Aufsätze zu behandeln und im engsten Anschlufs daran einschlägige praktische Schulübungen vorzunehmen.

Eine nach meiner früheren Auseinandersetzung zweckentsprechende Vorübung haben die Schüler bereits im 2. Semester der Vorklasse an der Chrie gehabt.[1])

Es bleibt sohin übrig, vor allem den Unterschied zwischen der Chrie, dem Mittelding von Abhandlung und Rede darzuthun, sodann das Allerwichtigste von den Gesetzen der Redekunst beizubringen. Die k. Staatsregierung betont zwar in der Schulordnung (§ 9), dafs die Rhetorik nicht systematisch als besondere Disziplin vorzutragen sei, ebensowenig wie Stilistik und Poetik, und man kann dieser Anschauung im ganzen wohl beipflichten, trotzdem halte ich es, soweit ich die Zerfahrenheit der Jugend kenne, für ratsam, eine kurze Theorie der Redekunst, wenn auch nur im allerengsten Rahmen, zu geben; denn ich kann mich durchaus nicht mit der Ansicht derer befreunden, die da behaupten, dafs man hier aus dem Vollen herausarbeiten solle, d. h. lediglich an bereits ausgefertigten Reden und oratorischen Aufsätzen die Gesetze der Redekunst solle abstrahieren lassen, so wenig ich diesen Modus, ab und zu eingehalten, unterschätze. Und warum das? Weil den Studierenden dieser Altersstufe Form und Methode der Darstellung, ich lege darauf das Hauptgewicht, nach der Auffindung des Teilgrundes wie das Nötigste so das Schwierigste ist und weil nur in einer engeren und strammeren Begrenzung der junge Mensch mit einer ihm selbst wohlthuenden Sicherheit und Gewandtheit sich umthun wird, da er dem Gefundenen und Durchdachten bestimmte Ordnung und

---

[1]) Vgl. Bd. XIX. H. 2 u. 3.

entweder die Wahrheit einer Sache dem Verstande der Hörer einleuchtend zu machen, also zu belehren und zu überzeugen, oder den Willen mächtig anzuregen, also zu überreden und zu bewegen, oder endlich beides zu erzielen.

Der Gegenstand der Rede ist entweder ein mehr individueller, auf eine Person oder Sache sich beziehender (z. B. die Ernennung des Pompeius zum Feldherrn gegen Mithridates) oder ein mehr allgemeiner (z. B. der Einflufs der schönen Künste auf die Kulturentwicklung der Völker) oder aber es streifen sich die beiden Arten und gehen in einander über (z. B. die bedeutsamsten Wirkungen der Entdeckung des transatlantischen Erdteils auf die Verkehrsverhältnisse Europas) etc. etc.

Die Hauptgattungen der Rede sind:
1) Die darstellende oder demonstrative (ἐπιδεικτικόν, genus demonstrativum.)
2) Die beratende oder deliberative (συμβουλευτικόν, genus deliberativum.)
3) Die gerichtliche oder judiziale (δικανικόν, genus judiciale.)

Die erste handelt von Vorfällen, Personen, konkreten und abstrakten Stoffen aller Art und gibt die Gedanken, Betrachtungen und Gefühle kund, welche hiedurch in Kopf und Herz des Hörers erregt werden können. In diesen Bereich fallen also sämtliche sogenannte Kasualreden, also Lob-, Glückwunsch-, Beileids-, Dank-, Einweihungs-, Schul-, Antritts-, Trauer-Reden etc. etc., ferner alle Reden über Gegenstände, Personen, Zustände, Vorfälle etc., deren Wahrheit und Richtigkeit dargelegt werden soll.

Die zweite Gattung beschäftigt sich mit Anempfehlung oder Abratung irgend eines Vorschlages (suasio aut dissuasio). Solche Reden nun können Privatverhältnisse oder öffentliche behandeln; im letztern Falle, wenn sie also unmittelbare oder auch nur mittelbare Staatsinteressen betreffen, heissen sie politische (Gemeinde-, Volks-, Parlaments-, Staatsreden etc.).

Die dritte Gattung endlich ist ihrer Natur nach aus dem genus demonstrativum und deliberativum gemischt, weil sie sowohl mit der Darlegung von Sach- und Personenverhältnissen als auch mit Antrag auf Lossprechung oder Bestrafung sich befafst, mithin zugleich überzeugen und überreden will. Dazu kommt seit der Ausbreitung des Christentums und der Begründung kirchlicher Körperschaften noch eine vierte Gattung, die Kanzelberedsamkeit, welche dahin zielt, den empfänglichen Zuhörern die Wahrheit der christlichen Heilslehren nahezulegen und sie zur Anwendung derselben im Leben anzuregen.

Die Teile einer kunstgerechten Rede sind:
1) Der Eingang (exordium cum captatione benevolentiae);
2) Der Hauptsatz (propositio);
3) Die Einteilung {partitio / divisio};
4) Unter Umständen die objektiv gehaltene Darlegung von Thatsachen, welche zum Thema in inniger Beziehung stehen (narratio;)

5) Die Beweisführung (argumentatio) und zwar
   a) die positive (confirmatio, probatio):
      α) nach Vernunft-,
      β) nach Erfahrungsgründen;
   b) die negative (refutatio), d. i. die Widerlegung oder Abschwächung der vorgebrachten oder etwa vorzubringenden Gegengründe;
6) Der Schlufs (peroratio) und zwar
   a) Gedrängte Zusammenfassung der Beweisgründe (enumeratio);
   b) Mächtige Erregung der Gefühle (pars pathetica);
   c) Kurzer aber wirksamer Abschlufs (conclusio).

Vorstehendes dürfte für den Zweck des fixierenden Diktierens vollständig genügen. Alles Nähere bleibt selbstverständlich dem Lehrer zur Erörterung überlassen, namentlich die verschiedenen Arten der exordia, der Unterschied zwischen der partitio und divisio und besonders die eingehenden Weisungen über die argumentatio. Dabei unterlasse man nicht, die Rede als die vollkommenste aller Gedankendarstellungen zu bezeichnen, in der sich alle Formen des Ausdruckes sowohl als auch jedes Hilfsmittel des sprachlichen Vermögens zusammenfinden. Ist dies abgethan, so diktiere ich ein Schema zu einer Rede, gehe dasselbe durch und lasse nun damit die Schüler mit einer gewissen Genugthuung ersehen, wie schön und verhältnismäfsig leicht sich nach einer solchen Ordnung arbeiten läfst, dieses Schema ausfüllen; mehrenteils wird eine derartige Übungsarbeit ziemlich befriedigend ausfallen; denn auch der schwächere Kopf kann erweitern und das sprachliche Gewand über das Gerüste werfen.

Freilich bin ich nicht zufrieden, wenn der eine und andere Schüler, was ja vorkommen mag, nicht viel Weiteres niederschreibt, als schon diktiert ist, oder sich in lästigen und nichtssagenden Wiederholungen ergeht; aber das kommt nach meiner Beobachtung gerade bei dieser ersten Übung weniger oft vor. Die zweite Schulübung läfst die Schüler zu einem noch diktierten Thema eine rhetorische Disposition nach vorstehender Ordnung treffen; in einer dritten gebe man ihnen Wahl des Themas anheim, um zu ersehen, welches Geschick sie hiebei bekunden, und um zugleich recht augenfällig ihnen darzuthun, wie weit sie etwa fehlgegriffen haben. Denn nichts ist abgeschmackter und fällt dürftiger aus als die ohnmächtigen Versuche, Gerichts-, diplomatische-, wissenschaftliche- und Gelegenheitsreden zu verfassen. Alle diese Arten bedingen nicht nur eine ungewöhnliche Fertigkeit im Ausdruck und einen in diesen Jahren seltenen Reichtum an Gedanken, sondern auch eine sichere Welt- und Menschenkenntnis, die dem Gymnasialschüler weder zu gebote stehen kann noch soll.

Es werden also für die weitere Dauer des Jahres mehrenteils nur Reproduktionen geliefert werden können, aber mit grofsem Glücke kann neben

diesen Übungen von mehr allgemeiner Bedeutung die Ausbildung des oratorischen Stiles auf einem sehr dankbaren speziellen Gebiete erzielt werden, ich meine das Gebiet der historischen Rede; mit Recht behauptet Linnig, dafs die Geschichtswerke der Alten, eines Xenophon, Sallust, Caesar, Livius, Curtius, Tacitus einen grofsen Reichtum an solchen Beispielen hegen und eine unversiegbare Quelle vorzüglicher oratorischer Übungen sind, die sich allmählich zur selbständigen und freien Komposition ausbilden und zwar im Anschlufs an bestimmte historische Personen und gegebene Momente von geschichtlicher Bedeutsamkeit. Im weiteren Verlaufe mag man auch dankbare Stoffe aus späteren Bereichen der Geschichte wählen.

Als geeignet für historische Reden dürften sich etwa folgende Themen empfehlen:

Rede des Vaters des Horatius an das römische Volk für seinen wegen Schwestermordes von den Decemviren zum Tode verurteilten Sohn. — Rede des Themistokles vor der Salaminischen Seeschlacht. — Manlius Capitolinus verteidigt sich vor Gericht. — Camillus widerrät die Auswanderung nach Veii. — Gisgo rät in der Volksversammlung der Karthager von der Annahme der nach der Schlacht bei Zama von Scipio gemachten Friedensbedingungen ab. — Hannibals Ansprache an sein Heer beim Übergang über die Alpen. — Scipios Rede vor der Schlacht am Ticinus. — Memmius' Strafrede gegen die Umtriebe des Adels. — Armins Ermunterungsrede an die Germanen. — Aufruf zur Befreiung der den Christen heiligen Stätten in Palästina aus der Gewalt der Sarazenen. — Kolumbus an seine völlig entmutigte Schiffsmannschaft etc.

Solche und ähnliche Redestoffe könnten zwar etwas verbraucht erscheinen, sind aber gerade aus diesem Grunde für den Lehrzweck die einzig empfehlenswerten.

Im 2. Semester mag man für oratorische Aufsätze Themata geben, die aus der jeweiligen Lektüre genommen sind, worüber ich weiter unten gelegentlich der Besprechung der letzteren einige Bemerkungen werde anbringen müssen.

Die zweite Lehrstunde für den Deutschunterricht in dieser Klasse wende ich der Literaturgeschichte zu, wobei ich besonders charakteristische Partien aus dem Schrifttum vom 9—15. Jahrhundert den Schülern vorführe. Eine gewisse Summe literaturhistorischen Wissens ist der Jugend ohne Zweifel mitzugeben, weshalb auch das sprachliche Verständnis der mittelalterlichen Schriftwerke, zunächst einiger dichterischen, ermöglicht werden soll. Eine eingehende Geschichte der Literatur in strengwissenschaftlich zusammenhängender Weise zu bieten, kann und darf nimmermehr die Aufgabe des Gymnasialunterrichts sein; die zur Lektüre vorzunehmenden Denkmäler mittelalterlicher Dichtung sind durch eine entsprechende Reihe literatur-historischer Thatsachen in das gehörige historische Licht zu stellen. Was nun die

unentbehrlichste Kenntnis der mittelhochdeutschen Sprachgesetze betrifft, so kann mit Fug die Frage aufgeworfen werden, in welcher Weise sie den Schülern zu vermitteln sei. Es gibt meines Erachtens nur zwei Wege, auf denen dies erreicht werden kann. Der eine wird bei Erlernung der antiken Sprachen eingeschlagen, es ist der theoretische; man müfste sich aber für den Schulzweck auf eine allgemeine Übersicht über die mittelhochdeutsche Grammatik beschränken, wobei allerdings der vom Neuhochdeutschen abweichende Vokalismus und in einigen wenigen Fällen der Konsonantismus, ferner die Bildung der Ablautreihe des starken Verbs, einige Formen des Verbalsuffixes, endlich gewisse Zusammenziehungen und Verstümmelungen enklitischer und proklitischer Wörter eine sorgfältigere Behandlung erheischen wird. Der syntaktische Teil ist kurz abzumachen. Das vollständige Erfassen der mittelhochdeutschen Grammatik, die historische Entwicklung der mittelhochdeutschen Sprache aus dem Althochdeutschen und Gothischen kann und darf nur für denjenigen Ziel sein, der sich näher mit dem Studium der deutschen Sprache an sich beschäftigt; für den Akademiker aber, der Germanist werden will, reicht ja auch das nicht aus; er mufs mindestens Altsächsisch und Nordisch studieren, wenn er nicht noch weiter gehen und Vergleiche der germanischen mit den übrigen indogermanischen Sprachfamilien anstellen soll. — Hierauf wird an die Lektüre selbst gegangen. Der andere Weg, den ich bisher mit auffallend günstigem Erfolge gegangen bin, ist folgender: Ich bin sofort, ohne jegliche grammatische Kenntnis der Schüler vorauszusetzen, in die Lektüre des Nibelungenliedes hineingesprungen und habe im Laufe von zwei Monaten bereits alle wichtigen Erscheinungen der mittelhochdeutschen Sprachnormen nach lautlicher und lexikalischer Seite an den einzelnen Stellen selbst zu abstrakter Anschauung gebracht. Nebenher habe ich dann allerdings aus einem recht kurzen grammatischen Leitfaden von Stunde zu Stunde die wichtigsten Kapitel aus der Formenlehre durchgenommen, aber nur, damit das Gewonnene unter einem entsprechenden Rahmen zusammengefafst werde und das Bild mit Ende des ersten Quartals auch ein systematisch-abgerundetes sei, nachdem die Schüler vorerst schon in ganz praktisch-empirischer Weise sich in den neuen Bereich eingelebt hatten. Nichts kam ihnen leichter und angenehmer vor, als auf diese minder kostspielige Weise sich in jenes hochschätzbare Schrifttum einzulesen, während ich eine widerliche Verdrossenheit selbst an strebsameren Talenten bemerken mufste, sobald ich den Versuch wagte, mittelhochdeutsche Grammatik gesondert zu geben. Was verschlägt es denn, wenn ich in der ersten, zweiten und dritten Lehrstunde vielleicht nur je sechs Strophen durchgehe? Unter allen Umständen ist der Schüler mehr angeregt, als wenn ich sechs oder acht Wochen vor der Lektüre die grammatisch fixierten Abstraktionen einer mittelhochdeutschen Sprachlehre eindrille und etwa gar ableiern lasse. Ich würde hiebei nicht einmal auf den Vor-

wurf unwissenschaftlicher Behandlung etwas geben, wenn ich auf besagtem Wege Mehreres und Besseres erzielen kann. Freilich, soweit möchte ich nicht gehen wie manche Lehrer,[1]) welche diese ganze Unterrichtssparte lediglich der Schulstunde aufhalsen; nein, die Schüler müssen sich sorglich vorbereiten, und ich verlange sogar eine schriftliche Präparation; ich setze hiebei voraus, dafs kein Lehrer des Mittelhochdeutschen ein diesbezügliches Lesebuch einführen will, das eines kurzen grammatischen Leitfadens und eines Wörterverzeichnisses, richtiger Glossars, entbehrt. — „Dabei ist es nicht darauf abgesehen, dafs die Schüler mit einer erschöpfenden Vollständigkeit über alle Schriftsteller und deren Werke belehrt werden. Vielmehr soll denselben nur der Entwicklungsgang der deutschen Literatur und der Charakter der einzelnen Epochen an geeigneten Musterstellen zur lebendigen Anschauung gebracht werden. Zu diesem Zwecke sollen in der III. Klasse unter Benützung einer Grammatik der mittelhochdeutschen Sprache ausgewählte Stücke aus den vorzüglichsten Werken mittelalterlicher Dichtung (Nibelungenlied, Walther von der Vogelweide) gelesen und erklärt werden", heifst der Wortlaut der Schulordnung. — Ich habe nun zwar in früheren Jahren auch einiges aus Hartmann von Aue und Wolfram v. Eschenbach mit den Schülern gelesen, bin aber so ziemlich davon abgekommen, da bei diesen Dichtern allerlei sachliches und sprachliches Beiwerk auszuscheiden sein dürfte, während im Nibelungenliede und bei dem grossen Minnesänger die Quelle germanisch-nationalen Denkens und Empfindens lauter und voll hervorströmt. Jede Arbeit, wozu es der Schule an der nötigen Zeit gebricht, ist fruchtlos, und es ist deshalb immerhin ein Mifsgriff, andere Werke für die Schullektüre zu verwenden als die genannten; höchstens mag man noch aus Kudrun einige Episoden lesen, lieber aber lasse man auch das sein und nehme dafür mehr aus dem Nibelungenliede und Walther.[2])

Unbedingt nun sollen aus unserem Nationalepos zur Lektüre folgende Partien gelangen: I. Aventiure: Von den Nibelungen. III. Wie Sîfrit ze Wormze kom. XV. Wie Sîfrit verraten wart. XVI. Wie Sîfrit ermort wart. XXV. Wie sich die künege ze den Hiunen huoben. XXX. Wie Hagene und Volker der schiltwacht pflâgen. XXXVIII. Wie der Herre Dietrich Gunthern und Hagenen betwang.

Das nicht durch die Lektüre Vermittelte mufs natürlich durch den Lehrer in mündlicher Erörterung vorgeführt werden, wie denn über-

---

[1]) Vgl. Dr. Griesmann „Einführung in das Nibelungenlied und die Gudrun", so praktisch mir im ganzen die von ihm angedeutete Lehrweise auch erscheint.

[2]) Höchst bemerkenswert ist, was G. Stier gelegentlich einer Besprechung der Reinhold-Bechsteinischen Schulausgabe (das höfische Epos, Auswahl aus den Erzählungen Hartmanns v. Aue, Wolframs v. Eschenbach und Gottfrieds von Strafsburg) in obiger Hinsicht sagt.

haupt am Schlusse, nicht zu anfang, der Zusammenhang des Ganzen in würdiger und erhebender Weise zu zeigen ist. Dabei aber vergesse der Lehrer ja nicht, darzulegen, wie die Völkerwanderung mit ihren Schrecken nach wilder Gährung neue Grenzen und Sprachscheiden gesetzt und die Grundlage einer reichen gemeinsamen Heldensage geworden sei; daſs die Heldengestalten eines Etzel, Günther und seiner Schwester Kudrun (Chriemhild), Dietrich von Bern und Hildebrand, ferner die zu Helden herabgestiegenen ursprünglich mythischen Gestalten Siegfried und Hagen den germanischen Völkern teure Vermächtnisse seien, daſs noch lange heidnische Anschauungen Widerstand gegen den frommen Eifer christlicher Sendboten gehabt haben, bei welcher Gelegenheit man noch einmal auf die altsächsische Evangelienharmonie zur Zeit Ludwigs des Frommen zurückgreifen mag, ein Werk, das die sanfte Vermittlung zwischen heidnischem und christlichem Wesen zu bezwecken geeignet gewesen sei. — Von der Literaturgeschichte selbst behandle man in aller Kürze, aber mit lebendiger Übersichtlichkeit, auſser den althochdeutschen Schriftdenkmälern namentlich noch Kudrun und hievon wieder speziell den III. Teil, ferner das Wesentliche vom „Rosengarten“, diesem lieblichen Anwuchs der Sage des Nibelungenliedes, und gehe erst dann auf die höfische (Kunst-) Poesie über. Nach Hinweisung auf die Entwickelung des Tierepos auf nordfranzösisch-niederländischem Boden führe man das Bild des wackeren Vaters aller höfischen Poesie, Heinrichs von Veldekin, vor, teile das Allerwesentlichste vom Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht und der Dichtungsweise des Konrad von Würzburg mit, worauf man sich eingehender mit der Charakterisierung Hartmanns von Aue und seiner Werke, sowie des tiefen Wolfram von Eschenbach wird befassen müssen, ohne jedoch für alle letztgenannten Zwecke mehr als etwa 6—8 Lehrstunden zu verwenden. Denn man wird noch Mühe genug haben, die dürftig zugemessene Zeit ökonomisch für die Darlegung des Minnesanges und seines Wesens, sowie für die Lektüre Walthers von der Vogelweide, des glücklichsten Repräsentanten dieser Dichtungsweise, zu verwerten.

Von dem letztgenannten Poeten sollen allerwenigstens gelesen werden: 1. Sehnsucht nach dem Frühling, 2. Frühling und Frauen, 3. Frauenpreis; von den politischen Liedern: 4. Der Wahlstreit, 5. Einheit und Stärke, 6. Der Leitstern, 7. Deutschlands Ehre; endlich von seiner lyrisch-didaktischen: 8. Erziehung, 9. Heimkehr, so daſs die Schüler mit dem ganzen reichen Wesen des geliebten Sängers vertraut werden, der nicht bloſs weiblicher Anmut und männlicher Würde, nicht bloſs der Natur und den Geschöpfen, sondern auch dem Vaterlande seine herrliche Leier widmete, wie er denn auch im besten Sinne lehrhaft wirkte, selbst wenn „Freidanks Bescheidenheit“, ein weniger poetisch gehaltenes Abbild der Volksweisheit des 13. Jahrhunderts, nicht von ihm herrühren sollte. Über die Prosa in diesem Zeitraum mag man sich kürzer fassen und nur auf Bruder Berthold aus

Regensburg, den mächtigsten Volksredner Deutschlands, sowie auf den Prediger Tauler wird bedacht nehmen.

Wie man in Preufsen in allerjüngster Zeit dazu kommen konnte, den Unterricht im Mittelhochdeutschen aus den höheren Lehranstalten gänzlich verbannen zu wollen, ja dafs es sogar gewichtige Stimmen sind, deren Autorität in andern Fragen nicht angezweifelt werden soll, ist mir und wohl vielen meiner Freunde schmerzlich überraschend gewesen, ja geradezu unbegreiflich erschienen. Sollten sich auch für die Schule augenfällige und unmittelbare Vorteile jenes Unterrichtes nicht ergeben haben, was ich aber schlechterdings in Abrede stelle, so wäre das noch lange kein Grund, so radikal vorzugehen. Wenn man gleich nicht das Höchste oder auch nicht einmal das Höhere auf diesem Gebiete erreicht, mufs man doch nicht auf jedes Resultat verzichten; denn das ganz Gleiche gälte doch wahrhaftig vom lateinischen, griechischen, französischen und mathematischen Unterrichte. — Es erübrigt nur mehr, einige der brauchbarsten mittelhochdeutschen Lesebücher und Kompendien für die Literaturgeschichte der einschlägigen Perioden anzuführen. Nach meiner Erfahrung eignen sich für den Schulgebranch in dieser Hinsicht ganz besonders: Englmanns mittelhochdeutsches Lesebuch, ferner ein solches von Dr. Karl Reichel (Wien, Gerold und Sohn.), Pütz im Anschlufs an dessen gedrungenen literaturhistorischen Leitfaden, ferner Hilfsbuch für die deutsche Literaturgeschichte zum Gebrauch der obersten Klassen von Wilhelm Herbst (Gotha, Perthes.), Einführung in das Nibelungenlied und Kudrun von Dr. Griesmann, (Leipzig, Webel.), nicht zu vergessen Robert König, ein durch seine nunmehr schon allbekannten höchst wertvollen illustrierenden Zuthaten unentbehrliches Hilfsbuch; dafs der Lehrer selbst Gervinus, Vilmar, Kurz, Hettner etc. dem Wesentlichen nach kennt, ist wohl vorauszusetzen. Sehr gute Dienste dürften auch die einschlägigen Partien aus Dr. Konrad Beyers deutsche Poetik (Stuttgart, Gösche.), sowie Dr. Salomons Geschichte der deutschen Nationalliteratur, endlich Kobersteins Grundrifs der deutschen Nationalliteratur (Bartsch, Heidelberg.) leisten.

Die dritte Wochenstunde gehört der Lektüre, welche sich auf rhetorische Lesestücke, ferner auf die das Drama betreffenden Abhandlungen von Lessing (Hamburger Dramaturgie mit Auswahl), Schillers „Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ und „Über die tragische Kunst“, sowie auf einige literaturhistorische Abhandlungen von Wackernagel, Hettner[1]) etc. etc., endlich auf Dramen selbst zu erstrecken hat, wobei eine kurze Geschichte der Entwicklung dieser Dichtungsgattung bei den Deutschen (Parallele zur antiken

[1]) Ich kann nämlich auch in dieser Klasse auf ein Lesebuch noch nicht verzichten, in welchem derartige Lesestücke sich finden lassen.

Tragödie ist zu ziehen) und die wesentlichsten Erfordernisse eines kunstgerechten Trauer-, Lust- und Schauspieles zum Verständnis der Schüler gebracht werden müssen. Von den klassischen Dramen eignen sich für diesen Lehrkurs nach meiner Meinung nur: Lessings „Minna von Barnhelm", Schillers „Tell", „Jungfrau von Orleans", „Wallensteins Tod" (unter gebührender Berücksichtigung der andern beiden Glieder der Trilogie) „Braut von Messina", Göthes „Egmont", Uhlands „Ernst von Schwaben" — Auswahl genug; was über diesen Kreis hinausgeht, dürfte mindestens sehr fragwürdig erscheinen. — Ich weifs nicht, ob mir die Lehrgenossen beifallen werden, wenn ich behaupte, es sei ungleich anregender und instruktiver, beim Lesen der Dramen eine förmliche Rollenverteilung vorzunehmen. Was einige befürchten, es möchte die dadurch erstrebte Ähnlichkeit mit der theatralischen Aufführung doch nur einen unechten Schein geben, so erkläre ich hiemit ausdrücklich, dafs eben nur solche Stücke gewählt werden dürften, in denen Anlage und Haltung der Charaktere dem jugendlichen Denken und Empfinden nicht geradezu antipathisch sind, und dafs die betreffenden Stellen zu hause schon sorgfältig gelesen werden. Ein pädagogischer Wert ist dieser Art des Lesens kaum abzusprechen, weil dadurch eine gröfsere Zahl von Schülern, unter Umständen der ganze Kurs, in anspruch genommen wird und ein gewisser Wetteifer in richtiger Auffassung und entsprechendem Vortrag nicht zu verkennen ist; unstreitig gewinnt das Ganze an Leben und Wärme. Allerdings nun liegt es nahe, die hervorragenden und effektreichen Rollen nur in die Hände der gewandter Vortragenden zu geben; aber hier mufs man sich selbst beherrschen und vor allem den Schulzweck im Auge behalten, der die gröfsere Zahl der Schüler, zunächst die mittelmäfsig Beanlagten, gefördert wissen will. Auch beim Lesen der dramatischen Akte und Szenen bin ich gegen zu häufige Unterbrechung des Schülers, wenn er nicht gar grobe Verstöfse gegen Aussprache und Betonung sich beikommen läfst, und zwar aus denselben Gründen, die ich früher beibrachte.[1] Die Fabel (Inhalt) des Stückes selbst mufs begreiflicher Weise vorerst mitgeteilt werden. Dann lasse man je einen ganzen Akt lesen, damit die Schüler etwas relativ Volles haben; hierauf bespreche man diesen selbst nach Aufbau, Entwickelung der Handlung, Charakteren der handelnden Personen mit den Schülern in der Weise, dafs man, soweit es möglich ist, die heuristische Methode

---

[1]) Zu meiner grofsen Freude ersehe ich, dafs auch Hiecke eine verwandte Anschauung hatte, indem er sagte: „Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, dafs bei den mündlichen Vorträgen zwar keine oder nur geringe Unterbrechungen stattfinden dürfen, die ja, wenigstens wenn sie sich häuften, den Sprechenden nur aus dem Gedankenkonzepte bringen oder sicherlich doch ängstlich machen würden, wohl aber die sorgfältigste Korrektur nach geendigtem Vortrage; da der Lehrer den betreffenden Text vor sich hat, kann er ja mit einer leichten Strichbezeichnung sein Gedächtnis unterstützen."

anwendet; zuletzt gehe man an die sprachlichen und ästhetischen Einzelheiten. Erst wenn dieses alles geschehen ist, gebe man selbst noch ein gedrungenes Bild des betreffenden Aufzuges; ist in solcher Art das ganze Stück behandelt, dann suche man dasselbe von innen heraus zu rekonstruieren. Es dürfte übrigens aus diesen allerdings unmafsgeblichen Vorschlägen zur genüge erhellen, dafs man höchstens ein Drama von gewöhnlichem Umfange lesen kann. Der Privatlektüre, den Hausaufgaben und dem freien mündlichen Vortrage bleibt es vorbehalten, noch ein Stück nach Inhalt und Form, beziehungsweise nach beiden Seiten hin dem genaueren Verständnis zu vermitteln.[1]) Zu mündlichen Vorträgen müssen aufser den ebenbezeichneten noch sechs bis zehn von den Schülern beliebig gewählte, oratorisch ausgearbeitete Themata im Verlauf des Studienjahres verwendet werden.

Regensburg. Dr. K. Zettel.

Lessings lateinische Epigramme (1758, 1771)[2]).

1. Ad Turanium.

Viventi decus atque sentienti,
Turani, tibi quod dedere amici,
Rarus post cineres habet poëta,
Nec tu post cineres habebis ipse.

An Turan.

Was Freunde Dir, Turan, an Ehr' erwiesen,
Als Du noch lebtest und Dich fühltest heil,
Das wird an Dichtern kaum im Tod' gepriesen,
Und wird auch Dir im Tode nicht zu teil.

2. In Aristum.

Nescio, dum dicit, multum, mentitur Aristus.
Qui nescit multum, paucula scire potest.

Auf Arist.

Während er sagt „ich weifs nicht viel“ sagt Lügen Aristus.
Denn wer nicht viel weifs, weifs doch ein wenig gewifs.

---

[1]) Beck, Geerling, Linnig, Normann bieten in dieser Hinsicht ein ziemlich reiches Material.

[2]) Diese Epigramme sind in einigen, selbst gröfseren Ausgaben des Dichters nicht enthalten. Es dürfte daher für den einen oder andern der Leser dieser Blätter nicht ohne Interesse sein, dieselben hier, mit dem Versuche einer deutschen Übertragung, zu finden. Kr.

3. Ad Gelliam.

Vota tui breviter si, Gellia, noscere vatis,
Dignorum juvenum publica cura, cupis:
Spernit opes regum, regum quoque spernit honores;
Esse suus primum, tunc petit esse tuus.

An Gellia.

Willst Du in Kürze vernehmen die Wünsche, die heget Dein Sänger,
Gellia, lockender Preis würdiger Jünglinge, Du:
Sieh', er verschmähet der Könige Macht und der Könige Ehren;
Sein sein will er zunächst, dann aber nennt er sich Dein.

4. Ad Pompillam.

Vir fovet amplexu, nec tu prohibebis? amicas.
„Hunc ego? qui nobis iura dedit paria".
Ast velit amplexu quis te, Pompilla, fovere?
Sic vir iura dedit, nec dedit illa simul.

An Pompilla.

Freundinnen herzt und umarmet Dein Mann; wirst Du es nicht hindern?
„Ich den hindern, der uns einerlei Rechte verlieh"?
Halt! Pompilla, wer möchte wohl Dich umarmen und herzen?
So lieh Rechte der Mann, dafs er nicht jedem sie lieh.

5. Ad amicum.

Laetus es et pauper: sciat hoc fortuna caveto,
Ne te felicem iam putet esse nimis.

An einen Freund.

Arm und vergnügt bist Du: lafs dies Fortuna nicht wissen;
Sonst hält sie Dich schon jetzt über die Mafsen beglückt.

6. Ad Ponticum.

Qua tua fronte legam, mi Pontice, carmina, quaeris?
Num, precor, illa legam, Pontice; quaere prius.

An Ponticus.

Ponticus, Deine Gedichte, mit welcher Stirn ich sie lese? –
Frage doch, Ponticus, erst, o b ich sie les' überhaupt.

7. Ad **

Abs te cum laudor, tibi cur laudatur et Aldus?
Dicam te laudis poenituisse meae?

An **

Wefshalb lobst Du, indem Du mich lobst, zugleich auch den Aldus?
Reue empfandest Du wohl, dafs Du mich habest gelobt?

8. In Albam.

Alba mihi semper narrat sua somnia mane.
Alba sibi dormit: somniat Alba mihi.

Auf die Alba.

Alba erzählet am Morgen mir stets das, was ihr geträumt hat.
Alba schlummert für sich, aber sie träumet für mich.

9. Ad Priscum.

Commendare tuum dum vis mihi carmine munus:
Carmen commendas munere, Prisce, mihi.

An Priscus.

„Während Du durch ein Gedicht Dein Geschenk mir suchst zu empfehlen,
Priscus, empfiehlst Du mir durch Dein Geschenk das Gedicht.

10. In Paulum.

„Carmina tentemus: num quid tentare nocebit"?
Paulus ait. Tenta! nil, nisi fama, perit.

Auf den Paul.

„Lafs an's Dichten uns geh'n! Was kann ein Versuch denn wohl schaden"?
So sprach Paul. — O versuch's! Geht doch der Ruf nur zu grund.

11. Ad Caecilianum.

Garrula fama refert te, Caeciliane, disertum,
Nec minus esse pium, garrula fama refert.
Nil video, cur haec credamus, Caeciliane.
Credo tamen: verum fama referre solet.

An Cäcilianus.

Dafs Du beredt seist, plaudert der Ruf, mein Cäcilianus;
Eben so plaudert der Ruf, minder nicht seiest Du fromm.
Dies zu glauben nun zwar wird schwer mir, Cäcilianus;
Aber ich glaub' es doch: Wahres ja plaudert der Ruf.

12. Ad Olum.

In prece qui multus nimiusque est, otia dum sunt,
Ille malas horas collocat, Ole, bene.
In prece qui multus nimiusque est, otia nec sunt,
Ille bonas horas collocat, Ole, male.

An den Olus.

Wer viel oder zu viel auch betet, sofern er nur Zeit hat,
Wendet die mifsliche Zeit, Olus, aufs glücklichste an.
Wer viel oder zu viel auch betet, sofern er nicht Zeit hat,
Wendet die glückliche Zeit, Olus, aufs übelste an.

13. Ad Sosibianum.

Sosibiane, rogas, prodat Galathea quot annos?
Annos quot prodat nocte? diene rogas?

An den Sosibian.

Sosibian, Du fragst: welch' Alter verrät Galathea?
Fragst Du nach dem bei Nacht oder nach jenem bei Tag?

14. Ad Tuccam ludimagistrum.

Dic mihi, quis furor est, ludo spectante cacare?
Num gravitatem aliter frontis habere nequis?

An den Schulmeister Tucca.

Mensch, was rasest Du so, vor den Augen der Schüler zu kacken?
Kannst Du kein ernstes Gesicht zeigen auf andere Art?

15. Ad eundem.

Quid te, Tucca, juvat gravitatem fingere vultu,
Ridetur gravitas si gravitate tua?

An ebendenselben.

Tucca, was kann es Dir frommen, den Ernst der Miene zu heucheln,
Wenn Dein erheuchelter Ernst machet den Ernst zum Gespött?

16. In Canem.

Nonne Canis germana Cani appellatur amica?
Cur ergo incestus insimulare Canem?

Auf einen Hund.

Nennt man die Hündin denn nicht die leibliche Buhle des Hundes?
Weſshalb also den Hund zeihen unzüchtiger That?

17. Ad Posthumum.

Quis melos auditu redimat, dic, Posthume, sodes?
Qui famam redimit, Posthume, morte sua.

An Posthumus.

Posthumus, wer darf zählen zu leben im Liede der Nachwelt?
Posthumus, nur wer Ruhm gern mit dem Leben bezahlt.

18. Ad Neaeram.

Te tam deformem qui pinxit, pulchra Neaera,
Blanditus Veneri, pulchra Neaera, fuit.

An Neära.

Wer Dich, schöne Neära, so miſsgestaltet gemalt hat,
Der hat, liebliche Maid, Venus geschmeichelt fürwahr.

19. In Armillum.

Cui dedit, haud dedit Armillus, qui munera egeno
Non sine teste dedit. Cui dedit ergo? Sibi.

Auf den Armillus.

Armill gab dem nicht, dem er gab; denn nicht ohne Zeugen
Gab er dem Armen die Gab'. Wem also gab er? Sich selbst.

20. Ad Murlam.

Desine, Murla monet, nunc desine scribere nugas.
Tu legere ast nugas desine, Murla, prior.

An den Murla.

Höre doch einmal auf, mahnt Murla, nur Possen zu schreiben.
Höre Du, Murla, nur auf, Possen zu lesen, zuerst.

21. Ad Naevolam.

Vis fieri sanus? Mentiris, Naevola; non vis.
Nam fieri si vis, quid tibi cum medico?

Nävola, willst Du genesen? — Du lügst; o sicher, Du willst nicht.
Denn wenn genesen Du willst, ei doch! was soll Dir der Arzt?

Zweibrücken. Ph. L. Krafft.

Verb?

In der neuesten (11.) Auflage der lateinischen Schulgrammatik Englmanns steht: das Verb, Plural: die Verbe. In der neuesten (5.) Aufl. der deutschen Schulgrammatik desselben findet sich die nämliche Wortbildung in der Syntax, während es in der Formenlehre noch heifst: Das Verbum, die Verba. Die Neuerung stammt wahrscheinlich von Kühner, welcher bereits 1861 oder noch früher „Verb" in seiner Schulgrammatik drucken liefs, als alle übrigen lateinischen Schulgrammatiken, auch Englmann, noch „Verbum" sagen zu müssen glaubten.

Sicherlich aber ist die Bildung „Verb" undeutsch. Nur drei- oder mehrsilbige lateinische Wörter auf um können mit Weglassung dieses um oder auch des ium ins Deutsche übertragen werden (z. B. Firmament, Ärar). Jedoch zweisilbigen lateinischen Wörtern die Endung um zu rauben, widerstrebt dem deutschen Sprachgeist. Wer würde nicht lächeln, wenn er in einem Geschichtswerk läse: „Es war Fakt, dafs dieses Dikt vor das For der Öffentlichkeit gezogen worden war"?

Die Mifsbildung „Verb" ist wohl nichts als eine dem französischen Laut folgende und aus französischen Grammatiken herkommende Verirrung des deutschen Sprachgefühls. Es ist ja auch kein Wunder, wenn der Verfasser einer französischen Grammatik durch den unzählig oft gehörten französischen Laut in seinem deutschen Sprachgefühl irre gemacht wird, wie das z. B. bei Plötz der Fall ist, welcher ebenfalls „Verb" drucken liefs. in einer lateinischen, griechischen oder deutschen Schulgrammatik aber ist das „Verb" kaum verzeihlich.

Man könnte vielleicht das Quart und das Null als ähnliche Bildungen anführen. Weil aber diese Wörter aus lateinischen Adjektiven, nicht Substantiven, gebildet sind, so dürfte der Wert dieser Rechtfertigung sehr fraglich sein. Ich wenigstens könnte mich erst dann mit dem „Verb" aussöhnen, wenn man mir ein anderes zweisilbiges lateinisches Substantiv auf um aufgezeigt hätte, welches mit Weglassung der Endung um ins Deutsche überging.

Bayreuth. Wirth.

Ὁμοιότητες
in Ciceros rhetorischen Schriften und den lateinischen Rhetoren.

I.

In K. Halms Rhetores Latini minores (Leipzig, 1863) sind auf mehr als sechshundert Seiten die Schriften von vier und zwanzig Männern abgedruckt, welche in den verschiedensten Zeiten lebend, da man lateinisch sprach oder zu sprechen glaubte, sämtlich über das rhetorische Element der Sprache theoretisierten. Meist Handbücher zur Einführung in die Lektüre der Redner und Dichter sind diese Kompilationen für die Geschichte des Schulbetriebs in den acht Jahrhunderten von Rutilius Lupus bis zum 'Karlus rex et Albinus magister' ein sehr wichtiges, für die Geschichte der Kunstformen des lateinischen Idioms, nächst den literarischen Produkten jener Zeiten, die sich Selbstzweck sind, ein nicht bedeutungsloses Material, das freilich nach beiden Richtungen einer Geschichte der Pädagogik wie der Kunstformen einer vollständigen Verwertung und systematischen Nutzbarmachung erst noch entgegensieht.

Die Quelle all der Rhetorenweisheit, die hier ausgekramt wird, sind nicht die Griechen in ihrem ersten Vertreter Aristoteles, dessen strenge Wissenschaftlichkeit und schmucklose Sprache allein schon genügte, um die römische Kaiserzeit vom Studium seiner Rhetorik abzuschrecken, sondern die in ihrem eigentlichen Wesen auf isokrateischer Grundlage aufgebauten rhetorischen Schriften Ciceros und Institutionen Quintilians, von denen jener der orator, dieser der rhetor im eminentesten Sinne war und für eine mindestens anderthalbtausendjährige Folgezeit auch blieb.

Die Beispiele und Belege für die verschiedenen Theoreme die entwickelt werden, entnehmen die älteren, meist heidnischen Schriftsteller, in Anlehnung an die Bannerträger ihrer Kunst, vor allem aus Ciceros Reden und Vergils[1]) Aeneis, die jüngeren, christlichen, soweit sie überhaupt selbständig arbeiten und neuern, auch aus dem alten und neuen Testament[2]).

---

[1]) Die Inferiorität, welche römische Nationaleitelkeit und das Unvermögen, die Naturschöpfungen des echten hellenischen Geistes von den Kunstprodukten der heimischen Literatur zu scheiden dem Homer gegenüber Vergil, dann auch Demosthenes gegenüber Cicero seit der augusteischen Zeit zuwies, ein Verhältnis das mit manchen andern Verkehrtheiten ästhetischer Tradition, nach einem schüchternen Anlauf der Renaissance, erst das 18. Jahrhundert umkehrte, tritt auch hier wieder in der bestimmtesten Weise hervor, indem aus Vergil ca. 250, aus Homer 5 Beispiele entnommen werden; ferner aus Cicero bei 500, aus Demosthenes 25 Stellen.

[2]) Mafsgebend für das Mittelalter war in dieser Beziehung besonders das Wort des Cassiodorius Senator Instit. div. et saec. lect. I cap. 27: von der Bibel sei auch die weltliche Wissenschaft ausgegangen, ja ihr diebisch von den Heiden entwendet, die sie zu ihren bösen Lüsten gebraucht: nun solle sie zu dem Dienste der Wahrheit zurückgeführt werden."

Je weiter wir dabei in der Zeit vorschreiten, desto äufserlicher und verknöcherter wird die Auffassung, desto roher und unbeholfener die Sprache, desto unselbständiger und zusammenhangsloser das ganze Machwerk: freilich eine Erscheinung, die leichter begreiflich ist als es etwa das Gegenteil wäre.

Die Bedeutung dieser sekundären Überlieferung für die Textkritik der einschlägigen Quellenschriftsteller wurde schon längst erkannt und auch praktisch teilweise verwirklicht: F. Meister hat in seinen trefflichen quaestiones Quintilianeae (Liegnitz. 1860) nachgewiesen, dafs Quintilian in seinen Institutiones oratoriae, deren primäre Überlieferung nicht über das 10. Jahrhundert hinaufreicht, an zahlreichen Stellen durch seinen gewifsenhaften Ausplünderer aus dem 4. Jahrhundert Julius Victor, der allerdings nur in einer Handschrift des 12. Jahrh. erhalten ist, ergänzt und verbessert werden müsse, und dafs hinwiederum auch die zweite Quelle mannigfache Berichtigung durch die erste erfahre. Nicht minder fruchtbringend hat sich das Zusammenhalten der beiderseitigen Überlieferung in O. Ribbecks gröfserer kritischer Vergilausgabe (Leipzig. 1859—67) erwiesen; freilich hier mehr nach der Seite der lateinischen Rhetoren und Grammatiker, deren Text durchweg mindestens ein halbes Jahrtausend jünger ist als die ehrwürdigen Vergil-Manuskripte aus dem 5., ja 4. Jahrhundert.

Ein leiser Ansatz, diese Textkomparationsmethode auf Cicero und die lateinischen Rhetoren anzuwenden, findet sich in der zweiten Züricher Ausgabe der rhetorischen Schriften Ciceros 1845. Wenn weiterhin A. Weidner in seiner Ausgabe von Ciceros Ars rhetorica, wie er es nennt, (Leipzig. 1879) eine Anzahl von Verschreibungen, Lücken und Zusätzen aufdeckte, so dankt er das zum nicht geringen Teil der trefflichen Bearbeitung, die des Victorinus Kommentar zu de inventione durch K. Halm in der Rhetores Latini minores[1]) gefunden hatte.

Dafs auch der Bearbeiter einer auf neuem oder neu verglichenem und gesichteten alten Material beruhenden Ausgabe der übrigen rhetorischen Schriften Ciceros nicht unzweckmäfsig handelt, wenn er zwischen seine Textrezension und den kritischen Apparat aufser den auctores und imitatores auch die testimonia veterum einreiht, dürfte aufser

---

„Ja Cassiodor setzt geradezu einen Stolz darein, nachzuweisen, wie alle möglichen Schemata und Figuren in den Psalmen bereits sich angewandt fänden, lange vor den Schulen der Heiden, wie er an einer Stelle triumphierend ausruft. (Psalm 23).“ Siehe A. Ebert Gesch. d. christl.-latein. Lit. I 479 und 483.

[1]) Mit Recht heifst es dort praef. p. IX. nunc denique Victorini explanationibus ad Ciceronis de inventione libros emendandos, quos nondum sano iudicio recensitos esse mihi quidem exploratum est, recte uti licebit.

allem Zweifel stehen.[1]) Diese ganze Aufgabe der vergleichenden Zusammenstellung der testimonia veterum mit den Originalstellen Ciceros dem künftigen Herausgeber der rhetorischen Werke vorwegzunehmen kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein: sie sollen blos ihre theoretische Notwendigkeit grundsätzlich betonen und praktisch sie soweit durchführen, als jene Comparationsmethode für die Textkritik der fraglichen Autoren überhaupt unmittelbar praktischen Wert hat. Demnach bleiben von der Behandlung ausgeschlossen alle jene dem Cicero und den lateinischen Rhetoren gemeinsamen Stellen, bei denen entweder vollständige Gleichheit sich findet nicht nur der Gesamtheit von Gedanke und Ausdruck, sondern auch des einzelnen Wortes; oder bei denen der Begriff der Gemeinsamkeit ausschliefslich oder überwiegend blos auf die Sache, nicht auf das Wort sich erstreckt. Die letzteren Ähnlichkeiten werden am besten nicht berücksichtigt, weil es bei unserer Aufgabe buchstäblich gilt, das Wort beim Wort zu nehmen; die in jeder Beziehung sich deckenden Parallelen dagegen in erschöpfender Vollständigkeit vorzuführen überlafsen wir billig einer fruchtlosen Statistik.

Ehe wir nun zur Einzelbetrachtung jener mittleren Gattung übergehen, die als ὁμοιότητες[2]) bezeichnet werden mögen, scheint es angezeigt, einen gewissen allgemeinen Rahmen zu umschreiben, in dessen umfassende Einheit die Sonderbehandlung jeder Stelle sich einzufügen hat.

Vor allem ist zu berücksichtigen das Alter der wichtigsten Handschrift oder Handschriften des Kopisten gegenüber den erhaltenen Manuskripten des Originalautors und in vergleichender Betrachtung die Thätigkeit der beiderseitigen librarii zu charakterisieren. Für Ciceros Bücher de oratore, orator und Brutus haben wir bekanntlich zwei Klassen von Codices: die mutili (z. B. Abrincensis, Harleianus, Erlangensis), hinaufreichend bis in das beginnende 10. Jhrh., und die integri, sämtlich Abkömmlinge des 1422 aufgefundenen, in vielen Exemplaren fahrläfsig abgeschriebenen und bald wieder verschollenen codex Laudensis aus langobardischer Zeit. Unsere Anschauung über den weitaus höheren Wert der verstümmelten Handschriften, die freilich selbst in jenen Abschnitten, die sie gemeinsam mit den vollständigen erhalten haben, leider nur zu oft, besonders durch den Ausfall ganzer Satzglieder infolge von ὁμοιοτέλευτα, verstümmelt sind, ist mit Wort und That in den textkritischen Bemerkungen zu Ciceros rhetorischen Schriften (Bd. XVII, H. 6 u. 7 dieser Blätter) bekundet, und es ist kein sachlicher Grund vorhanden,

---

[1]) „Zu einem vollständigen apparatus criticus gehören heutzutage aufser den Collationen der wichtigsten Handschriften die testimonia veterum, die auctores und imitatores.“ E. Wölfflin im Philol. (1867) 26, 126.

[2]) So nach dem Vorgang F. Vogels, der in den Acta sem. phil. Erlang. I 313 ebenso gehalt- als geschmackvolle ὁμοιότητες Sallustianae veröffentlichte.

diese Ueberzeugung zu modifizieren oder anders als dort geschehen zu motivieren; und indem wir die Gediegenheit und Schlichtheit der älteren Überlieferung verteidigen, verschliefsen wir uns weder gegen die Fahrläfsigkeiten und Thorheiten auch ihrer Abschreiber noch gegen das Gute, was manchmal die jüngere Überlieferung voraus hat. Die Überlieferung des Rufinus[1]) (4—5. Jhrh.) geht wie jene des Quintilianus bis in das 10., die des Julius Victor[2]) (4. Jhrh.) bis in das 12. Jhrh. Für die Arbeitsweise der Abschreiber Quintilians sind uns die Erörterungen *Halms* in der praefatio seiner gröfseren kritischen Ausgaben mafsgebend; vom Text der beiden anderen Rhetoren wird die unten folgende Erörterung der einzelnen Stellen nachzuweisen suchen, einerseits, dafs er öfters reiner ist als der durch die Ciceromanuskripte erhaltene, anderseits, dafs manche fehlerhafte Abweichungen von diesem auf Kosten der Nachläfsigkeit der Abschreiber zu setzen, nicht einem Unverstand des Rufinus und Viktor aufzubürden sind.

Besondere Wichtigkeit hat nächst Alter und Art der Überlieferung Umfang und Ausdehnung des aus dem Quellenschriftsteller Entlehnten, und man kann diesbezüglich im allgemeinen wohl behaupten, dafs das Mehr der Quantität des Entlehnten ein Besser der Überlieferung involviere und hinwiederum das weniger ein weniger genau. Denn auch die Alten, mögen wir uns ihre Gedächtniskraft noch so jugendlich frisch von Natur, gefestigt durch frühe und stete Übung, gefördert durch sinnige und erprobte Kunstmittel denken, auch sie machten es nicht anders als wir moderne Menschen: längere Abschnitte, breitere Periodengebilde, kunstvoll verschlungene und sprachlich eigentümliche Sätze entnahmen Kompilierende, soweit sie nicht auf den Schlendrian von hause aus geschworen hatten, unmittelbar und möglichst getreu aus dem eben zur Hand befindlichen besten Exemplare des jeweiligen Originalautors, während sie kürzere Citate, sei es allgemein bekannten Gehaltes, sei es rhetorisch präzisierter Prosa, oder metrischer Einkleidung, frei aus dem Gedächtnis nachschrieben. Von den zahlreichen Belegen hiefür in den Rhetores latinis minores abgesehen, die man mit Hülfe der männiglich bekannten Halm'schen Indices leicht selbst beschaffen kann, ist wohl das überzeugendste Beispiel bei Quintilian,[3]) der cap. I

[1]) Versus et excerpta de compositione et de metris oratorum, in Halms Rhetores p. 575—584, in Keils Gramm. Lat. VI 2, p. 565—578, deren Vorreden über die handschr. Überlieferung Ausreichendes mitteilen. Erstere Ausgabe wird mit Rh. Lat., letztere mit Gr. Lt. von uns citiert.

[2]) C. Julii Victoris ars rhetorica, bei Halm p. 371—448. Auf die handschr. Überlieferung der einschlägigen Schriften des Augustinus, Senator und Albinus gehen wir hier nicht näher ein, da sie uns höchstens an der einen oder anderen Stelle unten begegnen werden.

[3]) Interessant ist an der Stelle besonders auch das leviter § 38, das Gesner (im Thes. L. L.) und Ernesti wieder herstellten, indem von

§ 37—45 des neunten Buches so sorgfältig[1]) aus Ciceros Orator § 134—139 abschrieb, dafs er, — Kleinigkeiten wie quia statt quod (§ 37 extr.), hominum mores sermonesque st. h. sermones moresque (§ 44 in.), ut denuntiet quid caveat st. ut d. qu. caveāt (§ 44 med.) den librarioli aufgebürdet, — mit den § 42 in allen seinen guten Handschriften überlieferten[2]) Worten ut quod dixerit iteret uns allein die ursprüngliche ciceronische Fassung der Stelle wiedergibt, während sämtliche Cicerocodices ut quod dixit iteret kürzten.

Um jedoch einen durchweg festen Boden für die Textkritik und eine wissenschaftliche Grundlage für die wechselseitige Verbesserung von Original und Kopie zu gewinnen, genügt es nicht, Zeit und Zustand der Handschriften und den Umfang des Entlehnten rein äufserlich abzuwägen; vielmehr ist es Pflicht, die ganze Schreib- und Arbeitsweise des Kopisten zu untersuchen und aus ihr zu entwickeln, welche Abweichungen der heutigen Kopie vom Originale wahrscheinlicher weise vom Kopisten selbst gewollt und zu belassen sind, welche vom Leichtsinn oder Unsinn der librarii in den folgenden Jahrhunderten in die ursprüngliche Kopie hineingetragen wurden und zu beseitigen sind. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, dafs dieses Moment das motivreichste, schwierigste und bedeutendste von allen dreien ist, und dafs besonders die Scheidung und Verteilung eines bisher einheitlichen Besitztumes auf zwei Eigentümer die peinlichste Behutsamkeit erfordert. Übrigens mögen den Beziehungsreichtum und die Wichtigkeit dieses Kapitels folgende Beispiele andeuten.

Der orator urbis Romae um 350, Marius Victorinus, entnimmt in seiner[3]) Schrift de definitionibus (Migne Patrol. curs. compl. 64, 891—910 traditionell unter den Werken des Boethius abgedruckt) die Beispiele für seine 15 Definitionsarten aus Ciceros Reden und zwar, wie die einem solchen Citate vorgesetzten Worte his ut opinor[4]) verbis (Migne 897,

---

allen Manuskripten Quintilians und Ciceros falsch überlieferten verba breviter commutata ponuntur. Über denselben Schreibfehler in Boethius Comm. zu Cic. Top. 333, 35 Or. siehe des Verfassers Boethiana p. 85.

[1]) locum ad litteras subieci sagt er ja selbst.

[2]) So mit Ellendt und Halm gegen die heutigen Ciceroeditoren.

[3]) So mit H. Usener, der im Anecdoton Holderi 1877 aus handschr. Notizen, den Zeugnissen und der Benützung des Boethius (Comm. in. Cic. Top. 324, 46 ff. Or.) Senator (Instit. div. et saec. lect. II p. 539 Gar.) und Isidor (Origg. II 29), endlich aus dem Inhalt der Schrift den M. V. als Verfasser überzeugendst nachwies. Dafs nicht dem Italer Boethius, sondern dem Afrikaner Victorinus das auch textlich erst zu restituierende Schriftchen angehört, soll demnächst aus der Sprache desselben und dem Vergleich mit der Schreibweise beider Autoren, wie sie in den anderen erhaltenen Schriften uns entgegentritt, bekräftigt werden.

[4]) Siehe unten zu de or. I § 18 das mit hoc ut opinor modo eingeleitete ebenfalls ungenaue Citat des Augustinus.

34) deutlich zeigen, gedächtnisweise und ohne die betreffenden Stellen nachzuschlagen.

Nutzanwendung: Der Textkritiker hat nicht das Recht, die schulmäfsig zugestutzten und durch den Gebrauch der Generationen abgenützten Citate des Rhetors aus der vollen und reinen Überlieferung der ciceronischen Originalstellen zu ergänzen, sondern er hat den Text des Kopisten einzig aus den besten Manuskripten dieses selbst festzustellen.

Ein anderer Excerptor, z. B. der Verf. der dem Boethius fälschlich[1]) zugeschriebenen Fortsetzung der Kommentare des Boethius zu Ciceros Topica (Schol. Ciceron. edd. Orelli-Baiter 1833. P. I p. 390—395) schreibt eine lange Stelle aus Ciceros Tuskulanen aus und setzt dabei, seinem eigenen Geschmack und der Schreibweise seiner Zeit entsprechend, biblische Vulgarismen an die Stelle ciceronisch-reiner Ausdrücke, läfst kleinere Wörter, besonders Pronomina und Präpositionen, weg, macht erklärende Zusätze und ähnliche Willkürlichkeiten, von denen als die bezeichnendsten hieher gesetzt werden mögen:

Cicero:	Pseudoboethius:
animus corpus intravisset.	animus incorporaretur.
repente in tam perturbatum domicilium inmigravit.	repente tam turbulentum domicilium inmigravit.
se collegit atque recreavit.	se recollegit atque recreavit per aetatis momenta.
Ad ea.	Ad quae.
Quem locum multo accuratius ille explicat in eo sermone quem eo ipso die habuit quo excessit e vita.	Quam rem multo accuratius explicat in sermone quem habuit eo die quo excessit e vita.

Nichts wäre verfehlter, als unserm Kompilator, der einen zeitgemäfs kastigierten Cicero geben wollte, den echten Cicero aufzudrängen oder gar die vortreffliche Überlieferung der Tuskulanen in 3 Handschriften s. IX—X. an dieser Stelle durch ein derartiges Excerptenfabrikat in frage zu stellen und auch nur im geringsten ändern zu wollen. Hier ist Konservatismus am platz, doch kein blinder; denn wenn es bei Cicero a. a. O. heifst ... nec fieri ullo modo posse ut a pueris tot rerum atque tantarum insitas et quasi consignatas in animis notiones quas ἐννοίας vocant haberemus

---

[1]) Den sachlichen und sprachlichen Nachweis über die Fälschung dieses Traktates de dis et praesensionibus behalte ich mir vor und bemerke hier nur, dafs es eine von einem Theologen um das Jahr 1100 gefertigte Kompilation von Abschnitten aus Ciceros Tuskulanen, Chalcidius Kommentar zum platonischen Timaeus, Augustinus de civitate dei l. VI, Victorinus Kommentar zu Cicero de inventione und einigen anderen mittelalterlichen Büchern ist.

nisi . . ., in der Abschrift[1]) des Pseudoboethius dagegen . . . nullo modo fieri posse ut a pueritia tot rerum atque tantarum insitas atque quasi consignatas in animis notiones quas ἐννοίας vocant habemus nisi . . . ., so belassen wir alle andern Varianten als vom Kompilator selbst herrührend, ändern aber den Schreibfehler des librarius habemus in hab'emus. In ähnlicher Weise weiter unten ein quasi als quo si aus Cicero zu restituieren, sei es für Archetypus, sei es für Apographon des Pseudoboethius, verbietet der Umstand, dafs der Fehler quasi auch in der alten Brüsseler Hdschr. zu den Tuskulanen sich findet und so aller Wahrscheinlichkeit nach vom Kompilator schon aus seinem Ciceroexemplar gedankenlos herübergenommen wurde.

Eine dritte Richtung in der die Individualität des Kopisten nicht selten hervortritt, besonders wenn er nicht blos als Kompilator traditioneller Theoreme, sondern als ausübender Redemeister thätig war, ist das rhetorische Aufputzen schlicht gefafster Originalstellen. Was damit gemeint sei, mögen statt vieler Worte wieder einige Beispiele[2]) zeigen. de or. I § 149 f ist überliefert: (fallit eos quod audierunt) dicendo homines ut dicant efficere solere. (Vere enim etiam illud dicitur,) perverse dicere homines perverse dicendo facillime consequi. Rh. Lt. 444, 14 macht Victor den fertigen Satz daraus: ‚sicut bene dicendo, inquit M. T., bene dicitur, ita male dicendo male dicatur necesse est. de or. I § 151 geben die Cicero-Hdschr. omnia quae sunt cuiusque generis maxime inlustria sub acumen stili subeant necesse est, die Rh. Lt. 444, 6 als teilweise rhetorische That des Victor omnia quae sunt cuiusque generis maxime propria, maxime inlustria, sub acumen stili subeant necesse est. Brut. § 33 extr. lautet bei Cicero aut ratione aliqua aut observatione fiebat, bei Rufin. Rh. Lt. 580, 19 aut ratione aliqua aut ulla observatione fiebat. Rh. Lt. 581, 36 wird Orat. § 176 Isocrates cum tamen audisset in Thessalia adulescens senem iam Gorgiam moderatius etiam temperavit also effektvoll von Rufin transponiert: Isocrates cum tamen audisset adulescens etiam in Thessalia senem iam Gorgiam moderatius temperavit.

Rh. Lt. 438, 23 heifst es: latae eruditaeque disputationes et communes loci sine contentione dicentur. Hoc solum totum genus e sophistarum fonte defluxit in forum; in der Originalstelle Orat. § 95 latae eruditaeque disputationes ab eodem explicabuntur et loci communes sine contentione dicentur. Genus hoc totum e sophistarum fontibus defluxit in forum. Also hat Victor in diesem kurzen Citat geändert, hinzugefügt, weggelassen! Von den vielen Beispielen, wo in der Kopie einzelne

[1]) Dafs im cod. Par. reg. 7711 saec. XII. uns nicht der Archetypus dieser Kompilation erhalten sei, sondern eine ziemlich leichtfertige Abschrift, wird in der Unechtheitserklärung des Schriftchens seiner zeit erwiesen werden.

[2]) Siehe unten zu de or. I § 150 Stilus est, stilus . . .

Worte fehlen, setzen wir blos Gr. Lt. 572, 22 hieher, wo Orat. § 172 quis hominum doctior, quis acutior, quis ... acrior Aristotele fuit? ohne das zweite quis ausgeschrieben wird. In solchen Fällen folgen wir dem Grundsatz, rhetorisches Flitterwerk und sprachliche wie stilistische Eigentümlichkeiten des ciceronischen Originals, welche die Rhetoren bei ihren Citaten abgestreift haben, ihnen nicht anzukleben. Geht dies Bestreben, die Eigenart der beiden Überlieferungen möglichst zu erhalten, soweit, dafs man besonders dem Kopisten jede Thorheit zutraut, für die Konstruktion unerläfsliche Worte aus dem Original nicht einschaltet, allen Sinnes bare Lesarten nicht verbessert, so ist das ein Standpunkt, den wir für ungerechtfertigter halten als sogar den der Hyperkritik.

Auch das Mifsverstehen von Originalstellen gehört, wie unten besonders de or. III § 305 zeigt, zu den „berechtigten Eigentümlichkeiten" der Kopistenabschreiber nicht blos, sondern auch der Kopisten selbst.

Hiemit sind wohl die wichtigsten Gesichtspunkte erschöpft, im hinblick auf welche der Textkritiker die Überlieferung eines auctor und seines excerptor zu handhaben hat. Unsere Ansichten über dieses Verhältnis glaubten wir eingehend darlegen zu müssen, da sie nicht blos die Grundlage für die folgende kurze Behandlung einzelner Stellen des Cicero und der lateinischen Rhetoren bilden sollen, sondern auch ähnliche Untersuchungen über die Cicerocitate der lateinischen Grammatiker, die Unechtheitserklärung der Kompilation de dis et praesensionibus und die sprachlichkritischen Erörterungen über Victorinus de definitionibus häufigen bezug auf sie nehmen werden.

München. Th. Stangl.

Bibliotheca Gothana. Platons Verteidigungsrede des Sokrates und Kriton. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. H. Bertram, Professor an der Landesschule Pforta. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1882. IV u. 90 S. 1 ℳ.

In der 8 Seiten langen Einleitung gibt der Verfasser zunächst eine kurze Entwicklung über Ziel und Ergebnis der alten Philosophie, sodann einige Notizen über Sokrates und Platons Leben und ihr Verhältnis zur Philosophie. Der Text und Kommentar zur Apologie und zum Kriton geben uns zu folgenden Bemerkungen anlafs.

Es ist gewifs höchst wünschenswert, dafs in einer Schulausgabe auch in gewissen äufseren und kleinen Dingen eine bestimmte Norm eingehalten werde; dazu rechnen wir vor allem die Interpunktion. In dieser Beziehung nun haben wir an der vorliegenden Ausgabe nur wenig auszusetzen. So beanstanden wir z. B., von der Ansicht ausgehend ein mit καί angeknüpfter Satz sei nur dann von dem vorhergehenden durch ein Komma zu trennen, wenn er zugleich ein neues Subjekt hat, in 3, 6 die Kommata hinter οὐράνια und ποιῶν, vermissen dagegen wieder 5, 4 hinter γέγονεν ein Komma, ebenso 23, 27 hinter πείσεσθαι. Während sonst die Anrede immer

in Kommata eingeschlossen ist, auch die kurze, ὦ ἄνδρες, fehlen diese ganz oder teilweise in 5, 1, 8, 5, 14, 17, 14, 24, 17, 16, 17, 35, 31, 7 der Apologie und 2, 1, 3, 1, 8, 24, 12, 3, 14, 5, 16, 1 und 17, 6 Kritons.

Auch die grofse Verschiedenheit in der Anwendung des sogenannten ν ἐφελκυστικόν erscheint uns in einer Schulausgabe nicht unbedenklich. Dafs vor einer gröfseren Interpunktion, also vor allem vor einem Punkt, die betreffenden Wörter das ν ἐφελκυστικόν behalten, darüber herrscht Übereinstimmung. Gleichwohl vermissen wir dasselbe 5, 21 in κατῆλθε, 7, 22 in λέγουσι, 17, 15 in ἐστί, 20, 9 in ἔδοξε, und im Kriton 3, 20 in τύχωσι. Auch vor einem Kolon steht regelmäfsig das ν ἐφελκυστικόν; dies ist aber nicht der Fall in 6, 23 ἔδοξε und 32, 37 ἀποκτείνουσι. Umgekehrt fehlt es vor einem Komma regelmäfsig; wir finden aber ein solches in 30, 9 εἰσιν und 32, 14 ἐστίν der Apologie und in folgenden Stellen des Kriton 4, 4 ἐκκλέφασιν, 6, 23 δοξάζουσιν, 7, 23 ἐστιν, 8, 29 ἐστιν, 10, 5 εἰσίν, 10, 21 φασιν, 14, 9 ἤρεσκεν und 15, 10 ἐστιν. Ebenso ist es Regel, das ν ἐφελκυστικόν dann fallen zu lassen, wenn sich an dasselbe ohne jede Interpunktion ein mit einem Konsonanten beginnendes Wort anschliefst. Von dieser Regel finden sich aber hier so zahlreiche Ausnahmen, dafs es viel zu weit führen würde, sie alle aufzuzählen. Wir sehen daher von diesen Einzelheiten und Kleinigkeiten ab, die wir jedoch im Interesse der Schule nach einem bestimmten Prinzip behandelt sehen möchten, und treten nunmehr an die Textgestaltung und besonders den Kommentar selbst heran.

Hier hätte zu der Redensart ὡς ἔπος εἰπεῖν in 1, 3 und 4 der Apologie wohl ein Wort bemerkt werden dürfen. In den Worten 1, 14 κεκαλλιεπημένους λόγους ῥήμασι τε καὶ ὀνόμασιν nehmen wir an der Übersetzung des Wortes ῥήμασι „schön mit Tendenzen ausstaffiert" anstofs. In demselben Kapitel halten wir 11 die Lesart οὐ κατὰ τούτους geradezu für sinnlos und alle künstlichen Versuche, einen erträglichen Sinn aus ihr herauszupressen, für verfehlt. Sokrates kann nicht sagen: wenn sie freilich einen gewaltigen (gefährlichen) Redner den nennen, der die Wahrheit sagt, dann gestehe ich, ein solcher zu sein, nicht in ihrem Sinn. Wenn sie, was eben nicht in ihrem Sinn liegt, gleichwohl einen, der die Wahrheit sagt, einen grofsen Redner nennen, dann wäre Sokrates ein grofser Redner in ihrem Sinn und nach ihrem Ausdruck. Das wird er natürlich nie, weil sie eben einen Redner, der einfach die Wahrheit sagt, nie einen grofsen Redner nennen. Also die Worte οὐ κατὰ τούτους sind zu streichen.

Der Ausdruck ἐτεθράμμην 1, 26 gehört noch in die irreale Hypothesis hinein, heifst also erzogen wäre; αὐτὸ τοῦτο σκοπεῖν in 1, 29 heifst: dieses selbst und nichts anderes = einzig und allein darauf zu sehen. In 2, 2 läfst Bertram ψευδῆ vor κατηγορημένα mit Recht weg. Ob in 2, 1 die lange Anmerkung zu δίκαιος notwendig ist, erscheint uns mehr als zweifelhaft. Alles, was hier entwickelt ist, geht aus dem Folgenden deutlich hervor. Ebendaselbst 8 liest Bertram κατηγόρουν ἐμοῦ μὰ τόν — οὐδὲν ἀληθές, ὡς ἔστιν τις — der Sprechweise des Sokrates allerdings sehr angemessen. Dagegen ziehen wir 2, 12 die Form ἀκούοντες der andern ἀκούσαντες vor; denn der Zusammenhang erfordert den Ausdruck: die, welche es jedesmal hören. Zu den Worten 2, 18: πλὴν εἴ τις κωμῳδιοποιός — wäre eine kurze historische Bemerkung wohl am platz. In 2, 28 heifst εἶεν nicht: kurz und gut, was blofs dann am platze wäre, wenn Sokr. ein Resultat kurz zusammenfassen würde, sondern gut, wohlan. Er nimmt, weil kein Widerspruch erfolgt, an, dafs man mit seinem Vorschlag einverstanden ist. Ein eigentümliches Mifsverständnis scheint uns 2, 31 entgegenzutreten, wo Bertram zu ἄμεινον das Verbum βεβούλημαι ergänzt und übersetzt: wenn ich euch und mir je etwas Gutes gewünscht habe. Die Sache ist viel einfacher, und es ist hinter

ἐμοί blofs ἐστιν zu ergänzen. Sokrates sagt: mein Wunsch wäre es, euch die falsche Meinung von mir zu benehmen, wenn dies für mich und euch besser ist, nämlich als das Gegenteil, und mit meiner Verteidigung etwas auszurichten. Was er ausrichtet, ist natürlich die Lossprechung. Aber er wünscht sich nicht unbedingt und unter allen Umständen die Lossprechung, sondern nur, wenn es für ihn und die Richter besser ist. Die in 3, 5 an den Ausdruck περιεργάζεται geknüpfte Bemerkung ist überflüssig; denn es ist ja hier von einer Anklage keine Rede. In 3, 12 stöfst Bertram die schwierigen Worte μή πως ἐγὼ ὑπὸ Μελήτου τοσαύτας δίκας φύγοιμι ganz aus. Die bisherige Erklärung derselben befriedigt allerdings nicht. Der Sinn derselben ist wohl kein anderer als dieser: ich spreche nicht aus Mifsachtung gegen diese Wissenschaft, falls jemand sie wirklich inne hat; denn in diesem Falle könnte mir Meletos wieder einen Prozefs machen. In 4, 1 heifst ἀλλὰ γάρ nicht „denn freilich“, sondern „aber eben“. Was hier zu 4, 1 in bezug auf τἄλλα bemerkt ist, gehört zu 18 ins vorige Kapitel. 4, 15 ὃς ἔμελλεν heifst nicht „der sie machen müfste“, sondern könnte; denn μέλλω = is sum, qui. 4, 23 liest Bertram ἔχει statt ἔχοι. 5, 11 ἔσχηκα = habe bekommen = habe. In 5, 18 heifst εἰ δή τίς ἐστιν nicht ob, sondern wenn sie denn eine ist. In 5, 21 läfst Bertram hinter τῷ πλήθει die Worte ἑταῖρός τε καί, die allerdings leicht zu entbehren sind, aus. Was 6, 7 zu μόγις πάνυ bemerkt ist, scheint uns nicht richtig zu sein. Diese Worte gehören doch zu ἐτραπόμην. Sokrates geht schon mit innerem Widerstreben an das Geschäft; denn er sieht die unangenehmen Folgen voraus. Was die Bemerkungen zu ὀνόματι 6, 11 betrifft, so sind dieselben zu subjektiv, als dafs sie mehr als eine blofse Vermutung wären. Hinter παρόντων in 6, 17 steht besser ein Kolon als ein Komma. 7, 1 liest Bertram αἰσθανόμενος μὲν λυπ. — ὅτι ἀπηχθ. und verbindet ὅτι mit αἰσθ. = ich merkte zu meinem Leidwesen und Schrecken, dafs ich verhafst wurde. Indessen liegt kein Grund vor, von der überlieferten Lesart αἰσθ. μὲν καὶ λυπ. abzugehen und ὅτι nicht auf die 3 vorausgehenden Partizipien zu beziehen. Die Thatsache, dafs ich verhafst wurde, blieb mir nicht verborgen, sie erfüllte mich mit Betrübnis und Furcht. In 9, 6 ist ὁ θεός = nur der Gott. Wenn zu 9, 12 bemerkt wird, die Präposition κατά nehme nunmehr in dem Ausdruck κατὰ τὸν θεόν die prägnante Bedeutung „im Dienste“ an, so verstehen wir das nicht. Der Ausdruck hat nach wie vor dieselbe Bedeutung. Unter ἀσχολία ist 9, 15 nicht eine Abhaltung, ein Zeitvertreib zu verstehen, Sokrates spricht hier auch nicht ironisch, wenn er sagt, er habe infolge der von der Gottheit selbst ihm auferlegten Unmufse keine Mufse zu andern Geschäften gehabt. In 10, 7 halten wir nicht αὑτοῖς, sondern αὐτοῖς für die richtige Lesart. Sokrates kann doch gewöhnlichen Menschen, von denen hier die Rede ist, nicht zumuten, dafs sie, wenn sie ihrer Unwissenheit überführt werden, nunmehr sich selber zürnen, wohl aber, dafs sie denen zürnen, von denen sie überführt werden, und nicht ihm. Also αὐτοῖς ist zu lesen und dies bezieht sich auf das vorhergehende ὑπ' αὐτῶν. In 10, 10 und 11 sind τὰ κατὰ πάντ. — πρόχειρα ταῦτα die bekannten Phrasen, die man gegen alle Philosophen bei der Hand hat. Diese werden nun mit ὅτι eingeführt; folglich ist zu ὅτι nicht διαφθείρω διδάσκων zu ergänzen, sondern es bedarf gar keiner Ergänzung. Deutsch: sie kommen mit den bekannten Phrasen vom Überirdischen und Unterirdischen, und an keine Götter glauben und aus Unrecht Recht machen.

Wenn es 11, 4 ὥσπερ ἑτέρων — ὄντων κατηγόρων heifst, so entspricht dem nicht die Übersetzung „in anbetracht, dafs diese die andere Anklägergruppe sind“, sondern es heifst „als wären dies die zweiten Ankläger“. Sokrates hat ja nicht zwei Klassen von Anklägern, sondern nur eine. Diesen

seinen eigentlichen Anklägern stellt er uneigentlich gleichsam als 1. Klasse seine Verleumder entgegen, welche eine Anklage erst möglich gemacht haben. Von einer Identität beider Gruppen ist also nicht die Rede. In 13, 19 läfst Bertram die Worte καὶ ἀκουσίων nach τῶν τοιούτων mit Recht aus; nach dem vorausgehenden Begriff ἄκων sind sie unerträglich. Ebenso beachtenswert ist in 14, 18 die Streichung von Ἀναξαγόρου. Zu νεότητι in 14, 29 ist zu bemerken, dafs es im Deutschen durch das Adjektiv jugendlich übersetzt wird. Von καινὰ δαιμόνια spricht der Ankläger 15, 14 nicht deswegen, weil er sich über das Dämonium des Sokrates im Irrtum befindet, sondern neu nennt er sie, weil bisher niemand an sie geglaubt hat, weil sie also falsch sind. In 15, 30 und 31 befriedigt weder der Text noch die Erklärung Bertrams. Alle noch so künstlichen Erklärungsversuche vermögen es nicht die Negation οὐ vor τοῦ αὐτοῦ ἐστιν zu rechtfertigen. Diese ist zu streichen und alles ist dann in bester Ordnung. Sokr. sagt: Dafs du einen halbwegs vernünftigen Menschen davon überzeugst, dafs ein und derselbe Mensch an Dämonisches und Göttliches glaubt und wiederum an Dämonen und Götter nicht glaubt, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Wenn dagegen Bertram sowohl 31 τοῦ αὐτοῦ hinter αὖ als 32 μήτε ἥρωας streicht, so stimmen wir ihm darin bei. Eine Abundanz der Negation vermögen wir in den Worten ὡς οὐκ ἀδικῶ, οὐ πολλῆς μοι δοκεῖ εἶναι ἀπολογίας 16, 1 und 2 nicht zu erblicken; es heifst eben: dafs ich nicht im Unrecht bin, bedarf keiner weitläufigen Rechtfertigung. Ob 16, 19 vor den Worten εἰ τιμωρήσεις die Anrede ὦ παῖ absichtlich oder zufällig fehlt, wissen wir nicht, wohl aber, dafs wir sie vermissen. Zu οἶδεν εἰ 17, 13 und 17, 22 ist zu bemerken, dafs wir dafür sagen: keiner weifs, ob nicht; denn Sokrates wendet sich mehr dieser als der entgegengesetzten Möglichkeit zu. In 17, 26 beziehen wir ἄν nicht auf διαφθαρήσονται, sondern auf ἐπιτηδεύοντες, also = ἐπιτηδεύοιεν ἂν καὶ διαφθαρήσονται. Es liegt nämlich durchaus nicht im Charakter des Anklägers, die Verdorbenheit der Schüler als eine in Zukunft möglicher Weise eintretende zu bezeichnen; sie steht für ihn fest. Sie werden wohl denselben Beruf wie Sokrates treiben und ganz gewifs völlig zu grunde gehen. 17, 27 heifst πρὸς ταῦτα nicht „demnach", sondern darauf, auf die vorhergehenden Worte des Anytos. Das Wort ἰσχύς in 17, 37 geradezu als geistige Stärke, Tugend zu verstehen, erscheint bedenklich. In 18, 14 ist zu den Worten ἀλλὰ ὑπὲρ ὑμῶν aus dem vorhergehenden speziellen Begriff ἀπολογεῖσθαι der allgemeine λέγω zu ergänzen. Die Übersetzung von ἡ τοῦ θεοῦ δόσις 18, 14 mit „Gottesgabe" beanstanden wir; man gebraucht diesen Ausdruck nicht von Personen, sondern nur von Sachen. Das Wort μύωψ in 18, 18 bezieht hier Bertram auf eine Pferdebremse, nicht auf einen Sporn. Wir halten das für unrichtig; denn wir kennen keinen Fall, in dem ein Pferd von einer Bremse angeregt wurde, in dem also die Bremse auf das Pferd einen wohlthätigen Einflufs ausübte. Die Bremse plagt blofs das Pferd. Wie kann nun Sokrates seiner Vaterstadt gegenüber, die er mit einem edlen aber etwas trägen Rofs vergleicht, sich selbst einem Plaggeist gleichstellen, wie es die Bremse für das Pferd ist? Man würde ihm ja darauf erwidern: Dann verdienst du den Tod! Denn wer scheut sich eine Bremse zu töten, die das Rofs blofs plagt? Die Bremse ist auch kein seltsamer Wecker, da sie gar kein Wecker ist; ebenso wenig kann man von der zähen Ausdauer derselben reden; denn ihre Ausdauer ist nichts als Blutdurst. In 18, 20 erwarten wir statt παύομαι die 3. Person παύεται. Das Wort προσκαθίζων in 18, 21 ist nicht mit „euch zusetzend" zu übersetzen; denn was er thut, ist in in den Partizipien ἐγείρων, πείθων und ὀνειδίζων enthalten, sondern heifst „bei euch sitzend". Der kühne und prägnante Ausdruck ἀπαναισχυντεῖν 18, 35

wird auch von Demosthenes gebraucht = das Meisterstück der Frechheit fertig bringen. Die Lesart Bertrams πολυπραγμονῶν in 19, 2 ist der gewöhnlichen πολυπραγμονῶ vorzuziehen. φωνή τις γιγνομένη in 19, 7 ist nicht „ein Etwas, das zu einer Stimme wird“, sondern eine Art Stimme; denn eine wirkliche Stimme ist es nicht. Die Übersetzung von σωθήσεται ἐναντιούμενος „er wird ohne Gefährdung entgegentreten“ in 19, 13 ist viel zu schwach; es heifst; er wird am Leben bleiben, wenn er entgegentritt. Die Lesart ἅμα καὶ ἅμα in 20, 4 befriedigt nicht; Bertram liest mit Recht blofs ἅμα dafür. Die Worte καὶ ἐναντία ἐψηφισάμην in 20, 11 läfst Bertram mit Recht aus. Bezüglich der Anmerkung zu ἀγροικότερον in 20, 21 ist zu sagen, dafs die Frömmigkeit mit einem kräftigen Ausdruck nichts zu thun hat. In 21, 13 ist ἀποκρινόμενος zu betonen; wer den Sokrates hören will, mufs ihm auch antworten. Hinter εἶπον in 22, 3 setzt Bertram besser ein Kolon statt eines Komma. Statt ὁ μέν in 23, 3 erwarten wir αὐτὸς μέν. Die Bemerkung „or. obl.“ zu ὡς ἂν δόξαιμι verstehen wir nicht; δόξαιμι ist doch die 1. Person. Hinter Ὁμήρου in 23, 13 darf kein Punkt stehen, sondern ist ein Kolon zu setzen; denn es folgt ja das Wort Homers.

In 23, 18 erwartet man nach ἀλλ' nicht θαρραλέως ἔχων — sondern den Begriff: aus Rücksicht auf euren und meinen Ruf. Also: nicht aus Trotz und Mifsachtung gegen euch, sondern —; nun ist eine kleine Pause zu denken; worauf er fortfährt: auch nicht aus Gleichgültigkeit gegen den Tod — das ist eine andere Frage —, sondern nur aus Rücksicht auf euren und meinen Ruf. Von einer Aufregung des Redners ist hier keine Rede; denn das Anakoluth ist nicht der Aufregung, sondern der Stegreifrede zuzuschreiben. In 23, 22 ist nicht τῷ Σωκράτει, sondern τὸ Σωκράτη zu lesen; ersteres würde nicht heifsen „es ist bei Sokr., sondern es ist für Sokr. ausgemacht“. Die Partizipien δοκοῦντας μέν — θαυμ. δὲ ἐργαζομένους in 23, 26 enthalten reine Gegensätze und stehen sich ganz gleich; nicht ist das erste als konzessiver Zusatz des Objekts τινας, das zweite als prädikative Bestimmung desselben zu fassen. Es heifst: ich habe solche Leute schon oft gesehen, Leute, die, wenn sie in einen Prozefs geraten, in hohem Rufe stehen, aber seltsam handeln. In 23, 32 liest Bertram mit Recht ἡμᾶς, nicht ὑμᾶς. Der Gedanke ist: weder wir (die Angeklagten) dürfen es thun, noch dürft ihr (die Richter) es zulassen, wenn wir es thun. Warum 26, 9 hinter ἕκαστον das Wort ἰών ausfällt, ist nicht ersichtlich. Vor τί δείσας 27, 11 mufs nicht ein Komma, sondern eine gröfsere Interpunktion stehen. Der Genitiv ὧν in 27, 13 hängt nicht von τοῦ = τίνος, wofür vielmehr τούτου zu lesen ist, ab, sondern ὧν = τούτων τι, ἃ εὖ οἶδα ὅτι κακά ἐστιν. In 27, 23 müfste es in streng logischer Ordnung statt ἄλλοι δὲ — ῥαδίως; ἄλλοι δὲ ἄρα αὐτὰς πολλῷ ἧττον οἴσουσιν heifsen. Deutsch: ich müfste sehr zäh am Leben hängen, wenn ich nicht begreifen könnte, dafs, wenn schon ihr mit mir nicht auskommen konntet, andere dies noch viel weniger im stande sein werden. Dafür haben wir wieder ein Anakoluth; von einem Selbstgespräch, das die Form direkter Rede erhält, kann man nicht sprechen. εἰ ἔμελλον in 28, 12 heifst einfach: wenn ich im stande wäre; denn die Grundbedeutung von μέλλω ist = is sum, qui. Wenn Sokr. 28, 15 τοσούτου οὖν τιμῶμαι sagt, so ist diefs ohne Zweifel ernst gemeint, weil er aus eigenen Mitteln höchstens so viel erschwingen kann. Da aber seine Freunde recht wohl wissen, dafs die Richter auf eine so geringe Geldsumme nicht eingehen werden, so überreden sie den Sokrates, auf eine höhere anzutragen, für die sie dann selbst bürgen. Die Formulierung des Antrags hätte ihn den Richtern, sofern diese überhaupt auf denselben hätten eingehen wollen, nicht unmöglich gemacht. In αὐτοὶ ἐγγυᾶσθαι 28, 17 sehen wir

kein ζεῦγμα, sondern den häufigen Fall, dafs einem vorausgehenden speziellen Begriff (hier κελεύουσι) das in demselben steckende allgemeine (hier φασίν) zu entnehmen ist. θρηνοῦντος in 29, 13 ist auf ein von dem vorhergehenden ἀκούειν abhängiges μου zu beziehen, das hier in den Partizipialsatz hineingezogen wird. In 30, 6 liest Bertram mit Recht εἰργάσασθέ με. Das eine Aufforderung enthaltende ἀλλά in 31, 3 übersetzen wir nicht mit „ja", sondern mit „drum". Die Worte τοῦ τόπου τοῦ in 32, 5, die auch von anderen beanstandet werden, läfst Bertram aus.

In 1, 13 des Kriton befriedigt die Erklärung der allerdings schwierigen Stelle οὐδ' ἂν αὐτός — keineswegs. ἤδη in 1, 20 = jetzt, ἐπιλύεσθαι in 1, 22 = helfen. Zu ἐν τοῖς βαρύτατα 1, 27 ist das Partizip φέρουσιν zu ergänzen = als einer von denen, die sie am schwersten ertragen. In 1, 30 liest Bertram für δοκεῖ μοι ἥξειν ohne Grund δοκεῖν μοι ἥξει. ὡς οἷός τ' ὤν — in 3, 5 heifst nicht weil sondern obwohl ich dich ja hätte retten können. In 4, 4 und 5 haben wir 2 Glieder, von denen das erste wieder in 2 Teile zerfällt. Wir haben 1) Vermögensverlust zu befürchten und zwar entweder den des ganzen Vermögens oder eines grofsen Teils desselben, und 2) auch noch andere Verluste. 4, 16 liest Bertram ξένοι ἐνθάδε mit Streichung von οὗτοι. In 5, 21 und 5, 24 steht ἀλλά wieder ganz in demselben Sinn wie in 31, 3 der Apologie und 16, 1 im Kriton. In 6, 26 zieht Bertram mit Recht der Lesart οὐχ ἱκανῶς die Lesart οὐχὶ καλῶς vor, wie man aus der Wiederholung derselben 6, 28 ersieht. Nach τῶν πολλῶν in 7, 7 ist statt eines Punktes ein Fragezeichen zu setzen. Die Worte τοὺς ἐπαίνους streicht Bertram in 7, 14 hinter δόξαν. Hinter ἡμῖν ἐστιν ist in 7, 23 ein Fragezeichen zu setzen statt eines Kommas und nach τοὺς ἄλλους in 7, 25 ein Komma statt eines Fragezeichens. In 8, 23 und 24 ziehen wir den Cron'schen Text vor. In wie fern καὶ αὐτοί in 9, 10 im Gegensatz zu der nur indirekten Beteiligung der intellekt. Urheberschaft stehen soll, verstehen wir nicht. Sokrates fragt: handeln wir Recht, wenn wir selber, die ἐξάγοντες und ἐξαγόμενοι (ich), denen, die mich herauslassen, Geld geben und Dank wissen? Folglich bezieht sich καὶ αὐτοὶ ἐξάγοντες gerade auf die intellekt. Urheberschaft, die natürlich das Herauslassen nicht selbst besorgt, sondern durch andere besorgen läfst. Zu κακουργεῖν in 10, 18 mufs es wohl heifsen: Dafs das Übel ein unverdientes sei, und nicht ein verdientes. Die Anmerkung zu οἷς μή gehört zu 10, 29 und die zu εὖ μάλα zu 10, 32, nicht umgekehrt. Zu 12, 8 läfst Bertram die Worte τοῖς νόμοις vor τοῖς περὶ τοὺς γάμους aus, ebenso wie gleich darauf 10, 12 νόμοι hinter τεταγμένοι. Die Worte οὐκ ἐξ ἴσου ἦν in 12, 19 beziehen sich genau genommen nur auf πρὸς τὸν πατέρα; für den irrealen Fall πρὸς τὸν δεσπότην müfste man οὐκ ἂν ἐξ ἴσου ἦν ergänzen. In 14, 1 fehlt hinter σέ das hier nicht zu entbehrende Σώκρατες; ebendaselbst 3 ist hinter εἴποιμι nicht ein Komma, sondern ein Kolon zu setzen. 14, 9 läfst Bertram die Worte ὅτι μὴ ἅπαξ εἰς Ἰσθμόν mit Recht aus. Nach οἱ νόμοι in 14, 37 darf durchaus kein Fragezeichen stehen. Sokrates hat ja durch sein Verhalten bereits zugestanden, dafs er mit der Stadt und ihren Gesetzen zufrieden ist. Und jetzt will er sein Wort nicht halten? Die Worte δῆλον ὅτι· τίνι γὰρ ἂν πόλις ἀρέσκοι ἄνευ νόμων, die recht wohl in den Zusammenhang passen, läfst Bertram nach dem Vorgang anderer weg. Nach ἐὰν ἡμῖν γε πείθῃ in 14, 38 ist ἐμμενεῖς zu ergänzen. Nach τοὺς σαυτοῦ in 15, 2 ist kein Punkt, sondern ein Fragezeichen zu setzen; ebenso ist 15, 15 nach ὦ Σώκρατες ein Fragezeichen zu setzen und dann mit ἢ nicht ἡ fortzufahren. In 15, 28 läfst Bertram die Worte καὶ δουλεύων und ἐν Θετταλίᾳ aus und zieht zwei Sätze in einen zusammen. Wir ziehen Cron's Text vor. Auch weiter unten 15, 35 entbehrt die kürzere Lesart Bertrams οἱ γὰρ ἐπιτήδειοι — ἐπιμελήσονται durch-

aus der Frische und Lebendigkeit, welche die andere bietet. Was Bertram 16, 6 zu νῦν μέν bemerkt, ist nicht richtig. νῦν μέν setzt einem gedachten Fall den wirklichen entgegen. Der Gedanke ist also: jetzt, wenn du, wie du entschlossen bist, den Gesetzen gehorchend im Gefängnisse bleibst, geschieht dir Unrecht. Den Gegensatz dazu bildet der nun folgende Satz mit ἐὰν δὲ ἐξέλθῃς = gehst du aber aus dem Gefängnisse, so wirst du mit Recht von allen Seiten mit Vorwürfen überhäuft werden.

Hof. Sörgel.

Griechisches Vokabular in grammatikalischer Ordnung für den ersten Unterricht zusammengestellt von Dr. G. Helmreich. Augsburg. 1882. Verlag der Math. Rieger'schen Buchhandlung. 8. IV u. 66 S. ℳ 1.

Bei der Auswahl der Wörter wurde auf die viel gebrauchten Übungsbücher von Halm, Bauer und Friedlein, sowie auf Xenophons Anabasis besondere Rücksicht genommen. Wegen der dem Schüler oft schwer verständlichen Darstellung der kleineren gr. Sprachlehre von K. W. Krüger, welche an der Anstalt des Verf. eingeführt ist, werden auch Dinge, die der Grammatik angehören, nochmal in fafslicherer und übersichtlicherer Weise vorgeführt; infolge davon enthält nun freilich das Vokabular manches, was überflüssig ist, wenn nach einer anderen Grammatik unterrichtet wird, z. B. S. 23 ff., S. 41—45, S. 63 ff. Sonst ist Auswahl und Einrichtung entsprechend; S. 24 sind die Wörter auf ης und ος Gen. εος nicht als vokalische, sondern als elidierende Stämme anzuführen, S. 64 sollte die Redupl. im Aor. von ἄγω nicht als die attische bezeichnet sein. Sehr richtig betont der Verf. die Notwendigkeit der Aneignung eines gewissen Wortschatzes. Da aber die meisten Übungsbücher eines Vokabulars entbehren, in welchem die am häufigsten vorkommenden und daher zum Memorieren geeigneten Wörter in zweckmäfsiger Weise zusammengestellt wären, so liegt erfahrungsgemäfs gerade in dieser Hinsicht eine schwache Seite des griechischen Unterrichtes vor. Daher kann ein Lehrmittel, welches diesem Übelstande abzuhelfen geeignet ist, nur erwünscht sein. Das vorliegende Vokabular beschränkt sich aber leider auf den Lehrstoff des ersten griechischen Jahreskursus. Sehr zweckdienlich wäre ein derartiges Büchlein, das auf die gesamte Formenlehre bezug nähme; dabei wäre für das Behalten des Gelernten ein Schlufsabschnitt sehr nützlich, welcher eine übersichtliche Zusammenstellung häufig vorkommender Wörter (auch der Komposita) enthielte, die auf den gleichen Verbalstamm zurückgehen, eventuell mit kurzer Angabe der Konstruktion.

Vergils Äneide. Buch. I—VI. Erklärt von Th. Ladewig. 9. Aufl. von K. Schaper. Berlin, Weidmann. 1881. Pr. 1,80 ℳ

Gar mannigfache Verbesserungen Schapers sind anzuerkennen, jedoch hätte in noch viel weiterem Mafse mit nicht wenigen unhaltbaren Erklärungen Ladewigs aufgeräumt werden sollen. Ich erwähne nur einige: I, 8. *quo numine laeso;* I, 43. *aequora;* I, 198. *ante malorum;* I, 548. *non metus* etc.; III, 333. *reddita cessit;* III, 428. *luporum;* III, 426. *prima;* III, 446. *in numerum;* III, 593. *respicimus;* III, 607. *genibusque uolutans;* III, 686. *ni teneant cursus;* IV, 57. *de more* (gehört zu *mactant*); IV, 63. *instaurat diem donis;* IV, 128. *dolis repertis;* IV, 218. *famamque fouemus*

inanem; IV, 244. *lumina morte resignat;* IV, 419; (vgl. Kvíčala N. B. S. 119.) IV, 581. *rapiuntque ruuntque;* V, 25. *rite* (falsch bezogen); V, 170. *interior;* V, 654. (mit Unrecht ist erant ergänzt): V, 667. *primus et* (*et* heifst 'da'; vgl. Forbiger z. St. und zu II, 726.) V, 741 *deinde* (vgl. Gofsrau. z. V. 14.); V, 793. *Troianis matribus actis;* V, 797. *uela dare;* VI, 53. *ora;* VI, 302. *uelisque ministrat* (ganz verkehrt); VI, 468. *lacrimasque ciebat* (mufs heifsen: er weinte). I, 181 hat sich Ladewigs famoses Schilder statt Schilde, III, 399. der 'opuntischen' statt 'ozolischen' Lokrer, VI, 10. Die Grotten statt die Grotte bis in die 9. Aufl. fortgeschleppt; I, 426. sucht Sch. den unsinnigen, auch von Ladewig eingeklammerten Vers wieder zu Ehren zu bringen; die zu I, 711 gegebene Erklärung von *croceus* sollte schon 649 gesetzt sein; III, 558 mufste die allein richtige Lesart *haec illa* aufgenommen werden: IV, 126 hätte nach Ls. Vorgang eingeklammert, IV, 381 die Interpunktion Ladewigs beibehalten werden sollen; V, 421 *duplicem amictum* hat Sch. „das Doppelwamms," wie L. richtig schrieb, in „der Doppelwamms" geändert; der Wamms aber ist nach Kaltschmitts Wörterbuch der deutschen Sprache = Schmeerbauch, Wanst; V, 697. heifst es in der 9. Aufl. noch wie bei Ladewig 'Überdrufs der langen Seereise'; V, 780—787 ist die Interpunktion zu ändern (vgl. Gofsrau); VI. 26 erklärt Sch. unrichtig Veneris nefandae 'der schmachvollen Liebe', besser Ladewig 'der scheufslichen Buhlschaft? Die Liebe der Pasiphae zum Stiere ist eine sündhafte, unheilige, weil widernatürliche; VI, 407 ist tumide Druckfehler statt tumida; VI, 420. *melle et medicatis frugibus.* Sch. bezieht sich im Anhang betreffs der ohne Zweifel richtigen, aber von ihm nicht recipierten Auffassung der angeführten Worte als abl. materiae auf eine Privatmitteilung von K. Geist. Dieselbe Erklärung aber findet sich schon in der Ausgabe von Gofsrau: *offa obiecta, quae melle et herbis soporiferis constat;* VI, 509. *at* Druckfehler statt *ad.*

Die Cantica des Terenz und ihre Eurythmie von Karl Meifsner. Besonderer Abdruck aus dem zwölften Supplementbande der Jahrbücher für klassische Philologie. Leipzig, Teubner. 1881. gr. 8⁰. 120 S. (p. 467—587 der Jahrbücher). ℳ. 2,80.

Meifsner ist nicht der erste, der versucht hat, in den Cantica des Terenz Eurythmie nachzuweisen. Er selbst erklärt (im Vorwort p. 467) durch C. Conradts Schrift „über die metrische Komposition der Komödien des Terenz" (Berlin, Weidmann. 1876) zu jenen Forschungen angeregt worden zu sein, fügt aber gleich hinzu, dafs er zwar in der Annahme, dafs das Prinzip der Dreiteilung sämtliche Cantica beherrsche, mit jenem übereinstimme, allein in der Auffassung dieser Dreiteilung völlig von ihm abweiche. Man erinnert sich, wie verschieden schon Conradts Versuch von der Kritik aufgenommen wurde. Fleckeisen (Jahrbb. f. Phil. CXIII. S. 538) erklärte sich von der Richtigkeit von Conradts Grundanschauung — dafs nämlich jedes Canticum in Strophe, Antistrophe und Epodos zerfalle vollkommen überzeugt — und pries diese Entdeckung als eine der schönsten und evidentesten, die in den letzten Jahrzehnten auf diesem Gebiete gemacht worden seien. A. Spengel dagegen hat (Bursians Jahresber. 1876. II. p. 372—388) den Gedanken an einen korrespondierenden Bau der Cantica des Terenz geradezu einen „Spuk" genannt. Christ (Metrik[2] p. 662) gibt für einige Cantica, wie Phorm. 153—163 u. a. eine

grofse Wahrscheinlichkeit der Dreiteilung zu, fährt aber fort: „Doch ist Conradt entschieden zu weit gegangen, wenn er die Dreiheit zu einem herrschenden Prinzip erheben wollte.“

Hat Meifsner durch die Änderung in der Auffassung der Dreiteilung — er behauptet die symmetrische Entsprechung des ersten und dritten Absatzes je eines Canticums — Aussicht sich allgemeinerer Zustimmung zu erfreuen, als sein Vorgänger? Wir glauben, diese Frage entschieden verneinen zu dürfen und werden unsere Ansicht im folgenden an einer Reihe von Beispielen begründen. Dafs die Cantica, auch wenn sich Meifsners Ansicht von der erwähnten Responsion als unhaltbar erweisen wird, darum doch nicht „ein chaotisches Gewirr und Gemisch bunt durch einander gewürfelter Verse und Versarten waren, deren Wechsel durch nichts motiviert eintrat“ (Meifsner p. 500), lehrt uns die treffliche, besonnene Dissertation von Fr. Schlee, de versuum in canticis Terentianis consecutione (Berol. 1879), welche einen regelmäfsigen Wechsel der Versarten vollkommen überzeugend nachweist und zwar auf dem allein zulässigen, festen Boden der notorisch besten Überlieferung (des cod. Bembinus). Es ist zu bedauern, dafs Herrn Meifsner diese Dissertation — so scheint es — unbekannt geblieben ist.[1])

Ich will, ehe ich mich zur Prüfung wende, die Anordnung der Schrift kurz skizzieren. Sie zerfällt in einen allgemeinen und in einen speziellen Teil, jener wieder in 7 Abschnitte: 1) Canticum und Diverbium; 2) die iambischen Senarpartien; 3) vereinzelte iambische Senare; 4) die Klauseln; 5) die Kriterien des Schlusses der Cantica; 6) das Prinzip der Dreiteilung der Cantica; 7) der symmetrische Bau der Cantica.

Im Abschn. 1. „Canticum und Diverbium“ wird die bereits von Conradt im Prinzip erkannte Scheidung der Cantica in Versgruppen mit wechselnden Mafsen (versus variati) und in stichisch-lyrische Abschnitte (versus continuati) von neuem behauptet und motiviert, die ersteren Cantica (Cantica im engeren Sinne) selbst wieder in zwei Klassen zerlegt: in cantica im antiken Sinne (cf. Liv. VII, 2, 10. Diomedes *III* p. 491, 24 K.) = Monodien (lyrische Monologe) und in lyrische Dialoge. Ferner wird die bekannte Donatstelle (praef. ad Adelph.) „M. M. C.“ besprochen und M. M. mit Christ als modi musici erklärt. Im Abschn. 2 werden die iambischen Senarpartien, welche, wie Haut. 405 ff. Hec. 854 ff. Andr. 384 ff. in unmittelbarer Verbindung (in derselben Szene) mit lyrischen Abschnitten erscheinen, sie beginnend, unterbrechend oder schliefsend, dem Diverbium abgesprochen und lyrisch-musikalischer Charakter für sie in anspruch genommen. „Denn sowohl *das* Canticum, im weitesten Sinne des Wortes, als auch das Diverbium beginnt und schliefst mit einer vollen Szene.“ (p. 474). Im Abschn. 3 erklärt M. die Bedeutung vereinzelter iambischer Senare, welche in stichisch-lyrischen Partien sich finden, dahin, dafs sie in der regel ein besonders bedeutsames Moment der Handlung enthielten, welches durch plötzliches Schweigen der musikalischen Begleitung in auffallendster Weise markiert werden sollte. Unter 4) wird von den Klauseln gelehrt, ein-

[1]) Über Conradt urteilt Schlee: Conradtius primus discrimen, qui inter continuatas et variatos versus interest, recte intellexit atque in continuatis versibus de numeri mutatione saepenumero vere judicavit: in variatis autem versibus prorsus falsam viam ingressus omnem numeri mutationem ad tres partes, stropham, antistropham, epodum revocavit, quas partes doctissimus vir cum saepe periculosissimis artibus effecerit, ab ipso Terentio institutas esse mihi non persuasit.

mal, dafs sie in den stichisch-lyrischen Abschnitten sich nicht fänden: die Stellen (Andr. 517. 537. 604. Hec. 731. 850), welche diesem Grundsatz widersprächen, seien unecht; sodann, dafs auch die Verwendung von Klauseln in den Cantica im engeren Sinn einer Beschränkung unterworfen sei, insoferne sie „nur nach dem ersten oder letzten Vers einer stichischen Reihe oder auch nach einem vereinzelten Vers, der sich isoliert unter von ihm verschiedenartigen Versen findet, stehen dürften.“ Besonders wichtig erscheint natürlich Abschn. 5: Die Kriterien des Schlusses der Cantica. Meifsner selbst sagt, dafs der ganze zweite Teil auf schwachen Füssen stehen würde, wenn es nicht gelänge, bestimmte Kriterien des Schlusses der Cantica aufzufinden. Hauptsächlichstes Kriterium sei das Metrum, obwohl kein untrügliches, weil das Canticum mutatis modis oft in derselben Versgattung schliefse, welche das Prinzip der folgenden stichisch-lyrischen Partie bilde. Dagegen sei man sicher, sich noch im Canticum zu befinden, so lange das Metrum noch plötzlich wechsle und besonders, so lange noch trochäische Octonare vorkämen, welche nie stichisch verwendet worden seien; ferner sei zweifellos da ein Canticum zu Ende, wo auf eine Klausel eine stichische Reihe folge. Aufser dem Metrum sei indessen auch immer der Inhalt zu rate zu ziehen. Das Canticum sei zu Ende, wo von der leidenschaftlichen Aufgeregtheit zur Überlegung (z. B. Andr. 625 ff., Phorm. 231 ff., Ad. 517 ff., Andr. 236 ff.), zur Auseinandersetzung und Erklärung (z. B. Eun. 293 ff. Haut. 175 ff.), überhaupt zu einem ruhigeren Tone übergegangen werde (z. B. Ad. 288 ff., Hec. 516, ff. 841 ff.); ferner, wenn der Monolog durch Erkennung und Begrüfsung zum Dialog (z. B. Andr. 175 ff., 607 ff., Phorm. 728 ff., Eun. 549 ff., Ad. 299 ff.), beziehungsweise der Dialog zum Gespräche mehrerer Personen werde (Haut. 562 ff., 1003 ff., Eun. 739 ff., Ad. 155 ff.). Im Abschn. 6 wird das Prinzip der Dreiteilung der Cantica mit der bekannten Notiz des tractatus de comoedia: „neque enim omnia isdem modis in uno cantico agebantur, sed saepe mutatis: ut significant, qui tres numeros in comoediis ponunt, qui tres continent mutatos modos cantici“ motiviert, indem Meifsner erklärt: in jeder Komödie finden sich aufser den stichisch-lyrischen Partien (isdem modis) mehrere Cantica im engeren Sinne des Wortes, deren Melodie eine dreifach wechselnde ist (tres continent mutatos modos.) Im Absch. 7 endlich wird die Lehre von dem symmetrischen Bau der Cantica vorgetragen. „Die Cantica des Terenz bestehen entweder aus einem einzigen System oder aus mehreren, unter einander korrespondierenden Systemen. Sämtliche Systeme aber beruhen auf dem Prinzip der Dreiteilung und sind nach der Formel $\underbrace{aba}$ in der Weise gebaut, dafs eine aus einer beliebigen Anzahl von Versen bestehende Mitte *b* zu beiden Seiten von einer gleichen Anzahl von Versen derselben Gattung $\underbrace{aa}$ umschlossen ist.“ Die Systeme sind überwiegend trochäisch-iambisch, iambisch-trochäisch oder rein-trochäisch und innerhalb der Formel $\underbrace{aba}$ mannigfaltig gegliedert.

Eine bestechend schön geordnete Tafel der nach Meifsner von Terenz in den Cantica verwendeten Schemata, welcher noch einige Bemerkungen allgemeiner Natur folgen, schliefst den allgemeinen Teil. Es beginnt p. 507 der spezielle Teil, welcher die metrische Analyse der Cantica enthält.

Ich habe es absichtlich bisher unterlassen, an den Behauptungen des allgemeinen Teiles Kritik zu üben; sie ergibt sich für die leitenden Gesichtspunkte desselben im Zusammenhange der Prüfung des speziellen.

Denn jener ruht in der Hauptsache (vor allem die Abschnitte 4—7) auf den Resultaten, welche M. aus der metrischen Analyse der einzelnen Cantica zieht. Freilich ist sich Hr. Meifsner dieses Verhältnisses beider Teile nicht immer völlig bewufst gewesen. Denn er führt Behauptungen des allgemeinen Teiles, besonders gerade die Responsion, welche sich als Resultante sämtlicher Einzelfälle ergeben sollte, bei der Kritik der Einzelfälle als Instanzen an: er beweist mit dem, was bewiesen werden soll.

So liest man p. 510: „V. 8 müfste der Responsion gemäfs ebenfalls ein troch. Septenar sein, ist aber als iamb. Octonar überliefert"; p. 511: „Die Responsion am Schlusse zeigt uns, dafs V. 1 kein troch. Octonar ist u. s. w." p. 512: „Die überlieferten iambischen Octonare können unmöglich richtig sein, da dem troch. Septenar am Schlufs zu Anfang ein troch. Septenar entsprechen mufs." p. 524: „Jetzt aber wird die Reihe der iambischen Octonare durch einen troch. Septenar unterbrochen, was unserem Prinzip widerspricht." p. 526: „Der dritte Teil des Canticum besteht, wenigstens nach der Überlieferung, aus 3 troch. Octonaren nebst einem troch. Septenar. Es liegt auf der Hand, dafs die Responsion durch die Zahl der Octonare gestört ist." p. 528: „Da das Canticum, wie wir oben „(d. h. im allgemeinen Teil)" gezeigt haben, mit V. 12 schliefst, so ist die Responsion durch die Zahl der Octonare gestört." p. 537: „V. 17 stört die Responsion." Besonders wird man von der Beweisführung folgender Stellen überrascht sein: p. 515 „Wir könnten jetzt unser Canticum verlassen, da sich alles von selbst der Responsion fügt, wenn nicht in den Handschriften folgender troch. Septenar stünde. — Wir haben oben „(d. h. im allgemeinen Teile)" bemerkt, dafs mit diesem Verse unmöglich die folgende stichisch-lyrische Partie beginnen kann, da derselbe sich inhaltlich eng an den vorhergehenden Vers (d. h. das Canticum) anschliefst. Durch die (bereits von Bentley vorgenommene) Änderung in einen iamb. Octonar würde für uns nichts gewonnen werden. Denn auch als iamb. Octonar würde der Vers der Responsion widerstreben. Da also der Vers aus metrischen Gründen „(d. h. weil er der supponierten Responsion widerstrebt)" nicht zum Canticum, aus metrischen und inneren Gründen nicht zur folgenden stichischen Reihe gehören kann, so dürfte die Vermutung nicht fern liegen, dafs er gar nicht von Terenz herrührt." Ganz dieselbe Argumentation kehrt wieder p. 523: „Da der Vers weder im Canticum seine Stelle haben" (obwohl er sich dem Sinne nach eng an den letzten Vers desselben anschliefst) „noch zur folgenden stichischen Partie gezogen werden kann, so ist derselbe schon aus diesem Grunde nicht echt". Ebenso p. 534: „Vorstehende Analyse des Canticums hat ergeben, dafs dasselbe mit V. 6 zu ende ist" (natürlich, weil nur soweit Responsion vorhanden ist). „Nun wissen wir aber aus dem allgemeinen Teil, dafs die stichisch-lyrische Partie erst mit dem iambischen Octonar beginnen darf. Hieraus folgt, dafs die Verse 7 und 8, welche zwischen dem Canticum und dem stichisch-lyrischen Abschnitte sich befinden, ein fremder Zusatz sein müssen, es müfste denn jemand an der Richtigkeit obigen Schemas zweifeln wollen". p. 543 werden auf demselben Wege drei Verse ausgeschieden: „Es lassen sich dieselben, wie die obige Analyse des Canticums zeigt[1]), auf keine Weise metrisch in dasselbe einfügen. Es folgt daraus, dafs die drei Verse nicht von Terenz herrühren können, oder es müfste das Prinzip, auf welchem der Bau unseres Canticums beruht und dessen Richtigkeit sich so oft bewährt hat, falsch sein." Dies sind also elf Cantica, näm-

[1]) Auch dabei sind bereits $1^1/_2$ Verse ausgemerzt worden.

ich 1) Phorm. 231—238, 2) Phorm. 179—186, 3) Eun. 292—298, 4) Eun. 643—655, 5) Haut. 562—570, 6) Phorm. 728—739, 7) Phorm. 465—483, 8) Andr. 175—182, 9) Ad. 517—526, 10) Andr. 301—306, 11) Ad. 155—163, in welchen Meifsner nach seinen eigenen unmifsverständlichen Worten — die ich eben deshalb in extenso reproduziert habe — seine Thesis als Beweisinstrument verwendet hat. Damit haben wir schon fast ein volles Drittel sämtlicher von M. statuierter Cantica (36), in welchen die Responsion durch offenkundige petitio principii hergestellt ist.

Soviel über das, gelinde gesagt, ungewöhnliche Verhältnis des allgemeinen Teiles zum speziellen, welches für die sonstige Behandlung, welche die einzelnen Cantica erfahren haben, beziehungsweise für die Richtigkeit des Meifsnerschen Prinzips gerade kein besonders günstiges Vorurteil erweckt. Und in der That werden die Bedenken, indem ich nun in die Kritik der Eurythmisierung einzelner Cantica eintrete, von schritt zu schritt sich steigern.

Ich nehme gleich das erste von Meifsner (p. 507 f.) analysierte Canticum Adelph. 288—292, welches, zu den respondierenden aus einem System bestehenden, trochäisch jambischen Cantica gehörig, nach dem Schema:

1 trochäischer Septenar
3 iambische Octonare
1 trochäischer Septenar

gebaut sein soll, und „über dessen Bau kein Zweifel bestehen kann.“

Die Scene Ad. 288—298 zerlegt M. in ein Canticum mutatis modis (v. 288—292) und eine stichisch—lyrische Partie (v. 293—298). Aber bereits diese Zerlegung, worauf die ganze Abgrenzung und der „unzweifelhafte“ Bau dieses Canticums beruht, also der erste Schritt zum Beweise der Responsionstheorie geschieht gegen die, bisher nie beanstandete, einstimmige Überlieferung. Um nämlich die stichische Reihe trochäischer Septenare bereits mit V. 6 beginnen, also das Canticum mit V. 5 schliefsen zu können, mufs der iambische Octonar V. 7 in einen trochäischen Septenar verwandelt werden. M. bewirkt dies, indem er (schon im allgemeinen Teil p. 495 f.) in den Worten:

6. . . . . nam numquam unum intermittit diem,
7. Quin semper veniat . . . .

semper für eine Glosse erklärt, welche vom Rand in den Text gedrungen sei. M. hat es unterlassen, seine Ansicht über die Entstehung einer so überflüssigen Randbemerkung zu äufsern. Ich kann nicht verhehlen, dafs ich mir meinerseits absolut nicht einbilden kann, aus welchem Grunde und für welche Leser ein Glossator, welcher numquam unum intermittit diem, quin veniat gelesen hätte, ein semper beigeschrieben haben soll. Mit der Möglichkeit einer probaten Erklärung des Ursprunges der Glosse schwindet aber auch die Wahrscheinlichkeit der Existenz einer solchen. Semper ist aber wirklich, kann man dreist behaupten, die originale Lesart. M. nennt die Ausdrucksweise numquam unum diem intermittit, quin semper veniat eine höchst wunderliche. Aber dafs ein solcher Pleonasmus gerade bei intermittere durchaus nicht unerhört ist, zeigt uns einmal Cato de re r. 38. (= p. 44, 16 Keil): ignem caveto ne intermittas quin semper siet, neve noctu neve ullo tempore intermittantur caveto, ferner Columella de re r. 7, 17, 2. hoc opus numquam intermittendum est quin omnibus instauretur annis. (Ähnlich auch bei Afr. 22, 1. assiduo obiurgare non desistere).

Bleibt es aber sehr bedenklich, V. 7 zu einem troch. Septenar zu machen, so ist M's Abgrenzung des Canticums schon aus äufseren Gründen hinfällig. Es kommen aber innere hinzu. Denn der Versuch, in V. 5 den nötigen Sinneseinschnitt für den Schlufs des Canticums zu finden, ist als mifslungen zu bezeichnen. M. sagt: „mit den Trostesworten der Canthara V. 6 beginnt eine kurze stichische Reihe troch. Septenare". Darnach wird für den Schlufs die Erwägung p. 495 gegolten haben: „überhaupt tritt stets dann der Schlufs eines Canticum ein, wenn die Aufwallung der Leidenschaft, die Aufgeregtheit vorüber ist und das Gespräch in einen ruhigeren Ton einlenkt". Man kann dies a priori zugeben; aber in diesem speziellen Fall wird sich jeder unbefangene Leser sträuben, zwischen V. 5 und 6 jene Beruhigung zu suchen. Denn V. 1/2 quid fiat rogas? Recte edepol spero; V. 3 iam nunc times, quasi numquam adfueris etc. hatten doch wohl auch schon den Charakter der Beruhigung und des Trostes. Conradt hat dies denn auch erkannt, indem er sagt: „weiterhin begegnet erst wieder nach 4 Versen, nämlich V. 7, ein stärkerer Sinneseinschnitt". Es stehen hier dreimal die pathetischen Äufserungen der Sostrata mit den beruhigenden der Canthara parallel, V. 1–3, 4–7, 8—11. Die Beanstandung des V. 5 durch Conradt ist weit begründeter, wenn auch freilich zunächst durch sein Responsionsprinzip veranlafst und jedenfalls die Zusammenfassung der ganzen Szene zu einem Canticum durchaus zu billigen. Schlee, welcher (mit Bentley) V. 6 iambisch mifst und auch die ganze Szene als canticum mutatis modis betrachtet, statuiert folgende metrische Abfolge:

1 trochäischer Septenar — 1 trochäischer Septenar
3 iambische Octonare — 2 iambische Octonare
4 trochäische Septenare.

Das erste eurythmisierte Canticum ist also dadurch, dafs die Annahme des Schlusses sich als unbegründet erwies, jeder Beweiskraft verlustig gegangen.

Dieselbe Form, wie das eben besprochene Canticum:

trochäischer Septenar
iambischer Octonar
trochäischer Septenar

sollen nun nach Meifsner noch 6 Cantica haben, nämlich: Eun. 292—298, id. 749—752, Haut. 179—187, Phorm. 179—186, id. 231—238, id. 497—508. Drei davon: Eun. 292 ff.; Phorm. 179 ff., id. 231 ff. gehören zu den 11 obenerwähnten, welche durch offenkundige petitio principii hergestellt sind; ich könnte sie darum von weiterer Besprechung ausschliefsen; allein besonders Phorm. 179—186 ist für die Behandlung der Cantica durch Meifsner zu wichtig, um übergangen zu werden.

Aus den Versen Phorm. 179—196 bildet M. p. 511 zwei Cantica, deren erstes er mit V. 186 schliefst. Conradt hatte ein einziges angenommen und (allerdings zweifelnd) die VV. 191—196 als einen Übergang zur stichisch-lyrischen Partie betrachtet. M. zerreifst den Monolog des Geta in 2 Teile und bildet aus dem Schlufs desselben und einem Abschnitt, welcher alles, nur nicht lyrisch ist, ein zweites Canticum. Es ist richtig, dafs auch Schlee p. 28 eine zweifache Metrenfolge, aber immerhin ein Canticum statuiert und mit V. 187 den zweiten Teil beginnt. Es ist aber sehr wohl zu beachten, dafs bei ihm der Inhalt der entsprechenden Teile sich wesentlich näher steht, als bei M. Bei jenem entsprechen sich nämlich der Anfang und der Schlufs des Monologes des Geta (V. 179—182 und V. 187—190) durch die wiederholten troch. Octonare und Septenare,

während die erste und zweite Unterbrechung des Selbstgespräches des Geta durch Antipho und dann Phaedria (V. 183 f., bezw. 191 ff.) durch die wiederholten iambischen Octonare in Beziehung gesetzt sind; und auch der Anfang der Monologfortsetzung nach der ersten Unterbrechung (V. 186), welcher den Schlufs der ersten Metrenabfolge bildet, hat durchaus fragenden Charakter und steht so dem eigentlich nur szenischen Schlufs des Canticums (V. 194 bei Schlee), welchem er metrisch entspricht, formell sehr nahe. M. dagegen läfst dem hochlyrischen Schlufs des Monologs eine rein szenische Partie eurythmisch entsprechen.

Aber gäben wir selbst die Meifsnersche Teilung der VV. 179—196 in zwei Cantica zu, so würden wir doch seine Konstituierung des ersten (V. 179 — 186) mifsbilligen müssen.

Überliefert sind:

1 troch. Octon.
1 „ Sept.
2 iamb. Octon. (oder troch. Sept.)
1 iamb. Quarternar
3 iamb. Octonare;

Daraus bildet Meifsner:

2 troch. Septenare.
1 iamb. Octonar.
1 iamb. Octonar.
2 troch. Septenare.;

der iamb. Quaternar, als Klausel für die Responsion nach Meifsner ohne Bedeutung, ist hiebei übergangen.

M. beginnt die Beweisführung mit den Worten: „Die Responsion am Schlusse zeigt, dafs V. 1 (= 179) kein troch. Octonar ist, wofür ihn Umpfenbach und Dziatzko halten, sondern dafs er ein troch. Septenar sein mufs:

Núllu's, Geta, nisi áliquod iam consílium celere réperies.

reperies ist Konjektur Lachmanns, die auch Fleckeisen aufgenommen hat. Fast sämtliche Handschriften bieten repperis, nur D²G reppereris und E repereris. Als sonstige Varianten sind zu verzeichnen: Nullus es und iam aliquod.“

Meifsner verschweigt vollständig, dafs im cod. Bembinus vor consilium tibi steht, welches von Bentley, weil Priscian die Stelle zweimal ohne dieses tibi citiert, getilgt wurde. Schlee hat mit Recht darauf hingewiesen, dafs Priscian die Stelle offenbar aus dem Gedächtnis citiert habe; denn einmal hat er auch das iam, welches doch selbst M. für die Responsion nicht entbehren kann, weggelassen. Demnach halten nicht Umpfenbach und Dziatzko den Vers für einen troch. Octonar, sondern er ist es, wenn man nicht vollkommen willkürliche Änderungen vornimmt.

Also wieder bei dem ersten Schritt in den Responsionsbeweis Widerspruch mit der besten Überlieferung. Der Unechterklärung des V. 182, in welcher M. mit Conradt übereinstimmt, vermag ich mich nicht anzuzuschliefsen. Dem V. 182:

Nam non potest celari nostra diutius iam audacia

gegenüber wird nämlich geltend gemacht: „von einem celare der audacia d. h. der gerichtlich herbeigeführten Heirat habe bisher keine Rede sein können, weil sie dem Vater bisher gar nicht verheimlicht, sondern nur — nicht gemeldet worden sei.“ Man darf mit Grund bezweifeln, dafs Terenz unter dem Einflufs so subtiler Distinktionen gearbeitet habe; unzweifelhaft hat das unbefangene Hörer- und Lesepublikum die Worte nie anders ver-

standen, als in dem Sinne: „Geta, wenn dir jetzt nicht rasch ein vernünftiger Gedanke kommt, bist du verloren; denn nun mufs die ganze Geschichte an den Tag, d. h. zur Kenntnis des Vaters kommen.“ Übrigens ist der Vers auch für die Meifsner'sche Responsion irrelevant.

In V. 186 folgt M., weil es so in sein Prinzip pafst, der allerdings seit Bentley von allen Herausgebern aufgenommenen Lesart:

Lóquar? incendam; taceam? instigem: púrgem me? laterem lavem,

mit der Begründung: „Loquar hat Bentley eingesetzt statt loquarne, das die Handschriften[1]) bieten, da die Fragepartikel auch bei den folgenden Wörtern fehlt, und ihm sind alle Herausgeber gefolgt.“ Der Grund, dafs die Fragepartikel nicht bei der ersten Frage stehen solle, weil sie bei den folgenden nicht steht, ist sicher schwach genug; im Gegenteil konnte sie bei den weiteren Fragen fehlen, weil sie bei der ersten stand. (Bei Plaut. Mil. 626 f. ist die Partikel gar erst an das dritte Glied angehängt:

Quid ais tu? tam tibi ego videor oppido Acheruntieus,
tam capularis? tamne tibi diu videor vitam vivere?)

Mit Recht haben denn auch Conradt, Spengel (Bursians Jahresb. 1876. II. 384,) Schlee (p. 29) den iambischen Octonar wieder eingeführt. Indem M. hier p. 511/12 so ganz die Autorität der Überlieferung verlassen hat, hat er streng genommen das Recht verloren, da, wo einmal zufällig eine vernachläfsigte Überlieferung mit seinem Prinzip im Einklange stand, in dieser Übereinstimmung einen schlagenden Beweis für die Richtigkeit seiner Theorie zu erblicken, wie er p. 509 sagt: „Kann es eine eklatantere Bestätigung unseres Prinzips geben, als dafs wir durch dasselbe gezwungen sind, die ursprüngliche, richtige, aber von den Herausgebern beseitigte Lesart wieder in ihr Recht einzusetzen?“ und p. 549 „wird aber nicht hiedurch abermals mein Responsionsgesetz aufs glänzendste bestätigt, indem durch dasselbe die handschriftlich verbürgte Lesart wieder in ihr Recht eingesetzt wird?“

In den Versen Phorm. 231—238, welche M. zu einem Canticum zusammenfafst, wird V. 237 trochäisch gelesen, in V. 238 coēgit in cogit korrigiert, um die den VV. 231 . 32 entsprechenden troch. Septenare zu erhalten. Es ist zuzugeben, dafs an cogit, wenn es überliefert wäre, kein Anstofs genommen werden könnte; aber in der Überlieferung „etiamne id lex coēgit“, ist doch die Beziehung auf die vorausgegangene supponierte Entschuldigung des Sohnes so evident und so wirksam, dafs M.'s Änderung sehr wenig Freunde finden wird. Wie erwähnt, verdankt sie ja auch nur der Theorie, welche zu beweisen versucht wird, den Ursprung.

Ein viertes nach der oben angeführten Formel gebautes Canticum soll Phorm. 497—508 sein. Hier ist es vor allem die Abgrenzung des Canticums — es ist laut Überschrift bei M. p. 513 das zweite der Szene —, welche die begründetsten Bedenken erregt. Die grofse Szene V. 485—566 zerfällt metrisch in zwei deutlich unterschiedene Teile; von V. 485—503 variiert das Metrum, die VV. 504—566 bilden eine ununterbrochene Reihe trochäischer Septenare. Die VV. 485—503 enthalten das erregte Gespräch des Phaedria und Dorio, dessen unbemerkte Zeugen Antipho und Geta sind; mit dem Vers, wo Phaedria den Antipho bemerkt und anredet, 504 beginnen die trochäischen Septenare. Dies ist doch ein hinreichend deutliches Zeichen, dafs sich hier der Bereich der wechselnden Metra durchaus mit einem in sich geschlossenen Szenenabschnitt deckt, d. h. dafs wir in den VV. 485—503 ein Canticum mutatis modis vor uns haben und mit V. 504 die stichisch-lyrische Partie beginnt. Conradt (p. 137 ff.) und Schlee p. 59 haben denn auch ein Canticum statuiert: M. aber bildet aus einem Teil

[1]) Und aufserdem, was M. erst erwähnt, worauf aber Conradt p. 127 hinweist, Donat dreimal im Lemma.

der Szene zwischen Dorio und Phaedria das erste Canticum V. 485—496 und aus dem Schlufs dieser Szene und dem Beginne des Gespräches zwischen Phaedria und Antipho bis zur Wiedereinmischung des Dorio ein zweites Canticum, welches er dann mit v. 508 mitten in den Worten des Antipho abbricht, ein Schlufs, der sicherlich keiner der Bedingungen genügt, welche M. im allgemeinen Teil für die Kriterien des Schlusses der Cantica aufgestellt hat.

Indem so alle Wahrscheinlichkeit gegen die Annahme zweier Cantica spricht, können wir natürlich auch ihren von M. behaupteten respondierenden Bau nicht mehr als beweisend anerkennen, abgesehen davon, dafs es auch hier innerhalb jedes Canticums nicht ohne Unächterklärungen und Korrekturen abgegangen ist. Zu billigen ist es, dafs M. in V. 496 das einstimmig überlieferte tu mihi cognatus, tu parens, tu amicus (ebenso wie Conradt) wieder eingeführt und durch eine schlagende Parallele aus Plaut. Capt. II, 3, 84 tu mihi erus nunc es, tu patronus, tu pater geschützt hat. Mir scheint, man kann diese Stelle V. 496 mit der kleinen Störung der (sonst vorhandenen) Symmetrie im ersten Glied mit Grund auch in dem oben besprochenen Vers Phorm. 186 loquar*ne* etc., in welchem Bentley das ne der rein subiectiven Erwägung „elegantius" geopfert hat, zu gunsten der Überlieferung geltend machen.

Da das 5. Canticum der ersten Formel unter die 11 oben ausgeschiedenen gehört (Eun. 292—298), bleiben das 6. (Eun. 749—752) und das 7. (Haut. 179—187) übrig. Beides sind wieder zweite Cantica der Szene. Bei Eun. 739—752 ist die Teilung in 2 C. 739—748 und 749—752 wieder so unwahrscheinlich wie möglich. Die Szene zerfällt nämlich 1) in das Selbstgespräch der Thais V. 739—742, 2) in den Dialog zwischen Thais und Chremes bis zum kleinen Intermezzo mit der Pythias V. 743—752, nach welchem eine stichische Reihe trochäischer Septenare beginnt. Conradt hat die VV. 739—752 zu einem Canticum zusammengefafst, M. aber beschliefst in ein erstes Canticum das Selbstgespräch der Thais und den gröfsten Teil des Dialoges zwischen Thais und Chremes und bildet aus den vier Schlufsversen des Gespräches ein zweites, mitten in einer Antwort der Thais beginnend. Wenn man die VV. 739—752 durchaus zerlegen wollte, so gab es gewifs keinen passenderen Punkt als den Übergang vom Monolog zum Dialog, aber nichts hindert, den Monolog als Einleitung zum Dialog und also die Verse als ein Canticum zu betrachten. Übrigens gelingt Meifsnern auch die prinzipgetreue Gestaltung des ersten Canticums nicht ohne Ausmerzung eines durchaus unanstöfsigen Halbverses V. 748 Quid ais? Th. id quod res est.

Wir irren vielleicht nicht, wenn wir annehmen, Haut. 179—187 sei der Angelpunkt für die Aufstellung der ersten Formel gewesen. Denn die ersten Verse der Szene 175—178 unterscheiden sich insofern bestimmt von den folgenden, als sie die Worte enthalten, welche Clitipho zu seinem Freunde Clinia in das Haus hineinspricht, während VV. 179—187 Clitipho und Chremes sich unterreden. Man kann also hier die Möglichkeit einer Scheidung in zwei Cantica anerkennen. Die VV. 179—187 ferner des zweiten Canticums lassen sich ohne Verletzung der Überlieferung, vielmehr mit Verteidigung derselben gegen Bentley und alle neueren Herausgeber zu folgender Gruppe ordnen:

2 troch. Septenare,
5 iamb. Octonare,
2 troch. Septenare,

wenn man nämlich auch V. 186 trochäisch liest, bei dem eigentlich die iambische Messung besser mit dem Sinne harmoniert. Hier kann man den

Gedanken an Eurythmie am Ende begreiflich finden; aber selbst, wenn die Eurythmie ganz evident wäre, was sie nicht ist, ist ihre Übertragung von einem Fall auf sechs widerstrebende noch lange nicht gerechtfertigt.

Ich komme zu den Cantica der zweiten Meifsner'schen Formel:

troch. Octonar
troch. Septenar
iamb. Octonar
troch. Octonar
troch. Septenar

Nach ihr sollen 12 Cantica gebaut sein. Mehr als die Hälfte (7) gehören zu den durch offenkundige petitio principii hergestellten: Andr. 301 ff., Eun. 643—655, Haut. 562—570, Phorm. 465—483, id. 728—739, Ad. 155—163. Ad. 517— 526. Ein achtes, Phorm. 187—196, ist nach der Seite seiner unwahrscheinlichen Abgrenzung bereits oben gelegentlich der Besprechung von Phorm. 179—186 behandelt worden und, weil innerhalb der Verse 187—196 schon in den Handschriften eine turba metrorum eingerissen ist, ohnehin durchaus hypothetischer Natur. Letzteres gilt auch wegen Verderbtheit der Überlieferung von einem neunten, Eun. 299—306. Bei keinem der 3 übrigen Cantica endlich, Andr. 607—615, Eun. 615—622, Ad. 610—618 wird das Schema unmittelbar aus der Überlieferung, sondern nur durch mannigfache Korrekturen gewonnen. Das Verhältnis des Meifsner'schen Prinzipes zur Tradition ist also bei dieser zweiten Formel noch ungünstiger als bei der ersten; sie stellt sich auch nicht in einem einzigen Canticum rein dar, woraus man mit Grund wird schliefsen dürfen, dafs sie überhaupt nicht vorhanden sei.

Wir haben die Hälfte sämtlicher von Meifsner angenommenen Cantica bereits überschritten und unter 19, oder wenn wir die drei Cantica anderer Formation, welche im Zusammenhange mit Phorm. 497 ff., Eun. 749 ff., Haut. 179 ff. behandelt worden sind, dazunehmen, 22 Beispielen eines, bez. zwei gefunden, welchen man bedingte Zustimmung erteilen kann. Unsere Zweifel an der Richtigkeit der Responsionstheorie, welche dieser Thatbestand hervorruft, würden selbst, wenn die übrige kleinere Hälfte in den ferneren von M. aufgestellten Formeln, so zu sagen, ohne Rest aufginge, nicht völlig getilgt werden; sie steigern sich aber, da das Mifsverhältnis zwischen Theorie und Praxis in der bisherigen Weise sich fortsetzt. Ich wähle als Beispiele für diese zweite Hälfte zwei von den „korrespondierenden aus mehreren Systemen bestehenden Cantica nach der Formel (M. p. 505) B. 2. a:

troch. Octonar
troch. Septenar
troch. Octonar
troch. Septenar
troch. Octonar
troch. Septenar

In Phorm. V. 153—163 ist überliefert (sicher mit Ausnahme des V. 156, welcher nach der Überlieferung keinem Metrum sich fügt, von dem aber Schlee (p. 16/17) das wenigstens überzeugend nachgewiesen hat, dafs gegen alle Herausgeber das überlieferte quid istuc est beizubehalten ist):

2 troch. Octonare	Meifsner dagegen	2 troch. Octon.
1 troch. Septenar	gibt das Schema:	1 troch. Sept.
1 iamb. Octonar (?)		2 troch. Octon.
1 troch. Octonar		2 troch. Sept.
2 troch. Septenare		1 troch. Octon.
3. iamb. Octonare		2 troch. Sept.

Es geht aus der Vergleichung der Ueberlieferung und des Meifsnerschen Schemas hervor, dafs, wenn wir von dem unsicheren V. 156 absehen, aus den 3 letzten iambischen Octonaren 1 troch. Octonar und 2 troch. Septenare gemacht worden sind. Dies ist erreicht worden, indem 1) at (V. 160) als Glossem erklärt, 2) dum, welches V. 161 beginnt, an das Ende von V. 160 gezogen, 3) in der Stellung von hanc mihi adimat V. 161 dem gröfseren Teil der Calliopischen Handschriften gefolgt, 4) ebenda mihi in mi contrahiert, 5) in V. 162 defit in deest geändert wurde. Als Grund der Tilgung von at gibt M. an: „Das Asyndeton entspricht hier weit besser dem Affecte des in grofser Aufregung redenden Antipho, der auch bisher nur in abgerissenen Sätzen gesprochen hat.“ Aber at ist hier nicht die einfache Adversativpartikel, welche durch ein Asyndeton ebenso wirksam vertreten würde, sondern hat wie so häufig nach Koncessivsätzen — und die Worte: fuisset tum illos mi aegre aliquot dies enthalten einen solchen — die Bedeutung: „aber doch wenigstens“: „Ich wäre dann zwar ein paar Tage lang ganz aufser mir gewesen, aber es würde doch wenigstens nicht eine tägliche Angst mich quälen.“ Ich bin gar nicht geneigt, das at so ohne weiteres fahren zu lassen; damit geht auch der folgende Septenar in die Brüche, und die Verwandlung des letzten iambischen Octonares in einen troch. Septenar steht erst recht auf schwachen Füfsen. „Kein Vers zeigt so deutlich wie dieser das willkürliche Verfahren des metrischen Korrektors; denn um den troch. Septenar zu einem iambischen Octonar zu machen, wie es die umgebenden Verse sind, änderte derselbe ohne weiteres deest, das ohne Zweifel im Text stand, in defit.“ Aber gerade, wenn wie Meifsner glauben, ist keiner der umgebenden Verse des Canticums ein iambischer Octonar gewesen; denn von den iamb. Octonaren der stichich-lyrischen Partie sind die letzten Verse des Canticums durch einen iambischen Quaternar als Klausel getrennt. Und angenommen selbst, der Korrektor habe von der stichisch-lyrischen Partie, also von rückwärts anfangend, eine Leidenschaft gehabt alles in iambische Octonare zu verwandeln, so kann doch schlechterdings kein stichhaltiger Grund angegeben werden, warum er bei dem drittletzten Verse des Canticums sein Korrigieren eingestellt und seine Thätigkeit nicht auch auf die weiter vorhergehenden troch. Verse erstreckt hat. Meifsner bewegt sich hier auf dem Gebiet durchaus unbestimmter Hypothesen. So unwahrscheinlich, wie diese Korrektur im allgemeinen ist die spezielle Annahme, dafs eine so banale Form wie deest in das gewählte defit verändert worden sei. S. 586 behauptet M. deest sei durch den Gegensatz von superest unbedingt gefordert. Allein die Vergleichung von Plaut. Men. 221, wo nicht desit einem supersit, sondern defiat einem supersit entspricht, sollte doch in der Entfernung des ähnlichen Gegensatzes bei Terenz etwas vorsichtiger machen. Kurz der Verwandlung der 3 iamb. Octonare in Responsionsverse stellen sich recht gewichtige Bedenken entgegen. Überwinden wir sie nicht — und die Aussicht ist sehr gering — so stürzt der Bau der Meifsner'schen Responsion rettungslos zusammen.

Ein zweites Beispiel der Korresponsion zweier trochäischer Systeme ist nach M. (S. 566) Eun. 207—218.

S. 493 hat M. zunächst als ein Prinzip für den Schlufs der Cantica aufgestellt: „ferner pflegt da, wo nach den Ursachen und Gründen gefragt wird, oder wo jemand nähere Auskunft über etwas, was ihm noch unerklärlich oder gar unbegreiflich erscheint, begehrt, überhaupt da, wo eine längere Auseinandersetzung oder Erklärung beginnt, der Schlufs eines Canticum einzutreten“; er bespricht unter diesem Gesichtspunkt Eun.

293 ff., Haut. 175 ff. und fährt dann fort: „Ganz dieselbe Bewandtnis hat es mit dem Canticum Eun. 207 ff. Phaedria fragt Parmeno, ob dieser ihm zutraue, dafs er eine kurze Zeit getrennt von seiner Geliebten auf dem Lande zubringen könne. „Non hercle arbitror“ erwidert V. 218 ungläubig der Sklav und gibt dann im folgenden Vers den Grund an, der mit Nam eingeleitet wird. Auch folgt hier zugleich mit Nam eine stichische Reihe iamb. Octonare, so dafs das Canticum sicher mit V. 218 zu Ende ist.“ Prüfen wir den Grad dieser Sicherheit zunächst äufserlich nach dem Metrum. Mit V. 219 beginnt allerdings eine stichische Reihe iamb. Octonare; sie umfafst aber nicht mehr als 5 Verse; darauf folgen noch in derselben Szene 7 troch. Septenare. Wir sind also weit wahrscheinlicher auch nach V. 219 noch in einem Canticum mutatis modis, welches wir uns (mit Conradt) mit V. 224, wo Phaedria abgeht, oder vielleicht auch erst mit V. 227 geschlossen denken können. Denn es findet zwar allerdings mit V. 225 der Uebergang aus dem Dialog zum Monolog statt, aber die Worte V. 225—227:

Di boni, quid hoc morbist? adeon homines immutarier
Ex amore, ut non cognoscas eundem esse! hoc nemo fuit
Minus ineptus, magis severus quisquam nec magis continens.

schliefsen sich aufs engste an die Gedanken des vorausgehenden Szenenabschnittes an und sind obendrein lyrischer als irgend eine Stelle des letzteren. Ein Szenenwechsel findet erst mit V. 228 statt; die Verse 228—231 sind dann als lediglich szenische zu betrachten.

Das Metrum kann also, mit überzeugender Sicherheit wenigstens, als Grund für den Schlufs des Canticums bei V. 218 durchaus nicht geltend gemacht werden. Aber nun der Gedanke? Der Übergang zur Begründung mit V. 219 soll auch den Abschlufs des Canticums mit V. 218 beweisen. Aber der Uebergang zur Begründung als Kennzeichen eines Canticumschlusses gilt doch nur da, wo das Canticum im grofsen und ganzen vorher leidenschaftlich, aufgeregt, überhaupt lyrisch gehoben gewesen ist und nun ein ruhigerer Ton, die Überlegung eintritt, und eine Begründung eben jener Stimmung, deren Ausflufs das Canticum gewesen ist, erfolgt. An unserer Stelle ist aber im V. 219 der Grund für einen Gedanken gegeben, der erst mit V. 217 aufgetreten ist. Denn während die VV. 207—216, also der weitaus gröfste Teil des Meifsner'schen Canticums, die eindringlichen Ermahnungen des Phaedria an Parmeno zur sorgfältigen Ausführung seines Auftrages und die Versicherungen des Parmeno enthält, wendet sich mit den Worten „Sed heus tu“ in V. 217 Phaedria zu dem ganz neuen Gedanken, wie er die Trennung von seiner Geliebten ertragen werde. Wenn man also zwischen V. 207 und 224, beziehungsweise 227 einen Gedankeneinschnitt annehmen will, ist der stärkste nicht in V. 218, sondern vor, beziehungsweise in V. 217. Aber hier das Canticum zu schliefsen, erlaubt weder der Umstand, dafs die Wendung des Gespräches mitten im Vers eintritt, noch das Meifsner'sche Responsionsprinzip. So ist es kaum zweifelhaft, dafs sich das Canticum bis V. 224 oder 227 fortsetzt. Abgesehen davon wird mit V. 218 mitten in der kurzen Antwort einer Person abgebrochen, der erste Satz dem Canticum, der zweite der stichisch-lyrischen Partie zugewiesen, gewifs ein neues Moment der Unwahrscheinlichkeit.

Aber selbst wenn die gewaltsame Meifsner'sche Abgrenzung acceptiert wird, fügt sich das Canticum nicht so ohne weiteres der Responsion. V. 212, welchen bereits Guyet beanstandete, wird für unecht erklärt und indem aufserdem von der folgenden Klausel sed an das Ende von V. 211 gezogen wird, aus diesem Vers der von der Korresponsion verlangte troch.

Octonar gemacht. Ich will, um nicht allzulange zu werden, es unterlassen die Berechtigung jener Athetese zu prüfen. Aber die Trennung des sed von der Klausel ist schwer zu billigen. Einmal wird dadurch die metrische wie inhaltliche Geschlossenheit dieser Klausel unpassend aufgelöst; denn sie gehört nicht zu den Klauseln, welche wie V. 209 im selben Canticum den vorhergehenden Gedanken fortsetzen und abschliefsen, sondern zu jenen, welche für sich bestehende, selbständige Sätze sind, von denen Meifsner selbst p. 484 eine ganze Reihe anführt. Ferner wird man bei Terenz einen Vers an dessen Ende sed stünde, vergeblich suchen. Die Stellen, in welchen Coniunctionen, die inhaltlich zum folgenden Vers gehören, metrisch den vorhergehenden abschliefsen, sind bei Terenz ohnehin selten genug. So findet sich denique Andr. 146, Eun. 432, Haut. 69 u. ö. quia Eun. 121, nisi quia Eun. 734, Ad. 523, quin Haut. 581. quippe qui Haut. 538, uti Hec. 78. 385. Aber in allen diesen Fällen wird ein vorhergehender Gedanke unmittelbar fortgesetzt, nicht wie in unserem abbrechend zu einem neuen übergegangen.

Der Charakter der Klausel, der Gedanken- und Personenwechsel, die Adversativpartikel, der Sprachgebrauch des Terenz — alles spricht dagegen, sed an das Ende des Verses zu setzen, d. h. gegen den troch. Octonar 211 und damit auch innerhalb des Canticums gegen die Responsion, dessen äufsere Abgrenzung wir bereits zurückgewiesen haben.

Über das letzte Drittel der von Meifsner statuierten Cantica — denn 24 Cantica sind im Vorhergehenden beurteilt worden — kann ich rasch hinweggehen. Bis auf eines sind alle in sich weitgehenden Änderungen unterworfen worden, ehe sich ein eurythmisches Schema herausschälte, und die Formel für jenes eine (Hec. 841—847) ist nur durch eine ganz unpassende Abgrenzung gewonnen worden. (Vgl. Meifsner p. 488 f., p. 496, p. 517).

Die Schlufsszene der Hecyra zerfällt nämlich deutlich in 2 Teilszenen, deren zweite in ihrem Beginne durch den V. 854 Sed Bacchidem eccam video, mit dem zugleich ein Zwischensatz iambischer Senare anfängt, hinreichend bestimmt ist. Die erste Szene V. 841—853 wird nun durch alle Merkmale als Canticum gekennzeichnet: Das Metrum wechselt bis V. 853 ununterbrochen, und der Inhalt, das allmähliche Gewifswerden über eine hocherfreuliche Thatsache und damit eine Stufenleiter der Affekte von beängstigendem Zweifel bis zur jubelnden Freude, entspricht auch vorzüglich dem Charakter des Canticums. Conradt sagt darum mit vollem Recht p. 57: „Über den Endpunkt des Abschnittes kann kein Zweifel entstehen. Der Inhalt ebensowohl, der mit V. 853 abschliefst, als auch die metrische Form zeigen ihn aufs deutlichste an.“ Meifsner aber bricht seiner Theorie zu liebe das Canticum gerade in dem Moment ab, wo es für jeden unbefangenen Leser den Höhepunkt erreicht, nämlich mit V. 847 vor den Worten: Quis me est fortunatior venustatisque adeo plenior?, mit der merkwürdigen Begründung (p. 496): „Nun erst nachdem Pamphilus die Gewifsheit erlangt hat, kann er sich dem Genusse seines Glückes mit Ruhe hingeben, so dafs er im Vollgefühl seiner Freude in die Worte ausbricht, die zugleich den Anfang der stichisch-lyrischen Partie bilden: Quis me etc.“ Man ist, denke ich, in der regel verpflichtet, auf die Affekte und überhaupt den augenblicklichen psychischen Zustand einer Person (im Drama) aus ihren Worten zu schliefsen, nicht umgekehrt; da mir nun aber ein Gespräch, welches sich V. 848 ff. in lauter rhetorischen Fragen und Exclamationen bewegt, nicht sowohl Ruhe als Bewegung und zwar tiefe Bewegung zu verraten scheint, so vermag ich den Grund für den Schlufs des Canticums, welchen Meifsner aus der Ruhe

herleiten will, nicht anzuerkennen. Aber Meiſsner sagte auch, daſs mit V. 848 eine stichisch-lyrische Partie beginne. Die Überlieferung weiſs davon nichts; sie gibt:

VV. 848 und 849 als troch. Septenare,
V. 850 als catal. troch. Dimeter
VV. 851 u. 52 als troch. Septenare
V. 853 als iamb. Octonar.

Meiſsner ist vielleicht in seinem ganzen Buch nicht durch sein Vorurteil zu unwahrscheinlicheren Annahmen geführt worden als hier. Ein falscher Schluſs folgt auf und aus dem anderen. Zuerst lieſs sich die geforderte Responsion nur dadurch herstellen, daſs mit V. 847 das Canticum geschlossen wurde; die VV. 848–853 muſsten nun nach den Regeln der stichisch-lyrischen Partie umgestaltet werden: zunächst wurde darum V. 853 trochäisch gemessen, sodann die Klausel V. 850, weil Meiſsner in stichisch-lyrischen Partieen Klauseln nicht gelten läſst (p. 485 ff) für unecht erklärt; damit fiel notwendig der folgende V. 851 und weil V. 849 sich nicht an V. 852 schlieſsen lieſs, auch V. 849. Meiſsner erklärt also die VV. 849—851 für unecht.

Die VV. 847 ff. heiſsen nun so:

847 . . . . itane est factum § ita inquam.
848. § Quis me est fortunatior venustatisque adeo plenior?
852. Egon qui ab orco mortuom me reducem in lucem feceris
853. Sinam sine munere a me abire? ah nimium me ingratum putas.

V. 848 enthält demnach den jubelnden Ausruf des Pamphilus: „ich bin der glücklichste Mensch von der Welt“; die VV. 852 und 53 enthalten die erstaunte Frage: „ich sollte undankbar dich meinen gröſsten Wohlthäter ohne Geschenk ziehen lassen?“ Die zwei letzten Verse leiten aber nach meiner Ansicht unweigerlich zu der Annahme, Pamphilus glaube, daſs seine Dankbarkeit nicht erwartet, bezweifelt oder zurückgewiesen werde. Dies konnte seitens des Parmeno durch Worte oder stumme Gebärden geschehen sein. Von diesbezüglichen Äuſserungen ist in den VV. 841—848 keine Spur zu entdecken. Und die einzige Gebärde, in welcher Pamphilus, noch ehe er von seinem Dank gesprochen hatte, eine Ablehnung desselben erblicken konnte, so daſs er sich veranlaſst sah, so emphatisch seine Dankbarkeit zu betonen, konnte die sein, daſs Parmeno Miene machte, sich zu entfernen. Wäre dies aber der Fall gewesen, so wäre gewiſs der Versicherung der Dankbarkeit ein aufhaltender Zuruf vorangegangen, wie eben erst in V. 844: mane dum sodes oder Haut. 613, Adelph. 467. Auch ist es psychologisch durchaus unwahrscheinlich, daſs Parmeno in dem Momente seinen Herrn verläſst, wo er eine so überraschende Wirkung seiner Mitteilung an ihm bemerkt. Meiſsner zieht sich aus der selbstgeschaffenen Verlegenheit durch folgenden Schluſs: „Man braucht nur anzunehmen, daſs Parmeno die Äuſserung seines Herrn: Sinam — abire? mit einem zweifelnden Gestus, etwa mit Kopfschütteln begleitet, worauf dann dieser sich veranlaſst fühlt die Worte ah-putas hinzuzufügen“. Dies ist im grunde nur eine Verlegung der Schwierigkeit: denn in ihrem Kerne enthalten schon die Worte: Sinam-abire? ganz denselben Gedanken, welcher dann in Form eines Ausrufs auftritt: „Ich sollte dich nicht belohnen, also undankbar sein?“ Damit ist also nichts gebessert. Da nun die Überlieferung die Forderung eines geordneten Zusammenhanges zwischen V. 848 und 852 in der Hauptsache wirklich erfüllt, so ist es fast unbegreiflich oder eben nur aus der verhängnisvollen Konsequenz eines Vorurteils begreiflich, daſs Meiſsner den ganzen Zwischengedanken VV. 849—851 streicht. Den V. 851, der ihm besonders widersinnig dünkt, hätte er auch

ohne weitere Folgen ausscheiden können; wie wohl auch darin die VV. 873—880, in welchen Parmeno sagt, daſs er wirklich nicht genau wisse, worin des Pamphilus Glück bestehe, und, daſs er sich durchaus nicht ganz klar sei, etwas besonders Gutes gethan zu haben, bedenklich machen sollten. Und wenn der Witz „Nil enim“ matt und schal gefunden wird, so möge man sich doch erinnern, daſs es der Witz nicht gerade war, um dessentwillen der dimidiatus Menander berühmt gewesen ist.

Ich schlieſse die Betrachtung des Einzelnen. Mir scheint, daſs aus ihr die auſserordentliche Unwahrscheinlichkeit der Richtigkeit des Meiſsners'chen Responsionsprinzipes zur genüge hervorgegangen ist und daſs man es nicht leichtfertig finden wird, wenn ich eingangs die Frage, ob sich Meiſsner allgemeinerer Zustimmung erfreuen werde als Conradt, entschieden verneinte. Die Rezension Draheims in der Philol. Wochenschrift. 1882. Nr. 3, 77—81 beweist, daſs ich in dieser Auffassung nicht allein stehe.[1]) Ein Wert der Meiſsner'schen Arbeit ist darum doch vorhanden: sie wird eine neue Beschäftigung mit der Frage der Cantica hervorrufen und aus der Erkenntnis der Irrwege, welche sowohl Conradt als Meiſsner, ersterer weniger als letzterer, eingeschlagen haben, werden immer schärfer die Grenzen und die Richtung des wahren Weges der Erklärung hervortreten, den Schlee bereits mit Glück zu bahnen begonnen hat.

Nürnberg. Albrecht Köhler.

De breviloquentiae Taciteae quibusdam generibus scripsit Georgius Clemm. Praemissa est commentatio critica de figuris grammaticis et rhetoricis quae vocantur brachylogia aposiopesis ellipsis zeugma. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXXXI. 158 p.

Aus der grammatischen Schule von W. Clemm in Gieſsen waren F. Helms Quaestiones syntacticae de participiorum usu Tacitino Velleiano Sallustiano (Leipzig, Teubner. 1879) hervorgegangen, welche in diesen Blättern XVI, 120 ff. eine günstige Beurteilung erfahren haben. Die vorliegende Schrift De breviloquentiae Taciteae quibusdam generibus scheint der Anregung desselben Lehrers (mit welchem der Verfasser verwandt ist) ihre Entstehung zu verdanken. Das Schwankende der Bezeichnung für stilistische Kürze, deren Nachweis und Erklärung bei Tacitus der Verf. sich zur Aufgabe gestellt hat, lieſs eine Fixierung der grammatisch-rhetorischen Termini für die verschiedenen Arten der Breviloquenz als wünschenswerte Einleitung erscheinen. Die Übersicht und Vergleichung der Definitionen bei den Alten und bei den Neueren, deren einschlägige Arbeiten S. 1—3 verzeichnet werden, führt zu folgenden Bestimmungen: Der Begriff der Brachylogie ist so weit und dehnbar, daſs er nur auf die Kürze der Rede überhaupt bezogen werden darf (S. 12). Aposiopesis ist das Abbrechen der Rede in der Weise, daſs das Verschwiegene nicht mit Sicherheit dem Wortlaute nach ergänzt werden kann. Dagegen ist die Ellipsis die Auslassung eines Wortes, das sich aus dem Zusammenhang sicher ergänzen läſst (S. 19). Trotz dieses greifbaren Unterschiedes wünscht der Verf., daſs man auf die Anwendung der beiden Begriffe verzichte, da Irrtümer zu nahe lägen (S. 22 u. 38). Auch bezüglich der Figur ἀπὸ κοινοῦ und des Zeugma kann

---

[1]) Korrekturnote: Vorstehende Zeilen sind bereits im April 1882 an die Redaktion dieser Blätter eingesandt worden.

der Verf. die Differenz konstatieren, dafs dort das gleiche Verbum in der gleichen Bedeutung, aber in verschiedener grammatischer Form auf mehrere Glieder sich beziehe, während hier ein Verbum bei der Beziehung auf ein entfernteres Glied in modifiziertem Sinne zu fassen ist. Trotzdem erklärt er sich auch gegen diese Scheidung, weil dieselbe in der Etymologie der beiden Begriffe nicht begründet sei (S. 40). Übrigens fügt er sich derselben doch in der Praxis, indem er S. 114 ff. über die Figur ἀπὸ κοινοῦ, S. 124 ff. über das Zeugma bei Tacitus handelt. Die übrigen Abschnitte des Buches behandeln: S. 43 ff. die Auslassung des Verbums, wo dasselbe durch ein Adverbium, einen adverbialen oder Objekts-Kasus oder eine präpositionale Verbindung, einmal auch wo es durch den Dativ quaerenti mit darauffolgender indirekter Rede hinlänglich angezeigt ist; S. 60 ff. die Auslassung desselben in kurzen, nachdrucksvollen Sätzen, besonders nach hinc, inde, unde; S. 66 ff. die Anknüpfung der obliquen Rede durch Verba, Substantiva und Adverbia; S. 96 ff. die Weglassung von Verba, wenn der gleiche oder ein ähnlicher Begriff vorausgeht oder folgt. Für jede von diesen Formen stilistischer Kürze, die noch weiter nach Unterabteilungen gegliedert sind, werden zahlreiche Belegstellen angeführt; Beispiele, deren Erklärung nicht erledigt ist, so dafs ihre Subsumption unter diese oder jene Kategorie zweifelhaft erscheint, werden ausführlich besprochen; kritische Schwierigkeiten finden sorgsame, wenn auch nicht immer glückliche Behandlung. Im ganzen sind es nicht weniger als etwa 120 Stellen aus allen Schriften des Tacitus, die der Verf. mit steter Rücksicht auf den Sprachgebrauch und mit ausgebreiteter Benützung der neueren Literatur mehr oder minder eingehend erörtert hat. Selten ist etwas übersehen, wie S. 132 wo die Streichung von ac nach Lipsius und Pichena einem französischen Herausgeber zum Lobe angerechnet wird, während seine Vorgänger Haase und Halm (in der 2. Ausg.) ignoriert sind. Auch die Vergleichung schiefer Parallelen begegnet nur ausnahmsweise, z. B. wenn S. 52 Hist. III 9, 19 nihil prorsus, quod. . . und IV 50, 17 neutrum ex merito, sed ut . . mit der Konjektur von Urlichs Agr. 9, 11 nihil ultra verglichen wird. Das Latein, in welchem der Verf. schreibt, ist verständlich, nur bisweilen durch Barbarismen entstellt, wie denn S. 64 zweimal eo magis — quam (statt quod) geschrieben steht. Druckversehen sind zwar nicht selten, aber doch nicht störend; besonders ist die Genauigkeit in den zahlreichen Citaten zu rühmen.

Deutsches Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten von Buschmann. 1. Abteilung für die unteren Klassen (Sexta und Quinta) 3. Aufl. ℳ. 2.; 2. Abteilung für die mittleren Klassen 3. Aufl. ℳ 3,20. Verlag von Lintz in Trier[1]). 1881.

Buschmanns Lesebücher gehören ohne Zweifel zu den besten Lehrmitteln des deutschen Unterrichtes und müssen deshalb Lehrerkollegien, welche das deutsche Lesebuch wechseln wollen, angelegentlichst zur Prüfung empfohlen werden. Der Verfasser hat nicht nur das anerkannt Gute, das „Kanonische“ aufgenommen, sondern bietet auch mehrere neue Stücke, welche die Probe auf Brauchbarkeit bestehen werden; aufserdem sind

[1]) Vgl. 10. B. S. 103 und 11. B. S. 478 dies. Bl. — Über Buschmanns Lesebuch für die oberen Klassen s. 17. B. S. 87.

manche Gedichte, die in neuerer Zeit mit Unrecht aus der allgemeinen Schullektüre verschwunden waren, wieder in ihre Rechte eingesetzt worden. So erscheint der Fabeldichter Fröhlich ziemlich häufig, Collins „Spartanische Mutter“ finden wir in der 2. Abteilung (S. 397) wieder und ebenda mehrere Gedichte Körners, der ja wie kein anderer Dichter, Schiller nicht ausgenommen, die Jugend mit sich fortreifst. Während in der ersten Abteilung die Auswahl der prosaischen Lesestücke durch die Absicht bestimmt ist, den Schüler zu einer gewifsen Fertigkeit im mündlichen Vortrag anzuleiten, ist in der zweiten Abteilung vor allem die Rücksicht mafsgebend, in den Lesestücken des prosaischen Teiles Muster für den deutschen Aufsatz vorzulegen. Und Buschmann hat — im Gegensatz zu vielen, sehr vielen Verfassern von Lesebüchern — wirkliche Vorbilder für die Arbeiten der Schüler gegeben; er hat, wie Linnig, den schon längst gegebenen Rat befolgt, einmal auch Stücke aufzunehmen, die genau dem Schüler zeigen, wie er selbst etwa einen Aufsatz machen sollte, ja einzelne Abhandlungen, die Rudolphs Stilübungen entnommen wurden, sind vielleicht nur sorgfältig verbesserte Schülerarbeiten. Wir fügen indes bei, dafs wir noch mehr Aufsätze praktisch „vorgemacht“ sehen möchten, vielleicht auf Kosten von griechischen Sagen und Abschnitten aus der antiken Geschichte, die in einem für Quarta und Tertia bestimmten Buche beschränkt werden könnten. Sehr reichlich ist in der 2. Abteilung mit Recht die deutsche Geschichte in Prosa und Poesie vertreten, aber nur durch solche Erzeugnisse, die auch um ihrer selbst willen gelesen, erklärt und gelernt zu werden verdienen. Dafs die patriotische Poesie besonders reichlich vertreten ist, bedarf wohl keiner Rechtfertigung. Der zweiten Abteilung ist eine durch Beispiele erläuterte Theorie der verschiedenen Aufsatzformen und eine in ihrer Knappheit geradezu mustergiltige „Poetik“ beigefügt. Die Ausstattung ist prächtig.

Zum Schlufs sei gutem Rezensentenbrauch gemäfs an dem trefflichen Buch auch ein wenig gemäkelt. „Der weifse Hirsch“ und „Des Knaben Berglied“ von Uhland passen nach unserer Ansicht schon für untere Klassen, dagegen vermissen wir ungern desselben Dichters „Schlofs am Meer“. Die „Gedichte auf den Tod meines Kindes“ von Eichendorff gehören zwar unstreitig zu den schönsten Blüten der gesamten deutschen Lyrik, aber wir bezweifeln, ob sie in einem Schullesebuch ihre rechte Stelle haben.

München. A. Brunner.

Illustrierte Geschichte der fremden Literaturen in volkstümlicher Darstellung herausgegeben von Otto v. Leixner. Mit über 300 Text-Illustrationen und zahlreichen Tonbildern etc. Leipzig u. Berlin. 1881, 1882. Verlag u. Druck von O. Spamer. gr. 8. Fortsetzung: Heft 8—21, à 0,50 *M.* (Vollständig in etwa 30 Heften).

Nach unserem früheren ausführlichen Berichte über Anlage und Ausstattung des vorwürfigen, wirklich empfehlenswerten Werkes (Jahrg. 1882 dieser Blätter, S. 158 ff.) müssen wir uns über die seither erschienene Fortsetzung auf eine kurze Mitteilung beschränken. Es ist mit Heft 13 der I. Band des Buches abgeschlossen, wovon das hier vorliegende die Fortsetzung der altrömischen Literatur bietet, dann von

dem romanischen Schrifttum: Frankreich und Italien. Die Haupterscheinungen, wie die Troubadours, besonders die Klassiker der französ. Blütezeit, ein Corneille, Racine, Molière, aus dem 19. Jahrhundert die „Koryphäen“: Lamartine, die beiden Dumas, Eugène Scribe, welch letztere mit Recht ein neuerer geistreicher Literarhistoriker „die produktivsten Lieferanten des Leihbibliothekpublikums“ nennt, und — last not least! Victor Hugo und Zola werden in trefflichen Zügen gezeichnet, bei diesen auch mit gerechten Warnungen auf deren schlimmen Einfluſs auf unsere Schreib- und Lesewelt hingewiesen. Bezeichnende Proben sind beigefügt, hier wie bei dem daran sich reihenden Schrifttum der Italiener. Der II. Band hebt an mit der Darstellung der schönen Literatur Spaniens und Portugals, wozu anhangsweise einige Notizen über die neuere Literatur Rumäniens kommen. Dann folgt „unsere“ — die germanische Welt, eingeleitet durch „England“ angefangen von den „Barden“ bis herab zu Bulwer, Tennyson, Carlyle, dem groſsen Verehrer unserer deutschen Literatur-Heroen. Auch Nordamerikas hervorragendere Erscheinungen, ein Washington Irving, Cooper, Longfellow, Bret Harte — der gefeiertste der lebenden Romanschreiber, sind nicht vergessen. Von der skandinavischen Literatur sind erst die Anfänge besprochen; die Fortsetzung und die ganze slavische Literatur werden in dem noch ausstehenden Reste des Werkes enthalten sein. Die beigegebenen Illustrationen, besonders zu Dante und Shakespeare, die überhaupt entsprechend ihrer Bedeutung für die gesamte Literatur die ausgedehnteste und beste Behandlung gefunden haben, verdienen auch an dieser Stelle wieder erwähnt zu werden. Der süſslich-schmachtende Ovid (I, 279) und der gentleman-like gestaltete, aus einer Vignette (I, 281) uns entgegenblickende Tacitus wären besser weggeblieben. Die zur Behandlung ausgewählten Dichter anlangend, so hätten vielleicht doch einer kurzen Notiz wert erachtet werden sollen Namen wie unter den Franzosen Rotrou, der fruchtbare und mit Corneille befreundete Bühnendichter; P. L. Buriette de Belloy, über den Lessing bekanntlich nicht ohne Anerkennung ausführlich spricht; unter den Spaniern S. Juan de la Cruz und die zu gleicher Zeit und in jeder Beziehung in gleichem Sinne thätige S. Teresa de Jesus, die sich nicht bloſs durch ihre Briefe und didaktischen Schriften, sondern gerade auch durch ihre hochpoetischen lyrischen Erzeugnisse unter den Schriftstellern des XVI. Jahrhunderts hervorgethan hat. Eine Folge der fast ausschlieſslichen Beschränkung auf die „schöne Literatur“ ist es, daſs so ganz hervorragende Gruppen von Prosaisten wie die englischen Philosophen und Historiker (Macaulay ist mit 3 Zeilen abgethan!) u. A. äuſserst ungenügend dargestellt erscheinen. Doch auch so nehmen wir das Gebotene mit Dank an und wünschen, daſs der Verfasser, der uns inzwischen auch mit einem anderen stattlichen Werke „Unser Jahrhundert“ beschenkt hat, uns baldigst den Abschluſs des Ganzen anzuzeigen Gelegenheit bieten möge! —

München. Dr. Georg Orterer.

Gedanken über das Studium der modernen Sprachen n Bayern an Hoch- und Mittelschule. München. Lindauer'sche Buchhandlung. 1882. (Schluſs.)

Man sieht, der Anonymus, offenbar ein gründliche philologisch-historische Vorbildung besitzender Fachmann, ist in der Hauptsache

mit den von Prof. Breymann geäufserten Wünschen ganz und gar einverstanden; auch sonst enthält seine Schrift eine ganze Reihe von Sätzen, die ich als zeitgemäfs freudig begrüfse und fast Wort für Wort unterschreibe; so besonders im wesentlichen alles, was er darüber sagt, welches die Vorbildung und wissenschaftliche Ausbildung der Lehrer der neueren Sprachen sein solle. Umsomehr aber mufs es überraschen, ihn neben einzelnen, gut angebrachten Einwänden gegen Prof. Breymanns Schrift auch ungerechtfertigte Behauptungen und Anklagen nicht allein gegen jenen, sondern gegen die ganze Klasse der neusprachlichen Lehrer, gegen die Studien, Prüfung u. s. f. derselben in Bayern vorbringen und sich in mannigfache Widersprüche verwickeln zu sehen. Offenbar hat er im Gefühle der Erregung die Feder ergriffen; denn aus den Teilen seiner sonst in gemessenem Ton gehaltenen Schrift, welche von den eben berührten Punkten handeln, ist leicht erkenntlich, dafs er die bezüglichen Fragen nicht so völlig, wie er meint, sine ira et studio, sondern mit einer gewissen Voreingenommenheit betrachtet: nach vielen Seiten hin stellt er die bayr. Verhältnisse wesentlich schlimmer dar als sie sind; das ist der Vorwurf, den ich ihm zu machen habe und den ich sofort begründen werde.

Seite 6 ff. klagt der Verf. Prof. Breymann und die ganze (sog.) neuere Philologie an, sie wende sich direkt gegen die klassische. Wäre dem so, dann würde ich ohne jedes Bedenken in seine Klage mit einstimmen, denn es ist unbestreitbar, dafs die romanische und englische Philologie, wie die germanische und alle anderen, der klassischen, welcher sie so unendlich viel verdanken, ein Gefühl der Achtung und Anhänglichkeit entgegenzubringen verpflichtet sind. Aber jeder unbefangene Sachkundige wird bereitwillig zugeben, dafs sie als Wissenschaften dies thun, und dafs nicht nur die Gesamtheit ihrer Vertreter an der Hochschule, sondern auch die grofse Mehrzahl der Lehrer an den Mittelschulen die klassische Bildung hochhalten; besonders kann sicher von den Lehrern der neueren Sprachen in Bayern im grofsen und ganzen gesagt werden, dafs sie mit ihren Kollegen in Frieden leben und nicht gegen die klassische Philologie ankämpfen. Daraus folgt aber keineswegs, dafs man seine Bescheidenheit soweit treiben solle, sich nicht energisch gegen jene zu wenden, welche etwa sich weigern, wohlverdiente Rechte anzuerkennen; nur gegen diese wendet sich Prof. Breymann, allerdings in überaus scharfen Ausdrücken. Ist dieser den Fachgenossen gemachte Vorwurf ungerecht, so ist es ein weiterer gegen die bayr. Lehrer in specie erhobener nicht minder; sie seien weder in bezug auf allgemeine Bildung noch nach Fachbildung ihren klassischen Kollegen ebenbürtig; die von ihnen gegenwärtig in der Prüfung geforderten Kenntnisse entsprächen in keiner Weise denjenigen, welche jene nachzuweisen hätten u. s. w. (SS. 11 ff.), Behauptungen, die freilich mit einer späteren Erklärung in offenbarem Widerspruch stehen: „Unsere Gymnasiallehrer leisten seit lange auf dem Gebiete ihrer Wissenschaft Bedeutendes und die Lehrer der neueren Sprachen streben ihnen wacker nach“ (S. 29). Eines von beiden mufs notwendigerweise unrichtig sein; dafs es die ersteren Äufserungen, in der allgemeinen Gültigkeit, in der d. Anon. sie hinstellt, sind, werden wir sogleich sehen. Erstens ist es nicht richtig, wenn (S. 13) gesagt wird: „eines ergibt sich, dafs nach dem Wortlaut der Statuten der klassische Philologe acht, der moderne drei Semester einer deutschen Hochschule angehören mufs“; denn der klassische Philologe mufs nach dem Wortlaut der Verordnung nicht 8 sondern

nur 6 Semester auf der Hochschule zugebracht haben,[1]) also gerade soviel wie in der Regel der andere; die freilich ungeeignete Bestimmung, dafs von diesen 6 Semestern des Kandidaten der neueren Sprachen jene Zeit, welche zum Zwecke sprachlicher Ausbildung im Auslande zugebracht wurde, bis zum Betrage von drei Semestern abgezogen werden dürfe, besagt schon dafs solches als Ausnahme zu betrachten sei. Rechnen wir nicht mit den Möglichkeiten, welche die Verordnung bietet, sondern mit Thatsachen — und auf diese kommt es hier an — so ergibt sich, dafs die klassischen Philologen nicht mehr, wie sehr häufig um die Mitte der 70er Jahre, nach 6 sondern erst nach 8 Semestern und die der neueren Sprachen nach 6, nicht selten auch mehr Semestern, ins Examen gehen, also das von dem Anon. konstatierte grofse Mifsverhältnis von 8 zu 3 Semestern nicht vorhanden ist. Ferner ist es unrichtig, dafs der schriftliche Teil der Philologen wesentlichere Schwierigkeiten bietet, als jener der Lehramtskandidaten für neuere Sprachen" (S. 25) und, „dafs im ganzen genommen der klassische Philologe vierzig, der Kandidat der neueren Sprachen zwanzig Ziffern, also gerade die Hälfte hat" (S. 26). Falls man nämlich überhaupt auf die Ziffern Gewicht legen will, ist wohl zu berücksichtigen, dafs jeder Kandidat, der nicht blofs als Funktionär, sondern als pragmatischer, den übrigen Lehrern gleichberechtigter Lehrer angestellt werden will, schon seit einer Reihe von Jahren sowohl aus dem Französischen, als aus dem Englischen geprüft sein mufs, so dafs man nicht wie Anon., nur ein Fach, sondern zwei zählen mufs, also 20 + 20 = **40**, d. h. ganz genau ebensoviel wie beim Examen aus der klassischen Philologie. Übrigens widerspricht sich gerade bei der Berechnung der Ziffern der Verfasser wiederholt, indem er bald beide Fächer als zusammengehörig, bald Französisch allein rechnet. Seine Beweisführung, dafs das schriftliche Examen aus der klass. Philologie wesentlich schwieriger sei, stützt der Anon. hauptsächlich auf die Behauptung, es sei eine Übersetzung ins Lateinische oder Griechische viel schwieriger als eine solche ins Französische oder Englische, eine Behauptung, für die er den Beweis schuldig bleibt. Ich möchte durchaus nicht kurzweg leugnen, dafs ein Unterschied wäre; aber ich halte es für fast unmöglich, einen überzeugenden Beweis, sei es für oder gegen, zu führen; ich glaube, mutatis mutandis dürfte sich kaum eine wesentliche Verschiedenheit ergeben. Der deutsche Aufsatz, der übrigens nicht nur einmal, sondern zweimal zu fertigen ist, spielt eine ebenso wichtige Rolle und ist nicht minder schwierig, als im philologischen Examen; das beweist ein Blick auf einzelne Themata.[2]) Dafs die Übersetzungen aus dem Französischen und aus dem Englischen ins Deutsche gewöhnlich viel geringere Schwierigkeiten bieten, als jene aus den alten Sprachen, und dafs auch die ganz unzweckmäfsige Übertragung aus dem Lateinischen in die fremde Sprache nicht viel für die Kenntnis

[1]) Zugleich mit dem Gesuch um Zulassung zur Hauptprüfung haben die Kandidaten für das Lehramt der philologisch-historischen Fächer das Absolutorium eines humanistischen Gymnasiums und den Nachweis über ein mindestens dreijähriges Studium an einer deutschen Universität in Vorlage zu bringen." (Ministerialblatt vom 20. Juli 1881, p. 187.)

[2]) Z. B. Ursachen und Folgen der Völkerwanderung (1877). „Alles Grofse in der Weltgeschichte ist von einzelnen, nie von den Massen ausgegangen". Wie wird die Aufmerksamkeit der Schüler geweckt? (1879). Frankreichs Kultureinflüsse auf Deutschland seit dem 16. Jahrhundert (1881) u. s. f.

des zu Prüfenden im Latein beweist, ist zugegeben; aber der hiedurch sich zu ungunsten der Kandidaten der neueren Sprachen ergebende Unterschied wird, wenn nicht ganz, doch nahezu vollständig aufgehoben durch den zweiten deutschen und die beiden fremdsprachlichen Aufsätze, welche sie zu liefern haben; denn dafs diese schwer sind, wofern nach beiden Seiten, der literarischen und der sprachlichen, Gutes geleistet werden will, wird kein Mensch bestreiten. Wir sehen demnach, alles zusammengenommen ist der Unterschied zwischen den beiden schriftlichen Prüfungen kein wesentlicher, sicher nicht so grofs wie Anon. annimmt. Was endlich das Examen anlangt, so werden in der Brochüre einfach die beiderseitigen Verordnungen, wie sie z. Z. lauten, neben einander gestellt, wodurch in doppelter Hinsicht eine nicht ganz zutreffende Vorstellung von der Sache geweckt wird: Zum ersten wird nämlich die mündliche Prüfung aus den neueren Sprachen durchaus nicht so gehalten, wie es der nackte Wortlaut der Verordnung vermuten läfst, sondern es wird, wie man hört, schon seit einer Reihe von Jahren auch aus der historischen Grammatik, Lautlehre etc. geprüft,[1]) und es liegt nach den Aussagen solcher, die in den allerletzten Jahren geprüft wurden, in Wirklichkeit jetzt der Schwerpunkt der mündlichen Prüfung nicht sowohl auf der praktischen als vielmehr auf der wissenschaftlichen Seite. Zweitens wird die Forderung, den Nachweis der Bekanntschaft mit den Hauptresultaten der historischen deutschen Grammatik zu bringen, auf welche Anon. mit recht so viel Gewicht legt, erst seit dem Jahre 1881 an die klass. Philologen gestellt;[2]) in dieser Beziehung sind folglich die prüfungsmäfsig nachgewiesenen Kenntnisse der schon in Amt und Würden befindlichen Lehrer beider Kategorien unbestreitbar gleich, weil = 0. Auch haben die Kandidaten der neueren Sprachen wie jene der klass. Philologie ein praktisches Examen an einer der Münchener Mittelschulen zu bestehen.

Unsere sich streng an Thatsachen haltende Untersuchung ergibt demnach, dafs die Behauptung, als sei die Hauptprüfung aus der klassischen Philologie um vieles schwieriger als jene aus den neueren Sprachen in fast allen ihren Teilen ungerechtfertigt ist, womit aber ganz und gar nicht gesagt sein soll, dafs die gegenwärtige Prüfungsordnung nicht verbesserungsbedürftig sei. Im Gegenteil bin ich mit dem Verfasser und mit Prof. Breymann[3]) der Ansicht, dafs eine durchgreifende Änderung derselben dringend geboten ist. Bedenkt man, welcher Umschwung der Verhältnisse seit dem Jahre 1873, wo sie erlassen wurde, eingetreten ist, so erscheint das auch ganz selbstverständlich: damals war eine andere Prüfung in Bayern gar nicht recht denkbar, weil an unseren Universitäten mit Ausnahme des Prof. K. Hofmann noch keine Professoren der romanischen und englischen Philologie lasen. Übrigens sind nicht nur wir in Bayern in der schlimmen Lage eine nicht auf der Höhe der Zeit stehende Prüfungsordnung zu besitzen; in den übrigen deutschen Staaten ist es nicht oder nicht wesentlich besser. Eine Ausnahme macht, meines Wissens, einzig die badische Verordnung, welche nahezu alle Bedingungen

---

[1]) Nach der jetzigen Prüfungsordnung sollte dies erst in der Spezialprüfung geschehen.

[2]) Diese abgeänderten und ergänzten Bestimmungen der Prüfungsordnung werden zum erstenmale bei Abhaltung der Lehramtsprüfung des Jahres 1881 in vollzug gesetzt werden." (Ministerialbl. 1880, Nr. 25, p. 224.)

[3]) Dieser wünschte eine Änderung schon im Jahre 1876.

erfüllt, die von den berufensten Fachmännern (z. B. Körting) an ein zeitgemäfses Reglement gestellt werden: in ihr findet sich nicht die unnatürliche Zwangsverbindung von Französisch u. Englisch; sie läfst dem Kandidaten die gröfste Freiheit in der Wahl der zwei Fächer, aus denen er sich einer vollen Prüfung unterziehen mufs; sie verlangt von ihm, wie von jedem philologischen Lehrer, den Nachweis einer gründlichen allgemeinen Bildung durch eine kleine Prüfung aus dem Lateinischen und ein zu bestehendes Colloquium aus Geschichte, Philosophie, der neueren deutschen klassischen Literatur, Pädagogik und aus der historischen deutschen Grammatik; die wissenschaftliche Befähigung hat der Kandidat noch durch eine gröfsere vor der Prüfung einzuliefernde Arbeit nachzuweisen, wodurch eine zweite (Spezial-) Prüfung überflüfsig wird.

Die Vorschläge des Anon. zur Änderung unserer bayer. Vorschriften sind in der Hauptsache: Ausschlufs der Realgymnasialabiturienten, 4jähriges Fachstudium mit besonderer Berücksichtigung der streng philologischen Seite, Trennung der beiden Sprachen als Hauptfächer, Einführung eines leichten Examens aus dem Lateinischen an Stelle der jetzigen Übersetzung aus dem Lateinischen in die fremde Sprache, endlich der von den klass. Philologen geforderte Nachweis der Kenntnis der Hauptsachen aus der deutschen neueren Literatur und der historischen Grammatik. Ich habe schon früher in H. Archiv gelegentlich einer Besprechung des diese Fragen aufs ausführlichste behandelnden vortrefflichen Büchleins von Körting[1]) meine Meinung dahin ausgesprochen, dafs eine derartige Prüfungsordnung anzustreben sei, bin also auch jetzt vollständig der Ansicht des Verfassers, nur mufs ich mit bezug auf die bayr. Verhältnisse zweierlei bemerken: hat man schon im übrigen Deutschland anerkannt, dafs es schwer sei, ohne weiters den Realgymnasialabiturienten die Erlaubnis zum Studium der neueren Sprachen zu entziehen — die Einführung eines fakultativen Unterrichts im Griechischen am Realgymnasium ist nicht durchführbar und die eines auf der Universität zu bestehenden tentamen graecum wird kaum den nötigen Ersatz bieten[2]) — so ist daran in Bayern schlechterdings solange nicht zu denken, als nicht unser Gymnasium gleich dem der übrigen deutschen Staaten die Möglichkeit gewährt, die Abiturienten mit besseren Kenntnissen im Französischen zu entlassen. Ferner bezweifle ich sehr, ob bei dem an unseren bayer. Gymnasien üblichen Klassenlehrersystem die so wünschenswerte Trennung des Französischen und Englischen als Hauptfächer sich praktisch ausführbar erweisen würde: unmöglich ist sie nicht, das gebe ich gerne zu, und nicht gar lange mehr wird sie sich umgehen lassen; denn auf die Dauer können diese beiden heterogenen Fächer nicht verbunden bleiben. Unter der Voraussetzung also, dafs sie es vorerst noch bleiben,[3]) halte ich neben einer mäfsigen Prüfung aus dem

[1]) Gedanken und Bemerkungen über das Studium der neueren Sprachen auf den deutschen Hochschulen. Heilbronn. 1882. In einer eingehenden Besprechung dieses Buches hat Koschwitz noch weitere recht beachtenswerte Vorschläge gemacht. (Zeitschrift f. neufr. Spr. u. Lit. B. IV. H. 2, p. 8 ff.)

[2]) Man lese nach, was im Anschlufs an Prof. Körting Prof. Koschwitz ganz in meinem Sinne a. a. O. über diese Frage schreibt.

[3]) Über die vom Anon. berührte Frage der Verwendbarkeit der Lehrer will ich heute nicht weiter sprechen, um nicht gar zu viel Raum zu brauchen; ich mufs nur zur Richtigstellung seiner wiederum nicht zutreffenden Behauptungen bemerken, dafs schon jetzt an den meisten Gymnasien die als Studienlehrer angestellten Kollegen dieselbe Zahl von Unterrichts-

Lateinischen — von den vom Realgymnasium Kommenden könnte auch zugleich, wenn nicht schon, was vorzuziehen wäre, etwa im 3. oder 4. Semester, der Nachweis genügender Kenntnisse im Griechischen verlangt werden — und aus dem Deutschen noch eine aus der neueren Geschichte, mit der ein Lehrer des Französischen und Englischen unbedingt ebenso vertraut sein sollte wie der klass. Philologe mit der alten Geschichte, und aus der Pädagogik für angezeigt. Wie wäre es, wenn nach dem Triennium, bezw. Quadriennium eine wissenschaftliche und nach Ablauf eines Probejahres, von dem ein Teil im Ausland verbracht werden könnte, eine praktische Prüfung stattfinde, wie Körting und Koschwitz vorschlagen? Soviel ist sicher, dafs man über der wissenschaftlichen Seite die praktische nicht aufser acht lassen darf, denn wir Lehrer an den Mittelschulen sollen die lebende Sprache lehren, müssen sie also auch, soweit dies von einem Deutschen erwartet werden kann, beherrschen. Diesen Umstand mufs auch die Hochschule berücksichtigen; in welcher Weise dies am vortheilhaftesten geschehe, darüber mufs ich die Entscheidung kompetenteren Männern anheim geben; die beiden mehrfach erwähnten Herren haben auch diesen Punkt sehr eingehend besprochen, wie überhaupt alles, was sich auf die Art der Universitätsstudien bezieht. Nur darauf mufs ich hindeuten, dafs ein Blick auf die Lektionskataloge zeigt, dafs es auch an den bayr. Universitäten nicht so schlimm mit dem Studium des Romanischen steht, wie man nach des Anon. Darstellung glauben möchte; auch hier wird der Schwerpunkt auf die philologisch-historische Seite gelegt, und gerade in München sind im Laufe der letzten 10—15 Jahre so manche jüngere Gelehrte aus Prof. K. Hofmanns tüchtiger Schule hervorgegangen, deren Namen schon überall einen guten Klang hat; ich nenne nur Vollmöller und Baist. Die dort z. Z. von den verschiedenen Dozenten — Bernays, Brenner, Breymann, K. Hofmann und Wölfflin (histor.-latein. Grammatik) — gehaltenen Vorlesungen ergänzen sich so, dafs ein strebsamer Kandidat sich im Laufe von 6—8 Semestern sehr gut in seinem Fache allseitig ausbilden kann, zumal da ihm noch vielfach Gelegenheit geboten ist, sich auch praktisch zu üben.[1]) Es wäre noch manches in der Broch. des Anon. richtig zu stellen, so z. B. die irrige Aussage, es hätten seltsamer Weise alle Bayern, welche sich den Doktortitel der rom. oder engl. Philologie erworben, es auswärts gethan; (jede der bayr. Universitäten hat Doktoren der rom. oder engl. Philologie aufzuweisen); allein das kann ich unmöglich thun, will ich nicht gar zu weit ausgreifen, und es ist auch gar nicht notwendig, denn ich habe wohl zur genüge bewiesen, dafs mein Vorwurf, der Anon. habe eine nicht wahrheitsgetreue Schilderung der bayer. Verhältnisse gegeben, wohl berechtigt ist.

Jetzt noch einige Worte über das Gymnasium. Im Gegensatze zu der gewöhnlichen, auch in der Schulordnung zur Geltung gekommenen Ansicht glaubt unser Verfasser, das humanistische Gymnasium habe die französische Sprache zunächst als formales Bildungsmittel zu

---

stunden geben wie die übrigen Studienlehrer, da ihnen in Übereinstimmung mit dem Wortlaut des Anstellungsdekretes gegebenen Falls der Unterricht aus der Geographie in einzelnen Klassen übertragen wird. Gymnasialprofessuren für Lehrer der neueren Sprachen, von denen Anon. wiederholt spricht, gibt es bis heute an keinem hum. Gymnasium Bayerns und wird es unter obwaltenden Verhältnissen wohl (leider) nicht sobald geben.

[1]) Am Polytechnikum liest u. a. ein gebildeter Engländer über engl. Liter. etc.

betrachten, eine Anschauung, welche ich nicht für ganz richtig halte. Ich bin der Meinung, dafs wir die praktischen Zwecke zwar nicht als Hauptziel hinstellen aber um so mehr im auge behalten sollen und können, als die Hauptfächer des Gymnasiums, schon reichlich (sogenannte) formale Bildung vermitteln. Auch irrt An., wenn er meint, das formale Ziel könne trotz der geringen Stundenzahl sehr gut erreicht werden, da die häusliche Thätigkeit der Gymnasiasten so grofs sei. Wenn in irgend einem Fache, so mufs gerade in den neueren Sprachen der volle Schwerpunkt des Unterrichtes in die Schule verlegt werden; und dann, wie stünde es mit der angeblich freien Zeit, die der ordentliche Schüler zur Erholung und zu Lieblingsstudien so dringend nötig hat, wenn er neben der Privatlektüre aus dem Lateinischen, Griechischen und Deutschen auch noch den gröfseren Teil seines Wissens im Französischen zu hause sich aneignen sollte? Freilich mufs er dies bei der gegenwärtigen Sachlage thun, und deshalb sage ich noch einmal: wir würden den Schülern eine Wohlthat erweisen und viel mehr als jetzt erreichen, wenn wir sie eine Wochenstunde länger in der Schule hielten, dagegen durch Änderung der Methode ihnen wöchentlich 2—3 Stunden häusliche Arbeit abnähmen.

Ich schliefse mit dem aufrichtigen Wunsche, dafs das Viele, was in den beiden hier besprochenen Schriften Anerkennung verdient, in mafsgebenden Kreisen beachtet werden, das Übrige aber das bisher im allgemeinen bestandene gute Einvernehmen zwischen den Fachkollegen und den Vertretern der klassischen Philologie am Gymnasium in nichts stören möge.

Augsburg. G. Wolpert.

Die Grundzüge der astronomisch-physikalischen Geographie von Durmayer, Seminarlehrer. 2. Auflage. Nördlingen, Beck'sche Buchhandlung. Preis 1,10 ℳ.

Ein guter Geograph sollte eigentlich ein äufserst umfassendes Wissen haben. In jedem Gebiete der Naturwissenschaften müfste er bewandert sein, und auch in der Geschichte dürfte er nicht nur hinsichtlich ihrer allgemeinen Umrisse, sondern auch mit Rücksicht auf viele Einzelheiten durchaus kein Fremdling sein. Ein Lehrer der Geographie, mit dem nötigen Wissen ausgestattet, hat nun aber auch noch weiter die nicht leichte Aufgabe, den Schülern aus der Überfülle des Stoffes das Passende zu bieten, nicht zuviel, damit die intellektuelle und die Arbeitskraft derselben nicht zu sehr in anspruch genommen werde, nicht zu wenig, damit der Unterricht nicht allzufragmentarisch und trocken sich gestalte.

Solange man noch politische Geographie lehrt, findet man den Weg noch verhältnismäfsig leicht; an die Länderbeschreibung eines kurz gefafsten Leitfadens knüpft der Lehrer Bemerkungen von allgemeinem Interesse, liest da und dort einen Abschnitt aus geographischen Charakterbildern vor, und läfst sich Gesagtes wie Gelesenes wiedererzählen.

Soll aber mathematisch-physikalische Geographie gelehrt werden, wie in unsern fünften Lateinklassen, so treten als erschwerende Umstände die mangelhaften Vorkenntnisse der Schüler auf, welche, während sie sich noch mit den allerersten mathematischen Elementen beschäftigen, gleichzeitig über Kugelgestalt und gröfste Kreise, über Ellipsen und Centrifugalkraft zu unterrichten sind. Noch schwieriger ist es fast in der physikalischen Geographie, aus ihrem grofsen Gebiete eine passende Auswahl zu

treffen für einen nicht allzu fragmentarischen Unterricht, der nur ein halbes Jahr lang in 2 Wochenstunden an 13—15jährige Schüler ohne naturwissenschaftliche Vorkenntnisse zu erteilen ist. Das oben angekündigte Büchlein nun bietet für den genannten Unterricht eine grofse Erleichterung, da es in bezug auf Anordnung des Stoffes Kürze, Einfachheit und Vollständigkeit in seltener Weise vereinigt.

Leider aber merkt man der Stilisierung, namentlich in der astronomischen Geographie, an, dafs das Werk nicht von einem Fachmann stammt, so dafs dadurch der Wert desselben sehr beeinträchtigt wird und man Bedenken tragen mufs, es Schülern in die Hand zu geben, so treffliche Dienste es auch einem Lehrer als Grundlage und Disposition für den Unterricht zu leisten vermag.

Damit aber eine spätere Auflage sich allseitig vervollkommnen möge, sei die gegenwärtige hier einer rückhaltlosen und gründlichen Besprechung unterworfen. Die astronomische Geographie ist im ersten Teil auf 26 Seiten behandelt. Sie beginnt mit der Himmelskugel. Bei der Definierung des Horizonts ist in einem Beispiele über die Gröfse desselben der Dhawalagiri mit 8125 m. Höhe angegeben; was von solchen nicht abgerundeten Zahlen zu halten sei, wurde früher einmal in der Zeitschrift für math. und naturw. Unterricht (Jahrg. 1880 S. 474—75) des weiteren erörtert. — S. 2 wird die Höhe als die senkrechte Entfernung eines Punktes am Himmelsgewölbe vom Horizonte erklärt. Durch diese Erklärung mufs ein Schüler auf den Gedanken kommen, die Höhe eines Sternes über dem Horizonte in Metern angeben zu wollen. Dann heifst es weiter: „Jeder Kreis wird in 360° eingeteilt." Es wäre aber unumgänglich nötig, den Zusammenhang dieser Einteilung mit den Centriwinkeln natürlich auf möglichst populäre Weise darzulegen, sonst wird der Schüler sich über das Wesen dieses Mafses und später über das der Meridiane und Parallelkreise nicht klar werden. Nun folgen einige verworrene Definitionen: „Osten heifst die Gegend, in welcher die Sonne aufgeht, Süden, in welcher sie Mittags 12 Uhr steht" etc. . . . . . „da die Sonne nicht immer in gleicher Richtung aufgeht, nennt man die Mitte der östlichen Himmelsgegend Ostpunkt, die Mitte der südlichen Südpunkt"?! . . . „Durch Teilung der 4 Himmelsgegenden bekommt man 32 Gegenden" . . . Weiter folgen die Erklärungen für Tag- und Nachtbogen, Kulminationen, Mittagslinie, Cirkumpolarsterne, Pole, Weltachse, Äquator, Parallelkreis, Wendekreis, Deklinationskreis, Pol- und Äquatorhöhe, die zu keiner Bemerkung Veranlassung geben. § 2 „der Sternenhimmel" ist meist einfach und klar gehalten, nur zuweilen wird der Mund etwas zu voll genommen. z. B. heifsen die Fixsterne (sidera in fixa cöelo), was Referent leider nicht zu übersetzen vermag. Ferner nimmt man an, dafs sich alle Fixsterne nach festen Gesetzen um eine Centralsonne in den Plejaden bewegen" . . . . „die Milchstrafse gehört unserm Sternensystem an." Si duo faciunt idem, non est idem; so hochinteressant diese Dinge in Mädlers Astronomie zu lesen sind, so wenig passen sie in den knappen Leitfaden des Seminarlehrers. Der § 3 „Weltsysteme" ist geschichtlichen Inhalts und in der einfachen, klaren Sprache abgefafst, die in dem ganzen Buche zu rühmen ist, so lange keine Fehler auftreten, § 4 behandelt vollständig und kurz das Sonnensystem und erwähnt mit einem Worte die Weltbildungstheorie des Laplace und die Zentrifugalkraft, die weitere Ausführung dem Lehrer überlassend. Zu tadeln ist die Schreibweise des Bode'schen Gesetzes, nach der z. B. die Erde

$$4 + 2 . 3 = 10 . 2 = 20 \text{ Millionen Meilen}$$

von der Sonne entfernt ist. — Hat übrigens eigentlich das Bode'sche

Gesetz irgend einen Wert? — § 5 spricht von der Sonne. Da dieselbe doch ein Feuerball ist, hätte wohl nicht erwähnt zu werden brauchen, dafs dort der Mensch den Fufs wegen zu grofser Schwerkraft nicht aufheben könnte und die Pflanzen auf dem Boden kriechen müfsten. Es gibt überhaupt nichts Widersinnigeres als die mit Wenn und Aber verbrämte Wissenschaft, welche ihre Schlüsse auf irreale Verhältnisse anwendet. Die phantastischen Auswüchse der Astronomie vom Leben auf fremden Welten, von der Zweckmäfsigkeit dortiger Einrichtungen, diese von Mädler allzu ernsthaft bekämpften Kombinationen sind Märchen, welche des einzigen Wertes, den Märchen haben können, des poetischen Reizes entbehren. Der § 6, „die Erde" bringt zuerst Beweise für deren Kugelform. Es wäre jetzt allmählich an der Zeit, dafs diese „Beweise" überhaupt aus der math. Geographie verschwänden. Niemanden fällt es ein, zu beweisen, dafs es eine Stadt Paris gibt. Das ist eben auch eine Thatsache der Erfahrung. Was an diesen Beweisen Interessantes ist, kann man ja bei irgend einer Gelegenheit als Folgerung anführen. In diesem § heifst es weiter, der Mount Everest sei fast „9 K M (statt km) = 1 Meile" hoch, später wird die Meile zu 7,42 km angegeben. Dann folgt die Einteilung der Erdoberfläche durch Parallelkreise mit manchen ungenügenden Definitionen. „Ein Breitengrad ist der Raum zwischen 2 Parallelkreisen" ... „Am" Wendekreise steht die Sonne einmal im Jahre im Zenith ... „Da die Bestimmung eines Ortes auf 15 Meilen doch höchst ungenau ist, so wird der Grad noch weiter in 60 Min .... eingeteilt." Hier läfst sich die Frage aufwerfen, ob es für den Unterricht in mathematischer Geographie nicht überhaupt geeigneter wäre, zuerst die Gestalt und Einteilung der Erdoberfläche vorzunehmen, und dann erst zur Betrachtung der Himmelskugel überzugehen. Logischer und naturgemäfser wäre dieser Weg unbedingt. Von den Verhältnissen der Erde soll ja der Schüler unterrichtet werden. Die Sonne und die übrigen Sterne kommen für ihn nur in betracht, insoferne sie auf die irdischen Zustände von Einflufs sind. Erst die Astronomie erhebt sich über die terrestrischen Interessen zur Betrachtung des Weltalls. Am einfachsten wäre vielleicht folgendes Verfahren: Zuerst spricht man die Erfahrung aus, dafs die Erde eine Kugel ist. Dann gibt man die Gründe an für die Drehung der Erde. Hierauf folgt die Definition der Erdaxe, der Meridiane und Parallelkreise. Darnach mache man mit Globus und Tellurium den Schülern die Bedeutung dieser Linien für die Sternbahnen, und ihre Übertragung auf die Himmelskugel klar. Weiter folge die scheinbare Schraubenbewegung der Sonne, welche sich infolge der Achsendrehung der Erde auf eine Kreisbewegung reduziert, und dann werde die Bewegung der Erde um die Sonne gelehrt, für die als namhaftester (Wahrscheinlichkeits-) Beweis gelte, dafs sie sich als einfache Folge des Newton'schen Gravitationsgesetzes ergibt. Daran anschliefsend möge nur wie gelegentlich von den andern Planeten die Rede sein, deren verwickelte Bahnen sich ebenso einfach unter Annahme der Bewegung um die Sonne gestalten. So kann sich ferner leicht im beliebigem Umfange alles anschliefsen, was man von der Astronomie zu erwähnen für gut findet. Einen weitern Abschnitt dieses § bilden die „Wärmezonen der Erde". In ihm kommt der unexakte Ausdruck vor „Parallelismus der Erdaxe". Den Schlufs bildet „die Bewegungen der Erde". Daselbst ist der Foucault'sche Pendelversuch ganz unglücklich erklärt. Aufserdem folgt noch die ganz falsche Behauptung „wäre die Erdaxe senkrecht auf ihrer Bahn, so stünde für jeden Ort der Erde der Tagebogen der Sonne senkrecht auf dem Horizonte". Die ganze Erklärung der Jahreszeiten ist unverhältnismäfsig ausführlich; es wäre besser, diese

mehr dem mündlichen Unterrichte zu überlassen, dem ja die Vorrede, wie es auch nicht anders sein kann, einen überwiegenden Teil des Unterrichtes in der mathematisch-physikalischen Geographie zugesteht. Der § 7 beschliefst mit dem Monde den astronomischen, ziemlich schwachen Teil des Büchleins.

Die physische Geographie läfst weit weniger zu wünschen übrig. Klarheit in Einteilung und Darstellung ist mit erwünschter Kürze verbunden, welch letztere nicht annähernd so häufig wie im ersten Teile in Ungenauigkeit ausartet. Der erste Abschnitt handelt in 3 Paragraphen von der Atmosphäre, und zwar a) von ihrer Beschaffenheit und von dem Klima, b) von den Winden, und c) von den Niederschlägen. Bei dem Klima wären wohl einige Beispiele, namentlich die mittleren Jahrestemperaturen einiger Orte erwünscht. Bei den Winden sind die betr. Verhandnifse der gemäfsigten Zonen, nicht deutlich genug dargestellt; auch die Monsums könnten besser erklärt sein. Der zweite Abschnitt handelt von der Erdrinde. Im ersten §, über die Verteilung von Land und Wasser, stöfst man auf eine eigentümliche Definition: „Inseln sind rings von Wasser umgebene Landmassen von weniger als 100,000 Quadratmeilen Fläche". Dann folgen in 2 weiteren Paragraphen die Inseln und die Veränderungen der Erdoberfläche. Der dritte Abschnitt betrachtet den Ozean, und zwar zuerst seine Einteilung. Hier findet sich, „die gröfste Tiefe des Ozeans soll 13,000 m betragen", und eine Sonderbarkeit, die sich hernach in der Orographie häufig wiederholt, dafs nämlich ein lokal gebrauchter Name, das schwedische „Fiord" für eine allgemeine Definition aufgestellt wird. Da könnte einer auch definieren: „Ein Meeresarm, der zwischen einer gröfseren Insel und dem Festland liegt wird Ärmelmeer genannt". Die folgenden 2 Paragraphen besprechen die Eigenschaften und die Bewegungen des Meerwassers. Der vierte Abschnitt ist überschrieben: „Das Land". Im ersten Paragraph, „Bodenkonfiguration" kommt sehr häufig die oben getadelte Verallgemeinerung lokaler Namen vor; z. B. „Furka, Scheideck" bei Pafs, „Kuppe, Kulm, Dom, Pik, Horn" bei den Gipfelformen der Berge. Wir erfahren auch, dafs Gebirge auf spanisch Sierra, auf türkisch Dagh heifsen, und staunen über die Sprachkenntnisse des Verfassers. Der folgende Paragraph, „Gebirge" bespricht der Reihe nach ihre Höhe, sehr schön die Gletscher, dann ihre äufsere Form und Richtung, zuletzt ihr Alter und ihren innern Bau. Die Gebirge sollte man eigentlich nicht, wie es in diesem und in vielen andern Büchern geschieht, in Vorberge, Mittelgebirge und Hochgebirge einteilen, sondern rücksichtlich ihrer Höhe in Hoch- und Mittelgebirge, rücksichtlich ihrer Lage in Central- und Vorberge. So ist es wenigstens im Alpenrevier allgemein üblich. Die den nördlichen Kalkalpen vorliegenden Bergzüge zwischen den bayrischen u. österreichischen Seen gelten als Vorberge, obwohl sie meist mehr als 1700 m. ansteigen.

Der 5. Abschnitt handelt von den kontinentalen Gewässern, und zwar in je einem § von den Flüssen und von den Seen und Sümpfen. Bei den warmen Quellen stehen hier die mittleren Jahrestemparaturen einiger Orte, die besser und ausführlicher zum § 8 über das Klima gepafst hätten. Bei den Mündungsformen wird nicht der Liman, bei den Seen nicht der Steppensee erwähnt. Der erste § des 6. Abschnittes „Das Leben auf der Erde" spricht von der Verbreitung der Pflanzen und Tiere, der zweite vom Menschen und beschliefst das Büchlein.

Am Inhalt läfst es kaum etwas vermifsen, als etwa vergleichende Tabellen über Gebirge, Berge, Seen, Flüsse natürlich im mäfsigen Umfang; möge es recht bald seine mangelhafte Form namentlich im astronomischen Teile abstreifen!

Neuburg a./D. **A. Schmitz.**

Gedanken und Bemerkungen über das Studium der neueren Sprachen auf den deutschen Hochschulen von Dr. Gustav **Körting**, ord. Professor der rom. und engl. Philologie zu Münster i. W. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1882.

Es kann selbstverständlich nicht die Aufgabe eines Gymnasiallehrers sein, in den von so kompetenter Seite in dieser Broschüre angeregten Thesen mitzureden; sie sind alle höchst beachtenswert und werden sicher auch von andern akademischen Lehrern der Neuphilologie ihre Erörterung finden. Wir wollen uns darauf beschränken, auf die erste dieser Thesen, die aufs gründlichste und eingehendste behandelt ist, hinzuweisen: „Wer ist befähigt, dem akademischen Studium der neueren Sprachen sich zu widmen?“ Dabei kommen natürlich nur die Abiturienten der humanistischen Gymnasien und jene der Realschulen (also bei uns der Realgymnasien) in betracht. Obwohl nun der Verfasser letzteren in bezug auf ihre Leistungen auf der Universität volle Anerkennung zollt und auch die in dieser Beziehung günstige statistische Zusammenstellung des Direktors Steinbart in Duisburg erwähnt, so erblickt er doch in dem Fehlen des Griechischen einen schweren Mangel im Organismus der jetzigen Realschule und in diesem Mangel wieder ein ernstes Bedenken gegen die Zulassung ihrer Abiturienten zu den neusprachlichen Studien (p. 19). Da indessen dieses auch das einzige ernste Bedenken ist, so kommt er zu der Ansicht, dafs die fernere Zulassung der Realschulabiturienten unbedenklich ist unter der Voraussetzung, dafs die Realschule einen gründlichen lateinischen Unterricht erteilt und dafs sie in Zukunft den Unterricht im Griechischen wenigstens fakultativ (etwa analog dem englischen Unterricht an den humanistischen Gymnasien) in ihren Lehrplan aufnimmt (p. 24). Zur Forderung des Griechischen veranlassen den Verfasser folgende Punkte: 1) Die termini technici. 2) Das Verständnis für sprachliche Entwicklung. 3) Die Kenntnis der Dialekte und ihre stete Vergleichung. 4) Die herrliche Literatur. 5) Die Unerläfslichkeit des Griechischen für die komparative Methode der Sprachwissenschaft. 6) Der Umstand, dafs unsere moderne Kultur noch eine Renaissancekultur ist und sich auf die römisch-griechische gründet.

Wir ersehen leicht, dafs die angeregte Frage ihre ernste Seite hat und nicht ohne reifliche Erwägung ignoriert werden kann.

Die übrigen Thesen beziehen sich auf die Art des neuphilologischen Studiums auf der Universität und auf die Prüfungen. Um die Möglichkeit zu einer systematischen Ausbildung im praktischen Gebrauch der französischen (englischen) Sprache zu gewähren, wird ein von dem Reiche zu errichtendes neusprachliches Institut in Paris und London vorgeschlagen.

München. **J. Wallner.**

Literarische Notizen.

Vergils Eklogen in ihrer strophischen Gliederung nachgewiesen mit Kommentar von W. H. **Kolster**. Leipzig. Teubner. 1882. S. XIII und 226. Der Verfasser greift den von Ribbeck in Jahns Jahrb. 1857. B. LXXV und LXXVI. S. 60—80 ausgesprochenen Gedanken, dafs die Eklogen Vergils sämtlich strophisch seien, auf. Er sucht vor allem „die Allgemeinheit der strophischen Gliederung nachzuweisen, auf die Gegensätze der Gedanken in den gegenüberstehenden Strophen aufmerksam zu machen, kurz die Konsequenzen des von Ribbeck ausgesprochenen Gedankens zu ziehen.“

Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische im Anschlufs an Ciceros Schriften von Dr. Aug. Uppenkamp. 4. H. Die Reden für Milo und für Murena. Leipzig. Teubner. 1882. IV u. 28 S. kart. M. 0,45. Die Aufgaben sind gut verwendbar. Wünschenswert wäre, dafs in etwa noch folgenden Heften die Verschiedenheit der deutschen und lat. Satzbildung, z. B. hinsichtlich der Koordination und Subordination, mehr zur Geltung gebracht würde; auch sollten in Fällen, wo der Schüler auf dieser Lehrstufe durch eigenes Nachdenken das Richtige finden kann, nicht nachhelfende Bem. gegeben werden, z. B. S. 8: Er hat auch in seiner Weisheit und Gerechtigkeit . . . . . qua s. est oder quae illius s. est.

Deutsche Literaturgeschichte von Scherer. Berlin, Weidmann. 5. Heft. Der mit dem Kapitel „Reformation und Renaissance" beginnende Abschnitt ist sehr reich an teils kürzeren teils ausführlicheren aufserordentlich fesselnden Charakteristiken sowohl der literarischen Richtungen als einzelner Dichter. Wir hoffen, dafs die aus den Quellen geschöpfte Schilderung nicht ohne Einflufs auf die schulmäfsigen Handbücher der Literaturgeschichte bleiben wird. In zwei „Religion und Wissenschaft" und „die Veredlung des volkstümlichen Geschmackes" überschriebenen Gruppen werden uns die Vertreter der einzelnen Gattungen (von Opitz bis Haller und Hagedorn) vorgeführt. Sodann wird der Roman der damaligen Zeit und das Theater (Oper, Kunst-, Schul- und Volksdrama) geschildert. Der Schlufs dieses — des zehnten — Kapitels reicht bereits in das 6. Heft hinüber.

Sprichwörter und Sprüche als Übungsstoff für den Unterricht in der deutschen Rechtschreibung (mit einem Anhang erzählender und beschreibender Musterstücke) von Jos. Steiner. (Wien, Hölder. 1882.) Das Buch wird der Schule dadurch Nutzen bringen, dafs es zur Ausrottung jenes inhaltslosen und teilweise baren Unsinn enthaltenden Übungsstoffes beiträgt, von dem der Verf. im Vorwort höchst ergötzliche Proben anführt. Die Anordnung der Sprüche ist methodisch, nicht alphabetisch.

Esther. Tragédie par Jean Racine. Mit einer Einleitung, metrischen Bemerkungen und erklärenden Anmerkungen von Dr. Otto Dickmann, Oberlehrer. Gotha. Gustav Schlöfsmann. Der Text ist der Mesnard'schen Ausgabe entlehnt. Die trefflichen Anmerkungen und der mäfsige Preis (ℳ 1,20) machen diese Ausgabe zu einem empfehlenswerten Schulbuche.

Encyklopädie des philologischen Studiums der neueren Sprachen, hauptsächlich der französischen und englischen. Von Bernhard Schmitz. Drittes Supplement. 2. Auflage. Nebst einer Abhandlung über englische Philologie insbesondere. Herausgeg. von A. Kefseler. Leipzig. 1881. Kochs Verlagsbuchhandlung. Schon oft wurde darauf hingewiesen, dafs es eine Hauptschattenseite der Schmitz'schen Encyklopädie sei, dafs der Verfasser sich nie der Mühe unterzog, die Masse von Supplementen einmal mit dem Hauptwerke zu vereinigen, resp. die unzähligen Nachträge an der gehörigen Stelle einzufügen. Aus diesem Mangel ergeben sich notwendigerweise eine Menge von anderen, die das Werk immer weniger brauchbar machen. So sind auch in diesem Hefte wieder sämtliche Nachträge genau wie in der 1. Auflage stehen geblieben, neue wurden überhaupt nicht gebracht, so dafs man eine grofse Zahl von Lücken nachweisen könnte. In der allein neuen Abhandlung „über die englische Philologie insbesondere" polemisiert der Herausgeber gegen die auch in unsern Blättern besprochene: „Englische Philologie" von Storm und zwar im ganzen

mit wenig Glück. Kein Sachkenner wird behaupten, dafs dieses Buch ohne Mängel sei, aber alle vorurteilsfreien Fachmänner haben die Ansicht geäufsert, dafs es des Belehrenden sehr viel biete und jedem dringend zu empfehlen sei, der sich mit dem philologischen Studium des Englischen befasse. Wenn also der Herausgeber sagt: „Ich habe auch nicht für neun Mark aus seinem Buche gelernt" (p. 128), so müssen wohl seine Kenntnisse weit vor denen unserer bedeutendsten deutschen und englischen Gelehrten hervorragen, da diese insgesamt das Buch für wertvoll erklärten, oder aber . . . .; er mag die Folgerung selbst ziehen. Interessant ist für die Fachgenossen die vom Herausgeber im Vorwort gegebene kurze Lebensskizze des um das Studium der neueren Sprachen vielfach verdienten Verfassers der Encyklopädie.

Materialien zu französischen Klassenarbeiten. Für obere Klassen höherer Lehranstalten. Von Dr. Peters. Leipzig. 1882. A. Neumanns Verlag. Eine in den Klassen der Gymnasien und Realgymnasien, für die sie bestimmt ist, recht brauchbare Sammlung. Sie enthält in 60 Nummern eine gut getroffene Auswahl von Übungsstücken aus den verschiedenartigsten Gebieten; sie dürfte vielen Lehrern willkommen sein, da die Stücke der Leistungsfähigkeit der Schüler nach Möglichkeit angepafst und die weniger bekannten oder an der betreffenden Stelle zu wählenden Vokabeln unter dem Texte angegeben sind.

Geographisches Vademecum für den historischen Unterricht vornehmlich auf Gymnasien von Dr. K. Frick, Lehrer am Gymnasium zu Höxter. Leipzig, Teubner. 1881. gr. 8. 91 S. ℳ 1. Das Buch enthält in alphabetisch geordneter Reihenfolge die wichtigsten für den Geschichtsunterricht auf Gymnasien in betracht kommenden Örtlichkeiten nebst Angabe ihrer Lage und Hinzufügung der hervorragendsten an ihre Namen geknüpften Ereignisse. Es kann den Schülern beim Geschichtsstudium und besonders bei Wiederholungen gute Dienste leisten; gröfsere Vollständigkeit ist jedoch noch zu wünschen. So ist bei Cremona nur die Gründung erwähnt, es waren aber doch die beiden Schlachten im Jahre 69 und die Zerstörung der Stadt bei der letzten zu bemerken (auch Bedriacum (Calvatone) wird nicht angegeben); bei Innsbruck wird von den Kämpfen 1809 gar nichts gesagt, der Berg Isel, Pafs Lueg und überhaupt viele bei jener wichtigen Erhebung der Tiroler vorkommende Orte fehlen. Auch Örtlichkeiten wie Torres Vedras in Portugal (wichtige Kämpfe zwischen Wellington und Massena 1810), Gammelsdorf bei Moosburg (Sieg Ludwig des Bayern über Friedrich den Schönen 1313) sollten nicht übergangen sein.

Personalnachrichten.

Ernannt: Ass. A. Reiter in Regensburg z. Studienl. in Annweiler; Reallehrer A. Sedlmayr in Landshut z. Studienl. für neuere Sprachen in Aschaffenburg; Studienl. M. Heid in Münnerstadt z. Gym.-Prof. in Neuburg a. D.; Ass. K. Schredinger in Regensb. z. Studienl. in Münnerstadt; Gym.-Prof. Dr. J. Bielmayr z. Lyc.-Prof. in Regensb.; Studienl. J. Waldvogel in Aschaffenburg z Gym.-Prof. daselbst; Ass. K. Greitherr in Nürnberg z. Studienl. f. Arith. u. Math. in Aschaffenb.

Quiesziert: auf ein Jahr Gym.-Prof. G. Schmidt in Neuburg u. d. Studienl. f. neuere Sprachen F. Keim in Aschaffenburg.

Gestorben: die quiesz. Studienl. A. Schredinger u. J. N. Vältl in Passau.

Literarische Anzeigen.

Die Schlacht bei Marathon.

Vortrag, gehalten zu München in der 13. Generalversammlung des Vereins von bayer. Gymnasiallehrern am 28. März von Professor Dr. J. K. Fleischmann aus Schweinfurt.

I. Die Ursachen des Krieges.

Als die Perser unter Kyros ihre Herrschaft bis ans ägäische Meer ausgedehnt und auch die griechischen Inseln an der Küste sich unterworfen hatten, gehorchte ihnen bereits ein nicht unbeträchtlicher Teil der hellenischen Welt. Die europäischen Hellenen hatten trotz ihrer uralten und stets lebhaften Beziehungen zu den Stammesgenossen in Vorderasien dieser Entwicklung der Dinge zugesehen, ohne wirksam einzugreifen. Zwar hatte bereits Kroisos ein Bündnis mit Sparta abgeschlossen, und auf den Hilferuf der Jonier war vor Kyros ein spartanischer Gesandter erschienen, um dem Eroberer einhalt zu gebieten, aber Kyros hatte dem stolzen Worte des Spartaners eine nicht minder stolze Drohung entgegengestellt und einen Einspruch gänzlich unbeachtet gelassen, der von der spartanischen Streitmacht nicht unterstützt war.

In der Folge bewirkte die auf Athens Emporwachsen eifersüchtige Politik der Spartaner, dafs ein Hilferuf aus Hellas die Perser zur Einmischung in die Angelegenheiten der europäischen Griechen herausforderte. Als nämlich die Athener nach der Vertreibung des Gewaltherrschers Hippias und nach Abwehr des Staatsstreiches der von dem spartanischen König Kleomenes unterstützten Adelspartei zugleich von Sparta an der Spitze des peloponnesischen Bundes, von den Böotiern und von Chalkis aus bedroht waren, da dachten sie in ihrer Not auch daran mit den Persern ein Bündnis abzuschliefsen. Der Bescheid, welchen der persische Statthalter Artaphernes in Sardes der athenischen Gesandtschaft gab, war freilich abschreckend genug: persische Hilfe, erklärte derselbe, sei nur um den Preis der Unterwerfung zu haben.[1]) Damals befand sich Hippias auf persischem Boden; sein Stiefbruder Hegesistratos herrschte unter persischer Oberhoheit in der Stadt Sigeion, auch hatte der vertriebene Fürst von Athen, noch als er in seiner Vaterstadt das Regiment führte, mit dem Herrscher von Lampsakos, einem am Hofe des Dareios einflufsreichen Manne, verwandtschaftliche Beziehungen angeknüpft[2]): die

---

[1]) Herodot V, 73.

[2]) Thukydides VI, 59.

Die Athener wufsten sich durch ihre Verhandlungen mit Artaphernes von der Persermacht zunächst bedroht; sie entschlossen sich rasch, den jonischen Griechen zu helfen und den ohnehin unvermeidlichen Kampf jetzt schon in Asien aufzunehmen. Der Bund der jonischen Städtegemeinden war aber der geschlossenen Macht der Perser in keiner Weise gewachsen. Als dies offenbar war, konnten die Athener und Eretrier nicht weiter für eine verlorne Sache eintreten, die Rücksicht auf die Verteidigung des eigenen Bodens gebot ihnen ihre Streitkräfte zurückzurufen. In Hellas selbst war ja keine Aussicht auf eine einheitliche und für alle Fälle entschlossene Abwehr eines persischen Angriffs; auch die schonungslose Grausamkeit, mit welcher die Perser ihren Sieg über die jonischen Griechen verfolgten, hatte nicht die Wirkung, das Nationalgefühl der europäischen Hellenen zu kräftigen und zu energischer That zu erwecken.

Die Reihe der Ursachen, deren Zusammenwirken zu dem Kampf bei Marathon führte, läfst sich durch Jahrzehnte zurückverfolgen; wir fassen sie in den folgenden Hauptzügen zusammen:

Die Eroberungspolitik der persischen Könige machte den Zusammenstofs der orientalischen Weltmacht mit den Hellenen in Europa unvermeidlich; die Hellenen förderten aber auch an ihrem Teile den wirklichen Eintritt dieses Ereignisses. Insbesondere hatten die Athener mehrfach veranlassung genommen, in Sardes hilfesuchend zu erscheinen, dadurch aber, wie zu erwarten war, nur den Übermut des persischen Statthalters herausgefordert; die Teilnahme an dem jonischen Aufstande war dann die Folge einer Gefühlspolitik, welche den thatsächlichen Verhältnissen zu wenig rechnung trug. Wenn die Überlieferung von dem Verlangen der Gemahlin des Dareios Atossa nach Dienerinnen aus Hellas als Ausdruck der unersättlichen Eroberungsgier gelten mag, welche sich am persischen Hofe auch den Frauen mitteilte[1]), so konnte nach dem Eingreifen der Athener in die Kämpfe in Asien den Persern jenes Streben nach Machterweiterung in dem Lichte eines gerechten Rachezuges erscheinen. Jetzt fand der Vaterlandsverräter Hippias um so geneigteres Gehör, als er bei Dareios selbst seine Interessen betrieb und seine Dienste zur Unterwerfung seiner Vaterstadt anbot.[2])

II. Die Rüstungen der Perser.

Die weitere Ausdehnung der persischen Macht wurde durch den jonischen Aufstand aufgehalten; nach Niederwerfung desselben betrachtete man es am persischen Hofe als dringende nationale Aufgabe, die Hellenen jenseits des Meeres in gleiche Abhängigkeit vom Grofskönige zu bringen, wie die ihnen stammverwandten Jonier. Bereits im Frühjahre des Jahres 493 stellte Dareios seinen Schwiegersohn Mardonios an die Spitze

[1]) Herod. III, 134.

[2]) Herod. VI, 94. Thukyd. VI, 59.

eines bedeutenden Landheeres und einer grofsen Flotte; nach dem Übergang über den Hellespont durchzog derselbe das bereits abhängige thrakische Land und brachte auch ohne Mühe Makedonien zu vollständiger Unterwerfung. Aber durch den Sturm am Athos, durch welchen 300 Schiffe zerschellt und 20000 Menschen zu grunde gegangen sein sollen, und durch die Angriffe thrakischer Völkerschaften wurde das Heer des Mardonios in eine ähnliche schlimme Lage versetzt wie vor etwa 20 Jahren das des Dareios jenseits des Istros; das von den stolzesten Hoffnungen begleitete Unternehmen endete mit einem schmachvollen Rückzuge.[1])

In Athen und Eretria mochte man ob des unerwarteten Ausgangs dieses Kriegszuges frohlocken; war doch die gewaltige Rüstung des Mardonios hauptsächlich gegen diese Städte gerichtet gewesen. Doch war dieser Mifserfolg nicht von der Art, dafs dadurch das Selbstgefühl der Perser den Hellenen gegenüber einen merklichen Stofs erlitten hätte; gegen den Sturm allerdings war Mardonios ebenso machtlos gewesen wie einst Dareios gegenüber den Wüsteneien Skythiens, auch hatten die Überfälle der Thrakier die Reihen der Perser erheblich gelichtet; aber Hellenen hatten bis jetzt nirgends dauernden Widerstand geleistet; in Kleinasien, an der thrakischen Küste, auf einem grofsen Teile der Inseln waren sie den persischen Waffen unterlegen. Der Gefahr am Vorgebirge Athos konnte man bei Wiederaufnahme des Unternehmens leicht ausweichen.

Im persischen Kriegsrate beschlofs man jetzt, zum Angriff gegen Athen den nächsten Weg über das ägäische Meer zu wählen, dessen zahlreiche Inseln mit ihren guten Hafenplätzen der Flotte geeignete Stationen darboten. Um aber ein genügendes Landheer überzusetzen, war nach den grofsen Verlusten am Athos die vorhandene Zahl der Schiffe nicht ausreichend. So befahl denn Dareios allen ihm zinspflichtigen Seestaaten zu diesem Zwecke Schiffe zu bauen, insbesondere auch solche, welche die persische Reiterei aufnehmen könnten. Zu gleicher Zeit erging an die noch unabhängigen Inselgriechen und die einzelnen Staaten in Hellas die Aufforderung, Erde und Wasser zu geben, d. h. ihre unbedingte Unterwerfung auszusprechen. Bei den fast ununterbrochenen Kämpfen der Hellenen gegen einander, bei dem Mangel eines festen, auch nur für den Fall der Not alle umschliefsenden Bandes schien es nicht schwer, diejenigen Staaten, welche Widerstand zu leisten wagten, und an denen das Rachewerk vollzogen werden sollte, in einer Weise zu isolieren, dafs die persischen Heerführer mit diesem Bruchteil des hellenischen Volks ein leichtes Spiel hätten. Der Erfolg der persischen Diplomatie entsprach auch in den meisten Fällen der Erwartung des Königs. Die Inselgriechen insgesamt und ein grofser Teil der Staaten des Festlands unterwarfen sich.[2])

---

[1]) Herod. VI, 43—45.

[2]) Herod. VI, 49.

Durch die Notwendigkeit des Baues neuer Schiffe war der Zeitpunkt des längst geplanten Angriffs gegen Hellas hinausgeschoben worden. Erst im Frühjahre 490 stund Heer und Flotte in Kilikien bereit. Der wenig vorsichtige Mardonios war in ungnade gefallen; an seiner Stelle erhielten der Meder Datis und der Neffe des Grofskönigs Artaphernes den Oberbefehl über die neu aufgebotene Streitmacht. Kerntruppen aus dem Innern des Reiches, Perser, Saken und Meder,[1]) hatten sich in der kilikischen Ebene eingefunden. Die Ausrüstung dieser Truppen bot freilich verglichen mit der hellenischen dem Manne zu wenig Deckung und erschien geeigneter zu raschem Angriff, als zu ausdauerndem Widerstande: der persische Soldat trug auf dem Kopfe die Tiara, am Leibe eine Art Panzerhemd und Hosen; zum Schutze diente ferner noch ein kleiner, aus Weiden geflochtener Schild; die Angriffswaffen waren grofse Bogen, kurze Lanzen und Dolche; der Sake führte auch die Streitaxt mit sich. In den Bogenschützen und der zahlreichen Reiterei, welch letztere im ganzen die nämliche Ausrüstung hatte wie das Fufsvolk, erkannten die Perser selbst die Hauptstärke ihres Heeres.[2]) Einen weiteren, wie es scheint, nicht unbeträchtlichen Bestandteil desselben bildeten jonische und äolische Hilfstruppen; dieselben werden wohl hauptsächlich zur Bemannung der Schiffe verwendet worden sein, scheinen aber auch am Kampfe zu Land teilgenommen zu haben.[3])

So wichtig auch die Kenntnis der Ausrüstung des persischen Heeres für das Urteil über den Kampf bei Marathon ist, Herodots Bericht enthält hier nur sehr dürftige Andeutungen, während er in der Erzählung des Kriegszuges des Xerxes ausführlich davon handelt; es erhellt auch hier die Abhängigkeit des Geschichtsschreibers von der ihm jeweilig vorliegenden Überlieferung, auf deren Wiedergabe er sich gerne beschränkt.[4]) Auch in bezug auf die Stärke des Perserheeres gibt Herodot die nur sehr allgemeine Bestimmung, dafs ein zahlreiches und wohl ausgerüstetes Heer auf 600 Trieren aus Kilikien nach Jonien absegelte, aufserdem wird noch gelegentlich bemerkt, dafs den Kampf mit diesem Heere eine verhältnismäfsig geringe Anzahl Athener aufnahm.[5]) Lag zu seiner Zeit eine Schätzung der Perser bei Marathon überhaupt nicht vor? oder vermied vielleicht Herodot im Anschlufs an seine athenische Quelle hier eine genauere Angabe, weil sich die Grofsthat der Athener nicht mit so massenhaften Zahlen ausschmücken liefs, wie sie für den Xerxeszug im umlauf

---

1) Herod. VI, 113. Diodor XI, 6.

2) Herod. VI, 113.

3) Herod. VI, 98. Suidas χωρὶς ἱππεῖς.

4) Nitzsch, über Her. Quell. für d. Gesch. d. Perserkr. Rhein. Mus. 27. Bd.

5) Herod. V, 94. 109.

waren? Später hat man ganz aufser acht gelassen, dafs das Heer des Datis auf Schiffen nach Hellas übersetzte, und hat dasselbe ebenso auf Hunderttausende von Kämpfern geschätzt, wie diejenigen persischen Heere, welche auf dem Landwege vermittelst der Schiffbrücken in Europa eindrangen. Bedenken wir, wie sehr zur Zeit dieses ersten Perserkrieges das Selbstgefühl der Perser durch die Unterdrückung des jonischen Aufstandes gesteigert war, woran auch der wegwerfende Ton erinnert, in welchem sich Dareios nach Herodot gegenüber seinen Heerführern über die Widerstandsfähigkeit der hellenischen Gegner ausläfst: Athener und Eretrier sollten ohne weiteres als Sklaven vorgeführt werden; fügen wir hinzu, dafs ein grofser Teil der hellenischen Staaten der Aufforderung des Grofskönigs, sich zu unterwerfen, entsprochen hat, dafs man auf deren Anschlufs in Hellas rechnen konnte, wie sich denn auch sofort das persische Heer durch die streitbare Mannschaft der seetüchtigen Bevölkerung der eroberten Kykladen verstärkte,[1]) und gedenken wir auch des Umstandes, dafs ein Hippias den stolzen Übermut der Perser durch die Erinnerung an den leichten Sieg seines Vaters Peisistratos über die Athener fördern mufste; erwägen wir endlich, mit welchen Schwierigkeiten es für ein an Heereszüge zu Lande gewöhntes Volk verknüpft war, ein bedeutendes Heer einzuschiffen, über ein weites Meer zu setzen und mit Proviant zu versehen: so müssen wir erkennen, dafs in diesem Falle weder Ursache noch Möglichkeit vorhanden war, eine nach Hunderttausenden zählende Heeresmasse in bewegung zu setzen, und dafs auch die Überlieferung bei Cornelius Nepos von 110000 Kämpfern übertrieben ist, insbesondere die Schätzung der Reiter auf 10000, für welche allein etwa 300 Schiffe notwendig gewesen wären. Indes gestatten die uns sonst zu gebote stehenden Hilfsmittel nicht, mit einiger Sicherheit hinauszugehen über den Bericht Herodots, wornach die Perser in der marathonischen Ebene in bedeutender Überlegenheit an Zahl den Athenern gegenüberstanden; ungefähre Berechnungen, welche vornehmlich auf der in der Überlieferung erhaltenen Zahl der Schiffe beruhen, führen auf eine Zahl von etwa 60000 Mann als Gesamtsumme der persischen Streiter (s. Beilage I).

III. Mafsnahmen und Waffenmacht der Athener.

Nach der Vertreibung des Hippias hatte Athen eine Reihe von Jahren die neu errungene Freiheit gegen innere und äufsere Feinde verteidigen müssen. Der Ansturm des Adels gegen die neue Verfassung war mifslungen; das athenische Volk in Waffen hatte auch die mit den Aristokraten verbündeten Spartaner unter ihrem König Kleomenes zu schmählichem Rückzug gezwungen. Dann war Athen allein einer Koalition der Peloponnesier, Böotier und Chalkidier gegenübergestanden; die Uneinigkeit der

[1]) Herod. VI, 99.

Peloponnesier beseitigte damals die Gefahr, welche von seite dieser mächtigsten Gegner drohte, aber über Böotier und Chalkidier wurden glänzende Siege erfochten. In dem Jahrzehnt vor dem persischen Angriff hielten die fortdauernden Kämpfe gegen Ägina die Athener in steter Kriegsübung. Es ist offenbar, dafs die auf freiheitlicher Grundlage erfolgte Neuordnung des Staates durch Kleisthenes auch einen unerwarteten Aufschwung der militärischen Kraft Athens zur folge hatte. Die Aufhebung der Vorrechte des Adels und der erhöhte Einflufs der Bürger und Bauern auf die Staatsverwaltung mufste das Selbstbewufstsein und die Selbstthätigkeit jedes einzelnen wecken, während die Gesamtstärke der kriegstüchtigen Mannschaft durch Aufnahme von Neubürgern in den Staatsverband wesentlich erhöht worden war. Dazu kam, dafs in den der Schlacht bei Marathon vorausgehenden Jahren in dem politischen Leben des zu neuer Macht aufstrebenden Staates Männer hervortraten, welche grofse Ziele ins auge fafsten und ihre Mitbürger zu rastloser Anstrengung anspornten: Aristeides und Themistokles nahmen in ihrer Vaterstadt bereits eine Stellung ein, welche sie berechtigte, bei den öffentlichen Beratungen ihr Wort mit besonderem Nachdruck in die Wagschale zu werfen[1]). Eine für die Aufnahme des Kampfes mit den Persern aufserordentlich günstige Fügung war endlich die Rückkehr des Miltiades aus seinem Fürstentum auf der thrakischen Halbinsel in seine Vaterstadt. Mochte auch seine Abkunft aus einem altadeligen Hause Athens in dem demokratischen Staate ihm nicht gerade zur Empfehlung gereichen, ja vielfach sogar Mifstrauen hervorrufen, so hatte er doch im Gegensatz zu einem Hippias und den griechischen Dynasten in Vorderasien an der Donau dem Dareios gegenüber seinen Patriotismus glänzend an den Tag gelegt, und Athen mufste einen Mitbürger freudigst empfangen, welcher um seiner Liebe zu Hellas willen seine Herrschaft in Thrakien eingebüfst hatte und auf dessen kriegerische Tüchtigkeit und Kenntnis des persischen Heerwesens man für die Stunde der Gefahr berechtigte Hoffnungen setzen konnte. Miltiades erschien in Athen mit reichen Geldmitteln, auf vier Trieren hatte er sein Hab und Gut übergeführt[2]); sicher liefs ihm sein durch den Verlust der Herrschaft gesteigerter Hafs gegen die Perser alles thun, um seine Mitbürger in ihrem Widerstande zu ermutigen und ihre Wehrkraft, soviel an ihm lag, zu dem sicher bevorstehenden Kampfe tüchtig zu machen.

Die glänzenden Thaten der Athener, welche in die Zeit von der Vertreibung des Hippias bis zum Angriffe der Perser (510—490) fallen, das durch die freiheitliche Verfassung gehobene Selbstgefühl jedes einzelnen Bürgers und die Wirksamkeit bedeutender Männer erklären zur genüge den stolzen Mut, mit dem man in Athen den kommenden Dingen entgegen-

---

[1]) Curtius, Griechische Geschichte II[5] S. 14 ff.

[2]) Herod. VI, 41.

sah; welche Vorbereitungen und Mafsnahmen aber im besonderen getroffen wurden, als die Gefahr immer dringender wurde, als nach dem Fehlschlagen der Unternehmung des Mardonios die Nachrichten von der neuen gewaltigen Flottenrüstung der Perser einliefen, als endlich die persischen Herolde zur Unterwerfung aufforderten[1]), davon enthält der hier wieder besonders lückenhafte Bericht Herodots nichts als die freilich bedeutsame Thatsache, dafs sich die Athener gegen ihre alten Feinde, die Ägineten, zu sichern wufsten. Sie erhoben gegen diese in Sparta, als dem Haupte des peloponnesischen Bundes, die Anklage, dafs sie durch ihre freiwillige Unterwerfung unter den Perserkönig Verrat an Hellas geübt hätten; die Spartaner zwangen Ägina Geiseln für sein Verhalten zu stellen, welche sie den Athenern übergaben. Damit hatte die athenische Politik wenigstens das erreicht, dafs die Spartaner, an deren entschiedener Bereitschaft zur Hilfe man wegen ihrer bei jeder Gelegenheit hervortretenden Eifersucht auf Athen billig zweifeln mufste, den Widerstand gegen die Perser als gemeinsames Interesse der hellenischen Staaten anerkannten und damit zugleich die Rachbegierde der Perser auch gegen ihren Staat herausforderten[2]). In letzterer Beziehung wäre freilich von Sparta aus bereits früher das denkbar Äufserste geschehen gewesen, wenn die von Herodot in seine Erzählung des Xerxeszuges eingeflochtene Überlieferung von dem völkerrechtswidrigen Verfahren Spartas und Athens gegen die persischen Herolde auf Thatsachen beruht.

Die Anklage gegen Ägina konnte nur auf grund der Annahme erfolgen, dafs für die Hellenen trotz ihrer heftigen inneren Streitigkeiten doch dem Auslande gegenüber gewifse Verpflichtungen beständen. Sollten die Athener damals diesen Gedanken nicht weiter verfolgt und alles in bewegung gesetzt haben, um alle festländischen Staaten, insbesondere diejenigen, welche die persischen Herolde abgewiesen hatten, zur gemeinsamen Abwehr zu vereinigen? Dies liegt an sich nahe und wird auch bestätigt durch ein Zeugnis bei Platon[3]) wornach athenische Gesandtschaften überall in dieser Richtung thätig waren, ein Zeugnis, welches die wirkliche Stimmung jener schweren Zeit in weit glaubhafterer Weise zum Ausdruck bringt als jene schönrednerischen Phrasen bei Isokrates und Lysias[4]), die Athener hätten sich deshalb so beeilt, den Persern entgegenzurücken, damit sie allein der Ehre des Kampfes und Sieges teilhaftig würden. Aber allein die Spartaner scheinen bereits bei Gelegenheit jener Verhandlungen wegen Äginas eine Art Zusage eventueller Hilfeleistung gegeben zu haben, sonst hätte man sie wohl nicht nach der Landung der Perser durch einen Eilboten gemahnt; dem Abschlufs eines förmlichen Schutz- und Trutzbündnisses stund jedoch die Jahrzehnte hindurch schon

---

1) Herod. VII, 133.
2) Kägi, krit. Gesch. d. spartan. Staats. Jahrb. f. Phil. VI. Suppl. S. 447.
3) Plato Leg. III, p. 699.
4) Isokr. Paneg. 87. Lys. or. fun. 23.

bestehende heftige Spannung zwischen den beiden Staaten im Wege. Eine Einigung der Hellenen für die Stunde der Gefahr war aussichtslos, auf Bundesgenossen kein Verlafs, Athen hatte allen Grund die eigene Volkskraft aufs äufserste anzustrengen.

In welcher Weise dies geschah, darüber sind wir allerdings wieder sehr ungenügend unterrichtet. Dafs jeder Bürger, jeder Insasse, der die Waffen tragen konnte, in das Aufgebot der Vaterlandsverteidiger eingereiht wurde, läfst sich voraussetzen, um so mehr als man, wie uns überliefert ist[1]), zu der aufserordentlichen Mafsregel griff, auch die wegen hohen Alters sonst vom Kriegsdienst befreiten Bürger wieder heranzuziehen, als man sich sogar zu dem äufsersten Mittel entschlofs, einen Teil der Sklaven zu bewaffnen und zum Kampfe einzuüben. Wie grofs nun aber die Waffenmacht war, welche Athen mit solcher Anstrengung aller Kräfte dem Feinde entgegenstellen konnte, mit einiger Sicherheit festzustellen, wird dadurch besonders schwierig, dafs der den Ereignissen am nächsten stehende Zeuge Herodot darüber ganz und gar schweigt und wir so nur auf Schätzungen aus späterer Zeit und Schlüsse aus andern Thatsachen angewiesen sind. Wenn bei Cornelius Nepos und anderen die Zahl von 10000 Kämpfern festgehalten wird, wobei die Plataeer bald mit eingerechnet bald ausgeschlossen sind, so sind allem Anscheine nach in diesen Angaben nur die Schwerbewaffneten berechnet; nur in diesem Falle liefsen sie sich mit der von Herodot beglaubigten Nachricht über die Leistungsfähigkeit Athens zur Zeit der Schlacht bei Plataeae in der Hauptsache in Übereinstimmung bringen. Damals stunden bei Plataeae 8000 athenische Hopliten und ebensoviele Leichtbewaffnete, also zusammen 16000 Mann, während zu gleicher Zeit athenisches Kriegsvolk sich bei Mykale auszeichnete. Es mufste aber den Persern gegenüber, welche der Mangel der schweren Rüstung gegen die hellenischen Hopliten so sehr in nachteil setzte, die Zahl der Leichtbewaffneten ganz anders ins gewicht fallen als in den Kämpfen der Hellenen unter sich. Wenn also nach Herodot zur Zeit der Schlacht bei Plataeae ungefähr 20000 Mann athenischer Truppen im felde standen, so dürfen wir für die Zeit der marathonischen Schlacht diese Zahl eher noch erhöhen in erwägung der aufserordentlichen Anstrengung aller Kräfte, zu welcher die äufserste Gefahr des Staates nötigte (s. Beil. II). Bei dieser Schätzung der athenischen Streitmacht kommt aber noch wesentlich in betracht, dafs der gröfsere Teil derselben, die Hopliten, durch bessere Ausrüstung und Bewaffnung dem asiatischen Feind überlegen war; dadurch wurde der Vorteil der numerischen Übermacht auf Seite der Perser zu einem guten Teile aufgewogen. Herodot läfst bereits den Aristagoras von Milet, als er die Athener überredete, ihren Stammesgenossen in Jonien zu hilfe zu kommen, auf diese Vorteile der hellenischen Bewaffnung auf-

[1]) Pausan. 10, 20.

merksam machen[1]); die Ruhmredigkeit der Hellenen hat es aber sonst gerne vermieden, darauf hinzuweisen, als auf einen wesentlichen Erklärungsgrund ihrer Erfolge. In der That waren Helm, Brustharnisch, Beinschienen und der grofse Schild Schutzwaffen, welche auch dem tapfersten Feinde den Angriff sehr erschwerten, und in der langen Lanze besafs der Hellene eine Angriffswaffe, welche dem Gegner um so gefährlicher werden mufste, je weniger seine Ausrüstung auf genügende Deckung des Leibes berechnet war. Die verhältnismäfsig so grofsen Verluste der Perser bei Marathon werden mit recht zu einem grofsen Teil auf dies Übergewicht der hellenischen Bewaffnung zurückgeführt.[2])

IV. Landung der Perser und Auszug der Athener.

Die persische Flotte mit dem Landungsheere an Bord segelte von Kilikien an die jonische Küste und nahm von Samos aus den Weg über die Kykladen: an Naxos wurde rache genommen, den Gottheiten der Insel Delos dagegen ein feierliches Opfer dargebracht; die übrigen Inseln, die sich ja bereits unterworfen hatten, mufsten Geiseln und Schiffsmannschaft stellen. Nach der raschen Unterwerfung der Stadt Karystos an der Südspitze Euboeas landete das Heer in der Nähe von Eretria; sechs Tage lang hielt die Stadt dem Ansturme der Perser stand, am siebenten fiel sie durch Verrat. Darnach hielt das Heer nur wenige Tage rast; die bisherigen Erfolge, insbesondere der Fall von Eretria, hatten den Thatendrang der Perser gesteigert, man hoffte in kurzer Zeit Athen das nämliche Schicksal zu bereiten wie Eretria und damit die nächsten Ziele des Kriegszuges erreicht zu haben. Man konnte indes in zweifel sein, welcher Punkt der attischen Küste für die Landung sich am besten eigne. Die marathonische Ebene schien mancherlei Vorteile zu bieten: sie war von Eretria aus in kürzester Zeit zu erreichen, sie bot Raum, die Massen des Fufsvolks und die Reiterei zu entwickeln und sie war zugleich von Athen soweit entfernt, dafs die Ausschiffung aller Wahrscheinlichkeit nach ohne Störung durch das feindliche Heer stattfinden konnte. Des Hippias Rat gab den Ausschlag; er mochte auch daran erinnern, welch leichten Sieg einst von hier aus sein Vater Peisistratos über die Athener errungen, und mochte wie damals auf Zuzug aus den Gemeinden der Diakria rechnen.[3]) Mit einer Art stillschweigender Verurteilung des Landesverräters hebt Herodot noch heraus, wie geschäftig derselbe war, die gefangenen Eretrier auf der Insel Aigaleia unterzubringen, den persischen Schiffen den geeignetsten Ankerplatz anzuweisen und für die vorteilhafteste Einrichtung des Lagers der gelandeten Truppen sorge zu tragen.

---

[1]) Herod. V, 97.

[2]) Devaux, mémoire sur les guerres Médiques. S. 25.

[3]) Herod. VI, 102. I, 62. Lugebil, zur Geschichte der Staatsverf. v. Ath. Jahrb. f. Phil. V. Suppl. S. 683.

In Athen konnte man durch die Nachrichten von dem bisherigen Gang der Ereignisse nicht überrascht sein; nur von Eretria hatte man nachhaltigen Widerstand erwartet und daher 4000 in Chalkis ansäfsigen athenischen Kleruchen — ihre von Herodot überlieferte Zahl dürfte allerdings zu hoch gegriffen sein[1]) — den Befehl erteilt, sich mit den Eretriern zu vereinigen. Man hat diesen Beweis von Bundestreue der Athener angezweifelt[2]); es liegt auch der Gedanke nahe, die Staatsmänner Athens hätten damals alle ursache gehabt, die irgendwie verfügbaren Kräfte zur Verteidigung des eigenen Landes zusammenzufassen, doch wird, abgesehen von dem Interesse der chalkidischen Kleruchen an ihrem Besitz in Euboea, zu dem Entschlusse, die Eretrier zu unterstützen, die Erwägung beigetragen haben, dafs bei einer längeren, vielleicht siegreichen Verteidigung der Eretrier sich für die athenische Kriegsführung mancherlei Aussichten eröffnen könnten. Solchem Widerstand stand aber die Selbstsucht der persischen Partei in Eretria im wege; die Kleruchen wurden noch zur rechten Zeit darüber aufgeklärt und es gelang ihnen noch vor der Landung der Perser auf Euboea nach Oropos überzusetzen; ihre Ankunft in Athen war eine neue Mahnung, sich für den äufsersten Fall bereit zu halten.

Im athenischen Kriegsrate wird man längst alle Möglichkeiten einer persischen Landung erörtert und die Gegenmafsregeln in betracht gezogen haben; seit die Gefahr drohender wurde, trat die wichtigste Frage in den Vordergrund, ob man die Stadt verteidigen oder dem Feinde entgegenrücken solle; indes konnte man auch jetzt noch keinen entscheidenden Beschlufs fassen; zwar lag die Möglichkeit einer Landung bei Marathon nahe, andererseits mufste man aber auch darauf gefafst sein, dafs die Perser ihre Truppen an einem Athen näher gelegenen Punkte der Küste ans Land zu werfen versuchten. Als dann die Nachricht von der Einnahme Eretrias einlief, wurde der letzte Versuch gemacht, Hilfe von Stammesgenossen zu erhalten; die Strategen sandten den Schnelläufer Pheidippides nach Sparta, um durch den Hinweis auf den eben erfolgten Untergang einer hellenischen Stadt noch in der letzten Stunde das Nationalgefühl der Spartaner für Athen in anspruch zu nehmen.[3]) Wir haben es oben wahrscheinlich gefunden, dafs die Spartaner bereits früher den Athenern gewisse Zusagen gemacht hatten, dafs aber die Eifersucht beider Staaten zu irgend einer festen Abmachung nicht gelangen liefs; es ist auch möglich, dafs damals gerade eine Athen wenig günstige Partei in Sparta am ruder war[4]); nach allem waren die Dinge so gelegen, dafs auf spartanische Hilfe

---

[1]) Kirchhoff, üb. d. Tributpflichtigk. der attisch. Kleruch. Abh. d. Berl. Ak. 1873. S. 18.

[2]) Wecklein, üb. d. Tradit. d. Perserkr. Sitzungsbericht d. bayr. Akad. d. W. 1876, S. 277.

[3]) Herod. VI, 106.

[4]) Devaux ao. S. 17. Busolt, die Lakedaimonier. S. 354.

keineswegs mit Sicherheit zu rechnen war, und es war daher notwendig, dafs man in Athen auch nach der Absendung des Eilboten ohne rücksicht darauf, diejenigen Mafsregeln ergriff, welche das weitere Vorgehen der Perser bedingte.

Während man noch auf die Antwort aus Sparta wartete, traf die Nachricht von der Landung des feindlichen Heeres ein. „Als dies die Athener hörten," erzählt Herodot, „rückten sie nach Marathon aus." Zeit war nicht zu verlieren; das Heer stand jedenfalls bereit und die Strategen hatten unzweifelhaft die Landung bei Marathon längst ins auge gefafst. Immerhin ist es wahrscheinlich, dafs, nachdem man über den Ort der feindlichen Landung Gewifsheit gewonnen hatte, dem Auszug eine kurze Beratung und entscheidende Beschlufsfassung der Strategen vorausging, welche der gedrängte Bericht Herodots übergeht, über die uns aber anderweitige Nachrichten vorliegen.[1]) Miltiades trat energisch für den Auszug ein: derselbe sei ebensosehr geeignet, das Selbstvertrauen der Bürger zu erhöhen als sich beim Feinde in achtung zu setzen, ihn möglicherweise zu entmutigen; seine Gründe drangen durch gegen die furchtsamen Stimmen, welche immer wieder die Vorteile einer Verteidigung der Stadt hervorhoben oder wenigstens die Hilfe der Spartaner abwarten wollten. Dafs solch wichtige Beschlüsse der Strategen in der von Kleisthenes neu begründeten Demokratie im allgemeinen von der Volksversammlung bestätigt werden mufsten, ist an sich anzunehmen. Plutarch erwähnt auch einen Volksbeschlufs, demzufolge der Auszug stattfand; ob derselbe freilich in diese letzte Zeit, unmittelbar bevor das Heer ausrückte, zu setzen ist, mufs dahin gestellt bleiben. Dagegen spricht die Notwendigkeit rasch zu handeln; es wäre wohl möglich, dafs das Volk sich bereits früher dahin ausgesprochen, dem Feind entgegenzuziehen und die Entscheidung, unter welchen Umständen und wann der Auszug zu erfolgen habe, den Strategen überlassen hätte.[2]) (S. Beilage III.)

In dem Beschlusse des Auszuges war inbegriffen, dafs man bereit sei, gegebenen Falls den Kampf in offenem Felde aufzunehmen, wenn das persische Heer in der Besetzung der aus der marathonischen Ebene führenden Pässe zuvorkam und von da aus weiter vorzudringen suchte; doch mochte es für wahrscheinlich gelten, dafs die Absicht der persischen Heerführer zunächst dahin ging, die Athener zur Aufnahme des Kampfes in der für das an Zahl überlegene Heer günstigen marathonischen Ebene zu bestimmen. Die Athener fanden in der That die Pässe unbesetzt und so ergab sich für sie die Möglichkeit, welche wohl bereits beim Auszug ins auge gefafst war, dem Feinde gegenüber eine starke Defensivstellung einzunehmen.

---

1) Cornelius Nep. Milt. c. 4. Justin II, 9. Suidas Ἱππίας.
2) Plut. quaest. conv. I, 10. Böckh, Ges. Schrift. IV. S. 94.

Die marathonische Ebene, rings von Höhen umschlossen, erstreckt sich in der Länge von Süden nach Norden zwei bis drei Stunden, in der Breite etwa eine Stunde; ungefähr in der Mitte ist sie von einem Giefsbach durchschnitten, der von den Höhen herabkommt; den nördlichen Teil nimmt ein gröfserer Sumpf ein. Die zum System des Parnes gehörenden Höhenzüge im Norden und Westen beginnen mit dem Vorgebirg Kynosura und führen heutzutage den Namen Drakonera, Stavrokoraki und Kotroni; an sie schliefsen sich im südlicheren Teil der Ebene die Vorberge des Pentelikon, jetzt Aphorismo und Argaliki. Mehrere Pässe führen aus der Ebene. Ein Weg führt an dem grofsen Sumpfe vorbei; hier schliefst sich das Thal von Kato Suli an; ein zweiter in das Thal von Marathona, ein dritter in das von Vraná mit dem Nebenthal von Avlona; aufser diesen Bergpfaden zieht sich noch ein vierter breiterer Weg am Ostfufse des Argaliki hin.[1])

Diese Terrainverhältnisse berührt Herodot mit keinem Worte; man könnte zu seinen gunsten annehmen, er setze sie als bekannt voraus; andere haben dagegen den Eindruck empfangen, der Geschichtschreiber habe überhaupt die marathonische Ebene nicht mit Augen gesehen[2]); unzweifelhaft kann nur derjenige zu einem richtigen Bilde der Schlacht gelangen, der das eigentümliche Terrain, soweit immer möglich, in betracht zieht, und Herodot hat es versäumt, seinen Lesern die zum Verständnis unabweisliche Grundlage der Anschauung zu geben. Aufser der Thatsache des Auszugs erfahren wir aus seinem Berichte nur, dafs die Athener beim Tempel des Herakles standen; hier stiefsen die Platäer zu ihnen, welche allein von allen Stammesgenossen in der Not treue Bundeshilfe leisteten. Man hat neuerdings die Lage dieses Tempels zu bestimmen gesucht und ihn hinter Vraná in dem Querthale von Avlona zu finden geglaubt.[3]) Wenn die Athener, als sie Pässe und Höhen unbesetzt fanden, hier feste Stellung nahmen, so werden sie nicht versäumt haben, zu gleicher Zeit die links und rechts von ihrem Standort aus der Ebene führenden Wege hinreichend zu besetzen und scharf zu beobachten. Gegenüber der persischen Übermacht hauptsächlich durch geschickte Benützung der Bodenverhältnisse Deckung zu gewinnen, war ein Hauptaugenmerk der hellenischen Strategie, wie wir dies in der Darstellung des zweiten Perserkrieges bei Herodot genauer verfolgen können. Bei Marathon war dies den Athenern über erwarten gut gelungen. Die persische Heeresleitung hatte sich in der Hoffnung, die Athener würden sofort zur Abwehr des Feindes zum Angriff in der Ebene übergehen, getäuscht; sie war jetzt durch die Raschheit der Bewegungen und Mafsnahmen des Gegners bedeutend in nachteil gesetzt.

---

[1]) Lolling, Mitteil. des archäolog. Inst. in Athen 1876. S. 68.
[2]) Grote, history of Greece, III. S. 297. Lugebil ao. S. 592.
[3]) Lolling, ao. S. 88.

V. Die Schlacht.

Herodots Bericht weist darauf hin, dafs zwischen dem Zeitpunkt des Erscheinens der Athener auf den Höhen und der Schlacht eine Reihe von Tagen verging: wir finden nach dem Eintreffen der Plataeer die Hellenen in zuwartender Haltung und in der Lage, den Tag der Schlacht zu bestimmen.[1]) Die Perser hatten bei dem sechstägigen Sturm auf Eretria schwere Verluste erlitten; es konnte ihnen nicht beifallen, die Höhen und Verschanzungen der Athener zu erstürmen, zumal da letztere von ihrer Stellung aus jeden Versuch eines Angriffs beobachten und die erforderliche Gegenmafsregeln ergreifen konnten. Im athenischen Kriegsrate handelte es sich jetzt darum, ob man die von dem Feinde offenbar nicht gefährdete Stellung verlassen und endlich eine Entscheidung dadurch herbeiführen solle, dafs man demselben an dem Fufse der Höhen eine Schlacht anbot. Die Stimmen waren geteilt; diejenigen, welche gegen die Aufnahme des Kampfes w[illegible]wiesen auf die Übermacht des Feindes hin, wohl auch auf die[illegible]er Spartaner, welche inzwischen eingetroffen war, sie wür[illegible]n Eintreten des Vollmonds zu hilfe kommen.[2]) Wiederum [illegible] den Ängstlichen entgegen: wenn man die Entscheidung n[illegible]hinausschiebe, so drohe eine gröfsere Gefahr; die medische Pa[illegible] in Athen werde solchen Beweis von Zaghaftigkeit für ihre Zwecke ausnützen und unter den Bürgern Boden gewinnen, das Ende werde die Restauration des Hippias sein, die Hilfe der Spartaner sei auch nach der jüngst eingetroffenen Antwort eine zweifelhafte Sache; der Sieg über die Perser dagegen bedeute nicht blos die Rettung Athens, sondern auch seine Erhöhung zur ersten Macht Griechenlands. Die stolze Siegeszuversicht, welche aus diesen Worten sprach, teilte Aristeides und unterstützte diese Meinung mit dem Gewichte seines Namens.[3]) Aber erst als es der Überredungsgabe des Miltiades auch gelang, die Stimme des Polemarchen Kallimachos zu gewinnen, welcher damals als der elfte im Kriegsrat safs und den Ausschlag gab, da fünf Strategen für den Kampf, fünf dagegen stimmten, war die Entscheidung in seinem Sinne gefallen. Die Leitung des Kriegswesens war damals in der Hauptsache auf das vom Volke gewählte Kollegium der Strategen übergegangen, wahrscheinlich auch infolge der Reform des Kleisthenes; doch waren dem Polemarchen gewisse Vorrechte geblieben, welche ihm einen nicht unbedeutenden Einflufs auf die wichtigsten Entscheidungen gestatteten. Die zehn Strategen führten abwechselnd je einen Tag den Oberbefehl; jetzt überliefsen diejenigen, welche von anfang mit Miltiades übereingestimmt hatten, ihm die oberste Leitung auch für die Tage, an welchen sie ihnen gesetzmäfsig zu-

[1]) Herod. VI, 109.
[2]) Herod. VI, 106.
[3]) Plut. Aristeid. c. 5.

Digitized by Google

stand. So lag es in der Hand des kriegserfahrensten Mannes, den Athen hatte, die Vorbereitungen zu dem entscheidenden Schlag im ganzen Heere zu treffen; die Ausführung selbst verschob er auf den Tag, an welchem ihm nach der festgesetzten Ordnung der Oberbefehl zukam. (s. Beilage IV.) Was bewog den Miltiades jetzt zu zaudern und nicht sofort den Entscheidungskampf aufzunehmen? Vielleicht die Hoffnung auf das Eintreffen spartanischer Hilfe? vielleicht eine wohl begründete Rücksicht auf die demokratischen Einrichtungen seiner Mitbürger, wornach der tägliche Wechsel im Oberbefehl festgesetzt war; der frühere Herrscher auf dem Chersonnes hatte alle Ursache, dem Mifstrauen des Volkes keinerlei Anhaltspunkt zu geben.[1]) Der Bewahrung gerade dieses Zuges in der Erzählung des Herodot dürfte eine bestimmte Absicht zu grunde liegen, zumal wenn dieselbe wie wahrscheinlich ist[2]) auf einer im Hause der Philaiden vorhandenen Tradition beruht. Denkbar wäre es übrigens auch, dafs Miltiades durch das Verhalten der Perser bestimmt wurde, falls dieselben den am Fufse der Höhen aufgestellten Athenern nicht sofort entgegenrückten in der Hoffnung, dieselben noch weiter in die Ebene herauszulocken.

Es war nach einer jetzt ziemlich all[illegible]nten Berechnung[3]) der 17. Metageitnion, der 12. September [illegible]490, als Miltiades die Athener aus dem festen Lager beim Temp[illegible]kles herabführte. Die Absicht war, dem Feinde in immer noch teilw[illegible]e gedeckter Stellung die Schlacht anzubieten, denselben, wie die Bezeichnung der neueren Strategie lautet[4]), in der Ausfall-Defensive zu erwarten. In ähnlicher Weise stunden in der Schlacht bei Plataeae die Lakedaimonier dem Feinde gegenüber, indem sie den Moment des Angriffes hinausschoben, bis der günstige Ausfall des Opfers gemeldet war. Wenn das Herakleion im Thale von Avlona zu suchen ist, so nahmen die Athener, das Thal von Vraná herabziehend, am Ausgange desselben nach der grofsen Ebene Stellung, links von den Höhen des Kotroni, rechts von denen des Argaliki geschützt.[5]) Diese Annahme stimmt durchaus zu dem Bericht bei Cornelius Nepos, wonach die Athener ihre Schlachtordnung am Fufse der Höhen durch die hohen Berge deckten; daselbst wird auch beigefügt, dafs gegen die Umzingelung von seite der feindlichen Reiterei Bäume schutz boten.[6]) Eine ähnliche Stellung konnten die Athener übrigens auch einnehmen, wenn sie das Thal bei Marathona herabzogen; jedenfalls war die Grenzlinie zwischen einem der Thäler und der grofsen Ebene der für die Minderzahl der Hellenen allein geeignete Kampfplatz, indem so die Gefahr einer Über-

---

1) Herod. VI, 104.

2) Nitzsch, üb. Herod. Quell. zur Gesch. d. Perserkr. Rhein. Mus. 27. Bd. S. 243.

3) Böckh, de pugnae Marathoniae tempore. Ges. Schrift. IV. S. 85 ff.

4) Strategie. Eine Studie von Blume. 1882.

5) Lolling ao. S. 91. Jochmus, Lond. Geogr. Journal 1857.

6) Corn. Nep. Milt. 5.

flügelung ferngehalten war. Von der Schlachtordnung ist einzelnes überliefert. Die zehn Phylen der Athener waren in einer durch das Loos bestimmten Ordnung aufgestellt; von den zehn Strategen, welche sie befehligten, wird aufser Miltiades und Aristeides nur noch Stesilaos genannt. Der damalige Polemarch Kallimachos stand an der Spitze des rechten Flügels: dieser Platz galt in der griechischen Schlachtlinie als Ehrenposten. Hier stand auch die Phyle Aeantis, welcher Kallimachos zugehörte [1]), im Zentrum befanden sich die Phylen Antiochis und Leontis [2]), auf dem linken Flügel die Plataeer. Die Aufstellung der Phylen, in bezug auf welche die uns vorliegenden Nachrichten freilich zu manchen Bedenken herausfordern [3]) beruhte auf Gesetz oder Herkommen; wichtiger für den Gang der Schlacht war eine andere Anordnung, welche bereits einen Schlufs auf den Schlachtplan des Oberfeldherrn gestattet: Miltiades hatte das Zentrum seiner Schlachtreihe nur wenige Mann hoch aufgestellt, dagegen die beiden Flügel möglichst verstärkt; die Verfolgung dieses strategischen Gedankens trug neben der Wahl des Kampfplatzes wesentlich dazu bei, die Vorteile auszugleichen, welche dem Feind aus seiner Übermacht erwachsen konnten.

Die persischen Feldherrn zögerten ihrerseits nicht, den Kampf aufzunehmen und den Athenern entgegenzurücken. Dadurch, dafs die Athener die Höhen und Pässe besetzt hielten und vorsichtig genug waren, nicht den Persern zu gefallen in die weite Ebene herabzusteigen, waren diese in eine mifsliche Lage geraten. Täglich mufsten sich die Schwierigkeiten mehren, ein so grofses Heer mit Proviant zu versehen; für die Dauer konnten auch Streifzüge, welche man in benachbarte Gebiete unternahm [4]), nicht ausreichende Hilfe schaffen. Die Höhen zu stürmen konnte man nicht wagen; wollte man versuchen auf dem breiteren Weg in südlicher Richtung aus der Ebene abzuziehen, so war sicher zu erwarten, dafs die Athener den Abziehenden in die Flanke fielen; wollte man sich wieder einschiffen, so drohte dem zur Deckung aufgestellten Teil des Heeres Vernichtung. Um aus diesen Verlegenheiten zu kommen, war Datis jetzt entschlossen auch auf einem im Vergleich zur grofsen Ebene weniger günstigen Terrain zu kämpfen [5]); da so die ursprünglich geplante Umzinglung des Feindes aufgegeben werden mufste, wurden die Reihen so tief aufgestellt, dafs die Ausdehnung der Front beider Heere gleich grofs war; die Perser und Saken standen im Zentrum.

Während die Perser noch im Anrücken begriffen waren und sich ziemlich genähert hatten, da setzte sich plötzlich die ganze Schlachtreihe der Athener in bewegung; Miltiades ging im rechten Momente aus seiner

---

[1]) Plut. quaest. conv. I, 10.
[2]) Plut. Arist. 5.
[3]) Stein zu Herod. VI, 111. Lugebil ao. S. 626 ff. Müller-Strübing, Jahrb. f. Phil. 1879. S. 436.
[4]) Herod. VI, 118.
[5]) Corn. Nep. Milt. 5, 4.

defensiven Haltung zum Angriff über; derselbe erfolgte im Laufschritt entweder auf Befehl, da ja die hauptsächlich auf Benützung des Bogens berechnete Kampfart der Perser möglichst rasche Annäherung empfahl, oder weil sich, wie in späterer Zeit in der Schlacht bei Kunaxa, aus dem raschen Anmarsch sehr leicht der Lauf entwickelte. Infolge der zuwartenden Haltung der Athener waren die Perser in ihrer Mifsachtung, die sie den Hellenen überhaupt entgegenbrachten, bestärkt worden; aber diese unvermutete Kühnheit des Angriffs war wie nichts anderes geeignet in diesem Augenblicke Schrecken in ihre Reihen zu tragen. Dieser Angriff entschied die Schlacht; der Plan des Miltiades hatte den schönsten Erfolg; die Athener und Platäer siegten auf beiden Flügeln. Zwar gelang es den persischen Kerntruppen im Zentrum die Schlachtreihe der Athener zu durchbrechen, aber Miltiades hatte wohl diese Möglichkeit bereits vorausgesehen, vielleicht bildete sie von anfang an ein wesentliches Moment seiner strategischen Idee: die Athener auf beiden Flügeln liefsen rechtzeitig von der Verfolgung ab, vereinigten sich und indem sie den siegreich ins Thal hinein vordringenden Heeresteil der Perser umschlofsen, besiegten sie auch diesen. Den geschlagenen Feind verfolgend stürmten darauf die Athener durch die Ebene. Die Perser kämpften jetzt um die Rettung auf ihre Schiffe mit dem Mute der Verzweiflung. In dem Kampfe bei den Schiffen fielen viele hervorragende Athener, der Polemarch Kallimachos, ein tapferer Vorkämpfer, auch einer der Strategen Stesilaos. Die Sieger trachteten den Feind zu vernichten, seine Schiffe zu nehmen oder Feuer in dieselben zu werfen. Doch war die Masse der Perser im stande sich einzuschiffen; nur sieben ihrer Fahrzeuge kamen in die Hände der Athener.

Es war lange und teilweise auch von Seiten der Perser hartnäckig gekämpft worden. Von diesen bedeckten über 6000 Tote das Schlachtfeld, auch ihr Feldherr Datis soll unter diesen gewesen sein;[1]) ein Teil der Fliehenden war auch in die Sümpfe geraten.[2]) Auffallend gering dagegen ist die überlieferte Zahl von 192 gefallenen Athenern; indes fufste hier Herodot auf einer sicheren Überlieferung, auch Thukydides rühmt das ihrem Andenken geweihte Grabmal als besondere Auszeichnung[3]) und Pausanias las noch ihre Namen auf den Denksäulen. Die Gesamtsumme der gefallenen Hellenen war aber eine gröfsere; zu jener Zahl sind die gefallenen Platäer hinzuzurechnen, ferner eine wohl nicht unbeträchtliche Zahl von Sklaven, da für diese ein besonderes Grabmal errichtet wurde. Die Perser wurden zum gröfsten Teil auf der Flucht niedergemacht; auch wer von ihnen nur verwundet war, empfieng den Todesstreich; dagegen waren die Athener in der Lage für ihre Verwundeten sorge zu tragen; nicht zum geringsten aber erklären sich ihre verhältnismäfsig geringen

[1]) Ktesias Persic. 18.
[2]) Paus. I, 32, 7.
[3]) Thuk. II, 34.

Verluste auch aus ihren trefflichen Schutzwaffen; die Ausrüstung des hellenischen Soldaten hatte sich der persischen Bewaffnung überlegen gezeigt; darauf beruhte wesentlich die Möglichkeit eines so glänzenden Sieges.

Unsere Darstellung der Schlacht, sowie der ihr vorausgehenden und sie bestimmenden Ereignisse, beruht in der Hauptsache auf dem Berichte Herodots, nur dafs versucht wurde, die gedrängte und lückenhafte Erzählung dieses ältesten Zeugen soweit immer möglich durch andere Quellen zu ergänzen. Eine wesentliche Abweichung hat sich allein ergeben in bezug auf Ort und Art des Angriffs der Athener. Wenn auch Herodot auf die Terrainverhältnisse der marathonischen Ebene nicht weiter eingeht, so gewinnen wir doch aus einigen Andeutungen den Eindruck, dafs er auch den ersten Angriff in die weite Ebene verlegt wissen will; dies ergibt sich besonders aus der Bemerkung, dafs die Perser ihre Gegner für Wahnsinnige hielten, als dieselben ohne Reiterei und Bogenschützen im Laufschritte heranstürmten. In dieser offenen Ebene sollen zudem die Athener acht Stadien weit gelaufen sein, bis sie mit den Persern zusammenstiefsen. Welch tollkühnes Unterfangen! Das in beträchtlicher Ausdehnung aufgestellte hellenische Heer, zum gröfseren Teile in schwerer Rüstung, stürmt einem an Zahl weit überlegenen Feind, dessen blofser Name damals in Hellas noch ein Schrecken war, eine Wegstrecke von etwa 25 Minuten weit im Laufschritt entgegen und gibt ihm so die denkbar günstigste Gelegenheit mit seiner Übermacht eine Umzingelung auszuführen, seine Bogenschützen wirken zu lassen, mit den Reitern in die Flanken zu fallen! Oder durfte man voraussetzen, dafs die Perser von alledem nichts thun würden? Auch ein Feldherr von der kühnen, genialen Art des Miltiades wird nicht ohne die äufserste Not alles aufs Spiel setzen, und zudem gab es im Kriegsrat der Athener auch manche zaghafte Gemüter, die einen Kampf im offenen Felde überhaupt scheuten, wieviel mehr noch das Wagnis eines solchen Angriffs. Die damalige Sachlage spricht in diesem Punkte durchaus gegen die Tradition Herodots. Dazu kommt, dafs die Erzählung hier noch andere Züge aufweist, welche im Widerspruch stehen mit der sonstigen Darstellung oder den Charakter der Übertreibung an sich tragen. Die Perser sollen es für Wahnsinn angesehen haben, dafs die Athener trotz ihrer Minderzahl, trotz ihres Mangels an Reiterei und Bogenschützen in die Ebene herabkamen, und doch müssen wir der übrigen Darstellung des Geschichtsschreibers entnehmen, dafs die ganze Kriegsleitung der nämlichen Perser darauf angelegt war, die Athener zum Kampf in der Ebene zu bestimmen, dafs sie auf jenen Moment tagelang gewartet hatten. Die Athener sollen hier zuerst unter allen Hellenen den Persern standgehalten haben, und doch hat derselbe Herodot bereits früher von mehreren, auch für die Hellenen ruhmvollen Kämpfen zwischen den beiden Völkern berichtet[1]).

[1]) Stein zu Herod. VI, 112.

In diesen Übertreibungen ist die Stimme des ‚miles gloriosus‘ nicht zu verkennen, welche in der mutmafslich lange mündlich fortgepflanzten Überlieferung ihr getreues Echo gefunden hat und als man später mit Verachtung auf die Perser herabsah, da fand man es meist ganz in ordnung, dafs die Tradition die Marathonkämpfer aller kleinlichen Rücksicht auf irgendwelche Vorteile der Stellung entkleidet hatte und sie in dem Glorienscheine jenes wunderbaren Angriffs erglänzen liefs. Herodot war im allgemeinen redlich um die Wahrheit bemüht und suchte vielfach auch in zweifelhaften Fällen zu derselben durchzudringen; „meine Aufgabe ist,“ sagt er selbst von seiner Geschichtschreibung, „mitzuteilen, was erzählt wird, ganz und gar zu glauben brauche ich es nicht“ [1]); dennoch war er nicht der Mann der scharfen kritischen Sichtung dessen, was ihm mitgeteilt wurde, worauf bereits Thukydides hingedeutet zu haben scheint[2]). Die Übertreibungen in seinem Bericht über die marathonische Schlacht fanden auch bereits im Altertume Widerspruch; Theopompos sprach sich scharf gegen die athenische Tradition über die Schlacht aus[3]); Ephoros, auf den wohl der Bericht des Cornelius Nepos zurückgeht, entwickelte seine Anschauung des Kampfes auf verständlicherer Grundlage; endlich fanden sich auch Kritiker, welche die ganze Tradition des Herodot verwarfen und welche die Schlacht nur als einen „kurzen Zusammenstofs mit dem landenden oder abziehenden Feind“ gelten lassen wollten[4]). Diese Anschauung hat auch in der neueren Zeit wieder Anklang gefunden[5]); wir können den dafür vorgebrachten Gründen Beweiskraft nicht zuschreiben und erkennen andererseits die schlagendste Widerlegung dieser die Bedeutung des Kampfes herabsetzenden Ansicht in dem thatsächlichen Erfolg der Schlacht (siehe Beilage V).

Die Schlagfertigkeit des persischen Heeres war vollständig erschüttert; wenn auch der Verlust an Mannschaft nicht so sehr ins gewicht fiel, so hatte doch das vorher so siegesstolze Heer alles Zutrauen zu sich und seinen Führern verloren. Die persischen Heerführer konnten nicht wagen ein zweites mal den Kampf mit den Athenern aufzunehmen; allzukläglich war der erste Versuch mifslungen dem Befehle des Grofskönigs nachzukommen, auch die Athener als Sklaven vorzuführen. Da fafste man den Gedanken wenigstens an der Stadt Athen rache zu nehmen. Dies konnte geschehen, wenn es gelang mit der Flotte dem athenischen Heere zuvorzukommen. Man hatte ja Verbindungen in Athen; die Anhänger des Hippias bildeten eine persische Partei, wie sie damals in vielen Städten der Hellenen zu finden war. Warum sollte nicht auch Athen durch Verrat

1) Herod. VII, 152.
2) Thuk. I, 20. 21. Nitzsch, üb. Herod. Quellen, S. 268.
3) Frag. 167.
4) Plutarch. περὶ τῆς Ἡροδότου κακοηθείας c. 27. Suidas χωρὶς ἱππεῖς.
5) Curtius, griech. Geschichte II[5] S. 24. Wecklein, üb. d. Tradit. der Perserkriege, S. 273. Devaux, mémoire sur les guerres Médiques 1874.

fallen wie Eretria? Und wenn es auch nur gelang Athen einzuäschern und zu plündern, so erschien man doch vor dem Könige nicht mit leeren Händen, so war doch ein Racheakt ausgeübt, mit dem man sich brüsten mochte. Von Athen aus soll auch ein Zeichen des Einverständnisses vermittelst eines Schildes gegeben worden sein[1]), eine Nachricht, die jedenfalls beweist, dafs die Athener einen Teil ihrer Mitbürger des Verrats für fähig hielten. Die persische Flotte blieb nur kurze Zeit bei der Insel Aigileia vor Anker; mit den gefangenen Eretriern an Bord nahm sie schon am folgenden Tage ihren Kurs in der Richtung nach dem Vorgebirge Sunion. Die Athener aber waren wohl in der Lage und nicht müfsig die feindliche Flotte zu beobachten; als sie die Absicht der Perser erkannten, machten sie sich sofort auf den Weg und eilten, so schnell ihre Füfse sie trugen, nach Athen; es gelang ihnen noch vor der Ankunft der feindlichen Flotte im Kynosarges an den Höhen des Lykabettos sich zu lagern; nur Aristeides war mit seiner Phyle zur Bewachung der Beute und der Gefangenen auf dem Schlachtfelde zurückgeblieben[2]). Dafs dieser Rückmarsch noch am Tage der Schlacht erfolgte, wie Plutarch berichtet, ist nicht wahrscheinlich. Der Aufbruch der Athener war eine Folge der Bewegungen der Flotte; diese aber segelte zuerst nach der Insel Aigileia; dort war es doch notwendig die Truppen, welche infolge der Flucht in Unordnung gerathen waren, wieder zu ordnen, ihnen Rast und Erquickung zu gönnen, dann aber konnte eine so zahlreiche Flotte die Fahrt nicht in die Nacht hinein ausdehnen. Auch die erschöpften Athener bedurften der Ruhe und waren schwerlich im stande nach dem heifsen Kampfe noch einen Weg von über fünf Meilen in Eile zurückzulegen[3]). Als die Perser auf der Höhe von Phaleron angelangt ihre Absicht einer Landung durch die Schnelligkeit der Athener vereitelt sahen, blieben sie noch eine zeitlang; der Beschlufs der Heimkehr kostete Überwindung, aber von dem entmutigten Heere war kein Erfolg mehr zu erwarten, und so wurde die Rückfahrt nach Asien angetreten.

Der Sieg bei Marathon ist die Grofsthat athenischer Tapferkeit. Im stiche gelassen von fast allen Stammesgenossen, hatte sich Athen gezwungen gesehen den Kampf mit dem mächtigen Nationalfeind allein aufzunehmen. Erst nach der Entscheidung erschienen 2000 Spartaner in Attika, sie besuchten das Schlachtfeld und mufsten die Herrlichkeit des Sieges anerkennen. Religiöse Bedenken, vor dem Vollmond und vor Ablauf des Karneenfestes auszuziehen, hatten sie in Sparta zurückgehalten; man hat darauf hingewiesen, dafs die Spartaner, ängstlich in religiösen Dingen, insbesondere durch die Feier der Karneen auch sonst in ihrem

---

[1]) Herod. VI., 114.

[2]) Plut. Arist. c. 5.

[3]) Müller-Strübing ao. S. 442, Duncker, Sybels hist. Zeitschr. 1881 S. 250.

Handeln sich bestimmen liefsen[1]; dafs aber die Spartaner überhaupt erst durch den letzten Notschrei der Athener, als der Feind bereits im begriffe war auf dem festländischen Boden von Hellas zu landen, zu dem Beschlusse einer im Verhältnisse zu ihrer militärischen Stärke geringen Hilfeleistung gebracht wurden, beweist hinreichend ihre Gleichgültigkeit gegen die drohende Vernichtung Athens. Schmerzlich hatten die Athener in der Stunde der Bedrängnis nach der Hilfe Spartas ausgeschaut, jetzt konnten sie sich nur freuen, dafs jene eifersüchtige Zauderpolitik dazu beigetragen hatte, den Glanz des errungenen Sieges zu erhöhen; Athen war allein gestanden im Vorkampfe für die Freiheit der Hellenen, um so mehr mufste sein Ansehen unter den Stammesgenossen wachsen.

Die Schlacht war ferner ein neuer Prüfstein gewesen für den Bestand und Wert der freiheitlichen Entwicklung des Staatswesens. Es war gelungen alle Waffenfähigen zum Kampfe für das Vaterland heranzuziehen, man hatte es sogar wagen dürfen, einen Teil der Sklaven zu bewaffnen; die Neuordnung des Heereswesens, vor allem auch die Ausrüstung des athenischen Hopliten, hatte sich auch gegenüber den Heeresmassen des Grofskönigs bewährt; nicht den geringsten Anteil an dem Verdienst des Sieges hatte endlich das Bewufstsein der Bürger, einem freien Staate anzugehören, in welchem die Erfüllung der Pflichten gegen das Vaterland auch das Recht gewährte mitzuraten und mitzuentscheiden; dies Bewufstsein erfüllte jeden einzelnen Kämpfer mit dem stolzen und kühnen Geiste der Freiheit und stählte seinen Arm im Kampfe für die höchsten Güter.

Der Angriff der Perser war in eine Zeit jugendkräftigen Aufschwungs des Freistaates gefallen. Aber Fortschritt und Gröfse aller Staaten, auch der freiesten, beruhen auf der Wirksamkeit hervorragender Männer, welche die vorhandenen Kräfte zur Verfolgung grofser Ziele zu benützen verstehen. Auch der Ruhm der Schlacht von Marathon ist fest verkettet mit dem eines grofsen Mannes, eines bedeutenden Feldherrn.

Der Patriotismus des Miltiades bedrohte die persische Macht bereits an der Donaubrücke; als die Gefahr für Hellas, welche er voraussah, drohender wurde, wird er die Rüstung Athens rastlos betrieben haben; er war es dann, welcher in Athen darauf drang, dem Feinde entgegenzurücken, welcher im Kriegsrat bei Marathon es durchsetzte, dafs man den Persern die Schlacht anbot; sein genialer Schlachtplan, seine Leitung des Kampfes entschied den Sieg. Dankbar erkannten auch die Athener das Verdienst ihres grofsen Mitbürgers an: auf dem Schlachtfelde von Marathon wurde neben den Gräbern und Denksäulen der Gefallenen dem Miltiades ein besonderes Denkmal errichtet; sein Standbild stund im Prytaneion zu Athen und an geweihtem Orte in Delphi; auf dem Bilde der Schlacht in der „bunten Halle“ war er an hervorragender Stelle dargestellt. Mit den höchsten Ehren zeichnete das athenische Volk den Feldherrn aus, der seine Mitbürger zu dem glänzendsten Siege geführt hatte.

[1]) Kägi, krit. Gesch. d. spart. Staates. Jahrb. f. Phil. VI. Suppl. S. 449.

Beilagen.

I. Die Stärke des persischen Heeres.

Sehr bald begann die Tradition die grofsen Zahlen, wie sie in bezug auf den Zug des Xerxes umliefen, auch auf den Marathonischen Krieg überzutragen. Herodot bereits läfst die Athener vor Plataeae sich rühmen, sie hätten bei Marathon 46 Völkerschaften allein besiegt IX, 27, die nämliche Zahl wird aber auch bei Angabe der Bestandteile des Xerxesheeres genannt VII, 61. Aus dem 4. Jahrhundert sind dann sehr übertriebene Zahlen für das Unternehmen des Datis und Artaphernes überliefert; sie waren offenbar Stolz und Freude des athenischen Bürgers; so finden wir bei Lysias orat. funebr. 21 die Zahl 500000, ebenso bei Platon Menex. p. 240; einer ähnlichen Quelle entstammt wohl die Zahl 600000 bei Justin. II, 9; eine andere geläufige Angabe ist die Zahl 300000 bei Plutarch, Pausanias, Valerius Maximus, Suidas. Eine bedeutende Ermäfsigung der Zahlen weist der Schlachtbericht bei Cornelius Nepos Milt. 4. und 5. auf, welcher auf Ephoros zurückgeführt wird; diese Zahlen haben auch bei den Neueren meist glauben gefunden, obgleich sie mehrfache Bedenken hervorrufen müssen. Der Triumph des Sieges der Athener wird in diesem Berichte besonders darin erkannt, dafs ihnen eine zehnfache Ueberzahl der Feinde unterlag: nulla enim unquam tam exigua manus tantos opes prostravit: 100000 Mann Fufsvolk und 10000 Reiter sollen gegen 10000 Griechen gekämpft haben. Welche Transportmittel gehören allein dazu, um eine Masse von 10000 Reitern zur See zu befördern? Rechnet man analog der Einrichtung athenischer Schiffe in späterer Zeit 30 Pferde auf ein Pferdeschiff, so waren allein für die Reiterei über 300 Schiffe nothwendig. Jene glatten, runden Zahlen flöfsen an sich wenig Vertrauen ein; in diesem Falle wird man kaum fehlgehen, wenn man ihre Entstehung auf die Annahme der zehnfachen Ueberlegenheit zurückführt; dabei ist dem Autor noch entgangen, dafs durch Hinzurechnung jener 10000 Reiter sich eine elffache Ueberlegenheit ergeben würde. Dazu kommt noch der Widerspruch, dafs im Eingang des kurzen Berichts 210000 als die Zahl der Truppen des Datis und Artaphernes angegeben ist. Die Annahme, hiemit sei die Gesamtziffer der Flottenmannschaft und der Kämpfer angedeutet, widerspricht jedenfalls dem Wortlaut und läfst jene Zahlen um nichts zuverlässiger erscheinen. Auffallend gering ist ferner die Zahl von 500 Schiffen, welche nach Cornelius Nepos zu diesem Kriegszuge ausgerüstet wurden. Wollte man eine beliebige Masse von Transportschiffen hinzudenken, so hiefse dies dem Bericht des Nepos eine ähnliche Unterscheidung von Trieren und Transportschiffen unterlegen, wie sie bei Platon Menex. 240 vorliegt: πέμψας μυριάδας μὲν πεντήκοντα ἔν τε πλοίοις καὶ ναυσί, ναῦς δὲ τριακοσίας. Die an dieser Stelle festgehaltene Scheidung der Schiffe erweist sich aber wiederum nur als eine Übertragung der Verhältnisse des zweiten Perser-

krieges auf das Unternehmen des Datis. Zur Zeit dieses ersten Kriegszuges gab es keine widerstandsfähige griechische Flotte — die zur See mächtigsten Aegineten waren persisch gesinnt; — daher konnten die Schiffe, welche dafür ausgerüstet wurden, in der Hauptsache keinem andern Zweck dienen, als das Landheer überzusetzen, also als Transportschiffe verwendet zu werden. Die Zahl von 500 Schiffen stimmt nicht, wenn auf denselben jene 110000 oder 210000 Streiter übergesetzt sein sollen, sie weist vielmehr auf eine an Zahl geringere Streitmacht hin, sie nähert sich der bestimmten Angabe von 600 Trieren bei Herodot und scheint immerhin der Wahrheit näher zu stehen, als die übrigen Zahlen des Cornelius Nepos.

Es liegt nun nahe aus der Zahl der 600 Schiffe einen Schlufs auf die Gröfse des kämpfenden Heeres zu ziehen. Herod. VI. 95 berichtet über die Einschiffung der Truppen: ἐσβαλόμενοι δὲ τοὺς ἵππους ἐς ταύτας (die ἱππαγωγοὶ νέες) καὶ τὸν πεζὸν στρατὸν ἐσβιβάσαντες ἐς τὰς νέας ἔπλωον ἑξακοσίῃσι τριήρεσι. Herodot gibt uns aber weder hier noch sonst wo einen Anhaltspunkt, um zu bestimmen, wie viel Mann des Landungsheeres ein solches Schiff aufnahm; zwar wird Herod. VI, 15 in bezug auf die Seeschlacht bei Lade angegeben, dafs sich auf jedem Schiffe der Chier 40 zum Seekampf bestimmte Seesoldaten befanden; für den zweiten Perserkrieg werden 200 Mann auf ein Schiff gerechnet, wozu noch 30 Seesoldaten aus den streitbaren Völkerschaften des persischen Reichs kommen, VII, 184 cf. III, 14; nach VIII, 17 besteht auch die Bemannung eines athenischen Schiffes aus 200 Mann; aber in diesen Fällen ist durchaus von Schiffen und Mannschaften die rede, welche zum Seekampf bestimmt waren; die Schiffe des Datis dagegen hatten die Aufgabe ein bedeutendes Landungsheer überzusetzen, jedes Schiff mufste daher zu den Ruderern noch eine möglichst grofse Zahl Landsoldaten aufnehmen.

Zu derartigen Seeunternehmungen hatten die Athener in späterer Zeit besondere Schiffe im gebrauch, νῆες στρατιώτιδες, ὁπλιταγωγοί. Unter den 134 Trieren, welche die Athener nach Sizilien sandten, waren 40 solcher athenischer Schiffe; die Zahl der Landungstruppen betrug 5700 Mann; wurden diese alle auf den Soldatenschiffen untergebracht, so kämen auf ein Schiff über 140 Soldaten; es ist aber wahrscheinlich, dafs auch ein Teil der übrigen Schiffe Landsoldaten an Bord nahm, und die Berechnung wird durch diese Annahme unsicher, s. Thukyd. VI, 43 und Böckh, Staatshaushalt der Athener I[2] S. 387. In anderen Angaben wird die Art der Schiffe nicht ausdrücklich bezeichnet: so wurden nach Thuk. I, 61 2000 Hopliten auf 40 Schiffen, nach II, 56 4000 Hopl. auf 100 Schiffen übergesetzt, an welcher Stelle auch für die Reiterei besondere νῆες ἱππαγωγοί erwähnt werden; nach I, 29 2000 Hopl. auf 75 Schiffen; IV, 42 2000 Hoplit. auf 80 Schiffen, nach Xenoph. Hellen. V, 4, 56 setzen die Thebaner 300 Mann auf 2 Trieren über. Die Zahl der einem Schiffe zugewiesenen Mannschaft

wird sich nach dem jeweiligen Bedürfnis an Landungstruppen bestimmt haben; auch mag die Geräumigkeit der vorhandenen Schiffe verschieden gewesen sein. Wenn wir also auch die Zeit des peloponnesischen Krieges heranziehen, so lassen uns die so sehr verschiedenen Angaben — sie schwanken zwischen 150 und 25 Mann — nicht einmal zu einer wahrscheinlichen Durchschnittsziffer gelangen, die wir etwa auf das Unternehmen des Datis übertragen könnten, zumal da über die Art und Geräumigkeit der damals benutzten Schiffe nichts feststeht. Am meisten Ähnlichkeit hat das Unternehmen der Perser offenbar mit der Expedition der Athener nach Sizilien; dürfen wir in bezug auf letztere auf ein Soldatenschiff mindestens 100 Mann rechnen und übertragen wir diese Zahl auf die persischen Schiffe, so ergäbe sich eine Gesamtsumme der persischen Streiter von etwa 60000 Mann. Die Berechnungen bei Campe, de pugna Marathonia S. 14 und Devaux, Mémoire sur les guerres Médiques S. 22 entbehren der sicheren Grundlage.

Duncker, welcher in der 2. Ausgabe seiner Geschichte des Altertums an den Zahlen des Cornelius Nepos festhält, versucht in der Abhandlung Die Schlacht von Marathon (Hist. Zeitschrift v. Sybel. 1881) in anderer Weise zu einer genaueren Bestimmung der Zahl des Perserheeres zu gelangen. s. auch Geschichte des Altert. 3.—5. Aufl. VII, S. 114. Das Resultat, dafs den Athenern mindestens 60000, genau 64000 Mann gegenüberstanden, würde mit jener ungefähren Schätzung aus der Zahl der Schiffe übereinstimmen, beruht aber doch auch auf einer Reihe von anfechtbaren Annahmen. Oder steht ohne Widerrede fest, dafs in der Schlachtlinie der Athener genau 10000 Hopliten standen und dafs die Knechte in einem zweiten Treffen in derselben Stärke aufgestellt waren? dafs ferner von jener Zahl je 3000 die beiden Flügel, 4500 das Zentrum bildeten? dafs endlich die Linie der Athener auf den Flügeln sechs Mann, im Zentrum drei Mann hoch stund, dafs dagegen die persische Reihe eine Tiefe von 20 Mann hatte?

II. Die Zahl der Athener.

Wir finden bei Cornelius Nepos Milt.: horum adventu decem milia completa sunt; bei Justinus II, 9 decem milibus civium et Plataeensibus mille; bei Pausanias IV. 25, 5 οὐδ' ἐς μυρίους und X, 20 οὐ πλείους ἐνακισχιλίων σὺν ἡλικίᾳ τε τῇ ἀχρείῳ καὶ δούλοις; bei Suidas Ἱππίας 9000 Athener und 1000 Platäer. Die Zahl 10000 war als die der Hellenen bei Marathon im Altertum verbreitet, wenn sich auch nicht mehr eruieren läfst, wie nahe oder fern wir uns die Quellen, denen die genannten Autoren folgten, in bezug auf die Ereignisse selbst zu denken haben; doch stimmen nur Cornelius Nepos und Suidas ganz überein, Justinus erhöht die Zahl auf 11000, Pausanias schliefst in die Zahl der 9000 Athener auch noch die sonst wegen hohen Alters Befreiten und die Knechte ein.

Alle diese Angaben beruhen auf einer ungefähren Schätzung; die Zahl 10000 ist eine abgerundete, wornach man dann die 10, 30 oder 60-

fache Überlegenheit der Perser berechnete, so auch die der 1000 Platäer — in der Schlacht bei Plataeae sind ihrer nach Herod. nur 600 — s. auch Wecklein, über die Tradit. der Perserkr. S. 282. Das Schweigen Herodots und der den Ereignissen näher stehenden Schriftsteller beweist, dafs damals eine zuverlässige Angabe überhaupt nicht vorhanden war; wenn wir aber aus anderen gut beglaubigten Thatsachen Schlüsse ziehen, so dürfte sich herausstellen, dafs jene ungefähre Schätzung, worauf sie auch immer beruhen mag, die Zahl der hellenischen Kämpfer bei Marathon zu niedrig gegriffen hat.

Die Durchschnittsziffern für die Bevölkerung Athens, zu welchen Böckh Staatsh. I² S. 47 gelangt, etwa 20000 bürgerliche Familien und 10000 Metöken, beruhen auf Zählungen aus späterer Zeit, deren älteste aus dem Jahre 445 überliefert ist; denn wenn Herodot V. 97 den Aristagoras von Milet vor 30000 Athenern sprechen läfst, so hat er damit offenbar eine Zahl, welche etwa in seiner Zeit als die der zur Teilnahme an den Volksversammlungen berechtigten Athener umlief, auf jene frühere Zeit übertragen. Duncker Geschichte d. Altert. VI. S. 611 will indes Böckh's Durchschnittszahlen auch für die Scheide des sechsten und fünften Jahrhunderts aufrechthalten, wie uns scheint, nicht mit recht, denn durch die Aufrichtung des Seebundes und die Machterweiterung Athens, wie sie um die Mitte des 5. Jahrhunderts stattgefunden hatte, mufsten notwendig in bezug auf Zahl und Zusammensetzung der Bevölkerung Attikas sehr bedeutende Veränderungen veranlafst werden. Wir sehen daher von einem Rückschlufs von der Zahl der Bevölkerung auf die etwa verfügbare waffenfähige Mannschaft, der auch aus andern Gründen grofse Schwierigkeiten böte, für die Zeit der marathonischen Schlacht ab. Dagegen fallen für unsere Schätzung der Waffenmacht, welche Athen damals aufstellen konnte, die Angaben Herodots über die athenischen Streitkräfte bei Plataeae ins gewicht, da wir in den Zeitraum von 11 Jahren zwischen Marathon und Plataeae eine wesentliche Mehrung oder Schwächung der militärischen Kraft Athens nicht annehmen dürfen. Es kämpften aber bei Plataeae nach Herodot IX, 28 und 29 8000 athenische Hopliten und ebensoviele Leichtbewaffnete; zu gleicher Zeit nahmen die Athener an dem Landkampfe bei Mykale hervorragenden Anteil. Die Leichtbewaffneten — als solche dienten auch die Theten — versahen den Dienst bei den Hopliten, sie müssen aber in den Schlachten gegen die Perser als Kämpfer mitgezählt werden; bezüglich ihrer Ausrüstung werden sie den persischen Truppen, die ja auch der schweren Rüstung ermangelten, so ziemlich gewachsen gewesen sein. Wir werden also nicht zu weit gehen mit der Annahme, dafs nach Herodot bei Plataeae und Mykale etwa 20000 Mann athenischen Kriegsvolkes in Aktion waren; ebensoviele gewifs auch bei Marathon s. auch Devaux, mémoire sur les guerre Médiques.

Es kommen aber Umstände hinzu, welche für die Zeit der marathonischen Schlacht eher noch eine höhere Summe der überhaupt verfüg-

baren Mannschaft anzunehmen gestatten. Damals griff man zu aufserordentlichen Mafsregeln. Man bewaffnete auch die alten, sonst kriegsuntauglichen Bürger und die Sklaven; das letzteren in der marathonischen Ebene errichtete Grabmal sah noch Pausanias (Paus. I., 32, 3); dies ehrende Denkmal zeugt gerade dafür, dafs dieselben auch am Kampfe ehrenvoll teilnahmen und nicht blofs, wie Duncker zu urteilen scheint, Geschichte des Altertums VII, S. 143, das Verdienst hatten, den Streichen der durchbrechenden Perser erlegen zu sein. Da man ferner darauf verzichten mufste, den Persern zur See entgegenzutreten, wurde kein Teil der waffenfähigen Mannschaft dem Kampfe zu Lande durch den Dienst auf der Flotte entzogen. Aufserdem überliefert Herodot VII, 100, dafs 4000 athenische, in Chalkis ansässige Kleruchen, welche von seiten der Athener den Eretriern zur verfügung gestellt waren, als der Widerstand der letzteren aussichtslos wurde, nach Oropos übergesetzt seien. Ihre Zahl mag bei Herod. zu hoch gegriffen sein, s. Kirchhoff, über die Tributpflichtigkeit der attisch. Kleruch., Abh. d. Berl. Akad. 1873; dafs sie sich aber mit dem athenischen Heere vereinigten, unterliegt wohl keinem Zweifel, wenn auch Herod. darüber schweigt, und sie würden nur in dem Fall eine Verstärkung der Kämpfer bei Marathon nicht bedeuten, wenn wir die Besitzer des einst den chalkidischen Hippoboten abgenommenen Gemeindelandes, wie Duncker will, überhaupt in die Gesamtzahl der damals in Athen zum Kriegsdienst verpflichteten Bürger einzurechnen hätten. Eine nicht unbeträchtliche Mehrung ihrer Streitkraft brachte endlich den Athenern die Hilfe der Platäer, welche nach Herod. πανδημεί auf dem Kampfsplatz erschienen.

III. Wann zogen die Athener aus?

Nach Herod. VI, 106 meldet Pheidippides in Sparta die Eroberung Eretrias, nicht die Landung der Perser. Dies hat mit recht Devaux ao. S. 31 ff. hervorgehoben. Hätte der Eilbote bereits von der Landung der Perser auf attischem Gebiete gewufst, so hätte er darauf hinweisen müssen, weil damit die Gefahr für Athen als die drohendste, die Hilfe der Spartaner am notwendigsten erschien. Herod. hätte auch in dem kürzesten Bericht dieses Hauptinhaltes seiner Botschaft Erwähnung gethan. Der Fall von Eretria war auch für die athenischen Staatsbehörden der äufserste Termin, noch einmal in Sparta anzuklopfen; man wufste ja nicht, wo die Perser landen würden; geschah dies nicht bei Marathon, sondern an einem Athen näher gelegenen Punkte, so hätten die Spartaner möglicherweise auch mit dem besten Willen nicht mehr zu rechter Zeit Hilfe bringen können. Wenn nun Pheidipp. am 9. nach dem Neumond in Sparta den Fall Eretrias meldete, so hatte er wohl am 7. und 8. seinen Lauf nach Sparta ausgeführt, am 6. wufste man in Athen von Eretrias Untergang. Die Nachricht wird wohl einen oder zwei Tage nach dem Ereignisse in Athen eingetroffen sein, darnach wäre die Einnahme Eretrias etwa in den ersten Tagen nach dem Neumond erfolgt. Darauf sind die Perser nach

Herod. VI, 102 ἐπισχόντες ὀλίγας ἡμέρας nach Attika übergesetzt. Wenn es nun auch nicht angeht, auf grund der uns vorliegenden Angaben einen bestimmten Tag als den der Landung zu bezeichnen, so ist es doch wahrscheinlich, dafs dieselbe in die Zeit fällt, in welcher Pheidipp. auf dem Wege und in Sparta weilte, also zwischen dem 6. und 11. nach dem Neumond. Auf die Nachricht von der Landung folgte nach Herod. sofort der Auszug der Athener Ἀθηναῖοι δὲ ὡς ἐπύθοντο ταῦτα, ἐβώθεον καὶ αὐτοὶ ἐς τὸν Μαραθῶνα; Herod. weifs nichts davon, dafs sie in der letzten Stunde noch auf die Spartaner gewartet hätten. Wie hätten auch die athenischen Strategen auf so unsichere Aussicht ihren Kriegsplan bauen, wie hätten sie die Perser tagelang in attischem Gebiete sich ausbreiten lassen dürfen? Mufste nicht ihr nächster Gedanke sein, wenn immer möglich den Persern zuvorzukommen und die Pässe zu besetzen? Dennoch beharrt Duncker auch neuerdings bei seiner Anschauung, dafs man in Athen erst die Ankunft des Pheidipp. abgewartet habe, bevor ein entscheidender Beschlufs gefafst worden sei. S. Sybel, histor. Zeitschr. 1881, S. 244, und Geschichte des Altertums VII. Bd., S. 122 ff. Er läfst die Perser bereits am 6. landen, die Athener aber erst am 13. ausziehen; in der Zwischenzeit sollen die Perser ruhig an der Küste gewartet haben, bis es den Athenern etwa gefällig wäre, ihre Stadt zu verlassen. Wie in diesem Falle die athenische Staats- und Heeresleitung unverantwortlich gehandelt hätte, wenn die wichtigsten Mafsnahmen versäumt worden wären aus rücksicht auf die Spartaner, so unerklärlich wäre die lange Pause in der Kriegsführung der siegesfrohen Perser; warum zogen sie, wenn die Athener in dem Grade Furcht vor ihnen zeigten, dafs sie ihr Gebiet preisgaben und sich in der Stadt eingeschlossen hielten, nicht vor Athen, wie sie eben vor Eretria gezogen waren? Das Gewicht von Herodots Nachricht über den sofortigen Auszug wird nicht beseitigt durch Justin. 2, 9 und Suidas Ἱππίας, wornach Miltiades, als furchtsame Stimmen die spartanische Hilfe erwarten hiefsen, den Auszug durchsetzte. Nur nach Justin. hätten wir diese Verhandlung in die Zeit nach dem Eintreffen der Antwort aus Sparta zu setzen; geben wir aber dies zu, so stofsen wir auf die eben ausgeführten Bedenken und geraten in widerspruch mit der Darstellung Herodots. Man konnte und mufste in der Beratung der Strategen unmittelbar nach der Nachricht von der persischen Landung die von Sparta zu erwartende Hilfe in rechnung ziehen, wenn auch Pheidippides noch nicht zurückgekehrt war; nachdem die Perser auf athenischem Boden standen, erklärte Miltiades mit recht jede Rücksicht auf spartanische Hilfe für thöricht, mochte die Antwort auf den letzten Notschrei günstig ausfallen oder nicht; wollte man überhaupt dem Feind entgegenrücken, so war keine Zeit mehr zu verlieren.

IV. Wer hatte in der Schlacht den Oberbefehl über die Athener?

Lugebil, zur Gesch. der Staatsverf. v. Athen, Jahrb. f. Phil. V. Suppl., S. 585 ff. sucht zu beweisen, nach Herodot sei der Polemarch als Ober-

befehlshaber der Athener bei Marathon zu denken. L. findet eine ausdrückliche Bestätigung seiner Ansicht in den Worten Herod. VI, 111, ἡγεομένου δὲ τούτου ἐξεδέκοντο ὡς ἀριθμέοντο αἱ φυλαί, welche bedeuten sollen: unter dessen Oberbefehl standen die Phylen, die so und so geordnet waren. Der Zusammenhang des ganzen Abschnittes gestattet solche Auslegung nicht; Herodot spricht von der Aufstellung der Athener ἐτάσσοντο ὧδε οἱ Ἀθηναῖοι; an der Spitze des rechten Flügels stand der Polemarch, heifst es weiter, τοῦ μὲν δεξιοῦ κέρεος ἡγέετο ὁ πολέμαρχος; nach einer Bemerkung über dieses Vorrecht des Polemarchen folgen dann die oben angeführten Worte ἡγεομένου δὲ τούτου; sie enthalten nichts weiter als eine Wiederaufnahme des Gedankens, dafs der Polemarch an der Spitze des rechten Flügels stand.

Von Bedeutung dagegen für den Austrag unserer Frage erscheinen die Schlufsfolgerungen, welche Lugebil aus andern Mitteilungen Herodots zieht: Der Polemarch stimmt zuletzt im Kriegsrat; so stimmt in beratenden Versammlungen in der regel der Vorsitzende; der Polemarch wird also den Vorsitz im Kriegsrat gehabt haben und als solcher auch den Oberbefehl in der Schlacht; ferner steht nach Herod. der Polemarch an der Spitze des rechten Flügels; hier steht aber in den Heeren der Hellenen in der regel der Oberbefehlshaber; endlich wird auf die Ähnlichkeit hingewiesen, welche die Anrede des Miltiades an Kallimachos Herod. VI, 109 mit der des Themistokles an Eurybiades Herod. VIII, 60 hat.

Während Schömann das Gewicht dieser Schlüsse bekämpft, Jahrb. f. Phil. 1872 S. 151 ff., zollt ihnen Duncker jetzt beifall, Geschichte des Altert. VI. S. 597. VII. S. 124. Unsers erachtens beständen aber jene Schlüsse Lugebils auf grund der Darstellung Herodots nur dann zu recht, wenn es ihm zugleich gelungen wäre, den Widerspruch zu heben, in welchem sie offenbar zu andern Angaben des nämlichen Herodot stehen. Als die Athener ausziehen, sagt Herod. VI, 103 ἦγον δέ σφεας στρατηγοὶ δέκα, ohne des Polemarchen zu erwähnen, auch erfahren wir später 110 ὡς ἑκάστου αὐτῶν ἐγίνετο πρυτανηίη τῆς ἡμέρας, dafs unter ihnen die Prytanie wechselte; die Prytanen des athenischen Rates hatten die Leitung der laufenden Geschäfte, also wird auch der Prytane der Strategen zeitweise die oberste Leitung des Heeres gehabt haben. Bedeutete die Prytanie der Strategen nicht viel mehr als die Prytanie seiner Phylen d. h. den ehrenvollen Platz auf dem rechten Flügel, wie Lugebil S. 629 herausklügelt, so ist unerfindlich, aus welchem Grunde ein Teil der Strategen, nachdem der Kampf beschlossen war, das Vorrecht der Prytanie an Miltiades abtraten, da demselben dadurch keine wesentliche Mehrung seines Einflusses auf die Entscheidung und den Gang der Schlacht erwachsen wäre. Aus Herodots Darstellung geht aber vielmehr deutlich hervor, dafs Miltiades gerade durch jene Verzichtleistung, die er annahm, in der Lage war, den Tag der Schlacht zu bestimmen, wenn er auch wartete, bis der Tag seiner Prytanie erschien

ὁ δὲ δεκόμενος οὔτι κω συμβολὴν ἐποιέετο, πρίν γε δὴ αὐτοῦ πρυτανηίη ἐγένετο. Aus diesen klaren Worten folgert Lug. „dafs Miltiades sich des vollsten Vertrauens des Polemarchen erfreute, der dem Heer das Zeichen zum Angriff nicht eher gab, als ihm dies Miltiades geraten hatte“! Welch aufserordentliche Kunst zwischen den Zeilen zu lesen! Auch die Mitteilung Herodots, dafs die Strategen den Pheidippides nach Sparta sandten, läfst schliefsen, dafs sich Her. auch für die damalige Zeit die oberste Leitung des Heerwesens in ihren Händen dachte; der letzte Appell an den Patriotismus Spartas war wichtig genug, um von der im Kriegsfall allein kompetenten Behörde auszugehen. Im übrigen stellt Her. die Entwicklung der Schlacht dar fast ohne des Eingreifens der Führung zu gedenken. Wenn er aber später VI, 132 erwähnt, dafs durch die Schlacht bei Marathon das Ansehen des Miltiades in Athen bedeutend stieg, so dafs die Athener ihn an die Spitze eines neuen Unternehmens stellten, so geschah dies, weil der Sieg, welcher an dem Tage gewonnen wurde, an welchem Miltiades die Oberleitung des Heeres hatte, wesentlich als sein Verdienst galt. Als Feldherr war Miltiades auch auf dem Bilde der Poikile dargestellt; denn er feuert die Krieger an, Aeschin. in Ktesiph. 186. Cornel. Nep. Milt. c. 6. Die Art und Weise, wie hier der hervorragendste der Strategen abgebildet war, entspricht den Andeutungen Herodots, wornach bereits zur Zeit des marathonischen Kampfes die Leitung des athenischen Kriegswesens in der Hauptsache als Aufgabe der Strategen erscheint.

Wenn aber der Polemarch noch Sitz und Stimme im Kriegsrat der Strategen oder sogar, wie Lugebil wahrscheinlich macht, den Vorsitz hat, wenn er den rechten Flügel führt, wenn Miltiades ihm mit besonderer Achtung entgegenkommt, wie etwa Themistokles dem Eurybiades, wenn er zugleich mit Milt. auf dem Bilde der Poikile an hervorragender Stelle dargestellt war Paus. 1, 15. 3, so erkennen wir in diesen Überbleibseln seiner früheren Gewalt Formen, welche durch das Herkommen geheiligt, sich damals noch erhalten hatten: ὁ γὰρ νόμος τότε εἶχε οὕτω τοῖσι Ἀθηναίοισι, τὸν πολέμαρχον ἔχειν κέρας τὸ δεξιόν. Aus diesen nach dem Zeugnis Herodots noch bestehenden Vorrechten des Polemarchen zu schliefsen, dafs er auch den Oberbefehl hatte, geht deshalb nicht an, weil Herodot selbst ausdrücklich darauf hinweist, dafs um jene Zeit in dem demokratischen Athen eine vollständige Umwälzung der früher geltenden Ordnungen eingetreten war, welche sich auch auf das Kriegswesen erstreckte. Es liegt nahe die Einsetzung des Kollegiums der zehn Strategen mit der Einrichtung der zehn Phylen, also mit der Reform des Kleisthenes in verbindung zu bringen. „Die gesamte Tendenz der Reform des Kleisthenes, urteilt Duncker, Gesch. d. Altert. VI, S. 604, auf dem Gebiete der Verwaltung ging dahin dem bisherigen Präsidenten der Republik, dem ersten Archon, Gewicht und Autorität dieser Stelle zu entziehen; sie hatte ein täglich wechselndes Präsidium an die Spitze der Republik gebracht“.

Eine ähnliche Tendenz erkennen wir in bezug auf das Kriegswesen in der Zurückdrängung des Polemarchen und der Übertragung des Oberbefehls im Kriegsfall an die im Kommando wechselnden Strategen. „Die selbständige Kompetenz des Archon Polemarchos“, sagt Duncker ebd. S. 601 „war auf die Opfer für den Ares und die Artemis Agrotera, auf die Bestattung der im Kriege Gefallenen, auf die Jurisdiktion über die Metöken und Freigelassenen beschränkt.“ Ist dies richtig, so war der Polemarch damals auch nicht mehr Oberbefehlshaber, oder verdient derjenige diesen Namen, dem wir „selbständige Kompetenz“ im Kriegswesen absprechen?

V. Die von E. Curtius, Wecklein, Devaux aufgestellten Hypothesen.

E. Curtius ist der Meinung, dafs, nachdem sich die Heere eine Reihe von Tagen unthätig gegenüber standen, Miltiades erst dann zum Angriff geschritten sei, als bereits ein grofser Teil des persischen Heeres, insbesondere die Reiterei, wieder eingeschifft war, dafs M. also nur einen zur Deckung aufgestellten Rest der feindlichen Truppen geschlagen habe, s. Gött. gel. Anz. 1859 S. 2014 und Griech. Gesch. II[5] S. 24. Zu dieser von der im Altertum verbreiteten Ueberlieferung abweichenden Anschauung bestimmen ihn hauptsächlich zwei Gründe, einmal der Umstand, dafs in keinem Berichte von der Teilnahme der Reiterei am Kampfe die Rede ist, dann die Schnelligkeit, mit welcher die Einschiffung der persischen Truppen erfolgt sein soll.

Auffallend ist allerdings, dafs Herodot, nachdem er als ein Motiv der Landung bei Marathon das für die Entwicklung der Reiter günstige Terrain bezeichnet hat, von der Thätigkeit der Reiter selbst nichts meldet. Aber C. ist nicht im recht, wenn er behauptet, dafs die Reiter es waren, „um derentwillen bei Marathon gelandet war“, dafs also die Rücksicht auf die Reiterei als das einzige oder doch wenigstens als das Hauptmotiv der Landung bei Marathon zu betrachten sei. Herodot selbst führt noch die Nähe Eretrias an, und da die Wahl auf den Rat des Hippias getroffen wird, so müssen wir diesen hinwiederum durch den Gedanken an den raschen Sieg, den er einst mit seinem Vater Peisistratos von der marathonischen Küste aus über die Athener errang, wesentlich bestimmt denken. Aufserdem war die Ebene für die Aufstellung der Massen des Fufsvolkes nicht minder günstig als für die Reiter, die Landung in ziemlicher Entfernung von Athen gewährte den Vorteil, dafs die Ausschiffung aller Wahrscheinlichkeit nach ungestört erfolgen konnte und bei ungünstigem Verlauf des Kampfes ermöglichte die Verteilung der Schiffe in der weiten Bucht eine rasche Einschiffung. Es ist auch zu viel gesagt, dafs „von Anbeginn der Rüstung her die Siegeshoffnung der Perser auf die Reiter gebaut war“. Die Entscheidung beruhte auch in den damaligen Kämpfen auf der Tapferkeit und Ausdauer des Fufsvolks; wir erkennen dies am deutlichsten aus der Überlieferung über die Schlacht bei Plataeae, Herodot IX, 19 ff., Diodor XI, 30, 2. Plut. Arist. 14. Die Reiterschaaren werden

von Mardonios vorausgeschickt, um die Hellenen auf alle Weise zu beunruhigen, es gelingt ihnen auch, dieselben zur Änderung ihrer Aufstellung und zum Rückzuge zu zwingen; aufserdem recognoscieren sie, suchen dem Feind die Zufuhr abzuschneiden und decken zuletzt soviel als möglich den Rückzug des eigenen Heeres; sie entwickeln im ganzen die Thätigkeit, welche dieser Waffengattung von jeher zugekommen ist. Kommt es aber zu ernstlichem Kampfe, so werden sie geworfen; die Entscheidung vollzieht sich durch den Sieg der Lakedaimonier über das persische Fufsvolk. Bei Marathon war allerdings das Terrain für die Reiter günstiger, die Perser mögen sich auch von anfang an auf dieselben etwas zu gute gethan haben, wenn auch an eine Masse von 10000 Reitern nicht zu denken ist, s. Beil. I, und es ist dies ein Grund, weshalb die von Herodot überlieferte Art und Weise des Angriffs unwahrscheinlich ist, aber die Hauptaufgabe hatte auch hier das Fufsvolk. Milt. mufste bei Entwerfung des Schlachtplans und Aufstellung seiner Truppen die feindlichen Reiter in rechnung ziehen, aber es ist wiederum zu viel gesagt, dafs sie „allein im stande gewesen wären, den ganzen Schlachtplan des Milt. zu vereiteln". Man darf den Athenern der damaligen Zeit keineswegs eine besondere Furcht vor den Reitern zuschreiben. Athenische Reiter gab es bereits vor der Verfassung des Kleisthenes, s. Böckh Staatsh. I² S. 358 und Duncker, Geschichte des Altert. VI, S. 475; es ist daher auffallend, dafs nach Herodot bei Marathon athenische Reiterei überhaupt nicht vorhanden ist; Böckh ao. S. 361 schliefst daraus, „die wenige Reiterei sei damals nicht im stande gewesen". Aber die Athener waren doch durch den persischen Kriegszug nicht überrascht, sie hatten doch genügend Zeit alles, was zum Widerstand geeignet war, in stand zu setzen. Gegenüber den persischen Reiterschaaren fiel allerdings die kleine Zahl ath. Reiter in keiner Weise ins gewicht; dafs Herodots kurzer Schlachtbericht nichts weifs von ihnen, kann um so weniger wunder nehmen, als er über Ausrüstung und Bewaffnung der Athener überhaupt nichts mitteilt. Jedenfalls war man damals in Athen mit der Kampfart der Reiter vertraut und hatte gerade keinen Anlafs von dieser Waffengattung allzuviel zu halten; hatten doch auf attischem Boden die thessalischen Reiter im Dienste der Peisistratiden dem spartanischen Hopliten gegenüber sich rasch zur Flucht gewandt Her. V, 63, 64. Die Gegner des Miltiades im Kriegsrat vor Marathon widerraten auch die Aufnahme des Kampfes nur wegen der Übermacht des Feindes, ohne der Reiter erwähnung zu thun Her. VI, 109.

Wenn wir also der persischen Reiterei nicht solche Wichtigkeit zuschreiben können, wie dies von Curtius geschieht, so finden wir in der Beschaffenheit des nur einige Hauptmomente heraushebenden Schlachtberichts Herodots die ausreichende Erklärung seines Schweigens über das etwaige Eingreifen der Reiter. Herod. geht auf die Kampfart der einzelnen Heeresabteilungen oder Waffengattungen nicht ein; wir erfahren nichts

von der Fechtart der athenischen Hopliten, nichts von dem Widerstand, den die leicht bewaffneten Theten oder Sklaven leisteten; wir hören auch nichts von der Wirkung des Pfeilregens der persischen Bogenschützen oder von dem Angriff der Saken mit der Streitaxt. Entwickelte sich zudem die Schlacht, wie wir annehmen in der Weise, dafs die Perser gegen die in möglichst gedeckter Stellung befindlichen Athener anrückten und während des Anrückens von dem plötzlichen Angriff derselben überrascht wurden, so mochte sich weder anfangs Verwendung für die Reiter finden, noch waren dieselben später im stande, den Siegeslauf der in geschlossenen Reihen anstürmenden Hopliten aufzuhalten; es knüpfte sich an ihre Teilnahme am Kampf keine hervorstechende Erinnerung, und so geriet dieselbe leicht wie so vieles andere in Vergessenheit. Übrigens ergiebt sich aus der Bemerkung Herodots VI, 112, die Perser seien über das Vorgehen der Athener ohne Reiter und Bogenschützen erstaunt gewesen, dafs Herodot wenigstens diese beiden Waffengattungen, auf welche sich die Perser etwas zu gute thun, in der Schlacht auf Seite der Perser anwesend denkt; es können also auch ganz wohl Perserrosse erbeutet worden sein, s. Duncker. Schl. v. Marathon, Sybels hist Zeitschr. 1881 S. 249 gegen Müller-Strübing zur Schl. v. Mar. Jahrb. f. Phil. 1878 S. 446.

Curtius sucht seine Anschauung in bezug auf die persische Reiterei noch durch die bei Suidas erhaltene Erklärung des Sprichworts χωρὶς ἱππεῖς zu stützen: bei Gelegenheit des Einfalls des Datis in Attika und zwar ἀναχωρήσαντος αὐτοῦ hätten Jonier durch Zeichen von Bäumen aus, die sie erstiegen, den Athenern kundgethan, ὡς εἶεν χωρὶς οἱ ἱππεῖς; darauf hin habe Miltiades den Kampf begonnen. Unleugbar liegt dieser Mitteilung eine ähnliche Auffassung der Schlacht zu grunde, wie sie in der Schrift περὶ τῆς Ἡροδότου κακοηθείας c. 27 einige böswillige Kritiken (οἱ διασύροντες καὶ βασκαίνοντες) sich gebildet hatten, welche die Schlacht kurzweg als ein πρόσκρουσμα βραχὺ τοῖς βαρβάροις ἀποβᾶσιν erklärten. Diese schroffe Abkehr von der Ueberlieferung Herodots und anderer mit dieser übereinstimmender Zeugnisse entsprang vielleicht einer Art Reaktion gegen die Zumutung, welche Herodot mit jenem wunderbaren, aus der sonstigen Situation durchaus nicht erklärlichen Angriff an den Leser stellt; diese Art des Angriffs schien nur glaublich, wenn man sich den gröfseren Teil des persischen Heeres, vor allem die Reiterei, vom Schlachtfeld entfernt dachte. Wir werden finden, dafs dieser Lösung der Schwierigkeit, ganz abgesehen von der Autorität des Herod., ein nicht zu beseitigendes Bedenken entgegensteht. Was aber insbesondere die in der Notiz des Suidas erhaltene Erzählung des Hergangs betrifft, so macht sie den Eindruck einer nicht gerade gut erfundenen Anekdote. Wie haben denn Jonier und Athener die von den Bäumen zu gebenden Zeichen vereinbart? und wenn sie Miltiades verstand, durfte er ihnen auch sicher vertrauen? sollten endlich die Athener, die doch auf den Höhen standen, durch eigene Beobachtung nicht zu-

verlässigere Kunde von den wichtigeren Bewegungen des Feindes sich verschafft haben?

Als zweites Motiv für seine Hypothese macht Curtius geltend, dafs in der bisher festgehaltenen Überlieferung die Schnelligkeit befremde, mit welcher die Einschiffung der persischen Truppen erfolgte. Suchen wir aber auch hier den lückenhaften Bericht Herodots nach Möglichkeit zu ergänzen, nehmen wir an, dafs die Perser auch deshalb der marathonischen Ebene als Landungsplatz den Vorzug gegeben hatten, weil hier die Aufstellung der Schiffe in der weiten Bucht auch bei ungünstigem Verlauf des Kampfes einen raschen Rückzug gestattete, dafs ferner bereits bei Beginn der Schlacht die Schiffe bemannt waren und bereit lagen, die ankommenden Truppen sofort aufzunehmen, wobei wir auch von den übertriebenen Angaben über die Zahl derselben absehen, so konnte den Fliehenden die rasche Einschiffung um so eher gelingen, als ihnen auch die Schiffe der Tausende, welche in der Schlacht und auf der Flucht gefallen waren, zu gebote standen. Dazu kommt, dafs nach dem Zeugnisse Herodots VI, 114 bei den Schiffen ein äufserst heftiger Kampf entbrannte, in welchem der Polemarch Kallimachos und viele der hervorragendsten Athener fielen; um den Weg zu den Schiffen offen zu halten, kämpften, wie es scheint, die Perser mit dem Mute der Verzweiflung.

Wir fanden in den Motiven, welche C. bestimmten, von der gewöhnlichen Überlieferung abzuweichen, nichts Zwingendes; der durch sie bedingten Auffassung der Schlacht stehen andererseits sehr gewichtige Bedenken entgegen, welche bestehen bleiben, auch wenn wir mit Annahme der Hypothese gerade die wesentlichsten Züge der Darstellung Herodots, die Übermacht der Perser, die Beratung und den Beschlufs vor der Schlacht, die lange Dauer des Kampfes mit wechselndem Erfolge, als historische Wahrheit preisgeben. Konnten es, fragen wir zunächst, die persischen Heerführer wagen und verantworten angesichts eines zum Kampf bereiten Feindes ihre Truppen einzuschiffen? War ihnen der Erfolg bei dem Unternehmen auf Athen so sicher, dafs sie ohne weiteres einen Teil ihres Heeres aufopfern durften?

Gegen diesen Einwand bringt Wecklein (Über die Tradition der Perserkriege, Sitzungsber. d. bayr. Akad. d. W. 1876, S. 272 ff.), welcher im übrigen Curtius zustimmt, die Vermutung vor, der Schild, welcher nach Herod. gesehen wurde, als die Perser nach der Niederlage bereits wieder auf den Schiffen waren, sei vielmehr das zwischen den Persern und ihren Anhängern in Athen verabredete Zeichen gewesen, durch welches den Persern der Auszug der Athener aus der Stadt mitgeteilt werden sollte; darauf hin hätten sich die Perser eingeschifft, seien aber dabei von den rasch anrückenden Athenern überrascht worden. Die Feldherrn eines grofsen, bis dahin siegreichen Heeres sollten sich in ihren Mafsnahmen fast ausschliefslich durch die Hoffnung auf den Verrat der Stadt haben

bestimmen lafsen? sie wären bei Marathon gelandet und dort geraume Zeit stehen geblieben, nicht um zu schlagen, sondern nur um die Nachricht vom Auszug der Athener abzuwarten und dann schleunigst in fluchtähnlicher Weise sich wieder einzuschiffen? Und wenn es ihnen gelang, die wehrlose Stadt zu überrumpeln, stand ihnen dann nicht noch der Kampf mit dem feindlichen Heere vielleicht unter weit ungünstigeren Bedingungen als in der marathonischen Ebene bevor? Die Athener aber, die doch wahrlich Zeit genug gehabt hatten, sich für alle Fälle einer persischen Landung schlüssig zu machen, hätten im Momente der Entscheidung, als der Feind schon im Lande stand, noch Tage lang hin und her geschwankt und so den Persern Zeit gelassen, ihre Schaaren über das schutzlose Land zu verbreiten? Denn dafs diese weder die Pässe besetzen, noch weiter in Attika eindringen würden aus Rücksicht auf die Einnahme Athens durch Verrat, konnten doch die athenischen Strategen nicht voraussetzen. Gegen die Vermutung Weckleins spricht ebensosehr die damalige Lage der Perser als die der Athener. Daher wird wohl Herodot recht behalten mit seiner kurzen, der damaligen Situation durchaus entsprechenden Mitteilung: Ἀθηναῖοι δὲ ὡς ἐπύθοντο ταῦτα, ἐβώθεον καὶ αὐτοὶ ἐς τὸν Μαραθῶνα.

Die entschiedenste Widerlegung der Ansicht, als ob die Athener bei Marathon nur einen Rest des persischen Heeres geschlagen hätten, erkennen wir übrigens in dem Erfolge der Schlacht, der unzweifelhaft feststeht. Hätte das gewaltige Kriegsheer des Datis und Artaphernes nicht eine Niederlage erlitten, welche seine Schlagfertigkeit vollständig erschütterte, wäre nur ein Teil desselben unter ungünstigen Verhältnissen geschlagen worden, mit welchem Rechtfertigungsgrunde konnten jene Heerführer vor ihren Herrn und König treten, wenn sie jetzt, ohne durch eine Notlage des Heeres gezwungen zu sein, mut- und kopflos von jedem weiteren ernstlichen Versuch, den Befehl ihres Königs auszuführen, abstanden? Der Grund der schleunigen Rückfahrt bleibt auch Curtius rätselhaft; er meint denselben vielleicht in der Verzichtleistung des Hippias auf weitere Mafsnahmen zu seinen gunsten finden zu können. Daran könnte nur gedacht werden, wenn die Wiedereinsetzung des Hippias als Hauptzweck des Kriegszuges erschiene, und nicht vielmehr die Ausbreitung der persischen Macht und die Rache an Eretria und Athen, wie die im Eingang unserer Darstellung des marathonischen Krieges enthaltene Betrachtung der Ursachen desselben ergiebt. Die Rückfahrt erklärt sich daher nur aus der Bedeutung der erlittenen Niederlage. Welch' gewaltigen Eindruck der unerwartete Schlag auf die Perser machte, beweisen auch die umfassenden darauf folgenden Rüstungen des Dareios und des Xerxes, s. auch Duncker, Sybels hist. Zeitschr. S. 252.

Der Erfolg der Schlacht spricht nicht minder gegen die Auffassung, welche Devaux mémoire sur les guerres Médiques zu begründen

sucht: die Perser wären von den Athenern noch während der Ausschiffung überrascht worden, sonst hätte es Miltiades nicht wagen können anzugreifen. Die Athener sollen durch Feuerzeichen von der Annäherung der persischen Flotte benachrichtigt sofort aus Athen ausgezogen sein, und sich gelagert haben à l'extrémité de la vallée, qui separe le Pentélique de l'Hymète ao. S. 30; von dort aus hätten sie, sobald die Perser wirklich bei Marathon landeten, in zwei Stunden die Ebene erreichen können. Wenn wir auch diese Möglichkeit zugeben wollten, auch dafs die Athener sich unmittelbar vom Marsche aus auf den Feind stürzten, den sie in noch nicht beträchtlicher Zahl vor sich sahen, ferner dafs so die Perser nicht weiter im stande waren, ihre übrige Truppenmacht ans Land zu werfen, und wenn wir auch davon absehen wollten, dafs damit die Autorität des Herodot, welcher Devaux im einzelnen fast ängstlich folgt, in den Hauptzügen über den Haufen geworfen wird — auch bei dieser Vermutung bleibt die gänzliche Mutlosigkeit und schleunige Rückkehr der Perser nach dem unglücklichen Kampfe eines Heeresteiles ein Rätsel. Wenn aber Devaux in der Überlieferung Herodots aufser den von Curtius erhobenen Bedenken bezüglich des Schweigens über die Thätigkeit der Reiter und der raschen Einschiffung ein drittes findet und fragt, wie es sich denn erkläre, dafs die Perser nicht sofort nach der Landung sich der aus der Ebene führenden Défiléen bemächtigten, so geht doch aus Herodots Bericht deutlich hervor, dafs dies deshalb nicht geschah, weil die Perser zunächst den Kampf in der marathonischen Ebene aufnehmen wollten, und aus diesem Grunde auch die rasch anrückenden Athener nicht hinderten, die Höhen und Pässe zu besetzen.

Auf welche Weise kann der Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur an unseren Studienanstalten methodisch und systematisch betrieben werden?

VIII.

Im letzten Studienjahr des Gymnasiums, das die gleiche Lehrstundenzahl für den Unterricht in deutscher Sprache und Literatur bietet wie die Vorklasse, soll der Lehrer, wenn irgend thunlich, zwei Stunden der Stilistik widmen. Es wird mir zwar entgegengehalten werden, dafs dann in der einzigen noch übrigen Lehrstunde Lektüre, Literaturgeschichte und der mit dem Deutschen in engste Verbindung zu bringende Unterricht in der philosophischen Propädeutik (formale Logik und empirische Psychologie) unmöglich könne bewältigt werden. Allerdings wäre diese Aufgabe auch von dem gewandtesten Lehrer bei denkbar günstigstem Schülermaterial nimmermehr zu lösen, wenn die schriftlichen Stilübungen nicht die anderen Abzweigungen des Deutschunterrichts, und diese hinwiderum die ersteren gewissermafsen unterstützend ergänzen müfsten.

Als praktischer und wohlwollender Schulmann wird man in diesem Lehrjahre zunächst mit den Anforderungen, welche die Maturitätsprüfung an die abgehenden Schüler stellt, zu rechnen haben, und weil denn, allerdings mit vollstem Recht, die Qualität der Bearbeitung des Prüfungspensums aus dem Deutschen unter Umständen sogar den Ausschlag für das Prüfungsresultat geben kann, so wird es weder eine Studienbehörde noch ein Lehrgenosse befremdlich finden oder gar rügen, dafs der Abiturient nach dieser Seite hin noch tüchtig eingeschult werde, damit er eine wenigstens befriedigende Absolutorialarbeit liefern könne. Abgesehen aber von diesem äufserlichen Zweck mufs der vom Gymnasium Abgehende mit aller Energie angeleitet und angehalten werden, jede Unklarheit in beziehung auf Einheit und Gliederung des stofflichen Substrates zu vermeiden, oder wo er sie bekundet hat, auf einen didaktischen Wink hin sich sofort ihrer bewufst zu werden. Hier kann ich nicht umhin, die treffenden Worte von Max Zöller (Über die Behandlung des deutschen Aufsatzes) zu citieren: „.... Eine blofse Aufzählung des Einzelnen genügt also nicht, sondern es bedarf einer aus der Natur der Sache sich ergebenden Aufzählung der in grund und folge sich verhaltenden Einzelnteile. Somit gibt die Einteilung blofs äufserliche Einheit, die Entwicklung organische Einheit. Somit ist Division und Partition noch nicht Disposition, sondern kann nur Grundlage einer solchen sein. Die Division ist also nur die äufsere Einteilung des Stoffes. Soll dieselbe zugleich ein Schema für die innere Gliederung desselben, also für die Disposition, sein, so mufs sie so angelegt sein, dafs sie die innere Gliederung oder Entwickelung nicht hemmt; die Division wird erst dann zur Disposition, wenn die Stoffe auch innerlich diesem Schema sich fügen. Die Einteilung mufs also so angelegt sein, dafs die Mittelstufen wirklich die Vermittlung zwischen den Hauptteilen bilden und zwar derart bilden, dafs jeder einzelne Begriff zugleich Wirkung des vorhergehenden und Grund des folgenden sei. Da demnach die Disposition stets den Zielpunkt oder den Zweck des Aufsatzes im Auge haben und zu diesem Zweck einen bestimmten geordneten Weg zur Erkenntnis eines Objekts wählen mufs, so kann nicht die Division eines beliebigen aufserhalb der Sache liegenden Begriffs oder die eines zufälligen Merkmals, sondern nur die Einteilung eines dem Wesen des darzustellenden Objekts entsprechenden Begriffs eine die Entwicklung nicht störende Unterlage der Disposition bilden". Ich citiere diese Worte, nicht als ob das in ihnen niedergelegte Prinzip so ganz ex abrupto erst in der Oberklasse einzuhalten wäre, aber dafs es in diesem Lehrkurse unbedingt geboten sei, dasselbe entschiedener zu realisieren als bei den stilistischen Übungen der vorhergehenden Klassen, diese Überzeugung hat sich mir siegreich aufgedrängt.

Die Stoffe zu Aufsätzen, welche in der obersten Klasse des Gymnasiums zur Bearbeitung vorzulegen sind, werden sich nach meiner und wohl der meisten Lehrgenossen Erfahrung am geeignetsten in nachstehen-

der Weise verteilen lassen: Im I. Quartal sind es noch historisch-abhandelnde Aufsätze vielleicht mit völkerpsychologischen Momenten, im II. literaturgeschichtliche, im III. ethische, im IV. philosophisch-ästhetische. Ferner habe ich es bewährt gefunden, dafs der Schüler durchschnittlich etwa je drei Dispositionen (ziemlich detaillierter Natur) entwerfe, bis er einen disponierten Stoff durchführe. In welcher Weise jedoch zu diesem Behufe die beiden ersten Wochenstunden mögen ausgefüllt werden, dürfte nunmehr ganz dem freien Ermessen des Lehrers anheimgestellt sein, obwohl ich für meine Person selbst hiebei einer vielleicht pedantisch scheinenden Exaktheit mich befleifse.

Als praktische Stoffe für die Aufsätze der 1. Kategorie habe ich allenfalls zu verzeichnen:

1. In welchem Lichte erscheint die Menschheit, wenn wir sie im Spiegel der Geschichte schauen?

2. Wer sich selbst besiegt, hat den gröfsten Feind bezwungen. (Zunächst an der Hand der Geschichte nachzuweisen).

3. Der Wert der Geschichte:
   a) Bild der Vergangenheit;
   b) Schlüssel der Gegenwart;
   c) Spiegel der Zukunft.

4. „Per aspera ad astra“ soll an einer beliebigen Periode der politischen oder Kulturgeschichte Griechenlands, Roms oder Deutschlands erwiesen werden.

5. Das Horaz'sche „Est modus in rebus, sunt certi denique fines,
Quos ultra citraque nequit consistere rectum.
an einigen Beispielen der Universalgeschichte zu erweisen.

6. Man suche den lehrreichen Gehalt des allbekannten Spruchs „Principiis obsta!“ durch die Geschichte darzuthun.

7. Welche Bürgertugenden machen einen Staat glücklich?

8. Bedeutung Siziliens für die Römer.

9. Inwieferne können glücklich bestandene Gefahren die höchste Wohlthat für die Völker werden?

10. Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n“ soll in Form eines abhandelnden Aufsatzes zunächst unter Berücksichtigung der bayerischen Geschichte bearbeitet werden.

11. „Das ist der Fluch der bösen That, dafs sie fortzeugend Böses mufs gebären“ ist an einer geschichtlichen Episode des Mittelalters zu erweisen.

12. Die Weltgeschichte ist eine treffliche Lehrerin, findet aber wenig gelehrige Schüler.

13. „Das Gemüt erficht den Sieg, nicht die Gewalt der Arme“ werde durch die deutschen Befreiungskriege bewiesen.

14. Über den Beruf der germanischen Völker zur Umgestaltung der alten Welt (etwa nach folgender Disposition):

Exordium: Versunkenheit der alten Welt.

A.

Argumentatio: Die Germanen waren:

1) körperlich,
2) geistig

zur Umgestaltung befähigt.

B.

Stiftung germanischer Reiche auf römischem Boden.

C.

Neue Verhältnisse in:

a) politischer,
b) sozialer,
c) religiöser Beziehung.

D.

Sprache und Poesie.

15. Inwiefern hat Napoleon I. mit seinem Ausspruch „Ein grofses Unglück setzt fast immer eine grofse Schuld voraus" sich selbst das Urteil gesprochen? —

Zu den Aufsätzen der 2. Kategorie wähle ich ausschliefslich Themata aus der einschlägigen Schul- und Privatlektüre, so dafs nur ähnliche[1]) wie die nachstehenden zur Ausführung kommen:

1) Antonio bei Goethe (Tasso).
2) Worin fehlt Antonio gegen Tasso? Wodurch macht er hinterher seinen Fehler wieder gut?
3) Orestes und Pylades bei Goethe.
4) Thut Iphigenie recht, das Leben des Bruders und des Freundes aufs spiel zu setzen?
5) Charakter des Thoas.
6) Neoptolemus bei Sophokles und Iphigenie bei Goethe.
7) Die exponierenden Momente des 1. Aktes der „Iphigenie."
8) Wie äufsert sich die sittliche Macht reiner Weiblichkeit an Iphigenie in subjektiver und objektiver Wirkung?

---

[1]) Ich fürchte hiebei nicht, was Wendt, wenn er glaubt, dafs alles was z. B. die Schüler über Ideengehalt und Charakter von Goethes „Tasso" zu sagen haben, fast durchweg dem Lehrer nachgesprochen oder aus Büchern geholt sein werde. Freilich mufs ich hinwiderum Zöller beipflichten, wenn er also sich ausläfst: „Das gedankenlose Nachplappern erzieht zur Phrase und damit zur Unwahrheit und Dünkelhaftigkeit. Ich rechne dahin Themata wie: Die allgemeine Charakteristik der Klopstockschen Poesie; Ist Sokrates ein tragischer Charakter? etc. zu den verfehlten".

9) Welche Bedeutung hat Klopstock für die Entwicklung der Literatur?
10) Dafs Lessing zur Wiedererweckung des nationalen Sinnes beigetragen habe.
11) Über Lessings Verdienst um das nationale Drama.
12) Die dramatische Idee der „Jungfrau von Orleans".
13) Die Hauptcharaktere in diesem Stücke etc. etc.

Zu Bearbeitungen von Aufsätzen der 3. Kategorie dürften sich etwa Substrate eignen wie folgende:

1) Nicht in die ferne Zeit verliere dich:
Den Augenblick ergreife, der ist dein!

wozu Hartung (Themata etc.) eine ziemlich glückliche Disposition macht.

2) Wer mit dem Leben spielt, kommt nicht zurecht:
Wer sich nicht selbst befiehlt, bleibt immer Knecht.
1) Was heifst: „Mit dem Leben spielen"?
2) Grund davon?
3) Folgen.
a) Man kommt mit nichts zurecht;
b) Man erwirbt zwar mancherlei, aber nichts Rechtes und Ganzes;
c) Man ist andern so wenig wie sich selbst getreu;
d) Man ist nicht allein der Knecht seiner Launen, sondern mittels dieser Launen auch der Knecht der andern.
4) Schlufs. „Jedem redlichen Bemühn sei Beharrlichkeit verliehn":
(τῆς ἀρετῆς ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν.)

3. Des Menschen Seele gleicht dem Wasser etc.

4. Die Würde der Wissenschaft.

5. Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt, ist ein Barbar, er sei auch wer er sei (Tasso V, 1).

6. Kenntnisse sind der beste Reichtum.

I.
Exordium.

A. Definition von Reichtum.
B. Verschiedenartigkeit des Reichtums:
a) an Geld und Wertpapieren,
b) an Gebäuden,
c) an liegendem Gut:
α) Acker-
β) Wies-
γ) Waldland,
d) an Steinbrüchen, Bergwerken, Wasserbesitz, Fabriken und industriellen Etablissements etc.

II.
Propositio.

III.

Argumentatio (Probatio).

A. Rationaler Beweis:

a) Definition von Kenntnis.

b) Vorteile der Kenntnisse.

α) Der sicherste Reichtum; denn er birgt:

1) eine menschenwürdige materielle Stellung,

2) schützt gegen Elementarereignisse,

3) gegen Habsucht,

4) gegen Böswilligkeit,

5) gegen unglückliche Verhältnisse.

β) Der würdigste; denn er wird erworben:

1) mit dem Geiste und führt ebendeshalb

2) in intellektueller und ethischer Hinsicht einer edlen Menschlichkeit entgegen.

B. Induktiver Beweis:

a) aus der Geschichte und zwar der

α) alten,

β) mittleren,

γ) neuen.

b) aus dem täglichen Leben.

IV.

Argumentatio (Refutatio).

a) der gewöhnlichen Einwände,

b) der etwa noch zu erhebenden.

V.

Rekapitulation der Beweisführung.

VI.

Abschlufs (didaktisch).

7. Über die ethische Wirkung der freien schönen Künste etwa nach folgender Disposition:

I. Sie haben die hohe Bestimmung, das Herz des Menschen

a) zu erfreuen,

b) zu beruhigen,

c) zu erheben,

d) zu begeistern.

Diesen Zweck wollen sie erreichen:

1) durch künstlerisch im Geiste erzeugte Idee;

2) durch äufsere Form der Darstellung dieser Idee.

II. Sie haben den Geist zu veredeln

a) ästethisch;

b) sittlich.

Dafs diese und ähnliche Stoffe zuerst mehr oder minder besprochen werden müssen, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

Für die ethischen Themen habe ich nachstehendes Schema höchst brauchbar gefunden:

1) exordium a contrario;
2) propositio;
3) expositio;
4) probatio;
   a) ex ratione,
   b) per inductionem,
   c) per analogiam,
   d) per testimonia.
5) enumeratio;
6) conclusio.

Zu Stoffen der 4. Kategorie benütze man ausschliefslich die ästhetisch-philosophische Lektüre und die nur dadurch nutzbar zu machende philosophische Propädeutik. Wenn Kollega Nicklas mit recht betont, dafs „diejenigen philosophischen Disziplinen, die mit dem deutschen Unterricht in der Prima verwachsen sind, nur in innigster Verbindung mit der Lektüre zur Darstellung gebracht werden sollen", und hierin mit Schneider (ein Lehrplan für den deutschen Unterricht in der Prima höherer Lehranstalten) übereinstimmt, so gehe ich noch einen Schritt weiter und behaupte, dafs man die Grundlehren empirischer Psychologie und formaler Logik und die Applizierungen derselben auf das Leben vornehmlich zu schriftlicher Verarbeitung verwerten, beziehungsweise durch diese erweisen solle, obwohl ich nicht in abrede stellen will, dafs auch schon ein Erkleckliches gefördert sein wird, wenn man die „rhetorisch-logischen Inventionsübungen", die durch den Betrieb der Propädeutik vorgenommen werden, zur Disposition von allgemeinen Themen, wie sie sich für Disputierübungen eignen, verwenden lassen.

Mit grofser Genugthuung ersehe ich aus dem Programme von Vigelius (Frankfurt a/O., Ostern 1881), dafs der von so manchen Fachgenossen geteilte Wunsch, es möchten unmittelbar aus der praktischen Führung des Deutschunterrichtes Beiträge zur methodischen Behandlung dieses Unterrichtszweiges geliefert werden, seiner Realisierung entgegengeht. Vigelius nun meint, jeder Lehrer der Prima solle das Thema selbst sorgfältig arbeiten und so an einem relativ mustergiltigem Beispiele dem Schüler zeigen, wie er die Sache anzufassen und auszuführen habe. Dafs deshalb vorausgehende Besprechungen nicht ausgeschlossen seien, brauche kaum erinnert zu werden.

Die Proben nun, die der Verfasser selbst gibt, sind allerdings dazu angethan, dem Schüler unserer Oberklassen vorbildlich vor Augen zu führen, wie er das rohe Material zu beherrschen und innerhalb welcher

Grenzlinien er sich allenfalls zu bewegen habe. Aber freilich läfst dieser Vorschlag den nicht unbegründeten Einwand zu, dafs es den meisten Lehrern gemeiniglich an Zeit dazu fehlen werde. Ich meine nun, auch diesem Mifsstande könnte begegnet werden, wenn die nach meiner Erfahrung ziemlich nutzlosen schriftlichen Korrekturen sämtlicher Hausarbeiten auf ein weit geringeres Mafs reduziert, und dadurch für eigene Elaborate die nötigen Stunden gewonnen würden.

Die dritte Wochenstunde benütze ich in alternierender Weise derart, dafs die eine der Lektüre, die andere der Literaturgeschichte gewidmet wird.

Was die erstere betrifft, so beschränke ich mich auf einige philosophisch-ästhetische Abhandlungen von Schiller, Lessings „Laokoon", einige Exkurse aus Herders historisch-philosophischen Schriften. Als poetische Lektüre halte ich für unbedingt notwendig Goethes „Tasso" oder dessen „Iphigenie"; Schillers „Jungfrau von Orleans"; Lessings „Emilia Galotti"[1]) oder „Nathan der Weise" können unter Umständen ebenfalls zur Schul- oder Privat-Lektüre gewählt werden. Wenn ich den Kreis so enge ziehe, so geschieht es infolge meiner vieljährigen Erfahrung, dafs man in den höheren Kursen und zumeist in der obersten Klasse des Gymnasiums sich redlich abzumühen hat, will man nur den genannten Werken gerecht werden. Dafür wird man allerdings auch die Genugthuung erfahren, dafs die Mehrzahl sogar der Durchschnittsschüler selbst die schwierigeren Partien erfassen und nicht nur den Gedankenbereich wesentlich erweitern, sondern auch das so gewonnene Gut bei stilistischen Arbeiten zu verwerten weifs. Die mafslosen Anforderungen neuerer Fachmänner, unter denen namentlich der sonst verdienstvolle Schneider[2]) genannt werden mufs, sind in diesen Blättern mit ebenso praktischem Blicke als entschiedenem Freimut zurückgewiesen worden[3]).

Die Literaturgeschichte betreibe man ganz ebenso wie in der vorausgegangenen Klasse und mache die epochebildenden Literaturverhältnisse zu Haltpunkten, an denen man wie von einer Zinne aus die abgelaufenen Zeitperioden überschauen mag. Vielleicht dürfte es die Lehrgenossen einigermafsen interessieren, zu erfahren, bei welchen Autoren ich etwas länger verweile und welche Schriftwerke oder Teile derselben ich gelegentlich des Unterrichtes in der Literaturgeschichte den Schülern vorführe und unter Umständen mit den Schülern selbst durchgehe. Nach sorgfältiger Behandlung der Meistersingerzeit unter entsprechender Abwägung der

[1]) Vgl. „Lessings Emilia Galotti als Lektüre für Prima" von Gymnasiallehrer Julius Rohleder: Programm des Gymnasiums zu Stargard 1881.

[2]) Otto Schneider, ein Lehrplan für den deutschen Unterricht in der Prima höherer Lehranstalten. Bonn. Weber. 1881.

[3]) Ein Lehrplan für den deutschen Unterricht in der Prima von Jos. Nicklas. XIX. Bd. 1. Heft dieser Blätter.

Licht- und Schattenseiten derselben müssen die Schüler mit Hans Sachs wenigstens soweit vertraut werden, dafs sie einige Fabelschwänke, scherzhafte lehrreiche Erzählungen, und wenn thunlich, eine dramatische Leistung kennen lernen. Von Luther, als dem Begründer der neuhochdeutschen Schriftsprache, lese man einige der populärsten geistlichen Lieder sowie seine „Frau Musika", desgleichen die instruktiveren und Denk- und Gefühlsweise des Mannes besonders charakterisierenden Stellen etwa aus der Predigt: „Wie man die Kinder zur Schule halten solle". Hierauf zeichne man die Übungsperiode und die Epoche der schlesischen Dichterschulen, aus denen die Charakterköpfe eines Simon Dach, Andreas Gryphius, Friedrich von Spee, Opitz, Fleming besonders hervorzuheben sind. Lesen wird man mit den Schülern einiges aus der umfangreicheren Trostdichtung Opitzens, von Fleming das Sonett „auf den Tod Opitzens" und seine eigene Grabschrift, von Dach das innig empfundene Lied auf die Freundschaft und sodann zu der Vorbereitungszeit der wiedererwachenden Blüte unserer Nationalliteratur eilen, wobei auf den gelehrten Dichter Albrecht Haller ein besonderes Augenmerk gelenkt werde, und von dessen Lehrgedichte „die Alpen" wenigstens der Eingang (etwa 200 Verse) durchzunehmen ist. Der an sich nicht erquickliche Streit zwischen der Gottsched'schen Schule und den Anhängern Bodmers und Breitingers mufs der Vollständigkeit halber behandelt, und darf hiebei nicht der moderne Fehler begangen werden, die Schweizerrichtung auf Gesamtkosten des Leipziger Professors einseitig zu verhimmeln, sondern die unleugbaren Verdienste des letzteren müssen eine objektive Würdigung erfahren, so kräftig man das Prinzip Gottscheds und seine Schule als der wahren Dichtung zuwider bekämpfen mag. Der Halle'sche Dichterbund finde eine kurze Darlegung.

Mit Klopstock beginne der Lehrer der Oberklasse eingehendere Vorträge und verlange von den Schülern eine sorgfältige Präparation für den Hymnus „Frühlingsfeier", „Die beiden Musen", „Auf den Eislauf", „Der Zürchersee" und für den 3. Sang der Messiade. Von Herders Schriften brauchen nur ganz wenige mehr gelesen zu werden, da während der zwei oberen Gymnasiallehrjahre ohne Zweifel das eine oder das andere Stück aus des Dichters gelehrter Prosa und seinen didaktisch-epischen Gedichten bereits zur Kenntnis der Schüler gebracht worden sein mufs. Auf den spanischen Romanzenzyklus „Der Cid" kann nunmehr (vgl. XIX. Bd. 1. H. S. 9!) näher eingegangen werden. Aus Wielands immerhin hochpoetischem „Oberon" soll eine passende Auslese getroffen werden, was allerdings im Hinblick auf die nicht selten lüsterne Denk- und Schreibweise kein leichtes Stück Arbeit ist. Aus seinen „Abderiten" sowie aus „Agathon" mögen einige durch geschmeidige Darstellung besonders glänzende Partien gelesen werden, auf dafs die Schüler die feine Urbanität der Wieland'schen Sprache kennen lernen.

Was nun Lessing betrifft, so suche ich mit möglichster Wärme seine unschätzbaren Verdienste um die nationale Unabhängigkeit unserer Literatur namentlich im Drama zu würdigen, ohne jedoch mit serviler Blindheit an einzelnen Schwächen und Vorurteilen des grofsen kritischen Meisters vorüberzugehen. Weil ich bereits bei Besprechung der Lektüre der III. und dieser Klasse auf die epochemachenden Werke Lessings aufmerksam gemacht habe, die der Schüler einer humanistischen Anstalt kennen soll, so halte ich es nicht für nötig, mit der literaturgeschichtlichen Würdigung noch weitere Lektüre zu verbinden. — Nach einer kurzen Darlegung jener hochbedeutsamen Periode, die der Göttinger Dichter-(Hain)Bund repräsentiert und die mit dem Namen der „Sturm und Drangperiode" bezeichnet wird, biete ich einen raschen Einblick in Vossens idyllisches Epos (Bürgers Balladen kennt der Schüler ohnehin, und es bleibt höchstens noch „Lenore" zu lesen) und eile zu der Glanzperiode Goethe—Schiller. Von diesen beiden Heroen mufs der abgehende Gymnasiast eine möglichst unparteiische Biographie und Charakteristik mit sich ins Leben nehmen, weshalb hier das Kompendium eines gewöhnlichen Leitfadens nicht ausreicht, sondern der Lehrer, nach den Forschungen der Neuzeit, ohne minutios zu werden, reichere Ergänzungen zu geben hat. Namentlich darf er es nicht vergessen, die einzelnen Werke immer in ihrem genetischen Zusammenhange und mit Hinblick auf die jeweiligen Lebensverhältnisse der beiden Dichter zu besprechen. Nachdem von Schillers Prosa bereits diejenigen Schriften bezeichnet worden sind, die gelesen werden sollen, erübrigt beim literaturgeschichtlichen Unterricht aus Göthes „Wahrheit und Dichtung", sowie aus dessen Roman „Wilhelm Meister" geeignete Partien zu lesen. — Von der sogenannten nachklassischen Literatur behandle man Jean Paul, Tiedge, die beiden Schlegel, Tieck, Brentano, Kleist, Chamisso, Eichendorff, Körner, Rückert, Uhland und Platen mit thunlicher Sorgfalt und schliefse mit Heine, Anastasius Grün, Lenau, Freiligrath, Emanuel Geibel und Hermann Lingg ab, wobei man noch einen flüchtigen Ausblick auf die neuere und neueste Literatur gewähren mag. Alles Weitere ist nicht nur unnötig, sondern überhaupt nicht zu ermöglichen, wenn nicht die Festigung des Vorausgehenden erheblich geschädigt werden soll. Die Kenntnis der Erzeugnisse der neuesten Literatur mufs der junge Mann selbst sich zu verschaffen suchen; die Schule kann und darf es nicht, ohne ihrer Bestimmung, nur von der Zeit Erprobtes und literaturhistorisch Bedeutsames zu vermitteln, ungetreu zu werden. —

Die mündlichen Vorträge in der Oberklasse haben ausschliefslich selbstgefertigte Themen aus den einschlägigen vier Bereichen zum Substrate; die Maifeier sowie der an den meisten Studienanstalten Bayerns festlich begangene Jahresschlufs gibt den strebsamen Abiturienten auch Gelegenheit, sich vor einem gröfseren Auditorium in einem längeren Vortrage hören zu lassen.

In der nächsten Nummer dieser Blätter werde ich noch ein Nachwort zu diesen meinen Auslassungen über System und Methodik des deutschen Unterrichts mir erlauben.

Regensburg. Dr. Karl **Zettel**.

Ὁμοιότητες
in Ciceros rhetorischen Schriften und den lateinischen Rhetoren.
II.

de inventione l. I.

§ 17 Ex comparatione in qua per contentionem utrum potius aut quid potissimum sit quaeritur: so die Hdschr. s. IX. Rh. Lt. 193, 15 (Victorinus) ebenso, nur utrum potius an quid potissimum sit; ferner haben Rh. Lt. 497, 23 (Cassiodor) und 510, 15 (Isidor) utrum p. aut qu. p., ohne sit. Bei Victorinus ist aut statt an unbedenklich herzustellen. Denn einerseits entspricht nicht ein an, wie die Abschreiber[1]) träumten, der Korrespondenzpartikel utrum, sondern quid dem Fragepronomen utrum, und nicht zwei sich ausschliefsende Begriffe werden einander gegenübergestellt, sondern mit aut blos eine Variante derselben ersten Fragestellung angereiht; andererseits ist die Verkennung dieses Gedankenverhältnisses nimmermehr dem logisch geschulten Kommentator zuzutrauen, wohl aber der Oberflächlichkeit der Abschreiber, denen nach utrum nicht aut, sondern an geläufig war. An der Weglassung von sit durch spätere Excerptoren, welche diese dichterische (Ovid. met. III. 721 Illa quis Actaeon nescit) und unciceronische Licenz öfter (siehe Weidner zu I § 34 praef. p. XXIX) gebrauchen, dürfen wir uns nicht stofsen; wiederholt aber müssen wir hervorheben, wie sehr, von den andern in den textkritischen Bemerkungen beigebrachten[2]) sachlichen Gründen abgesehen, die von einander unabhängigen und unsere cicer. Hdschr. an Alter teilweise überragenden drei Rhetorencitate jegliche Wahrscheinlichkeit benehmen, als sei aut quid pot. sit mit Kayser oder aut quid pot. mit Weidner zu streichen.

de inventione l. II.

Nochmals § 69! Cum Thebani Lacedaemonios bello superavissent et fere mos esset Grais, cum inter se bellum gessissent, ut ei qui vicissent tropaeum aliquod in finibus statuerent victoriae modo in praesentia (al. praesentiam) declarandae causa ..., aeneum statuerunt tropaeum. Accusantur apud Amphictyonas, id est apud commune Graeciae consilium (al. concilium): so die Cicero-Hdschr. aus dem 9./10. Jhrh. Die in den T. B. aus sachlichen und sprachlichen Erwägungen behauptete

[1]) Die Ciceroexemplare hatten nicht blos zu Victorinus, sondern auch noch zu Senators Zeiten das richtige aut.

[2]) Dafs Isidor in seiner Rhetorik nicht, wie man insgemein annimmt, aus Cassiodor abschreibt, hat H. Usener Anecdoton Holderi p. 65 erinnert.

Unächtheit des Zusatzes id est apud commune Graeciae consilium, den wohl gemerkt nicht einmal der alte Kommentator zu dem allbekannten Begriff Amphictyonas zu machen für nötig hält, wird, wie man nachträglich bemerkte, vollauf bestätigt durch Rh. Lt. 350, 12 f., wo Albinus die Stelle so ausschreibt: Cum ... superavissent ... tropheum ... in praesentiam (richtig Rh. Lt. 199,21 in praesentia) ... tropheum. Accusantur apud commune Graeciae concilium. Diese Lesung der Albinhandschrift des 9. Jhrh. findet eine befriedigende Erklärung nicht in der Annahme, als sei das Auge des Copisten beim Ausschreiben der Cicerostelle von apud (Amphictyonas) zu apud (commune) abgeirrt, sondern einzig in der Hypothese, die Archetypuslesung bei Cicero apud Amphictyonas sei wenigstens vor unsern beiden divergierenden Überlieferungen mit der Interlinearglosse i apud commune Graeciae consilium versehen worden, eine Erklärung, die dann entweder (wie in den älteren Handschriften von de inv.) neben die erklärten Worte oder (wie in der jüngeren Albinhandschrift) geradezu an ihre Stelle trat. Wie häufig ein derartiges Überlieferungsverhältnis bei textkritischen Arbeiten sich einstellt, ist genugsam bekannt, nicht minder, daſs wir mit der angedeuteten Behandlungsweise einen allgemein anerkannten Grundsatz der Kritik anwendeten.

de oratore l. I.

§ 12 ceterarum artium studia fere reconditis atque abditis fontibus hauriuntur, dicendi autem omnis ratio in medio posita communi quodam in usu atque hominum in more et sermone versatur, ut in ceteris id maxime excellat quod ..., in dicendo autem ... est; Rh. Lt. 420,25 f. ... ut in ceteris artibus ......, in dicendo autem ... sit. Es ist bei Cicero ebenso wenig zu ceteris ein artibus aus dem vorhergehenden ceterarum artium zu entnehmen, um es hinzustellen, als etwa in dicendi autem ratione um der lieben Einförmigkeit willen anzuähnlichen. Das Merkwürdige an der Stelle ist, daſs der Rhetor allein sit richtig sah, dann aber mit den Cicerohdschr. hauriuntur mit dem bloſsen Ablativ verbindet; denn wie schon Ernesti bemerkte, sagt C. stets haurire de (faece, dolio), ab (fontibus) oder ex[1]) (puteo), und ad fam. 6, 6, 9 (s. Sorof) stellte Wesenberg[2]) gegen den Mediceus her Eodem e fonte se hausturum intellegit e quo sit leviter aspersus. Da der Fehler uralt ist und in die Zeit der Majuskeln zurückgeht, so möchte ich es, entgegen der allseits gebilligten Sorofischen Lesung fere e reconditis ..., vorziehen mit Ernesti zwischen den Adjektiven und dem Substantiv, also vor F(ontibus) den Ausfall des E anzunehmen.

[1]) Klotz Wörterb. (1853) führt irrtümlich e fontibus als hdschr.-Lesart an; ebenso falsch ist es, wenn er zu haurire e fontibus anführt Lucret. I 927 u. IV 3, wo es ja beidemal heiſst: iuvat integros accedere fontis atque haurire.

[2]) Georges, sonst so genau, schweigt noch 1879 von beiden Varianten und ihrer nunmehrigen Constituierung.

Gegen den etwaigen Einwand einer Kakophonie von fere reconditis sei bemerkt, dafs auf grund eines zunächst aus Cicero gesammelten umfangreichen Materials, fere e reconditis diese Bezeichnung, mit der man übrigens nicht vorsichtig genug sein kann, mit mehr Berechtigung erhält.

§ 18 quid dicam de thesauro rerum omnium memoria? quae nisi custos inventis cogitatisque rebus et verbis adhibeatur, intellegimus omnia etiamsi praeclarissima fuerint in oratore[1]), peritura. Rh. Lt. 440, 12 (Victor) ... cogitatis inventisque ... praeclara ...; ib. 137, 14 (Augustinus) memoriam et plerique Graecorum et magister M. T. in primis oratori adfirmant necessariam, hoc ut opinor modo: Venio nunc ad th. r. o. m. qu. n. inventis ordinatisque rebus adhibeatur ... praeclarissima ... Auf praeclara des Victor und seines Ausplünderers Albinus ist nichts zu geben, da Augustin, der Zeit nach zwischen ihnen stehend, die gemeinsame Überlieferung der Cicerohandschr. praeclarissima sogar gedächtnisweise noch kennt; andrerseits ist ordinatis des Kirchenvaters weder mit Schütz in den Cicero hineinzutragen, noch mit Kayser conlocatis zu ändern. Cogitare überdenken ist durch die neuesten Editoren genügend belegt und ordinare für die silberne[2]) Latinität als Ersatz des ciceronischen disponere discribere partiri u. s. w. charakteristisch. Wenn Augustin inventis ordinatisque rebus aus dem Gedächtnisse niederschrieb, wie hoc ut opinor modo beweist, so ist nichts leichter als diese Verwechslung des ordinatis mit cogitatis zu erklären: oder ist dem weiland Lehrer der Rhetorik zu Mailand und überhaupt einem, der in die Rhetorik nur hineingeguckt, etwas geläufiger als die Verbindung der Begriffe des Stoffauffindens und Stoffordnens? Auch steht endlich Victor mit cogitatis und der Nichtauslassung von et verbis auf der Seite der Cicerotradition. Und rebus et verbis stellen wir; denn tene rem: verba sequentur.

§ 20 ex rerum cognitione ecflorescat et redundet oportet oratio, quae nisi sit (so die codd. mutili; sint die andern, denen Wilkins folgt; est Sorof gegen die Hdschr.) ab oratore percepta et cognita, inanem quandam habet elocutionem ac paene puerilem. Kayser schliefst quae — puerilem ein, was er sicher unterlassen hätte, wäre ihm das Citat des Victor aus dem 4. Jhrh. bekannt gewesen. Piderit-Adler schreibt gegen alle Überlieferung mit Aldus: ... oratio: cui nisi subest res ab oratore p. etc. ..., da es l. I § 59 heifse: oratio, si res non subest ab oratore percepta et cognita, aut nulla sit necesse est aut omnium inrisione ludatur. Sorof, der mit Piderit richtig (s. eben diesen § 50) erkannte, dafs wegen des folgenden elocutionem habet, das Relativ quae nicht auf das zunächst stehende oratio (Form), sondern auf den in rerum gegebenen Begriff Inhalt, Gehalt, Gedanke sich beziehen müsse, ergänzte die Überlieferung,

[1]) Halms Interpungierung nach fuerint ist unpassend.

[2]) Blos einmal sagt C. partes orationis ordinare; ordinare bei Tacitus bekritteln, heifst T. nach C. ummodeln!

in der von ihm sit zu est geändert ist, zu... oratio; quae nisi est ab oratore res percepta et cognita... Dabei verteidigte er den Wechsel des Numerus bei eben diesem Substantiv (rerum, res) in eben dieser Bedeutung völlig zutreffend mit de or. III. § 125. Die Richtigkeit seiner Vermutung, um einer Zweideutigkeit[1]) der Beziehung von quae vorzubeugen, sei res geradezu einzusetzen, findet erfreulichste Bestätigung durch ein bisher nicht beigezogenes Citat Rh. Lt. 374, 11 wo Victor unsere Stelle also ausschreibt: Cicero ait: ex rerum cognitione efflorescat et redundet (ohne oportet!) oratio: ac (statt quae) nisi res sit ab oratore percepta et cognita, inanem quandam elocutionem existere ac paene puerilem. Die Ungenauigkeiten mit oportet, ac, existere deuten auf Nichtnachschlagen der Stelle beim Citieren hin; nisi res sit als ursprüngliche Schreibung des Ciceroarchetypus anzuerkennen, nehmen wir nicht den mindesten Anstand. Denn für die Änderung des bei Cicero und Victor überlieferten sit in est dürfte § 50 deſshalb nicht beweiskräftig sein, weil dort der bestimmtesten Ausdrucksweise des Wenn-Satzes ein necesse est im Nachsatze entspricht. Logisch scheint sit und est in unserm Satzgebilde gleich möglich; dabei aber die Überlieferung sit so gut gerechtfertigt, wie etwa § 18 memoria nisi adhibeatur -- intellegimus omnia peritura. Nach alldem betrachten wir als erste Lesung: Ex rerum cogitione ecflorescat et redundet oportet oratio: quae nisi res sit ab oratore percepta et cognita, inanem quandam habet elocutionem ac paene puerilem.

§ 150 Stilus optimus et praestantissimus dicendi effector ac magister lautet die Ciceroüberlieferung, die bisher allein bekannt war. Wer kann uns hindern, bei dieser Lesung optimus zum Subjekt stilus zu beziehen, ja sogar die folgenden Worte als erweiternde Umschreibung dem Subjekt angereiht zu erachten, bis wir, erst beim letzten Wort des Satzes angelangt, durch den Mangel eines Prädikates über die Unmöglichkeit unserer Construction aufgeklärt werden? Eine derartige Zweideutigkeit aber darf, selbst in knapp gefaſsten und des Hilfsverbums nicht selten entkleideten Sentenzen, die Sprache naturgemäſs nicht zulaſsen. So und ähnlich mochten Backe und Sorof calculieren, als jener praestantissimust, dieser optimust als ursprüngliche Lesung vorschlug.[2]) Allerdings: greifen wir den Satz aus dem Fluſs des Wortes und der Abfolge der Gedanken, deren Resultat offenbar unsere Sentenz ist, heraus, so kann erst ein wiederholtes Lesen jeden Zweifel über die zu wählende Wortbeziehung benehmen. Hält dagegen der Leser die vorhergehende Periode, die in unserm Satze erst ihre gedankliche Zusammenfassung und rhetorische Ausprägung er-

[1]) Die Bedeutung dieses Arguments, das besonders Nipperdey zu Tac. ann. I 8. mit Recht so entschieden hervorhob, zeigt sich auch de or, I § 150 u. Orat. § 227.

[2]) Kaysers habetur, nach optimus eingesetzt, ist palaeographisch zu unwahrscheinlich.

hält, damit zusammen: Caput est, quod ut vere dicam minime facimus (est enim magni laboris quem plerique fugimus), quam plurimum scribere stilus optimus et praestantissimus dicendi effector ac magister — so kann über Subjekt und Prädikatsnomen und die Zugehörigkeit der Adjektiva zu den letzteren kein Bedenken mehr bestehen. Die Einschaltung des Hilfsverbums verstöfst gegen die Schreibweise Ciceros, der in der Sentenz durch Weglassung der selbstverständlichen Copula die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers auf die sachlich bedeutendern Satzteile zu steigern sucht.[1]) Heifst es de or. I § 257 mit bezug auf unsere Stelle: stilus ille tuus quem tu vere dixisti perfectorem dicendi esse ac magistrum, so beweist das dortige esse für est so wenig, wie perfectorem gegen effectorem[2]). In dieser Ansicht kann uns nur bestärken Rh. Lt. 444, 2 Stilus est, inquit M. T., stilus optimus et praestantissimus dicendi effector ac magister, wo die rhetorische Fassung der Stelle um eine durch den Zwischensatz inquit M. T. hervorgerufene Zuthat des Victor scheint, so dafs das eigentliche Citat erst mit stilus optimus beginnt und in seinem Bestand mit der Überlieferung aller Cicerohdschr. übereinstimmt.

§ 157 Educenda[3]) . dictio est ex hac domestica exercitatione et umbratili medium in agmen, in pulverem, in clamorem, in castra atque in aciem, subeundus usus omnium et periclitandae vires ingenii: so oder usus hominum geben die hier allein erhaltenen codd. mutili. Baiter schon wies auf visus omnium des Victor hin und Madvig stellte visus hominum für Cicero her, das Rh. Lt. 445, 30 im Text noch durch visus omnium verdrängt ist. Und doch zeigen die Worte 445, 8 Orator cui semper in multa celebritate vivendum est assuescere exercitatione maxime debet iam ab adolescentia, non reformidare homines . . ., dafs auch Victor nur visus hominum gedacht und geschrieben hat.

de oratore l. II.

§ 305 Quid? si, quae vitia aut incommoda sunt in aliquo iudice uno aut pluribus, ea tu adversariis exprobando non intellegas te in iudices invehi mediocre peccatum est? Quid? si, cum pro altero dicas, litem tuam facias aut laesus efferare causam[4]) relinquas, nihilne noceas? geben die vollständigen Hdschr.; die verstümmelten: Quid? si qua via aut . . .,

[1]) S. Naegelsbach-Müller Lat. Stil. 6 § 183. 2 A und Seyffert-Müller Laelius Index s. v. Ellipse.

[2]) Sc mit A. Eufsner, der auch der folgenden Auffassung des Victor-Citates zustimmt. Zu esse § 257 vgl. unten Orat. § 213 tu dicere solebas sacram esse rem publicam.

[3]) Victor schreibt das Simplex ducenda, dagegen 431, 27 electis atque illustribus verbis utamur statt Ciceros (de or. III § 150) lectis a. incl. v. ut.

[4]) Sollte nicht que vor rel. ausgefallen sein? Denn causam rel. fafst doch das Vorhergehende blos zusammen und der Nachsatz beginnt erst nach ihm.

ea tu in adversariis exprobando... Quid? ei cum......? Rh. Lt. 444, 24 wird die Stelle von Victor also zerschunden: (Dices tibi ipse contrarium) si qua vitia aut incommoda sint (so!) in iudice, adversario si exprobraris; si cum dicas, ab (so!) altero laesus, litem tuam persequaris, causam relinquas. Offenbar fand auch Victor schon den Schreibfehler qua statt quae vor, der ihn verleitete qua als indefinit zu si zu ziehen und si qua sint zu lesen; dafs er den alter als gegnerischen Redner, nicht als diesseitigen Clienten mifsverstand, ist sein Vorrecht. Mit Halm defshalb pro altero zu korrigieren, sind wir ebenso wenig befugt, als die Lücken aus Cicero zu ergänzen.

§ 306 omnis cura mea solet in hoc versari semper, si possim ut boni efficiam aliquid dicendo; si id minus, ut certe ne quid mali (certe non illud haben sonderbarer Weise die mutili). Rh. Lt, 444, 28 schreibt Victor seinem Leser vor: omnis cura esse debet, ut si quid possis boni, causae (so Halm mit den codd.) efficias; sin minus, certe, ut ait Marcus Tullius, ne quid[1]) mali. Man tilge bei Victor den letzten Buchstaben des Wortes causae, der eine Dittographie des ersten Buchstaben des folgenden efficias ist und nehme causa efficere als Ersatz des ciceronischen dicendo efficere.

de oratore l. III.

§ 155 ut vestis, frigoris depellendi causa reperta primo, post adhiberi coepta est ad ornatum etiam corporis et dignitatem, sic verbi translatio instituta est inopiae causa, frequentata delectationis. Rh. Lt. 431, 32 ut vestis, frigoris repellendi (so!)... dignitatem, sic verbis (so!) translatio instituta est inopia causa, deinde frequentata delectationis. repellere statt depellere und, dem obigen post entsprechend, die Einschaltung von deinde tragen wir dem Victor, sintemalen er hier Cicero ausschreibt, ohne es zu sagen und wissen lassen zu wollen, nicht nach; wohl aber dem Abschreiber des Victor die sinnlose Hinzufügung eines s an (sic) verbi, die nicht unwahrscheinlich auf den rein äufserlichen Umstand zurückzuführen ist, dafs das Vergleichungsglied mit (ut) vestis beginnt.

Rh. Lt. 432, 34 (structura) ne sit hiulca vocalium et maxime longarum crebra concursione, quamquam Tullius[2]) dixit: habet hiatus ille et concursus vocalium molle quiddam et quod indicet non ingratam neglegentiam de re hominis magis quam de verbis laborantis; ne aspera consonantium conflictu (so die Hdschr.!) earum quae sunt asperiores, ut si s. ultima cum . x. confligat. Halm änderte das dem obigen concursione parallele conflictu in conflictio — ohne Grund; denn, vom Zwang der

---

[1]) Also ist die Schreibung der mutili (9. Jhrh.) eine Glosse aus den Zeiten nach Victor.

[2]) Orator § 77: habet ille tamquam hiatus et concursus... laborantis.

Konstruction abgesehen, kommt dieser Ablativ von conflictus ja nicht selten vor in Verbindung mit lapidum, nubium, corporum (bei Cicero), parmarum u. s. w. Das Citat aus Orat. § 77 ist deſshalb neben Quintilians (9, 4, 37) gleichlautendem bemerkenswert, weil Victor Rh. Lt. 438, 13 ohne Nennung der Quelle denselben Gedanken in seine Darstellung also verwebt: (tenue) genus non sit sane nimis expolitum structura nec tamen nimis solutum. Verum tamen callidus non ingratam quandam[1]) neglegentiam simulabit magis de re hominis quam de verbis laborantis. Diese Stelle wurde, wohl in Nichtkenntnis der obigen, vom Züricher H. Meyer fälschlich als die volle Ciceroüberlieferung betrachtet und demgemäſs quandam in den Cicerotext eingeschwärzt.

§ 173 versus in oratione si efficitur coniunctione verborum, vitium est; et tamen eam coniunctionem sicuti versum (so!) numerose cadere et quadrare et perfici volumus. Neque est ex multis res una quae magis oratorem ab imperito dicendi ignaroque distinguat. Rufinus in Gr. Lt. VI, 573, 4 = Rh. Lt. 580, 37: versus...... eam coniunctionem sicuti versum (so Keil; Halm mit weniger guter Hdschr. versuum) numerose cadere... volumus. Neque est ex multis rebus quae magis ... distinguat. Sollte für Cicero aus beiden Überlieferungen zusammen nicht als erste Lesung Neque est ex multis rebus res[2]) una quae... resultieren? Wie dem auch sei, des Rufinus Überlieferung ist, soviel scheint sicher, nicht ciceronische Schreibart, ja ein ganz jämmerliches Geschreibsel, da es doch wenigstens ex multis rebus res quae oder ex multis rebus una quae heiſsen sollte.

§ 182 primum ad heroum nos [dactyli et anapaesti et spondei] pedem invitat; in quo impune progredi licet duo dumtaxat pedes aut paulo plus ne plane in versum aut in similitudinem versus incidamus: Altae | sunt gemi | nae quibus |: wird jetzt gelesen, indem man, wegen des sachlich unrichtigen et anapaesti, auch die je zwei vorhergehenden und folgenden Worte mit Madvig als Glosse einschlieſst und aus den verstümmelten Hdschr., die, im Bund mit Rufinus, sich hier wieder vollständiger als die vollständigen erweisen, in vor similitudinem entnimmt.

1) Orator § 78 (nicht 77) quaedam etiam negligentia diligens est.

2) Vgl. deor. II § 17 ex omnibus verbis Latinis huius verti vim vel maximam semper putavi. I § 149 causa aliqua posita consimili causarum earum. Catil. III § 15 quae supplicatio si cum ceteris supplicationibus conferatur (wo Halm supplicationibus einschlieſst). Der Güte meines hochgeschätzten Gönners Prof. Iwan Müller verdanke ich, auſser dem Hinweis auf Gg. Wichert: Über die Ergänzung elliptischer Satzteile aus korrespondierenden im Lateinischen 2 Teile. Königsberger Gymn.-Progr. 1861 u. 62 (in München mir leider nicht erreichbar!) folgende Belege für diesen Sprachgebrauch: Rosc. Amer. 99 de tribus et decem fundis tris nobilissimos fundos. Verr. V, 178 de veteribus iudicibus novi iudices erunt constituti. ibid. § 28 oppidum esse nullum ne eis oppidis.

Interessant ist, dafs die Verschreibung der codd. mutili des Cicero nec — incidamus in den Gr. Lt. 569, 3 = Rh. Lt. 578, 1 zu nec — incidimus geändert ist.

§ 191 si primi et postremi[1]) pedes sunt hac ratione servati, medii possunt latere, modo ne circuitus ipse verborum sit aut brevior quam aures expectent aut longior quam vires atque anima patiatur. Gr. Lt. VI, 569, 23 = Rh. Lt. 578, 21: si primi et postremi pedes... quam aures expectant... quam vires atque anima patiatur. Da Rufinus patiatur mit den Cicerohdsch. richtig liest, so ist auch im vorhergehenden Parallelglied expectent herzustellen.

München. Th. Stangl.

Zwei Sonette aus dem Italienischen.

Unter den beiden nachfolgenden Sonetten ist das erstere, von Tasso, eines der schönsten und berühmtesten der italienischen Sprache. Zur Zeit seiner Entstehung wurde es nach den Andeutungen der Mitlebenden wahrhaft vergöttert. Aus diesem Grunde allein schon hielt man es der Mühe wert, es wiederzugeben und einen, wenn auch noch so schwachen Versuch der Übertragung ins Deutsche zu wagen. Ob dies schon früher geschehen, ist dem Übersetzer unbekannt. Das zweite, von Melchiori Opitergino auf Tasso selbst und einen ihm gleichzeitigen Dichter, Camillo Camilli, verfafst, soll dem letztern bei dem italienischen Publikum zur Empfehlung seines Werkes „Cinque canti, aggiunti al Goffredo del Signor Torquato Tasso" gereichen. Diesem letztern Dichtwerke (beiläufig bemerkt, von fast gleicher Verszahl wie Voltaires Henriade) ist das Sonett vorgedruckt, und da der Verfasser dieser Zeilen Camillis Dichtung selbst übertragen und auch einen Teil derselben als Schulprogramm seinerzeit veröffentlicht hat, so konnte er dem Reize nicht widerstehen, auch das Sonett wo möglich in deutsches Gewand zu kleiden.

Der Zweck der Veröffentlichung des Sonetts aber in diesen Blättern ist, die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf den fast ganz vergessenen Dichter „Camilli" selbst sowohl, als auch auf die Übertragung seines Werkes zu lenken.

In der äufseren Form unterscheiden sich beide Sonette dadurch von einander, dafs das Tasso'sche in den Terzinen die Reimstellung a b c — a b c, das Melchiori'sche dagegen die von a b a b a b $\binom{a\ b\ a}{b\ a\ b}$ hat. Die letztere Folge scheint für das deutsche Ohr fühlbarer und ihm angemessener.

---

[1]) illi schalten nach postremi blos die jüngeren Hdschr. ein.

1. **Tassos** Sonett auf Lucrezia von Urbino.

Negli anni acerbi tuoi purpurea rosa
Sembravi tu, che a'rai tepidi all' óra
Non apre il sen, ma nel suo verde ancora
Verginella s'asconde e vergognosa:

O piuttosto parei (chè mortal cosa
Non s'assomiglia a te) celeste Aurora,
Che le campagne imperla e i monti indora,
Lucida in ciel sereno e rugiadosa.

Or la men verde età nulla a te toglie;
Nè te, benchè negletta, in manto adorno
Giovinetta beltà vince o pareggia.

Così più vago è il fior poi che le foglie
Spiega odorate; e il sol nel mezzogiorno,
Vie più che nel mattin, luce e fiammeggia.

In deinem Frühling eine Purpurrose
Erschienst du, die noch nicht dem lauen Strahl
Den Kelch erschlofs, nein, jungfräulich zumal
Und keusch sich barg im grünen Blätterschofse:

Vielmehr du schienst (denn keinem ird'schen Loose
Vergleicht man dich) wie Frührot, das im Thal
Thauperlt und Berge färbt in Goldopal,
Am Himmel leuchtend, feuchtend niedre Moose.

Nun hat die Sommerzeit[1]) dir nichts benommen,
Noch kann dich, ungeschmückt, im Prachtgewande
Die schönste Maid besiegen noch erreichen.

So ist die Blume schöner, wenn entkommen
Ihr Duft dem Blatt; und Mittagssonnenbrande
Ist Morgen-Licht und -Glut nicht zu vergleichen.

2. **Franzesco Melchioris** Sonett auf Torquato Tasso und Camillo Camilli.

Torquato, Te[2]) c'hai di Sirena il Canto,
D'Aquila il volo, e'l nome si felice,
Che si rinova a guisa di Fenice,
Mentre rinovi il prisco Acquisto Santo,

[1]) Die Fürstin stand, als Tasso ihr dieses Sonett widmete, bereits im vierzigsten Lebensjahre.

[2]) Die Orthographie richtet sich ganz genau nach der Ausgabe des Goffredo und der Cinque Canti, In Lucca per Salvat. e Giandom. Marescandoli 1758.

Segue Cigno sublime, e poggia tanto
In alto, che salir più su non lice:
Onde ciascun, che 'l mira intento, dice,
Che di gir teco Ei sol fra tutti ha 'l vanto.

Grádisci illustre ardir, Dedalo vero:
Che siccome a tua glória il Ciel sortillo,
Così da te non mai torce il sentiero.

Odo io di lui tal grido, e lieto udillo
Quell' altro ancor, non pur questo Emispero,
Che suona intorno sol Tasso e Camillo.

Torquato, dir, der im Gesang Sirenen,
Im Flug dem Adler gleicht, des Ruhm erklingt
Nach Phönix' Art, der ewig sich verjüngt,
Seit du erneut des heil'gen Krieges Tönen:

Dir folgt ein Schwan, da wo sich Räume dehnen,
In die hinauf nicht leicht ein andrer dringt;
Drum spricht, wer dieses schaut: Nur ihm gelingt
Dir gleich zu sein von allen Musensöhnen.

Vergieb, du Dädalus, dies kühne Wagen!
Denn wie zu deinem Ruhm Ihn Gott erkor,
So wird er deinem Vorbild nie entsagen.

Von ihm hör' ich, von ihm hört jedes Ohr
Den Ruf, selbst in die neue Welt getragen:
„Tasso, Camillo" hallt er rings empor.

Zweibrücken. Ph. L. Krafft.

Sophokles' Ödipus Tyrannos für den Schulgebrauch erklärt von Fr. Brandscheid, Gymn.-Conrektor a. D. Wiesbaden, Edmund Rodrian (Th. Hermann. Buchdr.) 1882. 214 S. 8⁰.

Die Ausgabe unterscheidet sich schon äufserlich von einer Schulausgabe; denn die Noten folgen dem Texte nach. Dieselben enthalten aber auch weniger Fingerzeige für die Auffassung und Erklärung einer Stelle als in gröfseren oder kleineren Abschnitten den ganzen Gedankengang, vielfach in der Form wortgetreuer Wiedergabe: die grammatischen und lexikalischen Bemerkungen folgen dieser Darlegung jedesmal nach. Die Idee des Stückes überhaupt hat den Verfasser vor allem beschäftigt. Im Vorwort, einem grofsen Teil der Einleitung und einem Nachwort bemüht er sich nachzuweisen, dafs von einer Schicksalstragödie keine Rede sein könne, und dafs namentlich des Ödipus ὀργιλότης und ῥᾳθυμία stets zu beachten sei, wenn er auch die Ironie des Schicksals nicht ganz abweist. Doch habe ich bei dieser richtigen Auffassung neue Gesichtspunkte nicht gefunden.

In der Kritik und Erklärung verfährt der Verf. äufserst konservativ; Konjekturen hat er nur aufgenommen, wenn sie absolut nicht zu ver-

werfen sind; eine eigene hat er nur Vers 1101 eingesetzt: ἤ σὲ τῶν τις θυγατέρων, die mir aber schon wegen des Metrums unwahrscheinlich dünkt. Über die Frage nach der Richtigkeit der Versfolge V. 216 ff. sagt er kein Wort, und hält die Überlieferung fest. Aber wie bedenklich lautet die Note zu V. 233—243: Den aber, der aus Furcht für sich selbst oder einen Freund nicht gehorcht, den soll niemand aufnehmen etc.! Auch bei den sonstigen schwierigeren Stellen ist durch die Erklärung nichts gefördert. So ist V. 124: „wenn er nicht etwa mit Geld erkauft wurde“ gewiſs nicht richtig; die gewöhnliche Erklärung nach Thuk. 4, 121 ist nicht anzufechten.

Ebenso kann V. 198 τέλει nicht mit διὰ τέλους, ἀτεχνῶς geschützt werden; dgl. V. 287 ἐν ἀργοῖς nicht = ἀργῶς sein. — Nicht minder hart ist die Deutung von V. 525 τοῦ πρὸς δ' ἐφάνθη: „in welcher Stimmung hat er es gesagt?“ hier wird die Änderung τοὔπος nötig sein. — Ohne Verbesserungen kann man auch V. 890 ff. und V. 1090 ff. nicht auskommen; an letzterer Stelle möchte ich für πατριώταν nunmehr vorschlagen: πατέρ' ὥς τιν'; ingleichem erscheint der Versuch die Lesart von V. 1114 zu halten nicht gelungen. — Von Interpolationen will der Verf. gar nichts wissen.

So erachte ich denn die Ausgabe als für die Schule nicht empfehlenswert; sie hat nur Wert für den, der sich über die Handlung leicht und schnell orientieren will.

Schweinfurt. Metzger.

Lehrbuch der griechischen Privataltertümer von Dr. Karl Friedrich Hermann, weiland Professor in Göttingen. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Nach der zweiten, von Karl Bernhard Stark besorgten Auflage umgearbeitet und herausgegeben von Dr. Hugo Blümner, Professor an der Universität Zürich. Freiburg i. B. und Tübingen. 1882. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). XVI, 566 pp. 8⁰. 10 ℳ.

Die erste Auflage der griechischen Privataltertümer K. F. Hermanns erschien im Jahre 1851 mit Einschluſs der Rechtsaltertümer als III. Band des gesamten Lehrbuchs der griechischen Antiquitäten; die zweite Auflage kam in den Jahren 1869—1870 heraus und war von K. B. Stark besorgt worden. Durch die Zusätze des neuen Bearbeiters wuchs das Buch von 360 auf 595 Seiten, wogegen es nunmehr in der dritten, von Hugo Blümner besorgten Ausgabe auf 556 Seiten reduziert worden ist.

Im Gegensatz zu der Bearbeitung in der zweiten Auflage ist die vorliegende einer tief eingreifenden Umgestaltung unterzogen worden sowohl äuſserlich als auch innerlich. Mit Befriedigung gewahrt das Auge jetzt die Anmerkungen unter dem Text und für jede Seite besonders nummeriert gegenüber der früheren Häufung der Zahlen und geringen Übersichtlichkeit dieser Bemerkungen. Vor allem aber ist die kritisch-exegetische Grundlage der Darstellung gründlich revidiert worden. Die erste Abfassung des Lehrbuches fiel in eine Zeit, wo es für die Mehrzahl der Quellenschriftsteller noch keine auf Grund der genau erforschten handschriftlichen Überlieferung methodisch konstituierten Texte gab; jetzt hat die Revision der benutzten Quellenstellen nach dem heutigen Stande der Textkritik, wobei zugleich eine Berichtigung der vielfach durch Druckfehler in den

Zahlen entstellten Citate stattfand, oft auch sachliche Änderungen in der Darstellung zur folge gehabt. Aber auch die seit der letzten Auflage erschienene wissenschaftliche Litteratur hat gewissenhafte Verwertung gefunden; namentlich ist das überaus reiche epigraphische Material, welches durch die Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte zu Tage gekommen ist, nach jeder Richtung für die Neugestaltung des vorliegenden Teiles des Lehrbuches ausgenutzt worden.

Bei allen diesen Umgestaltungen hat es aber der Bearbeiter als seine Pflicht betrachtet, das Eigentum Hermanns möglichst zu schonen und namentlich den Wortlaut seines Textes, soweit dies irgend thunlich, beizubehalten. Doch hat, abgesehen von der selbstverständlichen Änderung, resp. Tilgung dessen, was durch die neuere Forschung als unhaltbar nachgewiesen ist, auch eine Erweiterung des Textes durch Zusätze stattgefunden, welche vielfach auch redaktionelle und stilistische Umgestaltung ganzer Partieen zur Folge hatten. In den Anmerkungen sind aufser den Klassikercitaten auch die Citate aus der neueren Litteratur möglichst revidiert und rektifiziert worden; ebenso wurde eine Anzahl von Anführungen ganz wertloser und veralteter Bücher beseitigt, teilweise offenbar auch deshalb, um Raum für anderes zu gewinnen.

Dafs bei diesem Charakter der neuen Bearbeitung eine äufserliche Trennung dessen, was dem ursprünglichen Verfasser und was dem Bearbeiter angehört, absolut unthunlich wurde, leuchtet allen ein, die, wie wir, einen Vergleich zwischen einzelnen Stellen der I., II. und III. Auflage anstellten.

Die Arbeit Blümners war eine ganz gewaltige; er hat nun aber die griechischen Privataltertümer Hermanns zu einem Werke werden lassen, welches als Epoche machend angesehen werden darf. Bei einem Werke von so eminenter Bedeutung wäre es mehr als kleinlich, an dieser oder jener Fassung des Ausdruckes zu mäkeln oder in der Zusammenstellung des Stoffes tadelnd eine Lücke entdecken zu wollen, wo berechtigte Absicht des Herausgebers zu grunde lag.

Trägt man dem Umstande schliefslich noch Rechnung, dafs der Verfasser in Zürich nicht in der Lage war, eine grofse Bibliothek zur Disposition zu haben, ja überhaupt nur eine beschränkte Zahl von Zeitschriften und neuen Erscheinungen, namentlich des nichtschweizerischen Buchhandels, benützen zu können, so wird man den Wunsch begreiflich finden, dafs die noch ausstehenden weiteren drei Teile des grofsen Lehrbuches der Antiquitäten K. F. Hermanns in ebenso erfreulicher Weise zur Herausgabe gelangen mögen.

Der I. Band, enthaltend die Staatsaltertümer, wird in der neuen Bearbeitung von Arnold Hug voraussichtlich etwa 1884 erscheinen; der II. Band, 1. Abteilung, — Rechtsaltertümer — bearbeitet von Theodor Thalheim, 2. Abtl., Kriegsaltertümer, von Hans Droysen — etwa 1885, der III. Band endlich — 1. Abt., gottesdienstliche Altertümer, von Wilhelm Dittenberger, und 2. Abt., scenische Altertümer, von Albert Müller — soll etwa 1883 erscheinen.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für die Arbeitskraft Hugo Blümners, dafs er mit dem IV. Band in der neuen Gestalt die Serie eröffnen konnte; vivant sequentes!

Holzminden. **G. A. Saalfeld.**

Die Götterlehre der Griechen und Römer oder das klassische Altertum vom religionsvergleichenden Standpunkt aus, von **Lüken.** Paderborn. Schöningh. 1881. XXII und 445 S. 8⁰. Preis 3,60 ℳ.

Schon wieder eine neue Mythologie! Aber keine von gewöhnlichem Schlage, denn der Verfasser hat das Buch geschrieben, „um endlich das rechte Verständnis, wie in dem Heidentum überhaupt, so auch in der klassischen Mythologie mehr herbeizuführen und den grofsen Irrtum, der noch in allen mythologischen Schriften und in den Köpfen der meisten, besonders der philologisch Gebildeten unserer Zeit wuchert, dafs nemlich das Heidentum nur eine von der kindlich-naiven Volksphantasie erfundene Naturvergötterung sei, möglichst zu beseitigen". Das Licht der Offenbarung respective der Uroffenbarung ist „allein das wahre Licht, wodurch die finstern Pfade des heidnischen Urwaldes aufzuhellen und aufzuklären sind". Darum hat es denn der Verf. versucht, „zum ersten male eine religionsvergleichende Darstellung in diesem Sinne von der klassischen Mythologie zu geben". Er macht sich aber seine Sache recht bequem, indem er uns eine herzlich mangelhafte Darstellung der klassischen Mythologie gibt (nach seiner Ansicht freilich „vollständig und genau nach dem Glauben des heidnischen Volkes") und hofft, „dafs so sich der Unterschied wie die Übereinstimmung mit den Lehren der christlichen Urtradition von selbst ergibt". „Wir brauchen dann nur nebenbei auf diese christliche Urtradition. und wie sie ähnlich in andern heidnischen Religionen und Mythen verarbeitet ist, hinzuweisen."

Nach diesen mit des Verfassers eigenen Worten gegebenen Auslassungen bedarf des Buch wohl kaum noch einer ernsthaften Besprechung. Doch zum Ergötzen der Leser eine kleine Blumenlese der Resultate. Zeus, Poseidon und Hades vertreten Adam und zwar Adam im Paradiese, den aus demselben verstofsenen und den dem Tode verfallenen oder auch die drei Noachiden, welche sich in die Herrschaft der Erde teilten. Pallas Athene (die reine, singende Jungfrau), Hera (die Mutter) und Demeter-Persephone (die dem Tode verfallene Erdenmutter) vertreten Eva in ihrem dreifachen Charakter. Apollo entspricht dem biblischen Abel, Hermes dem Seth, Ares dem Kain. Die zu den guten Geistern zählenden Musen stellen die singenden Engel des Paradieses vor. Peleus und Thetis repräsentieren den ersten Sterblichen und die gefallene Frau desselben u. s. w.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, die Auffassung des Verfassers zu charakterisieren. Die Abbildungen sind bis auf eine aus Stolls Mythologie entnommen. —s.

Bibliotheca Gothana. Titi Livii ab Urbe condita liber XXI. Für den Schulgebrauch erklärt von **Franz Luterbacher.** Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1882. IV und 148 S. 1 ℳ 20 ₰.

Diese Ausgabe soll, wie der Verfasser im Vorwort selbst sagt, den Schüler in den Stand setzen, sich ohne zu grofsen Zeitaufwand blofs mit hilfe eines Schul-Lexikons hinlänglich auf den Unterricht vorzubereiten, ohne der mündlichen Erklärung des Lehrers über Gebühr vorzugreifen. Die Einleitung gibt zunächst einige Notizen über Livius und seine Schriften, besonders sein Geschichtswerk, und spricht sich dann speziell in aller Kürze über die wichtigsten Quellen des Livius, über Hamilkar und den Frieden von 241 und über Hasdrubal und Sagunt aus. Text und Kommentar sind den neuesten Forschungen angepafst und letzterer mit Sorgfalt und Umsicht angelegt. Wenn wir gleichwohl da und dort anderer

Ansicht sind und unsere Bedenken gegen das Gebotene nicht zurückhalten, so liegt dies in der Natur der Sache und soll nur dazu dienen, diese und jene Stelle vielleicht einer erneuten Prüfung zu unterziehen.

I, 5 dürfte zu imposito zu bemerken sein Poenis, denen man Sardinien wegnimmt und noch obendrein die Kriegskosten erhöht. Ebendaselbst dürfte die Angemessenheit der Übersetzung von ingentis spiritus durch „hochfahrend" zweifelhaft sein; jedenfalls enthält der Ausdruck keine Andeutung der Selbstüberhebung Hamilkars. Wenn II, 2 zu ut appareret bemerkt wird, es passe nur zum ersten Teil des folgenden Akkus. mit Inf., so ist das nicht richtig. Es ist ganz in der Ordnung zu sagen: Hamilkar zeigte sich in Spanien so, dafs es nicht zweifelhaft war, er würde, wenn er länger gelebt hätte, selbst schon einen Krieg mit Rom begonnen haben, was nachmals Hannibal that. Zu quia — fuerat in II, 7 war zu bemerken: das römische Volk will also der Ausbreitung seiner Herrschaft ein Ziel setzen. Statt in Hasdrubalis locum, das in diesem Zusammenhang allerdings nicht an seinem Platze ist, schreibt Luterbacher dem Sinne entsprechend Hasdrubale mortuo. Wenn IV, 7 quod gerendis rebus superesset erklärt wird, „nur die Zeit, die für seine Geschäfte noch übrig blieb, war der Ruhe gegönnt", so kann dies unmöglich richtig sein. Es handelt sich nicht um die für die Geschäfte noch übrige, sondern für dieselben überflüssige, unnötige Zeit. Zu den Äufserungen des Livius IV, 9 über die ingentia vitia Hannibalis durfte bemerkt werden, dafs hier nicht der unparteiische Historiker, sondern der Römer spricht. Warum IV, 10 agere gerade „anordnen" „befehlen" und nicht wie sonst „ausführen" heifsen soll, verstehen wir nicht. Zu V, 3 quibus oppugnandis — war die Bemerkung am Platz: Hannibal wollte einen Krieg mit den Römern, und da hätte man erwarten sollen, er beginne einen solchen auf dem geraden Wege. Er suchte aber gleichwohl um des Scheines willen einen Umweg. Ebendaselbst ist rerum serie durch den Ausdruck „durch den Zusammenhang der Kriegsoperationen" nicht übersetzt, sondern erklärt. Rerum series ist eben die Reihenfolge. V, 10 liest Luterbacher mit recht peditum agmen, nicht impeditum agmen; denn die folgende Erzählung zeigt deutlich, dafs Hannibal gegen das eigenmächtig in den Flufs sich stürzende Fufsvolk mit gutem Bedacht seine Reiterei gebraucht. Auch V, 13 empfiehlt sich das von Luterbacher aufgenommene At dem Et gegenüber. Die Feinde können nicht schnell genug über den Flufs kommen, weil nach ihrer Meinung damit der Sieg entschieden ist. Aber das geht nicht so schnell, als sie dachten. V, 14 quippe ubi = quippe cum ibi, ubi. VI, 5 begegnet uns der Provinzialismus „überbundene" Aufträge. Wenn ebendaselbst zu adlatum est bemerkt ist „wohl durch eine neue Gesandtschaft von Sagunt", so müfste man hiebei schon an eine dritte Gesandtschaft von Sagunt denken. Davon aber kann keine Rede sein; denn es heifst gleich darauf § 7 exspectandosque ex Hispania legatos. Das sind natürlich Saguntiner. Die Bemerkung zu VII, 2 mixtique erscheint uns als allzu subjectiv und daher überflüfsig. In VII, 7 ist in vi maiore der Komparativ nicht auffällig; es heifst „sie leisteten hartnäckigeren Widerstand als sonst". VIII, 4 setzt Luterbacher dem Sinne entsprechend hinter obeunda das Wort postquam ein. VIII, 5 übersetzt Luterbacher continentibus ruinis „indem eine Bresche neben der andern war". Dies ist nicht richtig; schon der Ausdruck nudaverat urbem zeigt, dafs es sich hier um eine fortlaufende Bresche, nicht um eine Bresche neben der andern handelte. In VIII, 6 ist zu velut si pariter — texisset zu sagen: eigentlich hat der Turm nur die Saguntiner gegen die Punier gedeckt. Die Saguntiner greifen aber jetzt an, als hätte er auch die Punier gegen

sie gedeckt. Der Ausdruck per occasionem partis alterius in VIII, 7 ist zu erklären. Es heifst „wenn der einen oder andern Partei ein glücklicher Zufall, eine günstige Gelegenheit sich bietet.“ VIII, 9 ist vanus = wirkungslos. VIII, 12 heifst arma omitti nicht „den Krieg aufgeben“, sondern einfach „die Waffen wegwerfen“ und es bezieht sich arma auf den Schild, die Hauptschutzwaffe. Wenn IX, 3 zu effrenatarum (so schreibt Luterbacher mit recht) gentium bemerkt ist, Hannibal schützt die Wildheit seiner Truppen vor, die sich an dem Gesandten vergreifen könnten, so ist diese Stelle durchaus mifsverstanden. Was wäre das für ein Feldherr, der sich selbst das Zeugnis ausstellt, er könne Gesandte vor seinen Soldaten nicht schützen! Hannibal sagt vielmehr, er könne den Gesandten bei dem erbitterten Kampfe, an dem sich so viele wilde Völkerschaften beteiligen, kein sicheres Geleite zusagen und wolle sie auch gar nicht mehr hören. In X, 2 läfst Luterbacher das Wörtchen non vor cum adsensu audientium weg und sucht in höchst unglücklicher Weise die Lesart der Handschriften durch eine ganz willkürliche durch nichts angedeutete und gerechtfertigte Auffassung des Wortes audientium zu retten. Er bezieht nämlich audientium nicht auf die Senatoren, sondern auf die Zuhörer, die sich, ohne Senatoren zu sein, einfanden. Diese hätte man so ruhig und ohne Erwiderung schreien lassen sollen? Nein, man hat den Hanno wegen seines persönlichen Ansehens zwar ruhig reden lassen, aber beigestimmt hat ihm, wie man aus XI, 1 ersieht, niemand. X, 5 vestri exercitus steht im Gegensatz zu Romanae legiones. Wie unter vos alle Karthager, nicht blofs die Gegenpartei zu verstehen ist, so sind auch vestri exercitus einfach die punischen Heere. Jetzt, sagt Hanno, belagern eure Heere (weil die Gegenpartei daran schuld ist) Sagunt, bald werden römische Karthago belagern.

Wenn Luterbacher unter den drei Gründen, welche Hanno X, 6 gegen einen Krieg mit Rom anführt, zunächst die Ausdauer des Gegners nennt, so stimmen wir ihm darin nicht bei. Es handelt sich hier nicht um die Ausdauer, sondern um das ruhige, mafsvolle und selbstbewufste Verhalten der Römer, die sich auch nicht durch die gröbste Beleidigung vom korrekten Wege abbringen lassen. Diesen ist natürlich auch Ausdauer zuzutrauen. X, 8: Sed Tarento — non abstinueramus. Zusammenhang: wir hatten im vorigen Krieg einen ganz andern Feldherrn, und doch ging es uns schlecht; denn wir hatten unrecht. X, 9: et id, de quo — ambigebatur, Akkusativ der Beziehung = was die Streitfrage betrifft. X, 11 sed et Hamilc. eo — Zusammenhang: ich hasse den Hamilkar und Hannibal nicht aus persönlichen Motiven, sondern nur weil ich in ihnen die bösen Geister ihres Vaterlands erblicke. X, 12 setzt Luterbacher dem Sinne entsprechend dico hinter nec dedendum solum ein. Ansprechend liest Luterbacher XI 3 stimulat für stimulando. Bei inopia omnium XI 12 ist zunächst und wohl allein an Proviant, nicht an Kriegsbedürfnisse zu denken. Wenn XII, 4 als Motiv für die dort erzählten Friedensunterhandlungen die Rücksicht auf den Leser, der nicht ermüdet werden soll, angegeben wird, so heifst das doch dem Geschichtschreiber ein eigentümliches Motiv unterlegen. In XII, 6 befriedigt allerdings die gewöhnliche Lesart ubi alia vincantur nicht, aber ebenso wenig, ja noch weniger das von Luterbacher aufgenommene tela. In XVI, 1 bezieht sich omnia natürlich nicht auf das Heer vor Sagunt, von dem es sich ja von selbst versteht, sondern auf die Stimmung in Karthago, die durchaus feindlich ist. XVI, 3 ist der Ausdruck imbellem nicht übertrieben; denn es ist hier ja nur von einer momentanen Stimmung, einem bestimmten Verhalten der Belagerung Sagunts gegenüber die Rede. XIX, 11 setzt

Luterbacher vor in Galliam das Wort Narbonem ein. Derselbe liest XX, 1 statt In iis vielmehr Ibi iis, was allerdings dem Zusammenhang durchaus entspricht. XXII, 3 nimmt Luterbacher für ducenti equites aus Polybius trecenti equites. XXII, 5 bieten die Handschriften maritimam oram, was keinen Sinn gibt. Man hat dafür maritima ora oder praeter mar. oram gelesen; Luterbacher schreibt per mar. oram. Unter barbaras sind XXIII, 4 nur die Spanier zu verstehen, nicht das ganze Heer Hannibals. XXVI, 2 lesen wir im Gegensatz zur allgemein aufgenommenen Lesart a consule den Plural a consulibus. XXVIII, 5 bedurfte der Ausdruck sine ulla mole ein Wort der Erklärung. Wenn Luterbacher zu den Worten et ex adverso XXVIII, 2 blofs bemerkt „auch von gegenüber", so ist damit diese nicht so leichte Stelle nicht erklärt. Nach der gewöhnlichen Annahme beabsichtigte Livius eigentlich dem et ex adverso entgegenzustellen et a tergo. Dies scheint uns nicht zuzutreffen. Die Sache ist vielmehr so: die Gallier stehen am Ufer, um dem Feinde nach ihrer Weise Schrecken einzuflöfsen, obwohl sie andrerseits auch Schrecken empfinden. Es heifst et terrebat; denn damals schreckte sie blofs, was sie damals sahen, noch nicht das, was später in ihrem Rücken geschah. Dafs hier von einer Gleichzeitigkeit keine Rede sein kann, zeigt deutlich das Folgende: iam satis paventes. — Die Worte: ut quemque — rapiente in XXVIII, 5 waren zu erklären, denn die Übersetzung: so oft einer trotz seiner Scheu vor der Tiefe — gibt kein Verständnis. Zur Erklärung dienen weiter unten § 12 die Worte quaerendis pedetentim vadis. Die Tiere suchten aus Scheu vor der Tiefe diese zu vermeiden und vada zu gewinnen. Dies gelang ihnen aber nicht immer. XXVIII, 8 und 9 hat Luterbacher ohne irgendwie gewaltthätig zu verfahren, einen recht lesbaren Text hergestellt, doch würden wir es vorziehen, nach acti gar nicht zu interpungieren. XXX, 8 ist migrantium modo der Gegensatz von militum modo. Ganz verunglückt erscheint uns die von Luterbacher XXX, 4 aufgenommene Lesart iuxta in viam ac de via adsueti decurrunt. XXX, 4 dürfte temere initae valles nicht das unbesonnene Betreten von Thälern bezeichnen, denn von einer Unbesonnenheit kann in unserem Fall keine rede sein, als vielmehr von einem Betreten aufs geradewohl zu verstehen sein, wozu sie ja gezwungen waren. XL, 5 sagt Luterbacher zu per viginti annos, eine Lesart, die er beibehält: so hat Scipio sicherlich nicht gesagt. Wer will das behaupten? In XL, 11 ist decuit ohne Grund in decuerit geändert, weil es Livius, aufser in der ersten Dekade, mit dem Konjunktiv verbinde. XLI, 1 vestri adhortandi causa heifst: nur um euch Mut zu machen. Wenn in XLI, 6 zu den Worten utrum alios — ediderit bemerkt ist: Scipio urteilt oberflächlich, und dies dann begründet wird, so erscheint uns dies pedantisch. Man bedenke doch, dafs der Redner kein Historiker ist! Mit unrecht wird in XLI, 14 zu de possessione bemerkt: um den Besitz, welcher erst erworben werden soll (indem der Redner sich in die Zeit des ersten punischen Kriegs zurückversetzt). Es ist vielmehr zu non de possessione Siciliae — erstens obtinenda und zweitens vobis nunc pugnandum est zu ergänzen, so wie zu de quibus das Wort expugnandis zu ergänzen ist. In XLII, 2 bieten die Handschriften legeret et cuiusque. Dafür las man legeret. Ut cuiusque — oder auch legeret et, ut cuiusque; — Luterbacher liest legeret, cuiusque — = et is cuius. — Wenn zu XLIII, 1 dem Geschichtschreiber ungeschickte Darstellung vorgeworfen wird, so halten wir diesen Tadel, über dessen Zweckmäfsigkeit in einer Schulausgabe sich überhaupt streiten läfst, für um so weniger berechtigt, als in den Worten des Livius das gar nicht liegt, was ihn Luterbacher sagen läfst. necessitates in XLIII, 3 bedeutet die Zwangslage, nicht Zwangsmittel, Bedrängnisse. Der auffal-

lende Dativ habentibus in XLIII, 4 ist auch durch Luterbacher nicht befriedigend erklärt. Dafs vor quidquid in XLIII, 6 etwas zu ergänzen ist, darüber kann kein Zweifel herrschen; Luterbacher setzt höchst sinngemäfs nunc ein. Die Bemerkungen zu reges in XLIII, 11 finden wir ebenso willkürlich als überflüfsig. Ebenso überflüfsig ist es, wenn XLIII, 13 bei den Worten ab Oceano von einer rhetorischen Übertreibung gesprochen wird, Hannibal hält ja hier eine Rede und spricht natürlich mit rhetorischer Kunst. Ebenso wenig ist ebendaselbst § 14 ignotus zu beanstanden; Hannibal meint nicht die kriegerische Tüchtigkeit, sondern blofs die Persönlichkeit. Man kennt sich gegenseitig nicht einmal von angesicht zu angesicht. In XLIV, 6 steht der Text nicht fest; der von Luterbacher aufgenommene befriedigt durchaus. Nur liegt kein Grund vor, cessero in decessero zu ändern; denn zwischen bleibender und momentaner Verzichtleistung wird hier nicht unterschieden. Für ganz unstatthaft halten wir dagegen die Lesart, die Luterbacher XLIV, 7 aufgenommen hat. Hier läfst Hannibal in einem fingierten Gespräch zwischen einem Römer und Punier den letzteren an den ersteren die Frage stellen: genügt es dir noch nicht, dafs du mir Sizilien und Sardinien genommen hast? wirst du auch nach Spanien und, wenn ich dieses räume, nach Afrika hinübergehen? = glaubst du, auch dieses thun zu dürfen? Nun berichtigt aber in ächt rhetorischer Weise Hannibal diesen Ausdruck, indem er sagt: ich sage, du wirst dies thun? = wie kann ich sagen: du wirst dies thun? Ihr Römer habt es ja bereits gethan. Von transcendisse autem dico, wofür man iam transcendisse dico erwarten würde, als Behauptung kann also keine rede sein. Auch die Lesart: transcendes autem? Transcendisse dico, die dem Sinne nach allerdings entsprechen würde, schwächt durch höchst überflüssige Weitschweifigkeit nur die Kraft und Lebendigkeit der Rede. Die Antwort auf die Frage: transcendes autem dico enthält eben der Satz: duos consules — miserunt. Zu licet timidis et ignavis esse in XLIV, 8 ist Weissenborn gegenüber zu bemerken: sie können es, nicht mögen oder dürfen es; licet bildet einen Gegensatz zu dem gleich folgenden necesse est. Sie können es, ohne sofort zu grunde zu gehen. Die Lesart mortis telum in XLIV, 9 will uns nicht gefallen. Die Bemerkung zu sociorum in XLV, 2, ebenso die zu in quorum spem in § 5 und zu potestatem facturum in § 6 desselben Kapitels halten wir für überflüssig. Eigentümlich erscheint uns, wenn XLVI, 3 zu procurare bemerkt ist „vorbesorgen", weil die Sühne stattfand, bevor der Götterzorn ausbrach. Das ist doch selbstverständlich. In XLVI, 6 sind unter pedites intermixti nicht die geworfenen Numider zu verstehen; denn diese fliehen ja ad secundam aciem und mischen sich nicht gleich wieder in den Kampf in prima acie, von dem hier die Rede ist. Wenn zu alius in XLVI, 9 bemerkt ist „dagegen aber", so ist damit nichts erklärt. Es ist zu alius zu ergänzen miles, nämlich equitatus confertus. Die iaculatores sind geflohen, eine andere Waffengattung aber, nämlich die Reiterei, deckte den Consul. Wenn Luterbacher IL, 1 zu cum — interim bemerkt: dieser Übergang ist ungeschickt, so gibt dieser Ausdruck in einer Schulausgabe anstofs; ungenau ist hier die Erzählung, nicht ungeschickt. Ganz unberechtigt aber ist es, wenn ebendaselbst der Ausdruck terra marique ein formelhafter Zusatz, der hier unpassend sei, genannt wird. Daraus, dafs Livius im folgenden nur von Kämpfen zur See spricht, folgt keineswegs, dafs nicht zu Wasser und zu Land gekämpft wurde. Auch IL, 5, wo zu ad Aegates insulas bemerkt wird „eine unbesonnene Angabe des Livius", dürfte diese Art der Kritik in einer Schulausgabe besser unterlassen sein. Die Textgestaltung, welche Luterbacher der schwierigen und verderbten Stelle in IL, 7 und 8 gibt, befriedigt

durchaus nicht; abgesehen von dem ganz unhaltbaren Ausdruck Lilybaeum teneri apparatu belli erscheint es ganz unnatürlich intendere, teneri, dimitti hier als Infin. histor. zu fassen. Die Textesänderung in L, 7 und 8, vor gratulatus den Satz zu schliefsen und transgressusque als Hauptverbum mit Ergänzung von est zu fassen, ist keine glückliche. Die gewöhnliche Lesart entspricht weit besser. LI, 3 begegnet uns der Provinzialismus „Auskunft wissen". Die Bemerkung zu LI, 5 über die Zeit, in der vermutlich das dort erwähnte Senatsschreiben von Rom abging, erscheint als eine durchaus subjektive überflüssig. In LII, 3 ist das Komma hinter est zu streichen; denn der Relativsatz ist das Objekt zu incolebant. In LII, 7 ist bei den Worten nec causa nec tempus bezüglich der Zeit auf § 5 hingewiesen, während es § 2 heifsen mufs. Ob bei tempus gerade an die noch nicht geheilte Wunde Scipios zu denken ist, steht dahin. LII, 11 heifst ad extremum — nicht: indem sie zuletzt den Kampf ausglichen; denn das vorhergehende cedere et sequi setzt ja schon ein aequum certamen voraus; ad extremum heifst „bis zuletzt". Recht annehmbar erscheint die Lesart Luterbachers an derselben Stelle: maior tamen hostium caedes, penes Roman. fama vict. fuit. Zu palustribus herbis LIV, 1 bemerkt Luterbacher: Livius scheint zu vergessen, „dafs es bereits Dezember war". Gibt es denn aber im Dezember kein Schilfrohr mehr? Wenn wir LIV, 2 bei den Worten praetorium missum lesen, es sei nur rhetorische Ausführung, dafs Hannibal samt seinem Generalstab den Bach in augenschein genommen habe, wie hic § 1 andeutet, so ist dem gegenüber zu bemerken, dafs das Livius gar nicht sagt. Es ist doch natürlich, dafs Hannibal seinem Bruder Mago den Ort, den dieser besetzen sollte, vorher zeigt. Mehr sagt Livius nicht

Zu ignibus — factis in LV, 1 ist a milite, zu oleo misso ab Hannibale zu ergänzen. Man kann in LV, 2 nicht wohl annehmen, dafs hier Hannibal 8000 Baliaren als Vorhut aufstellt; also ist statt levem armaturam vielmehr ac lev. arm. oder levemque arm. zu lesen. Wenn Luterbacher LVI, 8 hinter quod reliquum das Wort integrorum einsetzt und bemerkt, mit grofsenteils ungeschwächten Kräften, d. h. solchen, die zum grofsen Teil nicht in der Schlacht gewesen waren, so können wir ihm darin nicht beistimmen. Kann denn hier aufser dem praesidium castrorum von Soldaten die Rede sein, die gar nicht in der Schlacht gewesen waren? Viel besser ist die Einsetzung von sauciorum oder invalidorum nach reliquum. Wenn LVII, 12 zu a paucis bemerkt wird, die Zahl 35000 sei übertrieben, denn sonst hätte dieser Ort beim Beginn des Krieges eine bedeutende Rolle spielen müssen, so ist dem gegenüber darauf aufmerksam zu machen, dafs Livius ja selbst sagt, diese Zahl sei erst allmählich während des Kriegs zusammengekommen; § 10 plerosque terror eo compulerat. Die gewöhnliche Lesart in LIX, 7 saeva ist eine blofse Konjektur und pafst allerdings nicht gut zu dem § 8 angegebenen Verlust. Luterbacher liest im Anschlufs an Gronov, der dubia vermutete, varia, was sich empfiehlt. Ebendaselbst stofsen wir wieder unter nox auf eine überflüssige kritische Bemerkung. In § 8 desselben Kapitels will uns unter cecidit der Ausdruck „mit dem Singul. dimidium übereingemacht" nicht recht gefallen. Die Bemerkung in LXI, 10 über die Seltenheit eines solchen Schneefalls in jener Gegend ist überflüssig; die grofse Seltenheit beweist nicht die Unmöglichkeit. Ebenso überflüssig ist auch die Bemerkung zu viginti argenti talentis § 11 daselbst „um diesen Preis hätte Scipio seinem Heere solche Strapazen nicht zumuten dürfen." Statt des auffallenden foro boario in LXII, 3 lesen wir bei Luterbacher in ansprechender Weise e foro boar.; ebenso constituerat in LXIII, 2 für consilium erat.

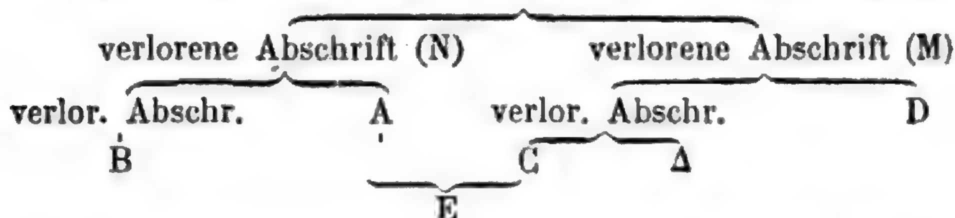
Damit sind wir zu ende und bemerken noch, dafs, wenn wir auch da und dort unsere abweichende Meinung nicht zurückhielten, doch diese Ausgabe für die Bedürfnisse der Schule nach unserem Urteile höchst empfehlenswert erscheint.

Hof. Sörgel.

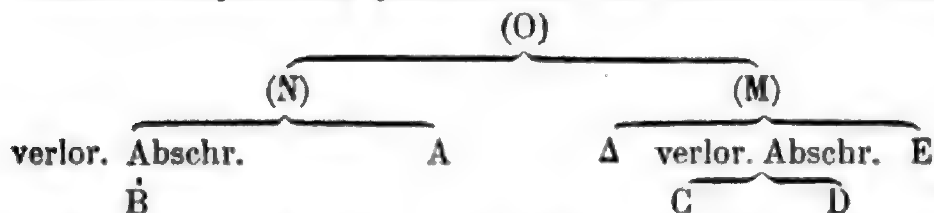
Cornelii Taciti dialogus de oratoribus. Recognovit Aemilius Baehrens. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXXXI. 103 p.

Um die kleinen Schriften des Tacitus hat sich jüngst E. Bährens mehrfach verdient gemacht. In seinen leider zu wenig bekannten Miscellanea critica (Groningen, 1878) hat er eine grofse Anzahl von Stellen aus dem Agricola kritisch behandelt; seine Studien über die kritische Grundlage und die Emendation einzelner Stellen der Germania hat er in den Jahrbüchern für Philologie 1880 niedergelegt. Die Arbeiten zum Dialog, von denen schon mehrere Proben veröffentlicht waren, sind nunmehr in einer Textausgabe mit Variantenverzeichnis unter dem Text und mit umfangreichem kritischen Kommentar im Anhang zusammengefafst. Der Gegensatz zwischen der bis jetzt herrschenden und der in der neuen Rezension aufgestellten Beurteilung des kritischen Materials zeigt sich am deutlichsten in den von Michaelis (1868) und Bährens aufgestellten Stemmata. Jenes hat, soweit es hier in betracht kommt, folgende Gestalt:

Henochs verlorene Abschrift des deutschen Codex (O)



Diesem entsprechend gestaltet sich das Stemma nach Bährens so:



Dazu kommt, dafs nach allen neueren Herausgebern die von Bährens durch N bezeichnete Handschriftenfamilie als die bessere betrachtet wurde, dafs Bährens dagegen die Familie M für vorzüglicher hält. Aber auch hier wie in dem Original beider Familien nimmt der neue Herausgeber ausgedehntere Verderbnis an als seine nächsten Vorgänger, obschon diesen gerade in jüngster Zeit durch Vahlen an nicht wenigen Beispielen eine zu freie Behandlung des Textes nachgewiesen worden war. Bährens hat manche ältere Konjektur wieder zu ehren gebracht; er hat mehr als 80 Konjekturen von Neueren angenommen, insbesondere von Andresen und Halm, von Orelli, Schopen und Meiser, von Ribbeck, Dronke, Bötticher, Michaelis, Nipperdey, Usener und Vahlen, vereinzelte auch von Ritter, Haase, Eckstein u. a. Überdies aber setzt Bährens noch beiläufig 120 eigene Konjekturen in den Text, der in einzelnen Kapiteln eine ganz veränderte Gestalt angenommen hat. Zumeist sind es einfache Änderungen; doch fehlt es nicht an kleineren und gröfseren Transpositionen; Glosseme werden

nicht viele statuiert, aber vielleicht dreimal so viele Lücken vermutet und ausgefüllt. Noch weitere Vorschläge sind im Variantenverzeichnis und im kritischen Kommentar vorgebracht. Dieser Kommentar enthält die Begründung des in der Ausgabe eingeschlagenen Verfahrens und trägt zugleich zur Erläuterung einzelner Stellen ein Scherflein bei. Hier entwickelt Bährens auch seine Ansicht über die allgemeineren, den Dialog betreffenden Fragen. Wie er die Ausgabe seinem ehemaligen Lehrer F. Weinkauff dediziert hat, so teilt er dessen Ansicht über den Taciteischen Ursprung der Schrift und über die Abfassung und Herausgabe derselben unter der Regierung des Titus. Die von Weinkauff empfohlene Annahme Steiners, daſs zwischen Kap. 41 und 42 die ganze Rede des Maternus ausgefallen sei und daſs die vorausgehende Rede dem Secundus gehöre, bestreitet Bährens mit Recht. Ebenso erklärt er sich gegen die Hypothese Heumanns, zu der sich J. H. A. Schulze, U. Becker, Osann, Orelli, I. Bekker, Döderlein und jüngst noch Andresen und R. Schöll bekannten, daſs die Kapp. 36—40, 7 noch dem Messala oder dem Secundus zuzuteilen seien und daſs durch eine Lücke im Kap. 40, 7 der Schluſs dieser Rede und der Anfang der Rede des Maternus verloren gegangen sei. Vielmehr nimmt Bährens nur die eine gröſsere Lücke an, welche zwischen Kap. 35 und 36 durch die Handschriften ausdrücklich bezeugt ist, und spricht es mit Meiser (und Peter) nach Brotier bestimmt aus, die Lücke müsse den Schluſs der Rede des Messala, die ganze Rede des Secundus und den Anfang der Rede des Maternus enthalten haben. Auch hier bekundet sich die klare Auffassung, durch welche alle Arbeiten von Bährens ausgezeichnet sind. Freilich zeigt die vorliegende Ausgabe auch eine andere anerkannte Eigenschaft ihres Verfassers, eine Verwegenheit in den kritischen Gängen, der man nur mit Vorsicht folgen darf.

Lateinisch-Deutsches Schulwörterbuch von Heinichen. 4. verb. Aufl. von Dr. A. Dräger. Leipzig. Teubner. 1881. gr. Lex. 8. X u. 957 S. ℳ 6.

Heinichens Wörterbuch wurde von sachverständigen Beurteilern als zweckmäſsig angelegt anerkannt und fand weite Verbreitung. Der neue Herausgeber behielt die erprobte Einrichtung desselben bei, nahm aber behufs klarerer Darstellung oder zur Beseitigung von Veraltetem im einzelnen zahlreiche Veränderungen vor. Für eine neue Auflage wäre bei der Anführung lateinischer Wendungen und Klassikerstellen gröſsere Genauigkeit zu wünschen. Statt lacrimis alqm. complecti et conspergere war S. 472 jedenfalls alqm. complecti et conspergere lacrimis zu sagen, cf. Cic. Planc. 41, 99: cum complexus est conspersitque lacrimis. Wenn S. 178 unter condono angegeben wird: „se (Caesarem) Divitiaco fratri sc. Dumnorigem; praeterita fratri; iniuriam rei publicae et dolorem suum alcis precibus; iniuriam voluntati eius“, so erhält man hiedurch eine unrichtige Anschauung von den Stellen, auf welchen diese Angaben beruhen müssen; denn die erste Wendung kommt Caes. b. g. 1, 20 überhaupt nicht vor, ferner wird dort gesagt: uti et rei publicae iniuriam et suum dolorem eius voluntati ac precibus condonet. Statt ipsi erant Cimbris Teutonisque prognati Caes. b. g. 2, 29 sollte es S. 693 ex Cimbris heiſsen. Ganz unrichtig ist S. 845 mit Verweisung auf Caes. b. g. 4, 16, 2 angeführt: Quid esset suae voluntatis trans Rhenum postularet; a. a. O. steht nämlich 4, 16, 4: cur sui quidquam esse imperii aut potes-

tatis trans Rhenum postularet? Bei der Angabe von Klassikerstellen sollte hinsichtlich der Kürze in der Fassung die Schülern gegenüber zulässige Grenze mehr beachtet sein. So wird bei intersum S. 450 die Stelle: „meâ loci natura, einm. Cic. Att. 3, 19, 1“ in dieser Form für Schüler sicher ganz unnütz sein, da sie dieselbe nicht verstehen können; das Citat müfste mindestens lauten: In Epirum ad te statui me conferre, non quo mea interesset loci natura, qui lucem omnino fugerem, sed ..... Was einmal aufgenommen wird, mufs in einer für Schüler verständlichen Form mitgeteilt werden; bei der gegenteiligen Art des Citierens geht für diese auch alles Anregende verloren. Übrigens mufste bei intersum das neben plus angeführte pluris nach der Einrichtung dieses Wörterbuches als eine nicht der klassischen Prosa angehörige Ausdrucksweise bezeichnet werden. Nicht vollständig beseitigt sind Druckfehler, auf deren Vermeidung bei einem Schulwörterbuch die gröfste Sorgfalt zu verwenden ist; z. B. S. 454 invidium habere st. invidiam h., S. 730 artionem statt rationem, S. 845 est impris firma statt est imprimis firma.

gr.

Neudrucke deutscher Literaturwerke des 18. Jahrhunderts.

1) J. W. L. Gleim „Preussische Kriegslieder von einem Grenadier“, herausgegeben von A. Sauer.

2) „Faust, ein Fragment von Goethe“, herausgegeben von B. Seuffert. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts. Heft 4 und 5. Heilbronn, bei Gebr. Henninger. 1882. 8⁰. 82 u. 105 S.)

3) „Goethes Faust, ein Fragment“, in der ursprünglichen Gestalt neu herausgegeben von W. L. Holland. Freiburg i. B. und Tübingen, bei J. C. B. Mohr. 1882. 8⁰. 178 S.

Das 18. Jahrhundert liegt uns noch so nahe, dafs literarischen Studien Fernerstehende zweifelhaft sein könnten, ob Neudrucke aus jener Zeit bereits wirklich nötig sind. Wer sich mit der Literatur jener Jahre beschäftigt hat, weifs aber wie ungemein selten selbst auf gröfseren Bibliotheken die ersten Ausgaben aus dem 18. Jahrhundert anzutreffen sind. Seufferts Unternehmen, besonders sein Vorsatz, auch Wichtiges aus Zeitschriften des vorigen Jahrhunderts wieder abzudrucken, ist defshalb auf's freudigste zu begrüfsen. Heft 4 seiner Sammlung nun bildet einen sorgfältig hergestellten Text der Gleim'schen Grenadierlieder. Neben der Minna von Barnhelm das bedeutendste literarische Erzeugnis des siebenjährigen Krieges, wurden sie 1758 zu Berlin von Lessing mit einer Einleitung herausgegeben. Da der Text in der Gesamtausgabe der Gleim'schen Werke ein vielfach geänderter ist, so war ein neuer Abdruck der ersten Ausgabe sehr zu wünschen. A. Sauer gab hiezu eine längere Einleitung, welche vor allem den Einflufs Lessings und Chr. E. v. Kleists auf die Gestaltung und Entstehung dieser frischen Lieder darzustellen sucht.

Seit die Faustforschung sich in erster Reihe mit der Frage nach der Entstehungszeit der einzelnen Teile des Gedichtes (zunächst des I. Teiles) beschäftigt, mufste es wünschenswert sein, die ersten Drucke des Faust kennen zu lernen. Bekanntlich erschien Goethes Faust zuerst 1790, aber nur als Fragment im Druck und zwar folgendes: Fausts Monolog („Habe nun ach“) und sein Gespräch mit Wagner (bis „Regenwürmer findet“). Fausts 2. Unterredung mit Mephistopheles beginnend „Und was der ganzen

Menschheit zugeteilt ist“, die Schülerszene, Auerbachs Keller und die Hexenküche; die Szenen vor der Kirche und in Gretchens Zimmer; die kurze Unterredung zwischen Faust und Mephisto („Bei aller verschmähten Liebe“) und alles Folgende bis zum Schlusse der Gartenszene. Darauf folgt das Spinnlied, die zweite Gartenszene; Gretchen am Brunnen; die Szene „Wald und Höhle“; die Szene im Zwinger und endlich die im Dome. Der ganze I. Teil des Faust mit Zueignung, Vorspiel und Prolog erschien erst 1806 in der ersten bei Cotta herauskommenden Sammlung von Goethes Werken. Der Druck des Fragmentes von 1790 erfolgte aber auf verschiedene Weise, sowohl in einer Einzelausgabe — nun wieder mitgeteilt von Holland —, als auch im 7. Bande von Goethes Schriften — nun wieder abgedruckt in Seufferts Sammlung —, beide im Verlage Göschens zu Leipzig erscheinend. Beide Ausgaben selbst aber erschienen in verschiedenen Drucken, über die Seufferts Vorrede ausführlich berichtet. Wesentliche Unterschiede sind weder in den einzelnen Ausgaben noch in den einzelnen Drucken vorhanden. Seufferts Ausgabe erhält besonderen Wert durch die Einleitung, in welcher er auf ein bisher unbekanntes Vorbild zu Goethes Faust hinweist. Es ist Wielands lyrisches Drama „Die Wahl des Herkules“ (im Teutschen Merkur 1773 Juliheft; in Wielands Werken XXV, 257), welches Goethe vielleicht einige Anregungen für seinen Faust gegeben hat; auch aus anderen Werken Wielands („Musarion“, „Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens“) kann Goethe die eine oder die andere Stelle vorgeschwebt haben, während Wieland selbst im Gedichte „an Psyche“ sich auf Goethes Dichtung bezieht. Besonders interessant ist es, dafs Goethe auch die berühmte Äusserung von den zwei Seelen Wieland verdanken soll (im „neuen Amadis“ 1771), der sie seinerseits der Kyropädie Xenophons (VI. Buch 1. Kap. § 41) entlehnte.

Holland hat seiner Ausgabe nur ein kurzes Nachwort angehängt. Er gibt einen Neudruck der in Format (kleinoktav) und Druck den alten Druck nachzuahmen sucht. Hollands Ausgabe ist seiten- und zeilengleich, ja auch in den Druckfehlern dem Fragmente von 1790 nachgebildet; es sind sogar alte Typen, welche die Mohr'sche Verlagshandlung für Herstellung der nachahmenden Ausgabe verwendet hat. Nötiger als viele der über Goethes Faust erscheinenden Schriften war es jedem Forscher den ursprünglichen Text zugänglich zu machen und Zarnckes dahingehender Wunsch hat nun plötzlich doppelte Erfüllung gefunden.

Marburg i. H. Max Koch.

Philipp Wackernagel, Deutsches Lesebuch in neuer Bearbeitung herausgegeben von E. Sperber und J. G. Zeglin. 3 Teile à ℳ 1.60. Gütersloh, Bertelsmann. 1882.

Das Buch hat durch die neue Bearbeitung besonders durch Aufnahme von Erzeugnissen der neueren Literatur aus allen Gebieten, sowie durch die Anwendung der neuen Schreibweise entschieden an Brauchbarkeit gewonnen, ohne dafs der wohlberechtigte Grundcharakter der ursprünglichen Anlage des ganzen Werkes irgendwie beeinträchtigt worden wäre. Aus letzterem Grunde ist wohl auch der bunte Wechsel der Stoffe in den prosaischen und poetischen Stücken beibehalten worden, der auch insofern eine Berechtigung hat, als in dieser Mannigfaltigkeit, die einem farbenreichen Blumengarten gleicht, der einheitliche Grundgedanke nicht zu verkennen ist, in den Herzen der Jugend den Sinn für Religiösität, für das deutsche Land und Volk, für die Schönheiten und Wunder der Natur

zu wecken und zu fördern. Die Auswahl aus allen Gebieten des Wissenswerten, Belehrenden und Unterhaltenden ist gut und sorgfältig, die Verteilung des Stoffes selbst aber auf die drei Abteilungen nicht immer ganz entsprechend; einzelne Stücke würden z. B. mit Rücksicht auf das schwierigere Verständnis derselben in einer höheren Abteilung, andere umgekehrt in einer niedrigeren besser an ihrer Stelle sein.

Würzburg. Baldi.

Lesebuch für höhere Lehranstalten von Madel, Micheler, Nägerl, Dr. Reidelbach, Dr. Roth, Schöttl, Dr. Schultheifs, Dr. Stöckl. 3 Teile. Würzburg, Stubers Verlag. 1883.

Nicht weniger als acht Autoren haben sich für ein einziges, wenn auch dreibändiges Schulbuch angestrengt. Man darf deshalb wohl auch an dieses Produkt einen strengeren Mafsstab anlegen, da die Leistung eine erleichterte war und die Verantwortlichkeit immerhin eine verteilte wird.

Doch wir würdigen mit Anerkennung diese Vorsicht. Denn da Standpunkt, didaktische Behandlung und Lehrprogramm, mit welchem die einzelnen Lehrer an Mittelschulen dem deutschen Sprachunterricht gegenübertreten, sehr verschieden sind, so erscheint die Herstellung des wichtigsten Lehrmittels für dieses Fach, d. i. des Lesebuches, im voraus sehr schwierig. In der that haben sich denn auch in der Flutzeit der Schulbücherliteratur, welche aus verschiedenen, wenig einleuchtenden Gründen das letzte Jahrzehnt erfüllt hat, wenige Lesebücher für Mittelschulen als Novitäten bemerklich gemacht. Nur für Volks- und Fortbildungschulen ward die Auswahl merklich erweitert, dank der in mehreren unserer deutschen Mittel- und Kleinstaaten so poussierten Halbbildung, welche sich stets jeder auch noch so schwierigen Aufgabe ohne Zögern gewachsen fühlt, gegenüber sachkundiger Kritik zu wenig bekannt mit dem Begriffe pudor. Doch ist für genannte Schulen in der that die Herstellung eines Lesebuches leichter, da man sich bei der Auswahl der Stücke weniger beengt fühlt: denn dasselbe ist ja nicht nur das Hauptbuch für den sprachlichen Unterricht, sondern soll auch mit dem Notwendigsten aus den verschiedensten Wissensgebieten in soweit versorgen, als es die fortschreitende Bildung der weitesten Schichten des Volkes verlangt. Das Lesebuch der Mittelschule aber hat sich nicht nur einer engeren Begrenzung seiner Aufgabe anzupassen, sondern hat hier namentlich sowohl in formaler als in materialer Beziehung zu höher gesteckten Zielen zu führen, resp. den Weg zu bilden.

Sehen wir nun das vorliegende „Lesebuch für höhere Lehranstalten" zunächst daraufhin an, ob es dem deutschen Sprachunterricht sowohl für seine allgemeine materiale Aufgabe der Bildung des Gemütes, des Gefühles, der Vorstellungskraft und des Urteils ein ausreichendes Grundbuch biete, als auch formal hinsichtlich des Ausdrucks und der Darstellung, also ästhetisch und logisch als Beispielsammlung und Übungsfeld Hervorragendes leistet.

Da werden wir denn nun hinsichtlich der erstgenannten Aufgaben nach wiederholter kritischer Durchsicht aller drei Bände und nach Vergleichung ihrer inhaltlich gleichartigen Abteilungen oder nach Prüfung der je im 2. und im 3. Bande neu hinzutretenden genötigt, den Reichtum des durchaus angemessenen Inhalts, die Originalität der Auswahl und den gesunden, klaren Blick für das, was der Jugend zusagt und vorteilhaft ist, mit immer steigender Anerkennung rühmend hervorzuheben.

Wir sagen dies vor allem von dem prosaischen Teile jedes dieser drei Bände. Da ist es keineswegs etwa nur der ausgedehnte Raum, der die genannte Reichhaltigkeit möglich macht (allerdings 1190 Seiten), sondern der positive Gehalt und die Beiseitehaltung aller „epischen" oder reflektierenden Breite dieser offenbar sehr arbeitsvollen Sammlung und Anordnung. Die Prosaabteilungen nun, welche nach literae in Band 1 und 2 von A bis H gleichartig sind, in Band 3 aber hievon durchweg abweichen, veranlassen zunächst folgende spezielleren Bemerkungen, vor allem zu Band 1 und 2.

In „A. Fabeln und Parabeln" und „B. Märchen, Legenden, Erzählungen" haben wir die Kategorie der didaktisch-moralisierenden Erzählungen, deren Wahl ganz besonders Aufschlufs geben kann, ob der Lehrer der Denkweise der Jugend sich anpasse und diese in gesunder Weise zu interessieren wisse. Das Gemachte, das unzeitig Pathetische oder auch das Gegenteil hievon, ein trivialer Formalismus der Moral — dies sind die Klippen, an welchen die Behandlung solcher Stücke im Unterricht schaden nimmt. Welche verständige gesunde Frische und Lebenswärme aber erfreut uns da bei der Auswahl, welche unsere acht „Fachlehrer für deutsche Sprache" getroffen! Nur etwa ein Stück wie Nr. 14 in Band 2 „der Wunsch" von Colshorn erscheint zu duftig, zu wenig plastisch für die betreffende Altersstufe, so sehr wir es begrüfsen, dafs Colshorns Leistungen eine wiederholte Verwendung finden, wie besonders in Band 1 Nr. 34 „die Erdbeere"; denn nach seinem ausgezeichneten „des Knaben Wunderhorn" ist er einer der allerberufensten Schulmänner für die Gemüts- und Gefühlsbildung der Jugend.— Lit. C und D bringen die Götter- und Heroensagen. Bezüglich des klassischen Altertums hat hier allerdings schon die neue Auflage des Hopf- und Paulsieck'schen Lesebuches einem unserer Hauptdesiderien begegnet; in vorliegendem Werke aber ist das germanische Element mit einer gröfseren Anzahl von Stücken (12) und paginae bedacht. Ob hier die Verfasser nicht teilweise zu bescheiden waren, indem sie in ein Buch, das ja eine Mustersammlung, ein Lehrbuch sein soll, Stücke von diversen minder empfehlenswerten Stilisten und „Gelehrten" aufnahmen, ohne sie umzuarbeiten?? Es wurden ja auch sonst in diesem Lesebuch umgearbeitete Stücke vorgetragen. Z. B. Wägners Darstellungen verlangen nach Inhalt und Komposition die bessernde Hand der Stil- und Geschichtslehrer. Oder z. B. die Theseussage, Band 1 Nr. 74, hätte eine ausgedehntere plastische Fassung wohl verdient; sie ist so dankbar und so reich anregend für Phantasie und Gemüt zu verwerten. Doch verdient die getroffene Auswahl über die germanische Götterlehre, die ja für die interessierende und bestimmt fafsbare Wiedergabe im Unterricht für 12—15 jährige Schüler so schwierig ist, alle Anerkennung, wenn denn einmal auf ein energisches Zugreifen des Umarbeitens verzichtet werden sollte. — Über E, F, G und H, Geschichts-, Geographie-, Natur- und Kulturbilder und abhandelnde Beschreibungen, haben wir nur ungeteiltes Lob zu sprechen, und es liegt wohl in diesen Abschnitten der beste Beweis für den hohen Vorteil einer gemeinsamen Arbeit verschieden gearteter Lehrer. Eine lange Reihe von Jahren und den Besitz einer seltenen Vielseitigkeit des Geistes müfste derjenige Lehrer aufweisen können, der als alleiniger Autor eine gleich reichhaltige und fast durchaus lebhaft ansprechende Auswahl von Stücken liefern wollte. Wir machen daher hier keine Jagd auf Kleinigkeiten. Wenn wir auch sagen, dafs z. B. Nr. 157 und 158 in Band 1 zu rein lehrhaft und teilweise trocken realistisch (trotzdem dafs es „Wasser" und „Salz" ist) für 9—12 jährige Knaben erscheint, oder dafs Nr. 162 der „Stechapfel" zu Unbedeutendes bringt, so rühmen wir doch an den zahlreichen trefflichen Naturstücken der drei Bände, dafs

sie nicht Unterricht in der „Naturgeschichte" geben wollen. Vielmehr behandeln sie entweder die Erscheinungen der Natur, insoferne sie der ästhetischen Bildung dienen oder wirtschaftlich und kulturgeschichtlich bedeutsam sind, oder sie zeigen den Reichtum des Naturlebens in einer durchgeistigenden Weise, so dafs man es als seine nächste Umgebung und als den Boden unseres Daseins lieben lernt. Wie viele gekünstelte Aufsätze und solche, von denen der Schüler denkt „Man merkt die Absicht etc.", mufs man in den andern Lesebüchern ohne Ausnahme in kauf nehmen!?

Die Anerkennung der Stücke dieser 4 Abteilungen gilt auch den entsprechenden im 3. Teile lit. A—D. Namentlich erfährt hier die schon in Bd. 1 und 2 sehr achtsam berücksichtigte Kulturgeschichte der Deutschen eine so ausgiebige Bereicherung an Stücken, dafs man aus den 3 Bänden ein ganz respektables Stück zusammenhängender deutscher Kulturgeschichte zusammenstellen könnte.

Die Aufsätze, Sprichwörtererklärungen, Briefe und Reden haben die Verfasser in Bd. 2 und 3 mit grund möglichst wenig ausgedehnt. Gleichwohl möchten wir da noch manches herschenken. Denn einerseits werden für diese Unterrichtsstufe doch je nur wenige Musterstücke verwendet, wobei aber die subjektive Richtung des Lehrers mit recht so zur Geltung kommt, dafs man mit den Bd. 3 pag. 324—427 gegebenen immerhin noch zu wenig bringt, andererseits aber mufs doch ein Lesebuch auch dem Umfang nach ein handliches Schulbuch bleiben; genannter Band aber enthält überdies eine Materialienordnung für literargeschichtlichen Unterricht.

Wer etwa wie Rezensent die Literaturgeschichte als zusammenhängendes Ganzes bei 16 jährigen Schülern behufs längerer freier Leistungen in einer Absolutorialprüfung zu traktieren hat, wird die geschickte Auswahl von Bd. 3 S. 430—670 als ein sehr erwünschtes praktisches Elaborat begrüfsen. Doch dürfte u. a. kurz zu bemerken sein: der Inhalt des Parzival S. 480 verdiente im hinblick auf die Altersstufe der Schüler eine nicht blofs märchenähnliche, extrem kärgliche Andeutung. Auf Ulrich Boners Fabeln darf unsere Literatur stolz sein; warum wurden sie ignoriert? Thomas Murner sollte aus mehreren Gründen erwähnt, Luther an der Spitze der neuhochdeutschen Zeit sich finden. Auch Fischart ist allzu kurz abgethan. Dagegen kann man auf Neidhard, Heinrich von Laufenburg, auf Wernicke, Spee und Scheffler verzichten; für Liscow und Lichtwer läfst sich die Jugend kaum erwärmen. Andrerseits aber kann man ja freilich für diesen Unterrichtszweig mit einer solchen Sammlung unmöglich in dem Umfange sorgen, dafs dem Lehrer die Mitteilung von anderen Literaturproben und die von wohldisponierten Inhaltsangaben erspart sei.

Bezüglich der Poesie in Bd. 1 und 2 sodann rechnen wir es den Herausgebern zum Verdienste an, dafs sie in ihren 267 Stücken die epischen und lyrisch-epischen Produkte vorwalten lassen. Nach unserer Erfahrung ist das Analysieren von Gedichten in den Lehrstunden mit weit mehr Erfolg zu betreiben, als die Behandlung von Prosastücken. Für diese bekommen unzweifelhaft die Schüler weit weniger Interesse, und durch sie können also auch die Unterrichtsstunden gar leicht zum Gegenstand der Abneigung und langweilig werden. Daher bedarf der Lehrer vor allem einer reichen Auswahl von Gedichten, und zwar gerade solcher, welche als Darstellungen von realen Thatsachen die Phantasie und das reproduzierende Gedächtnis beschäftigen. Man vermag im Unterricht nicht viele lyrische Gedichte statarisch zu lesen, ohne deren poetische Wärme zu verflüchtigen, und hat an ihnen überdies weit weniger Mittel, um dem anderen

grofsen Zweck des Lesebuches gerecht zu werden, nämlich die formale Aufgabe des deutschen Sprachunterrichts zu erfüllen, d. i. die richtige und schöne sprachliche Form und die geordnete stilistische Komposition zu lehren, resp. aufzuzeigen.

Bezüglich dieser hochwichtigen Verwendung des Lesebuches rühmen wir an dem vorliegenden vor allem die grofse Menge von fesselnd und schmuckreich geschriebenen Stücken, die verständige Kürze, resp mäfsige Ausdehnung derselben und die Vielseitigkeit charakteristischer Stilnuancen. Sagt uns ja schon eine Reihe von Namen moderner Sprachmeister, wie Moltke, Bismarck, Freytag, Peschel, Riehl, Luthardt, Lübker, Löher u. a. m., dafs mit Umsicht und Frische die Herstellung eines reichen Kranzes auch neuer literarischer Blüten betrieben ward. Für Ausdruck und Sprachfertigkeit kann die Jugend sehr viel mittels dieses Lesebuches lernen.

Dagegen erscheint die stilistisch-kompositionelle Unterweisung etwas weniger energisch im auge behalten. Gerade in dieser Hinsicht aber soll sich ein Lesebuch als das wichtigste Lehrmittel ausgiebig benützen lassen. Daher wird man wohl diejenigen der ausgewählten Stücke, in welchen es an einer logischen Aufeinanderfolge der Teile mehr oder weniger gebricht, bei einer weiteren Auflage durch einfache Umstellungen, die meist nur geringe Änderungen in der Art der sprachlichen Verbindung fordern, zu schulgerechteren Mustern formen. Bei kürzeren Stücken ist nicht selten eine ebenmäfsigere Ausgestaltung der einzelnen Teile angezeigt. Stücke, welchen die Verbindung der einzelnen Teile überhaupt regelmäfsig fehlt, sollten diesbezüglich ergänzt werden. Als Beispiel für letzteres nennen wir etwa Bd. 1 Nr. 79 „Baldurs Tod". Für die anderen Modifikationen wären u. a. zu empfehlen Bd. 1 Nr. 74 „Theseus", Nr. 127 „Frauenkirche"; aus Bd. 2 Nr. 120, eine blofse Causerie über den Brotbaum, Nr. 78 „Deutsches Leben im Mittelalter". Doch ist dies nur ein Rat, welcher eine weitere Vervollkommnung der vorzüglichen Sammlung wünschte, während man an den 209 + 189 + 121 Prosastücken gewifs etwa 400 treffliche Beispiele für eine korrekt angewandte Dispositionslehre zur Verfügung hat.

Aufserdem wären wohl noch einzelne unwesentliche, aber erwähnenswerte Änderungen weiterhin möglich, z. B. Verschiebungen schwererer Stücke resp. Gedichte in einen nachfolgenden Band, wie Nr. 115 Abendlandschaft von Matthison aus Bd. 1 in Bd. 2, ja vielleicht in 3, desgleichen Nr. 18 „Die Arbeit" von Otto, oder Nr. 156 „Sonst und jetzt" u. dgl. Ebenso empfiehlt sich für Stücke gleichen Gegenstandes ein ziffermäfsiger Hinweis auf einander, so z. B. der mythologischen Stücke in Bd. 1 und 2, oder unter Nr. 25—27 in Bd. 3, als einer Zusammenfassung, Fortführung oder Anwendung von Bd. 2 Nr. 38—42; dsgl. von Nr. 170 und 206 in Bd. 1 über den Sperling, Nr. 85 und 111 in Bd. 2 u. s. w.

Papier und Druck bieten eine sehr solide und aller Anerkennung werte Ausstattung.

Wir schliefsen mit der Erklärung, dafs hier eine sehr tüchtige Novität aus sachkundigen Händen zum besten der Hebung des deutschen Sprachunterrichts hervorgegangen ist, für Schüler und Lehrer durchaus erwünscht, eine Schatzkammer für die Sprach-, Wissens- und Gemütsbildung, anregend und geschickt zusammengebracht, aus allen Tiefen unseres deutschen Geisteslebens reichlich gehoben.

München. Dr. W. Götz.

Hölders Handbuch der älteren und neueren französischen Literatur mit biographischen Notizen und erläuternden Anmerkungen. 7. Auflage von G. Bertrand. Stuttgart, Metzler. 1882.

Wenn ein Lehrbuch in unserer Zeit die Namen mehrerer Verfasser an der Spitze trägt, so darf man von der Brauchbarkeit des Lehrmittels überzeugt sein (?). Und in der That haben wir es hier mit einer trefflichen reichhaltigen Sammlung zu thun, deren Auswahl als eine glückliche bezeichnet werden darf, wenn sich natürlich auch im einzelnen streiten läfst. Von den früheren Auflagen unterscheidet sich die neue Ausgabe dadurch, dafs die hervorragenden Schriftsteller des 16. Jahrhunderts nicht bei seite gelassen sind. Und in der That bietet deren Kenntnis die Bedingung für das volle Verständnis der Leistungen der späteren Zeiten. Sofern nun die Einführung in die Literatur des betreffenden Volkes die Hauptaufgabe des fremdsprachlichen Unterrichtes bildet, werden wir diese Neuerung mit Freuden begrüfsen, wenn wir aber an die Kompositionsübungen denken, so werden wir in deren Interesse Vorsicht walten lassen, wenn wir z. B. Rabelais lesen. Die biographischen Notizen sind so knapp gehalten, dafs manchmal das Deutsche darunter leidet. Mit der Handhabung der deutschen Sprache sind wir überhaupt nicht immer einverstanden. Die Noten sind zuverlässig und passend, eher zu knapp, als zu reichlich bemessen. Über Zeichensetzung, Anknüpfung der Überschriften u. s. w. läfst sich streiten. Die Zeichen scheinen auch im deutschen Texte nach franz. Usus gesetzt zu werden. Die neue Schreibweise wird angestrebt, aber nicht konsequent durchgeführt, insbesondere steht häufig c statt k. Der Apostroph beim Gen. s ist nicht erforderlich. Der Druck ist klar und deutlich, in den biograph. Notizen aber fast zu klein und schädlich, insbesondere aber in den dramat. Einleitungen. Das Papier ist schön und weifs, dürfte aber für ein Schulbuch noch stärker gewählt sein.

Auf Rabelais folgen Marat, Ronsard, Montaigne, Régnier und Malherbe. Das 17. Jahrhundert ist vertreten durch Corneille, Cid und Cinna. Wir möchten lieber ein gröfseres Stück bei Dramen. Dann folgen La Fontaine, Molière, Bourgeois gentilhomme, Pascal, v. Sévigné, Bossuet, Boileau, Racine, Iphigénie, La Bruyère, Fénelon und St. Simon. S. 9 schreibe „diese Zierde ihrer Nation mufste“. Die Franzosen werden doch wohl nächstdem allgemein Vergile schreiben S. 35. Gehalt ist männlich. S. 19. „Worte geworden“ ist Kakophonie, „manche — geworden“ ist zwischen Gedankenstriche zu setzen S. 20. Eine neue Auflage sollte die Zeilen zählen. Von Molière hatte die 6. Auflage La Critique de l'Ecole des Femmes. Die Einleitungen sind meist neu. Das 18. Jahrhundert führt uns vor: Le Sage, Montesquieu, Voltaire (aus Charles XII, Jeannot et Colin, Zaïre), Buffon, Rousseau, Bernardin de St. Pierre, A. Chénier et Mirabeau. Es folgen aus dem 19. Jahrh. Frau v. Staël, deren Abschnitte in der neuen Auflage mit recht gekürzt wurden, Chateaubriand, Béranger, Ségur (der Jüngere, der Ältere wurde weggelassen), Nodier, Guizot, Courier, Villemain, Lamartine, Delavigne, Salvandy, Mignet, Thiers, Michelet, St.-Marc Girardin, V. Hugo, Mérimée, G. Sand, Barbier, Nisard, Ste.-Beuve Musset, P. Dupont, Taine, Sully-Prudhomme und Alphonse Daudet. Diese reichhaltige, gutgewählte Sammlung wird sich sicher in der neuen Ausgabe neue Freunde zu den alten erwerben.

Stuttgart. **J. Hochstetter.**

Grammatik der englischen Sprache nebst methodischem Übungsbuche von Dr. Rudolf Sonnenburg. 9. verbesserte Auflage. Berlin, 1882. Verlag von Jul. Springer.

Englisches Übungsbuch. II. Abteilung. Zur Einübung der syntaktischen Regeln. 2. verbesserte Auflage. Berlin, 1882. Verlag von Springer.

Im Jahre 1864 erschien die erste Auflage dieser Grammatik und seit dieser Zeit hat dieselbe mit dem erweiterten Umfange, den sie angenommen, auch einen immer gröfseren Kreis von Freunden gewonnen, so dafs jetzt schon die 9. Auflage nötig geworden ist. Der Unterzeichnete benützt dieses Buch schon im vierten Jahre an den königlichen Militärbildungsanstalten und mufs gestehen, dafs die Methode, nach welcher der Herausgeber die englische Aussprache lehrt, demselben den Unterricht in erheblichem Mafse erleichtert. Diese Methode beruht auf dem streng durchgeführten Prinzip der Arbeitsteilung. Nur langsam geht der Verfasser in seinen Lektionen vorwärts, greift stets auf das bereits Gelernte zurück und bietet in seinen Übungssätzen ein Material, das nicht blofs den Lernenden in das Wesen der englischen Aussprache und Grammatik mit Sicherheit einführt, sondern auch ihn unterhält und anregt. Die Ausstattung ist eine vollkommene; der Druck ist für das Auge ein wahrer Segen. Auch von dem Übungsbuch des Herausgebers ist bereits eine zweite Auflage erschienen. Dasselbe eignet sich trefflich zur Einübung und Befestigung der syntaktischen Regeln für die obern Klassen des Gymnasiums und schliefst sich in der Anordnung des Stoffes im allgemeinen dem Gange der Grammatik an. Die jedem Kapitel vorangestellten deutsch-englischen Sätze bringen dem Schüler die im Übungsstücke enthaltenen Regeln zur praktischen Anschauung und erleichtern ihm das Einprägen derselben. Die äufsere Ausstattung ist jene der Grammatik. Die beiden Bücher kann der Unterzeichnete jedem Schulmann mit bestem Gewissen empfehlen.

München. Steinberger.

Die praktische Vorbildung zum höheren Schulamt auf der Universität. Von Dr. Rudolf Hofmann, ord. Professor der Theologie und Direktor des katechetischen und pädagogischen Seminars an der Universität. Leipzig. 1881. Edelmann. S. 43.

Es wird gewifs allerseits als ein arger Mifsstand empfunden, dafs bei uns in Bayern die Kandidaten des höheren Lehramts anläfslich ihrer Prüfung eine Probelektion abzuhalten haben, in welcher sie vor der Prüfungskommission ihre Befähigung fürs Docieren darlegen sollen, ohne dafs sie hiezu in irgend einer Weise angeleitet worden sind; die bestehenden Seminarien für Philologen, Mathematiker, Historiker u. s. w. wollen ja nicht die praktische Ausbildung fürs Lehramt bezwecken, sondern zur selbständigen Arbeit in der betreffenden Wissenschaft anleiten. Kein geringerer Mifsstand ist es, dafs sie sofort nach bestandenem Examen in den niederen oder höheren Klassen verwendet werden, um auf gut Glück hin zu experimentieren, sich selbst ihre Methode zu bilden und nach vielen Fehlgriffen das zu lernen, was sie schon an der Universität durch Lehre und Beispiele sich hätten aneignen sollen. Man wirft die jungen Leute ins Wasser, damit sie das Schwimmen erlernen, unbekümmert darum, ob es ihnen gelingt oder nicht. Besser ist es in dieser Beziehung mit den Kandidaten unserer Schullehrerseminarien bestellt, wo nicht blofs

die Theorie und Geschichte der Pädagogik eine hervorragende Stellung im Unterrichte einnimmt, sondern der Schulamtskandidat an der mit dem Seminar verbundenen Übungs- oder Musterschule praktische Anleitung zum Unterrichten erhält. Doch sind an verschiedenen deutschen Universitäten pädagogische Seminarien errichtet, welche sich die praktische Ausbildung der künftigen Lehrer an den Gymnasien, Realschulen u. s. w. zur Aufgabe setzen. Prof. Rudolf Hofmann, selbst Vorstand eines solchen Seminars, legt in der vorliegenden Schrift die Notwendigkeit derartiger Institute in lichtvoller Weise dar. Nach einer Erörterung des seit Herbart in dieser Hinsicht Geschehenen kommt er zum Schlusse, daſs die bisherigen Einrichtungen dem vorhandenen Bedürfnis nicht genügen. Er schildert die Einrichtung des von ihm geleiteten Instituts und zeigt, welche Institutionen in Verbindung mit der Universität anzustreben seien, um dem beklagten Mangel an praktischer Ausbildung unserer Kandidaten für das höhere Schulamt abzuhelfen. Aufgabe dieser Seminarien sei 1. die Weiterführung in den wissenschaftlichen Disziplinen mit Hinweisung auf die praktischen Anforderungen des Unterrichts in denselben. 2. Kennenlernen des Unterrichts durch Hospitieren bei mustergültigen Lehrern und in mustergültig eingerichteten Unterrichtsanstalten. 3. Praktische Übungen im Unterrichten. Die letzteren zwei Aufgaben können nur durch Errichtung höherer Seminar- oder Musterschulen, welche mit den pädagogischen Seminaren in verbindung stehen, gelöst werden.

Per aspera ad astra von W. B. K. Wien, 1881. Buchhandlung von Friedrich Beck.

Die unter vorstehendem Titel erschienene Schrift gehört zu jenen, bei deren Lesen man den Wunsch nicht unterdrücken kann, sie möchten entweder gar nicht oder doch nicht in der Weise geschrieben sein, wie sie geschrieben sind. Ausgehend von Laotse, aus dessen Buch Tao-te-King bis S. 26 ein Auszug gegeben wird, will der Verfasser nachweisen, daſs jeder Mensch die Freiheit hat, wie Laotse eine doppelte Freiheit, die Freiheit von Zweifeln und die Freiheit von Jammer, sich zu verschaffen. Die erste Thesis lautet: „Frei von Zweifeln wird der Mensch teils durch das, was er glaubt, teils durch das, was er weiſs.“ Kein Philosoph der Jahrhunderte hat diese Scheidung erkannt und durchgeführt und dadurch die genannte Freiheit erlangt als Kant, den man allerdings erst durch Schopenhauer recht versteht (S. 130). Damit ist aber nicht im mindesten gesagt, daſs auch Schopenhauer die genannte Freiheit erreicht hat. Kant nun gelangte zu ihr durch die scharfe und bestimmte Sonderung der gesamten uns erkennbaren Erscheinungswelt (Phaenomena) von dem Ding an sich (Noumenon). Indem er erstere der Wissenschaft, letzteres dem (menschlichen) Glauben zuweist, hat er nicht bloſs die Möglichkeit, frei von allen Zweifeln zu werden, hergestellt, sondern auch den Streit zwischen Wissen und Glauben für immer abgethan. S. 105: „Dadurch, daſs Kant die Wissenschaft zwang, es offen und ehrlich einzugestehen, daſs sie nur die eine Hälfte des unendlichen Weltganzen, nur das uns als Wirkung Erscheinende erkennen kann, und daſs sie von der anderen Hälfte, von dem als verursachend bloſs mehr als existierend Geglaubten, nichts, nicht einmal dessen reelle Existenz wissenschaftlich erfahren kann, hat er unendlich viel unnützen Streit zwischen den Männern des Wissens und denen des Glaubens beigelegt.“ Ich will mich hier nicht darauf einlassen, ob auch

der Kant'sche Erkenntnisweg die Möglichkeit der Freiheit von Zweifeln gewährleistet; auch unser Verfasser berührt diesen Punkt nicht. Ich begnüge mich, darauf hinzuweisen, dafs ich, um etwas sicher finden zu können, nicht blofs mir klar sein mufs, wo, sondern auch, wie ich es suchen mufs. Bezüglich des Glaubens ist freilich die genannte Freiheit erreicht und jeder Streit aufgehoben — durch die Aufhebung des Glaubens selbst. Die letzte Ursache von allem, der Gegenstand des Glaubens, ist ein unvorstellbares (S. 101) und undenkbares (S. 106) Noumenon, ein absolutes x (S. 105). Und ein solches absolutes x, das seinem Inhalte nach, ja sogar seiner Existenz nach vom Menschen selbst aus unbedingt gleich Null ist, soll Gegenstand des Glaubens sein! Wenn ich einmal glauben soll, dann mufs ich doch einen Grund und ein Objekt des Glaubens haben. Weder dieser Grund noch dieses Objekt darf rein negativ sein, auch nicht von Seite des Menschen aus, oder es bleibt ein ewiges Rätsel, wie aus solch' rein Negativem eine positive Thätigkeit sich entwickelt.

Ehe wir zur zweiten Thesis übergehen, müssen wir doch einen Blick werfen auf den geschichtlichen Überblick über die Philosophen der Jahrhunderte bis Schopenhauer, welchen uns der Verfasser gibt. Hier berührt unangenehm der suffisante und wenig pietätsvolle Ton, den der Verfasser anschlägt. Es ist freilich sehr leicht, sich eine bestimmte Idee zu bilden und dieser gemäfs die Geschichte zurecht zu legen. Den Mangel historischer Sicherheit kann man ja durch kühne Behauptungen und derbe, kräftige Ausdrücke ersetzen! Wer kann und darf dann noch zweifeln? Wie aber die Geschichtskenntnis und der Erzählungston unseres Verfassers beschaffen ist, davon folgende Proben: Die alte griechische Philosophie ist S. 34. 35 mindestens sehr frei und sehr ungenau skizziert, Die Materie galt bei den Griechen immer als ewig. Die platonische Ideenlehre ist S. 36 doch gar zu trivial vorgetragen und insoferne auch unrichtig, als es noch keineswegs als ausgemacht zu betrachten ist, dafs Plato seinen Ideen lediglich Existenz im Geiste des Schöpfers — Gottes — zuschrieb. Platos Prädikat „göttlich" ist falsch ausgelegt. S. 37: Der mittelalterliche Realismus deckt sich keineswegs ohne weiters mit der platonischen Ideenlehre. „Idealisch" soll ein altklassischer Ausdruck sein! S. 39: Aristoteles hat wohl schon ein Menschenalter vor seiner Geburt philosophiert, da ihn unser Verfasser einen persönlichen Schüler und Verehrer des Sokrates sein läfst. S. 40 wird derselbe zu einem Darwinianer gestempelt. Die Cyniker sind S. 45 doch zu herb beurteilt. Die Skeptiker werden kaum genannt, obgleich gerade sie die Freiheit von allen Zweifeln, freilich in radikaler Weise auch bezüglich des Wissens, nicht blofs des Glaubens, anstrebten. Die Aufgabe der Scholastik ist S. 52 in einer Weise dargelegt, die alle geschichtliche Entwicklung aufhebt, und ihr die Offenbarung eines „Jehova- und Allah-artigen" Wesens zugeschrieben. Charakteristisch ist folgender Satz: „Sie (die Scholastik) beginnt, und zwar gleich unter den ersten Statthaltern Christi, damit, die vielen alten Götter der verschiedenen Völker, bei denen das Christentum eingebürgert werden sollte — umzubringen." Der hl. Augustin ist demzufolge in der Scholastik behandelt (S. 53). Die Scholastik ist halb Religion, halb Wissenschaft, halb Christuslehre, halb griechisches und sonstiges Heidentum" (S. 52). Die alten Götter „repräsentierten jeder für sich eine platonische Idee (vgl. oben!) und wurden insgesamt durch drei Begriffe ersetzt, welche sich in dem scholastischen Gottesbegriff der hl. Dreieinigkeit wieder ihrerseits zu vereinigen hatten" (S. 52). Entweder ist hier scholastisch = christlich, oder der Verfasser kennt die christlichen Symbola und ihr Alter nicht. Seine Ordnung ist überhaupt eine sonderbare: Anselm — Christus — Augustin — Thomas

von Aquin. Nach S. 54 soll die Scholastik ihren Kulminationspunkt in der Erkenntnis der Unfreiheit Gottes erreicht haben, und zwar soll Thomas von Aquin die Unfreiheit Gottes dadurch lehren, dafs er „die Überzeugung ausspricht, dafs Gott ebenso wie jeder einzelne Mensch sich nach dessen spezieller Natur, respektive diesen nach ihn, und zwar für alle Ewigkeit zu richten hat“ (!) vermöge seiner vollkommenen Gerechtigkeit. Die That, dem menschlichen Willen die Freiheit genommen zu haben, hat der hl. Augustin auf seinem Gewissen. S. 55 begegnet uns eine extreme Auffassung des Realismus und Nominalismus und S. 56 die Behauptung, dafs der Nominalismus keinen Platz für einen Schöpfer hat. Die Anschauung des Verfassers über das Mittelalter gipfelt in dem Satze, dafs „die energischen Naturen sich entweder Gott opfern oder dem Teufel verschreiben“ (S. 57). S. 58 wird Sokrates ohne weiters zu den Skeptikern gezählt und mit Kant zusammengestellt. Der Gottesbeweis des Cartesius soll ein blofses Wortspiel sein (S. 64). Die Anwendung des Sprichwortes: Mit Hilfe Gottes ist nichts unmöglich, auf Cartesius finde ich ziemlich banal. Leibnitz hat nach S. 79 alle philosophischen Richtungen, die der Verf. besprochen hat, zu vereinigen gesucht. „Alle scheint er etwas erfafst zu haben, von jeder nimmt etwas und keine ganz, jeder entlehnt er etwas und keiner gibt er etwas Neues, Selbstgeschaffenes hinzu“. Die Monade des Leibnitz soll die Entelechie des Aristoteles sein. S. 80: „Ihre verschiedenen Körper läfst Leibnitz durch stete Abwechslung von Tod und Leben den einzelnen Monaden aus- und anziehen, analog(!) der Metamorphose der Raupe zur Puppe und endlich zum Schmetterling.“ Nach S. 81 beruht die Monadenlehre auf dem Bewufstsein der Persönlichkeit. Baco von Verulam wird S. 85 kurzweg moralische Schlechtigkeit vorgeworfen. S. 86 sind „analytisch“ und „synthetisch“ ohne die nötige Erklärung im Kant'schen Sinne angewendet. Die Begriffsbestimmung an derselben Stelle ist nicht zutreffend. Auch im analytischen Urteil wirken, wie überhaupt in jedem Urteil, zwei Begriffe aufeinander. Analytisch und synthetisch bezeichnet die Erkenntnisweise dieser Aufeinanderwirkung. S. 92 ist der Gegensatz von Wollen und Denken ein Spiel mit Worten: Kant hat sicherlich auch in seinem Denken viel gewollt. Hatte Kant gar keine Kämpfe zu bestehen? Wenn die Zeit bald real, bald ideal ist (S. 95), dann ist sie in Wirklichkeit keines von beiden. S. 101 (wie auch sonst) ist denken und vorstellen verwechselt. S. 106 fordert der Verf. „guten Willen“, um dem Gedankengang Kants zu folgen. Was ist dieser gute Wille? Nennt er ihn vielleicht deshalb, um jedem, der ihm nicht folgt, guten Willen abzusprechen? Nach S. 112 können wir ohne Hilfe von Empfindungen nichts erkennen als die l e e r e n Formen des Raumes, der Zeit und des Kausalitätsgesetzes. Was sind „l e e r e Formen“? Sind solche denkbar und erkennbar? Ich kann mir eine leere Form weder existierend denken noch vorstellen, höchstens dann, wenn ich vom Inhalt abstrahiere. Wie steht es nun mit der Erkenntnis einer leeren Form ohne Empfindung? Nach S. 122 besteht die Quintessenz der Kant'schen Lehre darin, dafs der Wille die Fähigkeit hat, auf sich selbst zu wirken. Eine nähere Erklärung, besonders darüber, ob diese Fähigkeit auch aus sich selbst in Wirksamkeit übergeht, vermissen wir. S. 125 ist die Rede von einer intelligiblen Kirche, die noch dazu a priori erkannt wird. Mit ihr soll die katholische Kirche wegen ihrer Lehre von der Begierdtaufe synonym sein. S. 126. 127 stellt der Verfasser Kant mit Christus in Parallele und läfst ersteren wenigstens in seinen Lehren gekreuzigt werden. Die Erklärer Kants vor Schopenhauer haben blofs dessen leeres Stroh gedroschen, seine eigentliche Meinung nicht aufgedeckt (S. 130), da Kant selbst seine w e n i g e n, aber um so wertvolleren Gold-

körner absichtlich in seinen Werken versteckt hat, und seine Erklärer sie entweder nicht finden konnten oder ebenso vorsichtig waren, wie Kant selbst, eine Vorsicht, die seinen Überzeugungsmut und den seiner Erklärer in ein wenig günstiges Licht stellt.

Die zweite Thesis lautet: „Frei von Jammer wird der Mensch dadurch, dafs er sich das Jammern abgewöhnt". Der Mensch kann diese Bedingung erfüllen, denn er ist frei, kann ebenso gut nicht jammern, als er jammert. Freilich ein ziemlich wohlfeiles Rezept! Kant hat dieses Problem nicht gelöst, wohl aber Schopenhauer, und auch er nur theoretisch, nicht praktisch. Das Arcanum gegen jeden menschlichen Jammer besteht darin, dafs die Kraft der Lebenslust nicht stärker ist als die Lust zur Pflicht. (S. 160). „Man fasse seine Pflicht im Sinne der einzelnen hier besprochenen Philosophen und Religionslehrer bis zu Schopenhauer oder im Sinne Schopenhauers auf, man erkenne in der moralischen und intellektuellen Entwicklung oder in der Abtötung seines Ichs seine Pflicht, man erkenne sie im Beglücken seiner Umgebung oder im Ertragen seines Schicksals", und glaube und hoffe vom Noumenon ober uns, dafs es uns von unserem Jammer erlösen will. Es hat diese Freiheit, da auch wir die Freiheit haben, unsere Pflichten zu wollen (S. 161). Das hier Gesagte wird besonders durch zwei Stellen illustriert. Nach S. 156 ist zur moralischen Entwicklung der Glaube an die freie und gerechte Hilfe des absoluten X, des Noumenons ober uns, notwendig. Ist diese Hilfe mehr als ein X? Oder entwickeln wir uns, wenigstens von unserer Seite aus, ins blaue hinein? Wer wird sich abtöten wollen auf eine ungewisse Hoffnung hin? u. s. w. Das eigene Elend besteht bei jedem einzelnen in nichts anderem als in unbefriedigtem Egoismus (S. 50). Da es nun Pflicht des Menschen ist, sein Schicksal zu ertragen, so kommen wir zu dem trostlosen Satz, dafs der Elende sich mit seinem Elende eben bescheide, weil ihm eben nichts anderes bestimmt ist. Wie viel dies zur Entwicklung in irgend einer Beziehung beträgt, dies überlassen wir dem Urteile des Lesers. Bemerkt sei noch, dafs der Verfasser das Wort Jammer sowohl in seiner Bedeutung als Zustand des Elendes als auch in der Bedeutung der Klage darüber fafst, also von einem Trugschlusse nicht ganz freizusprechen ist.

Am Schlusse bekennt sich der Verfasser, um aus der Schwierigkeit bezüglich des Beweises der Unsterblichkeit unsres Noumenons, d. i. unsrer Seele, herauszukommen, als Spiritist (S. 163). Ohne das Bewufstsein dieser Unsterblichkeit würde unsre Freiheit nicht einmal uns selbst gegen den eigenen Jammer feien.

Diese Bemerkungen mögen genügen zur Rechtfertigung meines Urteiles!

An Druck- und Sprachfehlern seien notiert: S. 7 fehlt ein „durch". .... S. 59: aufserhalb den mathematischen Begriffen. S. 95: ohne welcher. S. 98: ohne unserem. S. 105 fehlt „den". S. 107: sieht man erst ein bis man es erfafst hat. S. 118: die eine oder die andere dieser zwei .... Elemente. S. 122 oben ein Satz ohne Sinn. Auf derselben Seite steht „in der letzteren statt „ersteren". S. 130: ohne ehrlichem. S. 148: Egoismuses. S. 151: methaphysische Extremitäten. S. 156: Noumenos statt Noumenons.

Burghausen. Dr. L. Haas.

Dr. Gg. Erler, deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Ausgang des Mittelalters in den Erzählungen deutscher Geschichtschreiber. 1. Lfg. 1882. Leipzig, Dürr.

Das Werk, welches nach dem Prospekte in 15—18 monatlichen Lieferungen zu à 1 *M.* erscheinen soll, will in weiteren Kreisen Lust an der Geschichte unseres Volkes wecken und dadurch die Liebe zum Vaterlande beleben. Verfasser geht von der Ansicht aus, dafs nur nach den Quellen ein lebensvolles Bild früherer Jahrhunderte entworfen werden könne und dafs die Quellen unserer Geschichte der grofsen Menge der Gebildeten sicher unbekannt seien. Er führt also die Quellen selbst redend ein; freilich ist das Werk so keine deutsche Geschichte im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern eine Sammlung von Geschichten (erzählt nach den zuverlässigsten Berichten, vor allem den Berichten von Augenzeugen oder Mithandelnden), wie dies Dr. Erler in dem Vorwort selbst ausspricht, worin er auf 8 pgg. von ähnlichen bisher erschienenen Arbeiten, von Zweck und Anlage des eigenen Werkes handelt. Erler will nur immer die wesentlichen Gesichtspunkte hervorheben, wobei allerdings eine gewisse Ungleichheit nicht zu vermeiden, indem die Quellen bald ausführlich, bald dürftig berichten selbst von verhältnifsmäfsig bedeutenden Ereignissen. Verf. verspricht möglichst wörtliche Übertragung nach den besten Ausgaben, Verkürzungen oder Umarbeitungen ausgeschlossen; Nebensächliches oder für unser Gefühl Anstöfsiges wird übersprungen; in der Regel wird nur ein Bericht angeführt. Einleitend zu den einem einzelnen Quellenschriftsteller entnommenen Abschnitten gibt Verf. „kurz" die Stellung an, welche der betr. Schriftsteller zu den Ereignissen einnimmt, aufserdem vermittelt er durch seine eigene Erzählung den Zusammenhang zwischen den einzelnen Abschnitten.

Heft I umfafst:

Kapitel I die Urzeit: 1. die Anfänge geschichtlicher Kunde — pg. 3 (von Erler); 2. Cäsars Bericht über die Germanen — pg. 6; 3. Züge des Drusus und Tiberius — pg. 11 (blofs Velleius II, 106—107); 4. Marobod — pg. 14; 5. Arminius — pg. 16; 6. Schlacht im Teutoburger Walde — pg. 22; 7. Feldzüge des Germanicus — pg. 40 (blofs Geschichte des 2. u. 3. Feldzugs); 8. Kampf zwischen Marobod und Arminius — pg. 42; 9. Ende des Arminius — pg. 42; 10. Bericht des Tacitus (Germania c. 1—27), angefügt des älteren Plinius kurze Schilderung — pg. 59; 11. Die Zeit des friedlichen Verkehrs zwischen Germanen und Römern — pg. 61 (ganz von Erler); 12. Schlacht von Strafsburg — pg. 73 (nach Ammian, von Erler über deutsche Völkerbünde, Markomannenkrieg).

Kapitel II die Westgoten. 1. Aus den Sagen der Goten 74 — Schlufs.

Von den 80 Seiten dieses Heftes rühren reichlich 25 von Dr. Erler her und schwerlich möchte jemand den Titelbeisatz „in den Erzählungen deutscher Geschichtschreiber" zutreffend nennen, abgesehen davon, dafs Tacitus, Velleius etc. sicherlich nicht deutsche Geschichtschreiber genannt werden können: warum begnügte sich Verf. nicht mit dem einfachen, freilich allgemein gebrauchten Ausdruck „nach den Quellen erzählt"? Und wenn wir doch keine deutsche Geschichte im eigentlichen Sinne erhalten sollen, sondern wichtige Episoden[1]) derselben nach den Quellen —

[1]) Die Züge des Drusus 12—9 v. Chr., des Germanicus 1. Zug gegen die Marser, der Markomannenkrieg sind mit einigen Zeilen abgethan, als ob wir keine Berichte darüber hätten, „der Aufstand des Claudius Civilis" wird p. 49 (Veleda) als bekannt erwähnt etc.

ob eine deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Ausgang des Mittel-Alters auf dem engen Raum von 3 Bänden überhaupt nach den Quellen geschrieben werden kann, wenn Umarbeitungen und Verkürzungen ausgeschlossen sind, mögen Kundigere und die folgenden Hefte entscheiden! — warum wählte der Verf. nicht gleich einen andern Weg, warum schrieb er nicht ein historisches Lesebuch zur deutschen Geschichte nach den Quellen? Es wären dann die störenden Übergänge beseitigt. „Er (Cäsar) erzählt folgendes von den Germanen“ oder „hören wir hierüber Velleius“ oder „erzählt uns Velleius folgendes“ etc. — Jedenfalls müfste nach Plan und Anlage des Werkes die Forderung gestellt werden, dafs die Quellenabschnitte als solche durch den Druck hervorgehoben werden; auch die Angaben über die Quellenschriftsteller wären besser durch Klein-Druck unterschieden worden. Dieselben stören den Zusammenhang, sind sie doch manchmal sehr reich ausgefallen, z. B. über Tacitus p. 22 sqq. 1½ Seiten (Rede auf die Verdienste des Agricola?), und über die Germania speziell mehr als eine Seite!

Vielleicht belehren die folgenden Hefte Referenten eines bessern; dafs das vorliegende Heft den beabsichtigten Zweck, die Geschichte zu popularisieren, erfülle, ist schwer anzunehmen. Wer wird ohne ausführlichen Kommentar nur zu einigem Verständnis des hier Gebotenen kommen? Einzelne Noten, hie und da eine Jahreszahl oder eine historisch-geographische Notiz reichen nicht aus. Ein Nichtphilolog greift sicherlich nach einer neuern Darstellung, der Philologe legt dieses Heft unbefriedigt weg.

Dafs übrigens der Verf. sich keinerlei Verkürzung erlaubt hätte, kann ich nicht ganz zugeben. Verkürzungen sind es doch wohl, wenn pg. 5 Cäsars Bericht (bell. Gall. VI, 21 ff.) mit cap. 24 fin. abgebrochen wird, obschon c. 25—28 dazu gehört; besser wäre cap. 24, zum teil gestrichen worden (wegen der kontroversen Stelle: Nunc quidem in eadem inopia, egest. patientiaque Germani permanent, so Nipperdey ed. maior, wo Erler übersetzt: „Jetzt lebt das Volk (d. Volker-Tektos.) in derselben Mittellosigkeit wie die Germ.“); Erler gibt pg. 3** selbst an „Caes. b. g. VI, 21—28.“ — pg. 35 aus Tacit. ab exc. d. Aug. II, 9—18 sind die cap. 11—13 in 6 Zeilen gegeben. — p. 15 Velleius II, 118 wird der Schlufssatz „Negat itaque se credere“ in sinnstörender Weise weggelassen.

Die deutsche Übersetzung anlangend, so zeigt sich deutlich ein Bestreben, Perioden zu zerreifsen und in Hauptsätzen, vielfach ohne Verbindung zu erzählen. Die Interpunktion ist vielfach störend. Von Taciteischem Kolorit ist keine Spur zu finden. Manchmal wird dem Sinn durch kleine Erweiterungen nachgeholfen, manchmal nicht, wo es durchaus nötig war, manchmal werden ohne Grund breite Umschreibungen angewendet. Im einzelnen sind viele Ungenauigkeiten, zum Teil recht grobe Verstösse zu finden.

Vielleicht wäre auch der Wunsch, jene „besten Ausgaben“, die der Übersetzung zu grunde liegen, citiert zu sehen, wie dies pg. 77 bei Jordanis geschieht, nicht ungerechtfertigt!

pg. 3 (Caes. b. g. VI, 21) Solem et Vulcanum et L.: „Sonne, Erde und Mond“; qui diutius impub. permanserunt: „wer am spätesten zum Manne sich entwickelt“, schon bei Oudendorp ist die richtige Übersetzung angedeutet; pg. 4 Caes. VI, 23 se fore tutiores arbitrantur . . . timore sublato: „gesicherter und . . befreit“; ei bello fehlt ei; pg. 5 (Caes. IV, 1) hi rursus in vicem: „im folgenden Jahre stehen diese zur Abwechslung unter den Waffen“; pg. 6 Caes. IV, 3 sexcenta milia pass., nicht 60,000 Schritte (besser in röm. Meilen auszudrücken, dazu Note); multumque ad eos mercatores ventitant: „und mancherlei trägt der Kauf-

mann handelnd zu ihnen", etwa gar „venditant"? pg. 10 (Vell.[1]) II, 106) situ locorum tutissima „durch ihren Wohnsitz von jeder Gefahr beschützt"? pg. 12 (Vell. II, 108) Nihil erat iam in G. quod: „Schon gab es in Germ. kaum ein Volk mehr, welches hätte besiegt werden können. Frei war allein noch" (Vell. praeter gent.); pg. 13 Text „quattuor milia", nicht „40,000 Reiter"; (Vell. 109) eratque etiam eo timendus, quod etc: „Da Germanien zu seiner Linken und vor seinem Angesichte lag (in fronte), so schien er noch gefährlicher"; pg. 14 (Vell. 110) cum universa Pannonia .. et adulta viribus Delmatia ... arma corripuit: „als die Völker ganz Pannoniens ... im Vollgefühl ihrer Kräfte sich mit den Bewohnern Dalmatiens verbanden"; adulta vir. gehört zu Delm., „omnibus [que] tractus eius gentibus in soc. adductis" fehlt[2]); pg. 15 (Vell. II, 118) opprimi posse Romanos et dicit et persuadet; decretis facta iungit: „Sturz der römischen Herrschaft, das ist das Ziel seiner Worte, seiner Ueberredung" — pg. 25 (Tac. ab exc. d. Aug. I, 56) „tumultuarias" bei „catervas" ist nicht übersetzt; pg. 26. (Tac. I, 57) barbaris quanto quis aud. promptus, tanto magis fidus ..., barbaris sowohl als fidus sind ausgelassen und der Satz zu allgemein; (Tac. I. 58) neque victa in lacrimas neque voce supplex: „keine Thräne vergofs sie, kein Laut des Schmerzes entrang sich ihrer Brust" etc. das ist möglichst wörtliche Übersetzung! — Segestes ingens visu: „ein Mann von ungeheuerer Gröfse, würdig und" etc. pg. 27 (Tac. I, 59) fama ... vulgata .. spe vel dolore accipitur: „die Kunde, dafs ... aufgenommen worden sei, verbreitete sich durch Germanien wie ein Lauffeuer. Je nachdem wurde sie mit Hoffnung begrüfst oder schmerzlich beklagt" unnütze Breite! pg. 28 adversus feminas „gravidas": sollte „gravidas" etwa gar als anstöfsig nicht übersetzt werden dürfen? — flagit. servitutis ducem: dem Urheber schimpflicher Herrschaft; (Tac. I, 60) bei Inguiomarus fehlt „Arminii patruus", bei Pedo „praefectus". pg. 30 Armin. hiefs die Seinen, sich zusammenzuschliefsen und zu gewinnen"; pg. 32 (Tac. I, 65) nox per diversa inquies: „die Nacht, welche dem mühevollen Tage folgte, liefs niemand zur Ruhe kommen"! — pg. 34 (Tac. I, 68) postquam haesere munimentis: „als die Germ. zwischen den Befestigungen an freier Bewegung gehemmt sind" („an den Befestigungen hingen" sollte dies zu ordinär sein?) — pg. 45 (Germania 2) immensus ultra utque sic dixerim adversus Oceanus ... aditur: „weil der unermefsliche und feindliche Ocean droben im Norden ... selten berührt wurde" cf. Schweizer-Sidler in der 2. Ausg. von Orelli. — pg. 46 (Germ. 3) fuisse apud eos et Herc. mem. sc. auctores quidam Rom., nicht „wie ihre Sagen melden"; aram Ulixi consecratam = von Ulix., nicht „dem Ulixes"; (Germ. 4) ad impetum valida: nicht blofs „zu krieg. Angriff": pg. 47 (Germ. 5) satis ferax: „der Boden ist an Korn ziemlich ergiebig", „satis" doppelt übersetzt als Adverb und als Subst.? — pg. 48 (Germ. 6) scutum reliquisse praecipuum flagitium, nec .. ignominioso fas: „den Schild zu verlieren ist die gröfste Schmach. Wer davon betroffen wird, wird ehrlos. Keinem Opfer darf er" etc. (Germ. 7) duces exemplo potius quam imperio ... praesunt: „die Herzöge sichern sich, mehr zum Vorbild als zum Befehl gewählt, ihren Vorrang mehr durch die Bewunderung, die sie erwerben, wenn" etc. jedenfalls eine neue Erklärung! Unmittelbar dahinter mufs ne ... quidem [ne verberare qu.] berücksichtigt sein; vulnera exigere „nach ihnen fragen" ist unverständlich; pg. 49 sub divo Vesp., divo ausgelassen, (Germ. 9) fehlt

[1]) ed. Haase 1874.

[2]) Welche Leseart? oder wie viele vermischt? cf. Burmann ad h. l.

„concessis", wie überhaupt einzelne Wörter vielfach übersehen wurden, z. B. „ceterum" nec cohibere pariet. deos, wo mit Beseitigung von ceterum ein neuer Abschnitt begonnen wird. — pg. 50 „Noch hat man eine andre Art, die Zukunft zu erforschen, durch welche man den Ausgang eines ernsten Krieges zu erraten sucht" diese unverständliche Übersetzung nur, weil Verf. das Wort „Auspicien" vermeiden wollte, als ob dasselbe Leuten, die Liburnerschiff, dekumanisches Thor etc. ohne Note verstehen, weniger verständlich wäre! — pg. 50 (Germ. 11) sacerd. quibus tum et coercendi ius, das wichtige „tum" fehlt. — Erler nimmt die von Schweizer-Sidl. verworfene Lesart „ut turbae placuit" an, übersetzt dann „der König oder der Fürst und wem sein Alter . . . Anrecht verleiht, ergreift das Wort" doch sehr fraglich. — pg. 51 (Germ. 13) „et muneribus ornantur" fehlt; pg. 55 „Auch mit den Jungfrauen beeilt man sich nicht" (Germ. 20) ist unverständlich: wenn „proximi ripae" übersetzt wird mit (die) „an den Ufern des Rheins" (sc. und der Donau), so ist auch hier ein Zusatz nötig („mit der Verheiratung der Jungfrauen"). Ich schliefse mit den Bemerkungen betreffs Übersetzung, deren ich fast auf jeder Seite zu machen Anlafs fand. Die geehrten Leser dieser Blätter werden sich nach diesen Proben selbst ein Urteil bilden können.

Was der Verfasser de suo dazugegeben, ist sehr rhetorisch, um nicht zu sagen phrasenreich gehalten. Bestimmtheit und Klarheit wird dadurch nicht gefördert. Ref. will nur ein paar Punkte speziell aufführen. pg. 2 wird der Einfall der Cimbern und Teutonen als „der erste Wellenschlag der Völkerwanderung" bezeichnet, mit bezug auf Ariovist heifst es „Alles geriet in eine flutende Kriegsbewegung, in eine Wanderung der Völker"! Was (pg. 2) gesagt ist, vermag ich weder zu verstehen noch mit pg. 45 (die kontroverse Stelle bei Tac. Germ. 2) zusammenzureimen: „Damals (nach 101) war es, dafs zuerst den Römern die Erkenntnis eines neuen Volksstammes kam, der sich aus der grofsen Menge der transalpinischen Kelten loslöste. Mit einem keltischen Namen, Germanen, haben sie den neuen Feind genannt"; pg. 45 wird die taciteische Stelle so übersetzt, dafs Germane als deutsche Benennung erscheint. Wenn pg. 5 gesagt ist „Was er (Cäsar) von den Sueven sagt, gilt ohne Zweifel auch von den übrigen Germanen", so wäre doch zu bemerken, dafs die Sueven schon seit 14 Jahren auf Wanderung. Was pg. 60 von den Ackerverhältnissen der Germanen gesagt wird, bedarf eines ausführlichen Kommentars: „In der gemeinsamen Feldmark wird jährlich ein Ackerland ausgeschieden, welches, um dem erschöpften Boden Ruhe zu gönnen, innerhalb der Feldmark herumwandert, während das überbleibende Land zur Hutung benutzt wird. So konnten feste Niederlassungen entstehen und ein wirkliches Privateigentum sich herausbilden": welcher Mensch versteht diese Zeilen? Auch pg. 61 ist nicht zu billigen: „Cäsar konnte den Germanen noch die Priester absprechen", Cäsar sagt, dafs es keine förmliche Priesterkaste gab (Schweizer-Sidler zu Germ. 7, Pfahler, deutsche Altert. p. 620): ob man überhaupt die Germanen Cäsars und Tacitus' in so starken Gegensatz stellen darf wie Erler gethan, zumal in einem populären Buche?

Referent kann auf grund des 1. Heftes noch kein Verdikt über das ganze Werk aussprechen, zumal das 1. Heft auch ungewöhnliche Schwierigkeiten bot. Hoffentlich werden die folgenden Hefte des gut ausgestatteten Werkes, sorgfältiger bearbeitet, ihren Zweck Geschichte zu popularisieren besser erfüllen. An Titel und Anlage ist freilich nichts mehr zu ändern!

Straubing. H. Liebl.

Lehrbuch der Geschichte von Rudolf Dietsch II. Band 3. Abt. Geschichte des Mittelalters. Dritte Periode (1096—1272). Bearbeitet von Dr. Horst Kohl, Oberlehrer am k. Gymnasium zu Chemnitz. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1881. 469 S. 6,60 ℳ.

Gymnasialprofessor Dr. Kohl bietet mit diesem Bande, den er als Fortsetzung des Lehrbuches von Dietsch nach dessen System und teilweise auch mit dessen Vorarbeiten herstellte, dem Geschichtslehrer an deutschen Mittelschulen ein recht brauchbares Hilfsbuch. Für die Wissenschaftlichkeit dieser Leistung zeugt schon die grofse Anzahl von Citaten der wichtigsten Quellen und der bedeutendsten Werke neuerer Historiker. Hie und da hat der Verfasser auch charakteristische und für die Begründung seiner Darstellung nötige Äufserungen von Quellenschriftstellern oder kurze Berichtigungen neuester Untersuchungen mit in die Noten aufgenommen. Dafs er die Geschichte der Deutschen im Verhältnis zu der anderer Völker in solcher Ausdehnung behandelt, kann mit rücksicht auf die Bestimmung des Buches nur gebilligt werden. Die Beziehung der deutschen Könige zu den Päpsten und zu Italien aber schildert er trotz ihrer Wichtigkeit doch etwas zu eingehend. Es wäre wünschenswert gewesen, dafs Herr Dr. Kohl die inneren Verhältnisse Deutschlands, z. B. das Aufblühen der Städte, die Wiedererhebung der Fürstenmacht gegen das Ende der Hohenstaufen u. dergl. auf Kosten jener Ausführlichkeit etwas mehr beleuchtet hätte. Was die Objektivität des Verfassers bei der Behandlung dieses wichtigsten Zeitabschnittes des Mittelalters betrifft, so mufs anerkannt werden, dafs derselbe auch in dieser Beziehung der Aufgabe des Geschichtsschreibers gerecht zu werden suchte. Denn nur selten finden wir in seinem Buche solche Bemerkungen, die seinen Parteistandpunkt erkennen lassen, wie z. B. die auf S. 78, wo es heifst: „er (i. e. Lothar) war der zweite Kaiser, der sich zum Stallmeister des Bischofs von Rom erniedrigte“, oder wie das noch dazu sehr überflüssige Citat auf S. 215 über den Ort, wo sich gegenwärtig das hl. Kreuz befinde. Dafs der Verf. bei der Besprechung der schismatischen Wahl Innozenz' II. und Anaklets II. für letzteren Partei ergreift, fällt nicht auf; stand ja doch anfangs fast ganz Italien auf der Seite des Sohnes Pierleones. Stark aber greift er in das Gebiet der Theologie ein, wenn er S. 12 sagt: „Urban II. aber erteilte allen Kreuzfahrern Absolution für die begangenen Sünden“, und wenn er im folgenden von „Vergünstigungen, welche des Papstes Wort den Kreuzfahrern garantierte (wie Sündenerlafs —)“ spricht. Hergenröther sagt in bezug auf diese Rede des Papstes B. I. S. 887: „Urban II. erklärte, jedem, der in reiner Absicht, nicht aus Ehr- oder Goldbegier zur Befreiung der Kirche Gottes nach Jerusalem ausziehe, solle dieser Zug statt aller kanonischen Bufse gelten“. Es kann also hier wohl nur die Rede sein von einem Erlasse der sogenannten zeitlichen Sündenstrafen.

In bezug auf die Form der Darstellung zeichnet sich das Werk durch Klarheit und Gewandtheit des Ausdruckes und durch Übersichtlichkeit aus; die Charakteristik hervorragender Persönlichkeiten ist in der Regel sehr treffend; insbesondere aber gibt das Buch durch das reichlich gebotene Material der Absicht des Verf. entsprechend in verschiedener Hinsicht Anregung zu eigenem Studium, so dafs ich nicht anstehe, dasselbe auch für Schülerbibliotheken der oberen Klassen des Gymnasiums zu empfehlen.

München. J. Pistner.

„**Anthropogeographie** oder Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte" von Dr. Fr. **Ratzel**. Stuttgart. 1882. 506 S. Pr. 10 *M*

Der Inhalt dieses Buches dürfte auch für die Leser dieser Blätter von grofsem Interesse sein, wefshalb wir denselben nach den 15 Kapiteln, in die er geteilt ist, im folgenden kurz skizzieren und mit einigen Bemerkungen begleiten wollen.

In den ersten zwei Kapiteln, welche den „Begriff der Geographie" und ihre „Stellung im Kreise der Wissenschaften", also eine noch immer nicht zum Abschlufs gebrachte Frage behandeln, prüft der Verfasser eingehend die bisherigen Versuche, die Geographie in das System der Wissenschaften einzufügen und weist treffend die Unmöglichkeit einer streng logischen Abgrenzung der verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen nach.

Der 3. Abschnitt: „Das menschliche Element in der Geographie" befafst sich mit der Erklärung der meines Wissens von R. zuerst gebrauchten Bezeichnung „Anthropogeographie", welche, analog der „Tier- und Pflanzengeographie", zwar zunächst die Verbreitung des Menschen über die Erde ins auge fafst, jedoch einen viel reicheren Inhalt besitzt als die beiden letzteren Disziplinen und demnach viel mannigfaltigere Aufgaben stellt.

Aus dem 4. Kapitel: „Die Beziehungen zwischen Geographie und Geschichte" heben wir die Erörterung über das hervor, was der Verfasser unter „Geschichte" versteht. Er tritt nämlich der bisherigen Abgrenzung dieser Wissenschaft auf die sogenannten Kulturvölker entgegen und will die „Geschichte der Menschheit" auch auf die Naturvölker ausgedehnt wissen; der „zufällige Besitz der Schrift" und somit die Datierung der Geschichte von den Zeiten historischer Aufzeichnungen an sei für die Anthropogeographie nicht mafsgebend. Daraus ergibt sich, dafs R. den Begriff Geschichte zeitlich und räumlich erweitert und sowohl die Prähistorik wie die Völkerkunde in ihren Bereich zieht, dafs er also in seiner ganzen Darstellung sich auch auf Erdräumen bewegt, die bisher nicht als „historische" gegolten haben, wie z. B. Centralafrika und der ostasiatische Archipel. Wir vermögen diesen Standpunkt, von welchem aus Geschichte und Völkerkunde dem Umfange nach sich decken würden, nicht zu teilen und möchten demnach das Wort „Geschichte" auf dem Titelblatte lieber streichen und es durch „Völkerkunde" ersetzen. Nach unserer Auffassung ist folglich auch das Gebiet der „Anthropogeographie" und „historischen Geographie" nicht identisch; die erstere umfafst die ganze von der Menschheit bewohnte Erdoberfläche und hat keine chronologischen Grenzen, die letztere aber beschränkt sich auf die Zeiten und Räume, die man bisher allgemein als historische aufgefafst hat.

Auch das 5. Kapitel: „Allgemeines über den Einflufs der Naturbedingungen auf die Menschheit" (S. 62—88) ist zum Teile noch einleitenden und zwar literarhistorischen Inhalts. Der Verfasser bespricht die Entwicklungsgeschichte der Ideen K. Ritters über den geschichtlichen Einflufs von Naturbedingungen und wendet sich in warmer Apologie gegen die modernen Gegner jenes grofsen Geographen. Sodann wird dargelegt, wie es sich hier nicht um Wirkungen in der strengen Form von Naturgesetzen, sondern blofs um Wahrscheinlichkeiten, Analogien, um „oszillierende Gesetze" (S. 49) handeln könne.

6. „Die Lage und Gestalt der Wohnsitze der Menschen" (S. 88—157). Hier sind wir über die einleitenden Fragen hinaus und stehen sozusagen auf festem Boden. Nach einer eingehenden Erörterung über die teils absondernde, teils vermittelnde Funktion der Inseln und Halbinseln,

wobei insbesondere auf die verschiedenartig gestalteten Angliederungsstellen der letzteren aufmerksam gemacht wird, folgt eine philosophische Betrachtung der Staatengebilde, ihrer Grenzen und Gliederungen, und dann eine Physiologie der menschlichen Ansiedlungen auf der Erdoberfläche.

7. „Raumverhältnisse“ (S. 157—181). Es wird deren Bedeutung im Leben der Staaten erörtert und insbesondere nachgewiesen, dafs die Riesenstaaten der Neuzeit, z. B. Rufsland, mehr Lebensfähigkeit besitzen als die kolossalen Reiche des Altertums, indem die modernen Verkehrsmittel an der „Vernichtung des Raumes“ arbeiten.

8. „Die Oberflächengestalt“ (S. 181—228). Zuerst kommen die Gebirgsländer und ihr Einflufs auf politische Gestaltungen und Volkscharaktere zur Sprache. Auffallenderweise befafst sich dieses Kapitel wenig mit den für Geschichte und Besiedlung so wichtigen Thalbildungen. Was später (S. 280) darüber beigebracht wird, dürfte nicht hinreichen, um die Bedeutung dieser Bodenformen ins rechte Licht zu stellen. An den Ebenen hebt der Verfasser einerseits die Schrankenlosigkeit hervor, die keine Bewegung hemmt, andrerseits die Einförmigkeit, welche sich im Volksleben spiegelt. Wenn aber hier auch schon von „Steppen“ und „Wüsten“ die Rede ist und von ihren geschichtlichen Einflüssen, so müssen wir entgegenhalten, dafs dies keine plastischen, sondern vegetative Formen sind und somit strenge genommen in ein späteres Kapitel gehören.

9. „Die Küsten“ (S. 228—251), ein besonders verdienstvoller Abschnitt, weil darin die viel ventilierte Frage der „Küstengliederung“ eingehend und gründlich behandelt wird. Mit recht weist R. den bereits stereotyp gewordenen Satz zurück, dafs eine reichere Küstenentwicklung stets auch einen höheren Kulturgrad bedinge und zeigt, welch verschiedene Verhältnisse in bezug auf Formation und Lage der Küsten zu berücksichtigen sind, wenn es sich um Bestimmung ihrer historischen Wirksamkeit handelt.

10. „Die geschichtliche Bedeutung des Flüssigen“ (S. 251—296). Zunächst das Meer: es ist anfangs Völkerschranke, dann Völkerstrafse. Ferner die Binnenseen; diesen wird nicht blofs eine „trennende“, sondern auch eine „vereinigende, zusammenfassende Wirkung“ zugeschrieben, wofür das lokale Centrum der Schweizergeschichte, nämlich der Vierwaldstättersee, als Beispiel dient. Endlich die Flüsse, welche historisch in zweifacher Weise wirken: als Wege und Grenzen.

11. „Das Klima“ (S. 296—333). Die Frage, ob das tropische Klima auf die europäischen Völker erschlaffend wirke, bleibt auch nach den Erörterungen des Verf. noch immer eine offene. Von den kalten Zonen läfst sich nur soviel mit Sicherheit behaupten, dafs sie mittelbar die Kultur erschweren. Innerhalb des gemäfsigten Gürtels oder der eigentlichen Kulturzone aber treten immerhin noch klimatisch bedingte Unterschiede zwischen Nord- und Südvölkern zu tage. Der von dem bekannten Kulturhistoriker Buckle so stark betonte „Wechsel der Jahreszeiten“ wird von R. bezüglich seiner historischen Wirkungen auf das richtige Mafs zurückgeführt.

12. „Pflanzen- und Tierwelt“ (S. 333—383). Der Verf. schildert hier die Naturbegabung der Erdwärme, beschreibt was dem Menschen aus beiden Naturreichen zum Genufs und Gebrauch, aber auch zum Unheil gereicht, und erörtert die Frage, in welcher Weise die Naturbegabung historisch fördernd wirkt. Die Antwort auf letztere fafst er in den glücklichen Satz zusammen: „Nicht im Reichtum an Gaben sondern an Anregungen liegt das Kulturfördernde der Natur“ (S. 382). Dagegen ist

eine andere Seite dieses Themas nicht berührt, nämlich die geschichtlichen Wirkungen einzelner geographisch eng begrenzter Naturprodukte, z. B. des Bernsteins, des Salzes, der Gewürzpflanzen, deren Fundstellen sich historisch zu Mittelpunkten weit gespannter Verkehrsnetze und zu hervorragenden Kulturstätten herausgebildet haben.

13. „Natur und Geist“ (S. 384—437). In diesem Kapitel werden wir mit dem Einflusse der Landesnatur auf das geistige Leben der Völker, d. h. auf Religion, Wissenschaft und Kunst bekannt gemacht. Was die beiden letzteren Punkte betrifft, so sind die bisherigen spärlichen Forschungen von R. nicht wesentlich weiter gefördert worden. Eingehender bespricht er die religiösen Beeinflussungen und widerlegt zunächst die Buckle'sche Ansicht, dafs eine schreckenvolle Naturumgebung, z. B. eine vulkanische Landschaft, Aberglauben erzeuge. Die nun folgende Erörterung über Vergeistigung von allgemein verbreiteten Naturkräften, z. B. im Sonnenkulte dürfte eher in eine Religionsphilosophie gehören als in die Geographie. Letztere hat als reine Ortswissenschaft meines Erachtens nur die Symbolisierungen lokaler Verhältnisse durch religiöse Ideen zu behandeln. Zu ihren Aufgaben gehört es also unter anderm, den Dualismus des persischen oder ägyptischen Götterglaubens in der dualistisch gearteten Natur der betreffenden Länder nachzuweisen oder für einzelne Züge der griechischen Götterlegenden die landschaftlichen Motive aufzufinden.

Das 14. Kapitel („Zusammenfassung“) ist mit seinen Untersuchungen über Ursachen und Ziele von Völkerwanderungen nicht sowohl geographischen als anthropologischen Inhalts; aus dem 15. endlich („Zur praktischen Anwendung“) wollen wir den Abschnitt hervorheben, worin im Anschlufs an eine Stelle der Weber'schen Weltgeschichte von „pädagogischer Verwertung der Naturbedingungen“ die rede ist.

Schon aus dieser flüchtigen Skizzierung des Inhaltes läfst sich ersehen, dafs R.s Buch als eine epochemachende Erscheinung auf dem Gebiete der geographischen Literatur gelten darf. Denn abgesehen von der geistvollen aber allzu phantasiereichen „philosophischen Erdkunde“ E. Kapps (2. Aufl. 1867) ist hier zum erstenmale eine vollständige und auf streng wissenschaftlicher Basis ruhende Entwicklung der oft ausgesprochenen und oft mifsverstandenen Idee von der geographischen Bedingtheit der Völkergeschicke versucht worden.

Was die Darstellung betrifft, so zeichnet sie sich im ganzen durch grofse Sorgfalt aus, ja erhebt sich stellenweise, besonders im 13. Kapitel, zu künstlerischem Schwunge. Umsomehr wäre zu wünschen, dafs einzelne stilistische Nachlässigkeiten, z. B. die „geschichtlich wichtig werden könnenden Eigenschaften“ (S. 52) oder die „immer weiter zum ozeanischen Charakter weiterschreitende Geschichte“ (S. 112) oder „das phönizierhafte Haften an den Küsten“ (S. 189) für die Zukunft ausgemerzt würden. Auch einige nicht glückliche Neologismen wie „innervolklich“ (S. 80) oder gar „beelendend“ (S. 53) hätten wir gerne vermifst. Endlich hätten auch die spärlichen griechischen Citate einer sorgfältigeren Korrektur bedurft. So lesen wir 'Ηλις satt 'Ηλις (S. 210), βασιλεῦς statt βασιλεύς (S. 290) und das noch weit schlimmere γεογραφικήν statt γεωγραφικήν. (S. 7.)

München. J. Wimmer.

Geographie des Königreiches Bayern nebst einer kurzgefafsten Darstellung der Erdgestalt und Erdoberfläche etc. von Professor Dr. Karl **Arendts**. **Fünfte verbesserte** Auflage. Regensburg 1882.

Quousque tandem, fragt man doch mit gerechtem Unwillen, wird uns das genannte Lehrbuch, dessen sonstige Brauchbarkeit bereitwilligst anerkannt sein soll, [illegible] neuen Auflage immer wieder die alten Fehler auftischen? Gleich auf der ersten Seite steht ‚Südland‘ statt ‚Ostland‘, p. 24 werden die linken Nebenflüsse der Isar zu rechten gemacht und ebenso falsch heifst p. 141 die Kama ein rechter Nebenflufs der Wolga; p. 134 lesen wir ‚Kandia und (!) Kreta‘. Schlimmer noch als solche Flüchtigkeiten sind falsche Angaben, wie wenn p. 88 ‚**Karlstein**‘ als Städtchen am Main abwärts von Würzburg genannt ist statt ‚**Karlstadt**‘, oder wenn p. 85 behauptet wird, bei Wassertrüdingen werde viel Krapp gebaut, während man in dortiger Gegend kaum weifs, was Krapp ist, oder wenn p. 94 von 2 fürstlichen Schlössern in Öttingen die Rede ist, als noch bestehend, obwohl das eine seit 30 Jahren niedergerissen ist. Rain am Lech gehört bekanntlich seit einigen Jahren nicht mehr zu Oberbayern, sondern zu Schwaben. Auf p. 50 ist wohl die Einwohnerzahl Bayerns nach der letzten Volkszählung auf 5285000 angegeben, was als ein besonderes Verdienst in der Vorrede zur 5. Auflage hervorgehoben ist, aber man hat es nicht der Mühe wert gehalten, auch für die einzelnen Kreise die berichtigten Zahlen (etwa aus dem Sulzbacher Kalender!) einzusetzen. Ein Schüler, der nachrechnet, mag sich also den Kopf zerbrechen, wie das ganze Königreich 1/4 Million Bewohner mehr haben kann, als die Summe der Einwohner in den 8 Kreisen ergibt. — Verstöfse gegen die offizielle Rechtschreibung sind selten (doch z. B. Soolbäder, roth, Christof), um so häufiger jene gegen die Stilistik und Grammatik. Vulgarismen oder Provinzialismen sind Formen wie ‚stofst, lauft‘, das Weglassen der Genetivendung -s bei Länder- und Ortsnamen, Ausdrücke wie p. 112 ‚die Karte zeigt uns **weiters** dafs‘, p. 17 ‚Nordwärts setzt sie (die Frankenhöhe) im Steigerwald fort‘. Sinnstörend sind Wendungen wie p. 23 ‚Donau und Main fliefsen durch das Ostland in entgegengesetzten Richtungen, die Donau nach Osten, der Main nach Westen. Erstere hat ihren Ursprung, letzterer seine Mündung aufserhalb Bayern‘, wodurch der Schüler zu dem falschen Schlufs verleitet wird, wie der Main seinen Ursprung, so habe die Donau ihre Mündung innerhalb Bayerns!

Kurz das Buch bedarf notwendig einer sachlichen Durcharbeitung und einer stilistischen Umformung und vieler, vieler Abstriche. Was thut ein Schüler der 1. Lateinklasse mit all den Namen der ‚kleinen Städte‘ und ‚grofsen Pfarrdörfer‘ Bayerns, welche hier als bemerkenswert bezeichnet sind, Namen, mit denen man einen Postbeamten in Verlegenheit bringen könnte. Oder wer verdient mehr Tadel: der 10jährige Knabe, der die Nebenflüsse der Garonne, Tarn und Lot, nach 14 Tagen bereits wieder vergessen hat, oder der Lehrer, der ihn darnach fragt? — Die Fragen und Aufgaben, worin wohl mancher Lehrer, namentlich der ungeübte und bequeme, einen besonderen Vorzug des Buches erblickt, könnten ohne Schaden auf die Hälfte reduziert werden: ein guter Teil derselben ist selbstverständlich und überflüssig, z. B. die Anweisung, Flüsse oder Städte auf der Karte nachzusuchen, andere greifen über das Pensum der 1. Lateinklasse hinaus, manche sind allzu inhaltlos oder formell ungeschickt. So wird jeder nur halbwegs geweckte Schüler seinem Lehrer ins Gesicht lachen, wenn er ihn fragt (p. 96 Nr. 36): ‚Fliefst die Donau von Ulm nach Regensburg auf- oder abwärts?‘ wogegen der nämliche Inhalt etwa

in der Form: ‚Fährt ein Schiff, welches von U. nach R. geht, stromaufwärts oder stromabwärts‘ oder ‚Liegt U. ober- oder unterhalb R.‘ jedem Anfänger etwas zu denken gibt.

Also wir wünschen dem Buche recht bald eine gereinigte und um ein gutes Drittel gekürzte sechste Auflage.

Regensburg. Fr. Vogel.

Henrici J., Professor am Gymnasium zu Heidelberg und Treutlein P., Professor am Gymnasium zu Karlsruhe. Lehrbuch der Elementar-Geometrie. Zweiter Teil. Perspektivische Abbildung in der Ebene. Berechnung der planimetrischen Gröfsen. Pensum der Sekunda (nebst weiteren Ausführungen für Prima.) Mit 189 Figuren in Holzschnitt und einem Kärtchen. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1882. VIII. 242 S.

Aus unserer Anzeige des ersten Teiles dieses Werkes in den Gymnasialblättern wird man sich erinnern, dafs die Verfasser bei Abfassung desselben einen ganz neuen Plan zu grunde gelegt haben, einen Plan, der allerdings in vieler Hinsicht jenem ähnelt, der für das originelle Lehrbuch von Kruse mafsgebend war, dabei aber doch der Abweichungen in Tendenz und Ausführung nicht wenige aufweist. Die Lehre von den geometrischen Verwandtschaften soll in ungleich energischerer Weise zur Geltung gelangen, als es sonst gemeiniglich zu geschehen pflegt, und in der That hat schon das vor Jahresfrist erschienene erste Bändchen den Nachweis geliefert, dafs die beiden badischen Schulmänner mit gröfster Konsequenz auf ihr Ziel loszugehen gewillt sind. Wir durften damals dem Buche, soweit es vorlag, das in vielen Beziehungen ihm zukommende Lob nicht vorenthalten, konnten aber auch das Bedenken nicht unterdrücken, ob denn diese neue Art von Systematik an die Altersstufe, welche damals allein in frage kam, nicht doch allzuhohe Anforderungen stelle. Wir haben seitdem — und zwar von durchaus unbeteiligter aber völlig glaubwürdiger Seite — vernommen, dafs dieser erste Teil die Feuerprobe der Praxis gut bestanden und sich rasch die Zuneigung sowohl lehrender als auch lernender Elemente erworben hat. Wenn dem so ist, so glauben wir der heute uns zur Besprechung vorliegenden Fortsetzung ein noch günstigeres Prognostikon stellen zu sollen, denn nicht nur hat uns der zweite Teil persönlich noch mehr angesprochen als der erste, sondern es kann auch keinem Zweifel unterliegen, dafs Sekundanern (also Schülern unserer beiden unteren Gymnasialklassen) in bezug auf geistige Anstrengung schon etwas mehr zugemutet werden darf. Eine kurze Inhalts-Analyse wird unsere Behauptung, dafs dieser neue Lehrgang der Geometrie sich auch durchweg in neuen Geleisen bewege, bestätigen.

Die erste Abteilung des Bandes beschäftigt sich mit der Perspektive im weitesten Wortsinne. Zwei ebene Gebilde können bekanntlich von Hause aus so liegen, dafs die zwei homologe Punkte verbindenden Geraden durch einen und denselben Punkt hindurchgehen, dann liegen sie schlechthin perspektivisch, oder ihre gegenseitige Beziehung kann so beschaffen sein, dafs die eine in eine perspektivische Lage zur andern versetzt werden kann: Dann spricht man von projektivischen Gebilden. Die Verf. definieren die Ähnlichkeit als einen speziellen Fall der Perspektive und gewinnen, nachdem sie einen kurzen Abschnitt über kommensurable und inkommensurable Strecken, sowie über die Proportion vorausgeschickt haben, die gewöhnlichen Ähnlichkeitssätze sehr einfach durch

Betrachtung des Strahlenbüschels, dessen Elemente die Träger ähnlicher Punktreihen sind. Die Ähnlichkeitspunkte treten so ungleich schärfer in ihrer prinzipiellen Bedeutung hervor, als dies bei einer anderen Behandlungsweise der fall sein würde; wie nützlich deren Anwendung bei der Lösung mannigfacher planimetrischer Übungsaufgaben sich erweist, wird in einem besonderen Anhang gezeigt. Der zweite Abschnitt der ersten Abteilung enthält zunächst eine Theorie des anharmonischen Doppelverhältnisses, und aus dieser fliefsen als Spezialitäten die Sätze von den Dreieckstransversalen, die Theoreme von Pascal und Brianchon und die Lehre vom vollständigen Viereck und Vierseit. Dafs auch die involutorischen Relationen Beachtung gefunden haben, wird niemanden überraschen, Referent mufs jedoch offen gestehen, dafs er die Hereinziehung dieses Themas selbst in ein Lehrgebäude dieser Art vermieden zu sehen wünschte, und zwar aus drei Gründen: erstens, weil dasselbe nach unserer Überzeugung für Gymnasiasten ein sehr schwieriges ist, zweitens weil dasselbe auf elementarem Boden doch keiner ausgedehnten Verwendung fähig ist, und drittens endlich, weil man bei diesem Anlafs Kunstwörter (elliptische und hyperbolische Systeme) einzuführen sich genötigt sieht, deren eigentlicher Sinn auch dem begabtesten Schüler kaum wird klar gemacht werden können. — Die projektivischen Betrachtungen schliefsen mit einer sehr hübsch durchgeführten Behandlung der für ein System von zwei und drei Kreisen wichtigen Punkte und Geraden, woran sich dann noch das neuerdings seine Aufnahme in das gewöhnliche Lehrpensum immer entschiedener anstrebende apollonische Taktionsproblem anreiht.

Auf die Projektivität folgt die Metrik, die Berechnung von Strecken und Flächeninhalten. Wir machen aufmerksam auf die einfache Herleitung der Formel für den Inhalt des Kreisvierecks, sowie auf die wirklich interessanten Paragraphen, welche vom graphischen Rechnen, sowie von der Unterstützung handeln, welche sich geometrische Konstruktion und algebraischer Calcul bei der Auflösung vorgelegter Probleme gegenseitig leisten können. Alsdann begegnen wir einer Neuerung, welche wir nur auf's wärmste begrüfsen können, der sozusagen ganz unvermittelten Aufnahme der Goniometrie in die Geometrie. Ohne alle Umstände werden die Funktionen Sinus, Tangens u. s. w. als Streckenverhältnisse definiert und auf die Theorie der regelmäfsigen Vielecke angewendet; wir wissen auch wahrlich nicht, warum die Trigonometrie in den Lehrplänen unserer Schulen stets mit einem gewissen Aplomb als selbständige Disziplin auftritt, da sie doch in Wirklichkeit nichts anderes ist als rechnende Geometrie. Auch darin haben die Verf. unseres Erachtens gar nicht so unrecht, dafs sie die obengenannten Definitionen zunächst nur für den Fall eines spitzen Winkels geben und sodann praktisch darthun, wie mancherlei sich mit diesem beschränkten Funktionsbegriff erreichen läfst: erst weit später, nachdem das Wesen des orthogonalen Koordinatensystemes klargestellt ist, wird auch die Goniometrie nochmals allgemein begründet. Der ebenen Trigonometrie, deren Hauptsätze eine sehr elegante Ableitung erfahren, schliefst sich ein kurzer Abrifs der Polygonometrie und ein Exkurs auf praktische Geometrie an. Auch mag nicht unerwähnt bleiben, dafs besonders der trigonometrischen Partie zahlreiche historische Notizen beigefügt sind, deren Inhalt sich auch, was bei Elementarbüchern leider nicht allemal der Fall ist, durch strenge Richtigkeit auszeichnet.

Eine überaus reichhaltige Aufgabensammlung, welche den Lehrer von der Benützung anderer Hülfsmittel ziemlich unabhängig macht, schliefst den planimetrischen Teil unseres Lehrbuches ab. Unter den Beispielen

begegnen wir mancher neuen Erscheinung, z. B. Aufgaben über Landestriangulation, denen die angeheftete, hübsche geodätische Karte des Grofsherzogthums zur Unterstützung dient. Bis zur letzten Seite wird den Leser der wohlthuende Eindruck nicht verlassen, den das liebevoll und der zweiköpfigen Autorschaft ungeachtet homogen ausgearbeitete Buch hervorrufen mufs. Möge die Stereometrie, ein Wissenszweig, der didaktischen Reformern wohl noch mehr Gelegenheit zum Erwerben von Verdiensten gibt, ihrer jüngeren Schwester ähnlich werden!

Ansbach. S. Günther.

Lehrbuch der Arithmetik und Algebra mit Übungsaufgaben für höhere Lehranstalten von Dr. Th. Spieker, Professor an der Realschule zu Potsdam. Erster Teil. Zweite verbesserte Auflage. Potsdam, 1881. Verlag von Aug. Stein. IV. 379 S.

Lehrbuch der ebenen Geometrie mit Übungsaufgaben für höhere Lehranstalten von Dr. Th. Spieker etc. Mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten. Fünfzehnte verbesserte Auflage. Potsdam, 1881. Verlag von Aug. Stein. VIII. 338 S.

Dafs die Spieker'schen Lehrbücher den guten Ruf, dessen sie sich in weiten Kreisen erfreuen, auch verdienen, dürfen wir als bekannt voraussetzen; haben sich dieselben doch sogar bei uns in Bayern, wo man sonst den Lehrmitteln inländischen Ursprungs weit gewogener zu sein pflegt, einzubürgern vermocht. Insbesondere gilt dies für die Geometrie, wie die hohe Auflagenzahl am besten beweist, indes ist auch die allgemeine Arithmetik trefflich geeignet für solche Anstalten, die den ganzen elementaren Lehrstoff zu verarbeiten in der Lage sind, wozu allerdings unsere humanistischen Gymnasien nicht gehören. Diese zweite Auflage weist ihrer Vorgängerin gegenüber ansehnliche Vermehrungen auf. Abgesehen von der Neubearbeitung einzelner Fundamentalparagraphen sind hinzugekommen: Die französische Auflösungsmethode eines Systems linearer Gleichungen mit einem Hinweis auf die Determinanten, einige Erweiterungen der Lehre von den geometrischen Progressionen (Teilbruchreihen), das Legendre'sche Verfahren zur abgekürzten Berechnung der Teilbrüche eines Kettenbruches, endlich die Gleichungen vom dritten und vierten Grade, die früher — des Moivre'schen Lehrsatzes halber — dem zweiten Teile vorbehalten waren.— Die Geometrie ist jetzt auf das in der That am meisten charakteristische Axiom gegründet worden, dafs zu einer gegebenen Geraden durch éinen Punkt nur eine einzige nichtschneidende Gerade gezogen werden kann; aufserdem hat die Rektifikation und Quadratur des Kreises eine wesentliche Bereicherung erfahren.

Wir würden an und für sich gerne geneigt gewesen sein, in eine eingehendere Besprechung der beiden Bücher einzutreten und einerseits besonders gelungene, andererseits solche Punkte namhaft zu machen, welche unseres Erachtens noch einer Vervollkommnung fähig wären; wir thun dies jedoch nicht aus einem rein persönlichen Grunde. Als wir in dieser Zeitschrift (15. Band, S. 280) die dreizehnte Auflage der Geometrie besprachen, hielten wir es für geboten, ein paar unwesentliche Dinge der letzteren Kategorie hervorzuheben, allein die neue Ausgabe weist an den betreffenden Stellen nicht die mindeste Veränderung gegen früher auf. Wir zollen gewifs Herrn Spiekers Persönlichkeit und didaktischen Leistungen die gröfste

Hochachtung, wenn wir aber bewiesenen guten Willen in einer Weise ignoriert sehen, wie es hier geschah, so können wir es nicht für erspriefslich halten, uns mit einem Autor weiter zu beschäftigen, als es eben die Rezensentenpflicht unbedingt gebietet.

Ansbach. S. Günther.

Literarische Notizen.

Gymnasium. Zeitschr. für Lehrer an Gymnasien und verwandten Unterrichts-Anstalten. Unter Mitwirkung von A. Luke und Ph. Plattner redig. von Dr. M. Wetzel in Paderborn. Verl. von Schöningh, Paderborn. Diese neue Zeitschr., deren erste (Probe-)Nummer am 1. April l. J. herausgegeben wurde, erscheint monatlich in 2 Nummern, deren jede mindestens 32 Spalten Lexikonformat umfafst. Preis pro Semester 3 ℳ. Aufser den leitenden Artikeln (die 1. Nummer enthält einen Aufsatz zur lat. Tempuslehre von Wetzel), in welchen pädagogisch didaktische oder für den Schulunterricht bedeutsame wissenschaftliche Fragen erörtert werden sollen, sind in Aussicht gestellt: Rezensionen, Zeitschriftenschau, Bücherschau, Nachrichten betr. Verfügungen der Behörden, Personalien und Versammlungen, Nachweisungen offener Schulstellen. Eine grofse Zahl von Mitarbeitern ist angeführt, unter denen wir aber nur wenigen Namen aus Süddeutschland begegnen.

Philologisches Schriftsteller-Lexikon von W. Pökel. 2—5. Lief. à 1 ℳ. Leipzig. A. Krüger. 1882. Das nunmehr fertig vorliegende Werk war, wie der Verf. in dem Vorworte angibt, schon mit dem Ende des Jahres 1880 abgeschlossen, so dafs, wenn auch in den Nachträgen die von den Rezensenten oder den beteiligten Gelehrten gegebenen Notizen verwertet sind, doch manche auf die Einrichtung des Werkes bezügliche berechtigte Wünsche nicht mehr berücksichtigt werden konnten. Sicher wird es bei einer zweiten Auflage, die dem mit Sorgfalt und Geschick ausgearbeiteten Werke bald beschieden sein möge, dem Buche von vorteil sein, wenn mit Zugrundelegung der vorhandenen Hilfsmittel, unter denen die vortreffliche Röm. Literaturgeschichte von Teuffel-Schwabe die erste Stelle einnimmt, durch Anführung der wichtigen Programm- und akademischen Abhandlungen eine Ergänzung vielfach hochwichtigen Materials angestrebt wird.

C. J. Caesaris comm. de bello civili erklärt von Fr. Kraner. 8. Aufl. v. Fr. Hofmann. Mit 2 Karten von H. Kiepert. Berlin. Weidmann. 1881. ℳ 2,25. Die anerkannt gute Ausgabe hat durch kürzere und bestimmtere Fassung der Anmerkungen einzelne Verbesserungen erfahren, ohne dafs eine tiefer greifende Veränderung vorgenommen wurde.

Konrad Celtes, Fünf Bücher Epigramme, herausgegeben von Dr. Karl Hartfelder. Berlin, Calvary & Comp. 1881. ℳ 3. Eine erstmalige Gesamtausgabe der bisher durch eigentümliche Geschicke noch nicht veröffentlichten fünf Bücher lateinischer Epigramme des berühmten Humanisten, hergestellt nach einer durch Professor Klüpfel am Ende des vorigen Jahrhunderts gemachten Kopie der Nürnberger Handschrift, sowie nach dieser jetzt noch in Nürnberg befindlichen Handschrift selbst. Neben vielem Unbedeutenden enthalten dieselben Beiträge zur Charakterisierung des Dichters selbst, sowie eine Fülle von Beziehungen zu bedeutenden Zeitgenossen des Verfassers und werfen helle Schlaglichter auf die vielbewegte lebenslustige Zeit der ersten Humanistenepoche.

Deutsches Lesebuch von Linnig. I. Teil. 6. Aufl. Paderborn. Schöningh. 1882. ℳ 2,60. Der neuen Auflage des rühmlichst bekannten und in diesen Blättern wiederholt angezeigten ersten Teiles von Linnigs Lesebuch ist kein Vorwort vorausgeschickt, aus dem man die Veränderungen der neuen Ausgabe entnehmen könnte. Das Inhaltsverzeichnis läſst in den von uns verglichenen Abschnitten keine Neuerungen erkennen. Daſs dies bei der anerkannten Vortrefflichkeit des Werkes kein Mangel ist, braucht nicht gesagt zu werden.

Goethes Iphigenie. Ihr Verhältnis zur griechischen Tragödie und zum Christentum von Dr. H. F. Müller. Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Band VII. Heft 6. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1882. gr. 8. 58 S. ℳ 1,20. Eine anziehend geschriebene Abhandlung, wenn sie auch keine völlig neuen Gesichtspunkte bietet.

Hauptregeln der französischen Syntax nebst Musterbeispielen. Zum Repetitionsgebrauche an Gymnasien, Realschulen etc. ausgearbeitet von Dr. K. Brunneman. Leipzig. 1882. Literarisches Verlagsinstitut. Dieses Werkchen ist nach dem Vorwort des Verfassers dazu bestimmt, zu zeigen, „daſs die lateinische Sprache in bezug auf die syntaktischen Verhältnisse durchaus nichts vor der französischen Sprache voraus hat, um so mit dazu beitragen zu helfen, den landläufigen Irrtum zu beseitigen, als habe die Beschäftigung mit der lat. Grammatik einen gröſseren Wert für formale Geistesbildung, als die mit der französischen“. Wir huldigen auch nach Durchsicht des Büchleins noch immer diesem „Irrtum“ und möchten bezweifeln, daſs es viele zur Anschauung des Verfassers bekehrt. In den Regeln vermissen wir den Hinweis auf das Lateinische, der nach der Erklärung der Verlagsbuchhandlung den Hauptvorzug des Büchleins bilden soll, vollständig (ausgen. § 165 u. § 167 Acc. und Nom. cum Infinitivo).

Die Regeln der französischen Aussprache. Bearbeitet S. Westenhoeffer. Zweite verbesserte Auflage. Mülhausen i. E., 1882. Das Büchlein gibt in der bisher üblichen Weise eine Zusammenstellung der Regeln über die Aussprache des Französischen. In einigen Fällen wird auf das Altfranzösische bezug genommen und es gehört die Anleitung wohl zu den besseren unter jenen, welche in kürze das Nötigste zu bieten beabsichtigen.

Vocabulaire Français. Für den Schul- und Privatgebrauch zusammengestellt von Dr. Georg Autenrieth, Rektor am Gymnasium Zweibrücken. Zweite umgearbeitete Auflage. Erlangen, 1881. Verlag von Deichert. Das treffliche, nach der etymologischen Methode geordnete und mit reicher Phraseologie versehene Büchlein erscheint nun neu bearbeitet in einer zweiten Auflage. Veraltende Wörter wurden ausgemerzt, die Phraseologie erweitert und auch der zweite Anhang, der dem Schüler eine Reihe von Germanismen und Barbarismen vorführt, stark vermehrt. Auch der mit dem Vocabulaire zusammenhängende orthoepische Teil hat durch Beifügung einer groſsen Zahl von Eigennamen eine wichtige Ergänzung erhalten. Durch diese Ergänzungen und Erweiterungen gestaltet sich das Büchlein zu einem willkommenen Komplement der in Schülerhänden befindlichen Dictionnaires.

Über das Seelische im Kinde und die dadurch begründete Notwendigkeit einer gründlichen logisch-psychologischen Durchbildung des Lehrers. Ein Vortrag, gehalten

auf der 24. allgemeinen Lehrerversammlung zu Karlsruhe von Dr. Hermann Wolff, Dozent d. Philos. a. d. Universität in Leipzig. Prag. 1881. Verlag von F. Tempsky. Der Verf. unterscheidet die Beanlagung des Kindes nach Seite des Intellekts, des Gemüts und des Charakters und entwickelt in dieser dreifachen Beziehung seine Theorie über die Grundvorgänge und Grundtriebe des Seelenlebens. „Zweck der Erziehung ist es, einen wohlgebildeten in allen Teilen gleichmäfsig entwickelten und für die praktischen Verhältnisse des Lebens gestählten Körper, einen kenntnisreichen und selbstthätig denkenden Geist, ein mit Unterdrückung aller anomalen hervortretenden Affekte, Begierden und Leidenschaften für das Schöne, Wahre und Gute empfängliches, heiteres Gemüt, einen sittlich bewufsten, moralisch gekräftigten, starken Charakter, endlich auf allem diesem beruhend, eine vernünftige, überzeugungstreue, innige Religiösität zu entwickeln.“ Zur Erreichung dieses Zwecks erscheint aber eine gründliche logisch-psychologische Durchbildung des Lehrers durchaus notwendig, wie dieselbe in der sächsischen Seminarverordnung, sowie in dem Lehrplan des Wiener Pädagogiums bereits vorgesehen ist. Die Lehrerversammlung erklärte ihre Zustimmung.

Briefe über vernünftige Erziehung. Ein Wegweiser für Erzieher von F. Schmid-Schwarzenberg. 3. verm. Aufl. Wien. 1882. Verlag von A. Pichlers Witwe u. Sohn. Der hauptsächlich durch die Bemühungen des Verf. dieser Schrift ins leben gerufene „Verein für Volkserziehung“ in Erlangen hat im Jahre 1874 „eine von grund auf neue, gründlich zweckentsprechende Erziehungsanstalt in einem Garten mit Turnplatz gebaut“; das ist „die Sonnenblume“, welche den Zweck verfolgt, im Anschlufs an die Volksschule die Erziehung armer Knaben während der Zeit zu übernehmen, in der sie aufserdem sich selbst überlassen wären. Schmid-Schwarzenberg ist der Ansicht, dafs gegenwärtig „die Erziehung in vielen hohen und niedern Lebenskreisen nicht viel tauge, weil die meisten Erzieher weit hinter ihrer Idee zurückbleiben“. Er entwickelt daher zu Nutz und Frommen der leidenden Menschheit seine Erziehungsgrundsätze und fafst dieselben schliefslich mit folgenden Worten zusammen: „Die Vernunft erzieht mit reiner thätiger Erkenntnisliebe den Zögling zur reinen thätigen Erkenntnisliebe.“

Naturgeschichte des Menschen von Fr. v. Hellwald. Lief. 13—23. Illustr. v. F. Keller-Leuzinger. Stuttgart. Spemann. 1881—1882. Bei der Schilderung der Indianer kämpft H. vor allem gegen den Irrtum an, als ob alle ‚roten‘ Menschen eine und dieselbe Abkunft hätten, wofern man die Abkunft nicht auf eine ungeheuer weit rückwärts gelegene Zeit beziehen will. (Wiederholt bedient er sich hiebei der sonderbaren Wortbildung „Südhalbe“ statt Südhälfte.) Die meisten der auch den Europäern geläufigen Wörter wie Mokassin, Tomahawk, Wigwam etc., sowie der Ausdrücke „auf dem Kriegspfade wandeln“, „die Friedenspfeife rauchen“ u. s. w. stammen aus der Sprache der Delawaren, welche auch die Mohikaner einschlossen. Die Delawaren selbst sind mit Ausnahme weniger, die auf den Reservationen westlich vom Mississippi wohnen, in dem Völkergemengsel der Union aufgegangen. Die Zahl der Dacota (Sioux, spr. Sû) wird auf 50000—60000 geschätzt. Sie sind noch jetzt die wildesten und tapfersten der Indianer. Weiterhin werden die Kalifornier und ihre Nachbarn, der mexikanische Völkerbereich, wie die Tolteken, Azteken, die Bewohner Mittel- und Südamerikas behandelt. Am meisten beanspruchen darunter das Interesse die Kariben (nicht Caraïben). Den Schlufs bilden die Tehueltschen (Patagonier) und Feuerländer (Pescherähs). Die letzteren haben insbesondere dadurch das allgemeine Interesse erregt, dafs im Jahre 1881 elf Per-

sonen dieses Volksstammes in Europa sich sehen liefsen, von denen freilich 6 den Besuch der Kulturländer mit ihrem Leben bezahlten.

Steck und Bielmayr, Dr., Lehrbuch der Arithmetik für Latein- und Realschulen. 8. Auflage. Kempten, Kösel'sche Buchhandlung. 1882. Preis 1,20 ℳ. Diese neue Auflage des vielgebrauchten Buches unterscheidet sich von den früheren durch Berücksichtigung der neueren Orthographie und durch Korrektur der (wenigen) Druckfehler der älteren Ausgabe. Sonst ist keinerlei Änderung zu finden.

Bibliographie.

Katholische Religionslehre für die studierende Jugend an den Gymnasien und anderen höheren Unterrichtsanstalten mit Zugrundelegung des Stadlbauer'schen Lehrbuches bearbeitet. 3. Aufl. München. 1882. Central-Schulbücherverlag. Pr. ℳ 3,35.

Homers Ilias von Ameis-Hentze. I. B. 2. Heft. Ges. IV—VI. 3. Aufl. Pr. 90 ₰. — I. B. 4. H. Ges. X—XII. 2. Aufl. ℳ 1,20. — II. B. 3. H. Ges. XIX—XXI. ℳ 1,20. Leipzig. Teubner. 1882.

Anhang zu Homers Ilias von Ameis-Hentze. 2. Heft. Erläuterungen zu Gesang IV—VI. 2. umgearbeitete und mit Einleitungen versehene Aufl. Leipzig. Teubner. 1882.

Homers Odysse von Ameis-Hentze. I. B. 2. H. Ges. VII—XII. 7. bericht. Aufl. Leipzig. Teubner. 1882.

Platons Laches. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Chr. Cron. 4. Aufl. Leipzig. Teubner. 1882. Pr. 75 ₰.

Platons Verteidigungsrede des Sokrates und Kriton. Für d. Schulgebr. erkl. von Dr. Chr. Cron. 8. Aufl. Leipzig. Teubner. Preis ℳ 1.

Platonis Eutyphro, apologia Socratis, Crito, Phaedo. Post Carolum Fridericum Hermannum recognovit M. Wohlrab. Lipsiae. 1881. (Textausgabe.)

Thukydides, Buch I und II. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. G. Böhme. 5. Aufl., besorgt von Dr. S. Widmann, Gymnasiallehrer in Wiesbaden. Leipzig. Teubner. 1882. ℳ 1,50.

Ausgewählte Reden des Lysias von Frohberger-Gebauer. I. Bd. 2. Aufl. Leipzig. Teubner. 1882. Preis ℳ 4,50.

Griechische Schulgrammatik auf grund der vergleichenden Sprachforschung bearb. v. Dr. E. Koch. 9. Aufl. Leipzig. Teubner. 1882.

Griechisch-deutsches Schulwörterbuch von Benseler Autenrieth. 7. Aufl. Leipzig. Teubner. 1882. ℳ 6.75.

Des Horatius Oden und Epoden von C. W. Nauck. 11. Aufl. Leipzig. Teubner. 1882. ℳ 2,25.

Des Horatius Satiren und Episteln von G. F. A. Krüger 10. Aufl. Leipzig. Teubner. 1882. ℳ 2,70.

Ovidii Metamorphoses. Auswahl für Schulen. Von Siebelis-Polle. Buch I—IX. 12. Aufl. Leipzig. Teubner. 1882. Preis ℳ 1,50.

Q. Horatii Flacci carmina. Scholarum in usum edidit Michael Petschenig. Pragae et Lipsiae. Sumptus fecit F. Tempsky. S. F. G. Freitag. 1883. ℳ 1,20.

Lateinische Syntax. In den Hauptregeln mit rücksicht auf die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft übersichtlich zusammengestellt von Jos. Feldmann. Hannover. Hahn. 1882.

Vocabula latinae linguae primitiva. Handbüchlein der lateinischen Stammwörter, herausg. von Fr. Wiggert. 19. Aufl. Leipzig. Teubner. 1882.

Die deutsche Literaturgeschichte in den Hauptzügen ihrer Entwicklung, sowie in ihren Hauptwerken dargestellt von Dr. Franz Pfalz. 1. Teil. Mittelalter. Leipzig. Brandstetter. 1883. Preis ℳ 2,70.

Die deutsche Grammatik in ihren Grundzügen. Ein Leitfaden beim Unterrichte in der Muttersprache. Von Dr. B. Schultz, Regierungs- und Schulrat. 7. verb. Aufl. Paderborn. Schöningh. 1883.

Robert Garnier ‚Les Tragédies‘. Treuer Abdruck der ersten Gesamtausgabe (Paris, 1585). Mit den Varianten aller vorhergehenden Ausgaben und einem Glofsar. Herausgeg. von W. Förster. 2. Bd.: Hippolyte, la Troade. 3. Bd.: Antigone, les Ivifues. Heilbronn. Gebr. Henninger. 1883. à ℳ 2,80.

Molière. Einführung in das Leben und die Werke des Dichters von R. Mahrenholtz. Heilbronn. Henninger. 1883. Preis ℳ 4.

Französische Schul-Grammatik von Alb. Benecke, Direktor der Sophienschule zu Berlin. II. Theil. 8. rev. Aufl. Potsdam. 1882. Stein.

Französische Schul-Grammatik. Ausgabe B. III. Abteilung. Inh.: Kurzgefafste Syntax mit einer Übersicht der Aussprache und Formenlehre von A. Benecke. Potsdam. 1882. Stein.

Englische Synonymik für Schüler sowie zum Selbstudium von Dr. W. Dreser. Auszug aus dem gröfseren Werke des Verf. Wolfenbüttel. Zwifsler. 1883. ℳ 2,50.

Materialien zu englischen Klassenarbeiten für obere Klassen höherer Lehranstalten von Dr. J. B. Peters. Leipzig. 1883. Neumann. Pr. ℳ 1,20.

Die Lehre vom Unendlichen bei Aristoteles mit Berücksichtigung früherer Lehren über das Unendliche. Von Dr. R. Stölzle. Würzburg. Stuber. 1882.

Die Weltgeschichte im Überblick für Gymnasien, Real- und höhere Bürgerschulen und zum Selbstunterricht. Von Dr. J. Bumüller. Frei bearb. Auszug aus des Verf. gröfseren Werken. 3. umgearbeit. Aufl. Freiburg. Herder. 1883.

Bilder aus der Völkerkunde. Von Dr. M. Geistbeck. Breslau. Hirt. 1883. Broch. ℳ 3, geb. ℳ 4. (Reich illustriert.)

Hölders Geographische Jugend- und Volksbibliothek: Norwegen. Von Dr. K. Zehden. Wien. Alfred Hölder. 1882. — Eine Weltumseglung. Reise der Corvette „Erzherzog Friedrich“. Von Jos. Ritter von Lehnert. Wien. 1882.

134 Spiele im Freien (Bewegungsspiele) für die Jugend (Knaben und Mädchen). Zum Gebrauch auf dem Turnplatze, bei Kinder- und Volksfesten, Spaziergängen u. s. w. Auf grund der Bestimmung des k. preufs. Kultus- und Unterrichtsministeriums v. 27. Okt. 1882. Bearbeitet von Ernst Lausch. Wittenberg. Herrosé. 1883. Pr. ℳ 1.

Personalnachrichten.

Quiesziert: auf ein Jahr Studl. N. Wagner in Dinkelsbühl.

Gestorben: Der quiesz. Subrektor A. Merz in Rothenburg a. T.

Ein Nachwort.

Wenn ich mir zu meinen Auslassungen über Methodik und systematische Behandlung des Unterrichtes in der deutschen Sprache und Litteratur an unseren bayerischen Gymnasien, wie sie nunmehr in neun Artikeln dieser Blätter erfolgt sind, hiemit noch ein kurzes Nachwort erlaube, so geschieht es lediglich, um aufser einigen persönlichen Bemerkungen solche von allgemeiner Art, die sich keiner der einzelnen Nummern gut einfügen liefsen, gleichwohl aber von grofsem Belang für unsere Frage und deren Würdigung sind, den Amtsgenossen zu unterbreiten.

Vor allem wollen die erwähnten Artikel nichts weniger als irgendwelche Vollständigkeit beanspruchen; sie sollten schlechterdings nur anregend wirken und vielleicht geeignete Anhaltspunkte für eine strengere Normierung der Didaktik in diesem hochwichtigen Unterrichtszweige bieten.

Was nun die oft kleinlich-pedantisch sich ansehende Verteilung des Unterrichts auf ein scharf abgegrenztes Stundenmafs betrifft, so bin ich mehrfach darüber interpelliert worden, ohne davon im wesentlichen abgehen zu können, weil ich nach meiner Erfahrung nur bei temporär-konsequentem und stetig-gleichem Betriebe ersichtliche Fortschritte des gröfseren Teiles der Schüler verzeichnen konnte, was gegenteiligen Falles nicht erzielt wurde.

Aufserdem mufs natürlich auch ich, wie fast alle Schulmänner, die sich mit dieser Frage eingehender befafst haben, auf ein erhebliches Moment zu sprechen kommen, dessen Vernachlässigung eine gedeihliche Entwickelung des Deutschunterrichts sehr merklich beeinträchtigt: Soll nämlich eine gewifse Gedankenfülle und Formgewandtheit zum nachhaltigen Besitztum werden, so müfsen sämtliche Lehrer einer Studienanstalt, selbst wenn sie nur fakultative Disziplinen zu geben haben, bei jeder Gelegenheit mit gröfster Achtsamkeit darüber wachen, dafs das mündliche Antworten wie die schriftlichen Elaborate nach Mafsgabe des Alters thunlichst stilgerecht oder doch wenigstens frei von gröberen Verstöfsen gegen die sprachlichen Gesetze seien. Die sorgliche Beachtung dieses Punktes innerhalb eines Lehrkörpers ist von entscheidender Tragweite. Dafs der Ordinarius, der in der Regel den Unterricht in beiden antiken Sprachen in seiner Klasse zu erteilen hat, durch Vergleichung der Muttersprache mit den beiden abgeschlossenen Sprachen und namentlich bei Übertragungen aus dem Latein und Griechischen in das Deutsche durch besondere Berücksichtigung der Richtigkeit

und des angemessensten Ausdruckes in der angeregten Frage die gröfste Wirksamkeit entfalten kann, liegt auf der Hand.

Zum Schlusse — und darin wird jeder Unbefangene, Laie wie Lehrer mir beistimmen — ist die Aufgabe des Deutschunterrichts in dem Grade schwieriger, als Produzieren überhaupt schwieriger ist als Reproduzieren. Im Deutschen aber soll der Schüler wenigstens bis zu einem gewissen Grade schöpferisch sein, während er in allen anderen Lehrzweigen mehr oder minder reproduzierend sich verhält. Man wird also zufrieden sein müssen, wenn der das Gymnasium verlassende junge Mensch im stande ist, ein seinem Gesichtskreise entnommenes Thema klar zu überdenken, angemessen zu disponieren und in sprachreiner und gefälliger Form auszuführen. „Bringt es ja doch über diese blofse Korrektheit, die noch allen individuellen Kolorits, aller positiven Vorzüge entbehrt, am Ende auch im Leben selbst nur ein geringer Bruchteil aller derjenigen hinüber, die zu einem über die trivialsten Bedürfnisse hinausgehenden schriftlichen oder mündlichen Gedankenausdruck veranlafst sind". So schrieb mein hochverehrter Kollega P. La Roche schon im I. Bande dieser Blätter 1865 und mit vollstem Rechte. Mögen also alle Lehrgenossen, wo nur immer in Bayern sie wirken, einerseits eine streng methodische Behandlung des Deutschunterrichtes anstreben, anderseits aber auch alle Forderungen energisch zurückweisen, welche die Grenze der Mittelschulen überschreiten! Denn wie in so vielen Verhältnissen gilt auch hier das Wort: „Das Bessere ist oft der Feind des Guten".

Regensburg. Dr. Karl Zettel.

Zur Topographie und Geschichte des alten Alexandria.

II.

Über die Scheidung Alexandrias in eine ägyptische und eine libysche Hälfte.

Der Teil des Mittelmeeres, welcher im Süden begrenzt wird durch die Nordküste Afrikas, hiefs im Altertum Λιβυκὸν πέλαγος oder Africum mare, die östliche Fortsetzung desselben Αἰγύπτιον πέλαγος. Vergl. Strabo[1]) II, 5, 19 und 20: „τὸ μὲν οὖν πρὸ τῶν Σύρτεων καὶ τῆς Κυρηναίας καλεῖται Λιβυκόν, τελευτᾷ δ' εἰς τὸ Αἰγύπτιον πέλαγος". Über die Ausdehnung und Begrenzung des letzteren vergleiche man Str. XIV 6, 1 und II 5, 24: „ἐντεῦθεν δὲ Συρία τε καὶ Φοινίκη καὶ Αἴγυπτος ἐγκυκλοῖ πρὸς νότον τὴν θάλατταν καὶ πρὸς δύσιν ἕως Ἀλεξανδρείας". Also bei Alexandria berührten sich die Wasser des libyschen und des ägyptischen Meeres und der fernhin sichtbare Leuchtturm Pharos war der Grenzpfahl, welcher den Schiffern anzeigte, wo sie

[1]) Da mir zur Zeit nur die bei Didot in Paris erschienene Straboausgabe von Müller und Dübner zur Verfügung steht, kann ich leider nur nach dieser citieren.

aus dem Bereich des einen in den des andern übergingen. Die meisten aber kehrten in den Häfen der Stadt ein, welche der Schlüssel Ägyptens von der Seeseite her war (confr. Bell. Alex. 26,2 tota Aegyptos maritumo accessu Pharo, pedestri Pelusio velut claustris munita defenditur. — Hegesipp. III 27 ea [sc. Alexandria] inter Aegyptum et mare quasi claustrum interiacet) und unter römischer Herrschaft der erste Handelsplatz der alten Welt wurde (Cfr. Friedländer, Darst. II p. 83 ff.). Ob Alexandrias Seehäfen, welche die schützende Lage der vorliegenden Insel Pharos schuf, schon zum afrikanischen Meere gehören oder nicht, diese Frage ist für uns so gut wie erledigt, nachdem wir neulich [1]) dargethan haben, dafs die Stelle des Bell. Alex., welche Wachsmuth für seine Hypothese, dafs an der Lochiasspitze das libysche Meer beginne, verwertete, nicht für, sondern gegen diese zeuge, und dafs vielmehr das Westkap von Pharos der Punkt sein dürfte, wo das Meer als afrikanisch bezeichnet zu werden begann. Bestätigt wird unsere Auffassung auch noch durch Strabo, welcher (XVII. 1, 7) ausdrücklich sagt: „ἀμφίκλυστόν τε γάρ ἐστι τὸ χωρίον (= Alexandria) δυσὶ πελάγεσι, τῷ μὲν ἀπὸ τῶν ἄρκτων τῷ Αἰγυπτίῳ λεγομένῳ, τῷ δ' ἀπὸ μεσημβρίας τῷ τῆς λίμνης τῆς Μαρείας“. — Damit dürfte nach der Seeseite hin die Grenze festgestellt sein. Aber auch für das Festland galt Alexandria als Grenzpunkt, wo das eigentliche Ägypten und Libyen sich schieden, dessen Nordküste nach Strabo (II 5, 3) „μέχρι Στηλῶν ἀπὸ Ἀλεξανδρείας“ reichte. So sagt auch Pomponius Mela (Chorogr. I, 9, 60) bei Aufzählung der ägyptischen Städte: „in litore Alexandria Africae contermina“ und Plinius (n. h. V, 10, 62 Jan) „Sed iure laudetur in litore Aegyptii maris Alexandria a Magno Alexandro condita in Africae parte“.

Nun berichtet aber Hirtius (Bell. Alex. 14, 5), dafs Alexandria nicht nur an der libysch-ägyptischen Grenze lag, sondern dafs diese sogar mitten durch die Stadt hindurch ging: „sic enim praedicant partem esse Alexandriae dimidiam Africae“. Wer die Leute waren, die diese künstliche Scheidung ausgeklügelt hatten, sagt Hirtius nicht, vermutlich sind die alten Geographen als Subjekt zu praedicant zu denken.

Was die nähere Bestimmung der Scheidelinie selbst anlangt, so müssen gegen die von Wachsmuth gezogene dieselben Bedenken geltend gemacht werden, welche die Beiziehung des Osthafens zum libyschen Meer als unmöglich erscheinen liefsen. Lief nämlich jene Linie von der Lochiasspitze nach Süden durch den Stadtteil „palus“ resp. den λιμὴν λιμναῖος, wie W. annimmt, so war ganz Alexandria mit Ausnahme eines Teiles von Brucheion bereits libysch. Auch Cäsars Quartier hätte sich demnach bereits im afrikanischen Teil befunden, so dafs die mehrfach erwähnten Worte des Hirtius, nach welchen jener als westlich von Cäsar gelegen erscheinen mufs, unverständlich würden. Dafs die von W. abgetrennte Osthälfte nur höchstens ein Drittel der Stadt

[1]) S. oben S. 17 ff.

umfassen würde, auch wenn die Nekropolis gar nicht mitgerechnet wird, nicht aber die dimidia pars Alexandriae ausmachte, zeigt ein Blick auf Kieperts Karte. Doch legen wir hierauf kein Gewicht, da an eine mathematisch genaue Halbierung unmöglich gedacht werden kann.

W. hat mit der in rede stehenden Zweiteilung Alexandrias auch eine Stelle Strabos in Zusammenhang gebracht, die noch der Besprechung bedarf. Dieselbe lautet (XVII. 1, 30: „Ἐντεῦθεν δὴ ὁ Νεῖλός ἐστιν ὁ ὑπὲρ τοῦ Δέλτα· τούτου δὴ τὰ μὲν δεξιὰ καλοῦσι Λιβύην ἀναπλέοντι, ὥςπερ καὶ τὰ περὶ τὴν Ἀλεξάνδρειαν καὶ τὴν Μαρεῶτιν, τὰ δ'ἐν ἀριστερᾷ Ἀραβίαν.“ Diese Worte scheinen uns aber mit der vorliegenden Frage nichts zu thun zu haben, vielmehr in Zusammenhang zu stehen mit der These der alten Geographen, der Nil bilde die Grenze zwischen Asien und Afrika, bei welcher Bestimmung freilich das Delta als ein weiterer Erdteil übrig bleibt. Nach dieser von Herodot (II. 15 u. 16) mit recht gegeifselten Trennung mufsten alle auf dem rechten Ufer des noch ungeteilten Stromes liegenden Orte zu Asien, resp. zu Arabien, die links liegenden zu Libyen gerechnet werden. Strabo hält sich, wie die obige Stelle zeigt, an diese Scheidung und so liegt Theben bei ihm zur Hälfte in Arabien, zur Hälfte in Libyen (cfr. XVII. 1, 46). Die natürliche Konsequenz dieser Anschauung war es ferner, dafs man die rechts vom pelusinischen oder links vom kanobischen Nilarm liegenden Gegenden zu Arabien und Libyen rechnete, und dies, dächten wir, will Strabo an obiger Stelle sagen. Wir verstehen unter „τὰ περὶ τὴν Ἀλεξάνδρειαν καὶ τὴν Μαρεῶτιν“ mithin nicht ea quae ad Alexandriam et Mareotidem sunt, wie in der Didotschen Ausgabe übersetzt wird, sondern „die Stadt Alexandria samt ihrer ganzen Umgebung und dem Mariut-See mit seiner Umgebung.“ (Man vergl. οἱ περὶ Πλάτωνα = Plato mit seinem Anhang). Der Zusammenhang dürfte diese Auffassung fordern, jedenfalls aber liegt in den Worten nichts, was auf eine Halbierung der Stadt hindeuten könnte.

Wenn ich nun noch meinerseits den Versuch wage, die bewufste Scheidelinie näher zu fixieren, so gehe ich dabei von der Anschauung aus, dafs diese Frage speziell für Alexandria nach denselben Grundsätzen beantwortet wurde, wie für Ägypten im allgemeinen. Demnach mufs auch hier die Grenzbestimmung sich an den Nil anlehnen und dieser wäre es gewesen, der Alexandria, ähnlich wie Theben, in 2 von den Geographen zu verschiedenen Ländern, ja Erdteilen gerechnete Hälften trennte. Diese Auffassung gründet sich auf die von dem gleichen Hirtius, der uns über die bewufste Halbierung belehrt, im 5. Kapitel des Bell. Alex. wiederholt gemachte Mitteilung, dafs in Alexandria ein flumen Nilus sich befunden habe (Cfr. „Alexandria ... specus habet ad Nilum pertinentes. — quae flumine Nilo fertur [aqua], adeo est limosa cett. Hoc tamen flumen in ea parte erat urbis, quae ab Alexandrinis tenebatur.“). Über die Beschaffenheit des letzteren und über die Frage, seit wann derselbe existierte, will ich mich hier nicht weiter verbreiten, genug, dafs die Existenz desselben hinreichend

bezeugt ist. Nur soviel sei bemerkt, dafs er sich im westlichsten Teil der Stadt wird befunden haben müssen, so dafs also auch auf dem Festland eine von der Lochiaslandzunge ziemlich weit abliegende Linie gewonnen würde. Damit komme ich im wesentlichen auf die von Lumbroso, nach W.s Mitteilung früher gezogene und hernach aufgegebene Linie zurück, mufs also auch den gegen jenen von letzterem geltend gemachten Einwurf zu entkräften suchen, dafs bei dieser Scheidung „von einer Halbierung der Stadt nicht entfernt die Rede sei, da dem libyschen Teil nur die Nekropolis und ein ganz geringfügiges Stück der Stadt selbst zufiele". Ich gebe die Berechtigung dieses Einwandes nur teilweise zu. Es kommt nämlich vor allem darauf an, wie grofs die Nekropolis, welche Strabo als προάστειον zur Stadt rechnet, gewesen ist. Die Schilderung des Geographen läfst dieselbe als bedeutend erscheinen, denn er sagt XVII. 1, 10: „εἶθ' ἡ Νεκρόπολις τὸ προάστειον, ἐν ᾧ κῆποί τε πολλοὶ καὶ ταφαὶ καὶ καταγωγαὶ πρὸς τὰς ταριχείας τῶν νεκρῶν ἐπιτήδειαι". War sie dies, so wird durch den Nilkanal zwar eine verhältnismäfsig kleine Westhälfte abgetrennt; diese erhält aber immerhin die Gröfse der Osthälfte, welche durch W.s λιμὴν λιμναῖος abgeschieden wird und die, wie oben bemerkt ist, mit der Westhälfte keineswegs sich deckt. Man darf eben den Begriff dimidius nicht auf die Goldwage legen um so weniger, als der Gesamtumfang der Stadt nicht immer der gleiche war. Die Hauptsache bleibt die wunderbare Erscheinung, dafs die Grenzscheide zweier Erdteile mitten durch die Stadt (dis-medius) gelegt wurde, statt daneben; ob die beiden Hälften mehr oder weniger genau auf einander passen, dies ist minder wichtig. Vielleicht hat die von uns vorgeschlagene Linie soviel anderweitige Wahrscheinlichkeit für sich, dafs dagegen die Bedenken, welche jenes dimidius hervorrufen könnte, zurücktreten.

Will man jedoch mit Rücksicht auf das genannte Wort durchaus eine Linie haben, welche der Mitte der Stadt näher liegt, als die unsrige, so würde es sich eher empfehlen, eine solche über das Heptastadion und durch dessen Fortsetzung, die zur sog. Pompeiussäule führende gröfsere Querstrafse, zu legen. Dann fiele der Eunostus dem libyschen, der grofse Hafen dem ägyptischen Meere zu, was ohnedies als das natürlichste erscheint, und, wenn den Karten zu trauen ist, wäre durch diese Linie auch die von Lumbroso gewünschte Trennung der Paläpolis = Rhakotis von der Neapolis = Brucheion erzielt. Dabei wird man es nicht befremdlich finden dürfen, dafs nun gerade das ägyptische Quartier als nichtägyptisch, d. h. libysch bezeichnet wurde, denn die ägyptischen Alexandriner waren wohl mit den südlichen Anwohnern des Sees verwandt, von welchen Herodot II 18 erzählt: „οἱ γὰρ δὴ ἐκ Μαρέης τε πόλιος καὶ Ἄπιος οἰκέοντες Αἰγύπτου τὰ πρόσουρα Λιβύῃ, αὐτοί τε δοκέοντες εἶναι Λίβυες καὶ οὐκ Αἰγύπτιοι . . ἔπεμψαν ἐς Ἄμμωνα φάμενοι οὐδὲν σφίσι τε καὶ Αἰγυπτίοισι κοινὸν εἶναι· οἰκέειν τε γὰρ ἔξω τοῦ Δέλτα καὶ οὐκ ὁμολογέειν αὐτοῖσι." Wenn aber Juppiter Ammon

den Dissidenten antwortet: (a. a. O.) „Αἴγυπτον εἶναι ταύτην, τὴν ὁ Νεῖλος ἐπιὼν ἄρδει, καὶ Αἰγυπτίους εἶναι τούτους, οἳ ἔνερθε Ἐλεφαντίνης πόλιος οἰκέοντες ἀπὸ τοῦ ποταμοῦ τούτου πίνουσι", so spricht das für unseren Vorschlag, die Grenzlinie mit dem Nil in Zusammenhang zu bringen.

Schweinfurt. Heinrich Schiller.

Ὁμοιότητες
in Ciceros rhetorischen Schriften und den lateinischen Rhetoren.

(Schlufs).

III.

Brutus.

§ 32 (Isocrates) et ipse scripsit multa praeclare et docuit alios, et cum cetera melius quam superiores tum primus intellexit etiam in soluta oratione, dum versum effugeres, modum tamen et numerum quendam oportere servari. Gr. Lt. V 1572, 10 = Rh. Lt. 580, 13 . . . . dum versum effugeret . . . . Da Isokrates jenes Gesetz (oportere!) des Prosarythmus oder der rythmischen Prosa weniger für sich, der es ja von vorneherein praktizierte, aufstellte als jenen predigte, die es nicht kannten, und als allgemein bindend erklärte, so ist das von den Rufinusabschreibern an das vorhergehende intellexit, docuit, scripsit in der Personalendung falsch assimilierte effugeret aus Cicero zu verbessern, in ähnlicher Weise wie in dem unmittelbar vorhergehenden Satz (Isocrates) aluit eam gloriam quam nemo meo quidem iudicio est poeta consecutus der gemeinsame Schreibfehler poeta aller Rufinushdschr. von Pithöus als postea aus Cicero restituiert wurde.

Orator.

§ 66 etiam poetae quaestionem attulerunt quidnam esset illud quo ipsi differrent ab oratoribus. Numero maxime videbantur antea et versu; nunc, apud oratores iam, ipse numerus increbruit[1]). Gr. Lt. 573, 8 und Rh. Lt. 580, 41 edieren Keil und Halm die Stelle ebenso, ohne zu beachten, dafs die älteste aller Hdschr. des Rufin, die weit älter ist als alle Überlieferung des Orator, etiam[2]) statt iam erhalten hat. Und in der That: was will iam nach nunc? nunc ist Gegensatz zu antea; apud oratores *etiam* ipse numerus increbruit zu poetae *differre* ab oratoribus numero maxime videbantur. Die Restitution des etiam gilt für den Quellenschriftsteller[3]) und Excerptor zugleich. Aufserdem vgl. Orat. § 174 (Isocrates) dicitur numeros secutus, quibus etiam in oratione uteremur und oben Brut. § 32.

---

[1]) ĕcrebruit des Rufinus, ein Wort, das in der erhaltenen Litteratur blofs noch Verg. Cic. 25 vorkommt, dürfte aus īcrebruit verschrieben sein.

[2]) et fiel nach oratores in den jüngeren Hdschr. aus.

[3]) Vgl. Or. § 212, wo das richtige quoniam mehr durch Rufins quod iam als durch quod der Cicerohdschr. vermittelt wird. S. Jhrb. f. Philol. 1883. s. 209 zu Brut. § 33.

§ 95 latae eruditaeque disputationes . . . et loci communes sine contentione dicentur. Das viel angefochtene latae, an sich geschützt durch Or. § 113 fuse lateque dicendi; Orat. Part. § 69 latum genus esse potest saneque varium; ibid. § 79 eloquentia uberior est atque latior u. s. w. wird auch[1]) durch Victor Rh. Lt, 483, 23 bestätigt, ebenso das neuerdings aus den codd. mut. hervorgeholte dicentur statt des den vorhergehenden und folgenden Futura nicht entsprechenden dicuntur.

§ 174 Omitto Isocratem discipulosque eius, Ephorum et Naucratem quamquam orationis faciundae et ornandae auctores locupletissimi summi ipsi oratores esse debebant. Sed quis hominum[2]) doctior, quis acutior, quis in rebus vel inveniendis vel iudicandis acrior Aristotele fuit wird richtig ediert. Gr. Lt. VI 570, 19 = Rh. Lt. 579, 1 . . . auctores locupletissimique ipsi oratores esse debebant. Sed quis hominum[2]) doctior, quis acutior, quis . . . Da auctores, wie debebant zeigt, blofs Subjekt sein kann, nicht Prädikatsnomen wie oratores, so ist loculeptissimi*que* der Rufinushdschr. sinnlos und aus Cicero der Fehler der librarii zu heben. Nämlich: wie die Rufinhdschr. locupletissimique statt locupletissimi summi, so bieten einige Cicerohdschr. summique, und es ist darnach anzunehmen, dafs die chiastische Stellung der Substantiva (auctores und oratores) und Adjektiva (loc. u. s.) und die Unklarheit über die Beziehung der beiden letzteren, die, zu verschiedenen Substantiven gehörig, wie zusammengehörig neben einander stehen, den Abschreiber des Ciceroarchetypus schon zur Konjektur orationis faciundae et ornandae auctores locupletissimique summi ipsi oratores esse debebant veranlafst habe. Die eine Abschreiberklasse (= Rufin) fügte die Partikel dem ersteren, die andere (= ein Teil der Cicerohdschr.) dem letzteren Adjektiv an und liefs so das zweite bez. erste Adjektiv weg, um so mehr, da das eine leicht als Erklärung des synonymen andern erscheinen konnte, und man bei der Annahme, auctores sei ebenso wie oratores Prädikatsnomen, aus naheliegenden Gründen zum ersten ein Adjektiv nicht notwendig glaubte. Daraus folgt aber durchaus nicht, dafs wir, besonders da der volle und reine Text in einer dritten Überlieferung (d. h. dem andern Teil der Cicerohdschr.) erhalten ist, die Ungeschicklichkeit jener ersteren zwei Abschreiberklassen, in der Textgestaltung sei es des Originals sei es der Kopie[3]), billigen sollen oder dürfen.

§ 174 (Isocrates) cum videret oratores cum severitate audiri, poetas autem cum voluptate, tum dicitur numeros secutus, quibus etiam in oratione uteremur liest man jetzt mit gutem Grund. Das in den Cicerohandschriften

---

[1]) Darnach ist die Bemerkung Baiters, der in der 2. Züricher Ausgabe laetae aus Victor anführt, zu berichtigen.

[2]) Aldus, Halm und Keil ändern hominum mit Recht aus omnium.

[3]) Das Abschreibergeschick, das Rufin sonst bekundet, verdient gegen die Autorschaft dieses unwitzigen Streiches der librarii geschützt zu werden.

meist zu utemur, uterentur, uteretur verderbte uteremur ist treu bewahrt bei Rufinus Gr. Lt. VI 574, 4 = Rh. Lt. 581, 24. Die Stelle ist dem effugeres, Brut. § 42, zu vergleichen, und finden beide in einander Stütze und Erklärung.

§ 175 paria paribus adiuncta et similiter definita itemque contrariis relata contraria, quae sua sponte, etiamsi id non agas, cadunt plerumque numerose, Gorgias primus invenit sed iis usus est intemperantius (so haben mit recht die ed. Romana 1496, Ellendt und Rubeners einer cod. Laurentianus). Gr. Lt. VI 574, 8 = Rh. Lt. 581, 28 geben ... quae sua sponte si id non agas cadunt plerumque numerose ... intemperantius. Da si in keiner Latinität = wenn auch, wenn schon ist — und dieses Gedankenverhältnis ist doch hier allein möglich, nicht jenes, dafs si (= wenn nämlich) id non agas als erklärende Periphrase von sua sponte gefafst wird — so ist bei Rufin der Ausfall von et nach te zu statuieren und bei ihm herzustellen: .... quae sua sponte, etsi id non agas, cadunt plerumque numerose ... Vgl. die in den T. B. zu Orat. § 106 gesammelten Stellen.

§ 213 Tu dicere solebas sacram esse rem publicam = Gr. Lt. VI 576, 10. Halm schliefst Rh. Lt. 583, 5 esse, um einem gewissen Stilgefühl zu genügen, ein; bei Rufinus folge ich dem Winke des Meisters nicht. Vgl. den zu de inv. I § 17 besprochenen Ausfall des sit bei den späteren Rhetoren.

§ 215 sunt clausulae plures quae numerose et iucunde cadant. Nam et creticus, qui est e longa et brevi et longa, et eius aequalis paean, qui spatio par est syllaba longior, quam commodissime putatur in solutam orationem inligari cum sit duplex. Nam aut e longa est et tribus brevibus, qui numerus in primo viget iacet in extremo, aut e totidem brevibus et longa, in quem optime cadere censent veteres haben die Cicerohdschr. Gr. Lt. VI 576, 19 und Rh. Lt. 583, 13 wird herausgegeben: sunt .... paean, qui spatio par est syllaba longior, qui commodissime putatur ... inligari ..., quem (ohne in) optime cadere censent veteres. Die Überlieferung des Rufin und Cicero ergänzen sich vereint zum Richtigen. Nämlich bei C. ist quem (oder eūque) aus Rufinus zu verbessern[1]), da wir bei der Lesung in quem einen Subjektsaccusativ, wie clausulam oder orationem, der unentbehrlich wäre, vermissen; andererseits ist das von den Abschreibern des Rufin dem vorhergehenden qui (spatio par est) angepafste q (comodissime putatur ... inligari) als q̄ herzustellen, da die Sätze mit et creticus — et paean ihr gemeinsames Verb putatur nicht entbehren können, ohne ebenso wie der neu fingierte Nebensatz qui commodissime putatur inligari in der Luft zu schweben.

---

[1]) Siehe den Anfang des citierten § 215 quae numerose cadant (= finiantur, terminentur, concludant); ferner § 175 quae cadunt numerose. § 223 ea vel aptissime cadere debent.

§ 216 iidem hi tres pedes male concludunt, si quis eorum in extremo locatus est. Der Schreibfehler concluduntur, das der Satz mit si als sachlich unmöglich erweist, darf bei Rufin Gr. Lt. VI 574, 25 = Rh. Lt. 582, 4 nicht stehen bleiben; ist doch auch Rh. Lt. 433, 15 concludere creticus potest richtig überliefert und die Entstehung der Passivform concluduntur leicht aus locatus est, wo dasselbe Subjekt individuell gefafst fortwirkt, zu erklären.

§ 218 paeana qui dixit aptiorem, in quo esset longa postrema, vidit parum, quoniam nihil ad rem est postrema quam longa sit. Jam paean, quod plures habeat syllabas quam tres, numerus a quibusdam, non pes habetur. Est quidem . . ., woran sich eine kritisch-historische Erörterung über das Versmafs schliefst. Gr. Lt. VI 574, 28 und Rh. Lt. 582, 7 edieren Keil und Halm das Citat des Rufinus nach den Hdschr. so: . . . dixit . . . videt . . . sit. Jam paean quod plures habet syllabas (ohne quam tres), numerus a quibusdam non pes existimatur. Soweit reicht das Citat, dem dann eine Stelle aus Cicero de rep. angereiht wird. vidit ist Versehen der Abschreiber, der ganze folgende Satz Jam paean — existimatur Glosse eines späteren Grammatikers, und zwar dies nicht wegen der Auslassung von quam tres oder wegen der Änderung von habetur in existimatur, sondern weil der ganze Gedanke den Beginn einer weiteren selbständigen Erörterung in der Weise bildet, dafs das Vorhergehende zu seiner Verständlichkeit diesen Zusatz in keiner Weise bedarf, während er selbst, erklärt man ihn einmal als hier an seinem Platz, ohne das Folgende unverständlich und haltlos ist. Und so thöricht schreibt Rufin seine Quellen doch noch nicht aus, dafs er den Holzklotzwink des Jam, das eine neue Gedankenabfolge einleitet, nicht verstände und mit Fufs und Kopf zwei verschiedener Körper und ohne Rumpf ein einheitliches Ganze zu schaffen glaubte. Der sprechendste Beleg ist gleich die nächste Seite Gr. Lt. VI 583, 33 = Rh. Lt. 577, 10, wo Rufin die Worte aus Orat. § 218 Jam paean, quod plures habet syllabas quam tres, numerus a quibusdam non pes habetur. Est quidem — quovis loco. (etwa 6 Zeilen) in ganz selbstständiger Weise und losgeschält vom Vorhergehenden wiederholt. Daraus ist denn auch, mit flatterhafter Weglassung von quam tres und Erklärung des habetur durch existimatur, nicht von Rufin, wohl aber von einem zur Unzeit gelehrten Leser jene Randbemerkung entnommen.

§ 223 dicta sunt membratim quae sequuntur duo: incurristi amens in columnas, in alienos insanus insanisti. In den Gr. Lt. VI 571, 10 = Rh. Lt. 579, 24 ist das durch Haplographie vor insanisti ausgefallene insanus herzustellen, da sonst die Koncinnität der chiastisch gestellten membra verloren geht, eine formale Eigentümlichkeit, die dem geübten Auge und feinem Ohre römischer Rhetoren weniger als uns entging.

Weiterhin heifst es Orat. § 225 Incisim autem et membratim tractata oratio in veris causis plurimum valet, maximeque iis locis, cum aut arguas

(man!) aut refellas, ut nostra[1]) (!) in Corneliana secunda. Gr. Lt. VI 571, 18 = Rh. Lt. 579, 32 geben die die Stelle so: .... tracta oratio ... cum ... refellas ut nos in Corneliana secunda. Man emendiere bei Rufin das sinnlose tracta aus Cicero, aus Rufin nostra der Ciceroabschreiber. Vgl. § 223 quae incisim aut membratim efferuntur, ea vel aptissime cadere debent, ut est apud me.

§ 226 nec ullum genus dicendi est aut melius aut fortius quam binis aut ternis ferire verbis: so die besseren Cicerohdschr.; die nachläfsigeren Abschreiber des Cicero und der Gr. Lt. VI 571, 24 = Rh. Lt. 579, 39 hielten binis für einen vom vorhergehenden Komparativ abhängigen sog. Ablativ der Vergleichung und liefsen quam[2]) weg. Wer einen lateinischen Rhetor, der auf jeder Seite fünfmal Cicero citiert und ein mehr als oberflächliches Verständnis für seine Gedanken und Form zeigt, für so unfähig hält, dafs er einen derartigen Satz nicht konstruieren kann und versteht, mag im Text des Rufin das quam nicht vermissen.

An den Schlufs seien einige bemerkenswerte Varianten gesetzt, die bei der Vergleichung von Quintilians Citaten aus Ciceros rhetorischen Schriften mit unserer Überlieferung dieser Werke sich besonders aufdrängten.

Orat. § 136 Sed sententiarum ornamenta maiora sunt; quibus quia frequentissime Demosthenes utitur, sunt qui putent idcirco eius eloquentiam maxime esse laudabilem. Quintil. 9, 1, 40 H: Sententiarum ornamenta m. s.; quibus quia fr. D. utatur .... S', das bei Qu. in der Bamberger und Berner Hdschr. s. X vor sententiarum, wie leicht erklärlich, ausfiel, im Ambrosianus und Monacensis s. XIV durch uel vertreten ist, mit Halm auszuwerfen ist kein Grund, da die sententiarum ornamenta den vorhergehenden verborum ornamenta passend gegenübergestellt werden und Quintilian 9, 1, 25 ausdrücklich erklärt, er habe die folgenden Cicerostellen buchstäblich ausgeschrieben (ad litteras subieci). Ebenso wenig stimmen wir Halm bei, wenn er die teils offene teils versteckte Lesart der Hdschr. des Quintilian und einiger, wie er sagt, besserer des Cicero utatur aufnimmt. Dem könnte man blofs beistimmen, wenn es hiefse: quibus quod frequentissime D. utatur, sunt qui putent (ohne idcirco!) eius eloquentiam maxime esse laudabilem. Vgl. § 218 paean, quod plures syllabas habeat quam tres numerus a quibusdam non pes habetur. § 174 qui Isocratem maxime mirantur hoc in eius summis laudibus ferunt, quod verbis solutis numeros primus adiecerit. de or. III § 52 nemo umquam est oratorem quod Latine loqueretur admiratus.

Part. Orat. § 32 liest man insgemein nach den Hdschr.: Suavis oratio est quae habet admirationes expectationes exitus opinatos interpositos motus

---

[1]) Der Fehler ist wohl entstanden aus § 226 Ego illa Crassi et nostra posui oder vielmehr aus § 232 corrumpetur (so!) tota res ut haec nostra in Corneliana et deinceps omnia.

[2]) Bei demselben Rufin und in fast allen C.-Hdschr. fehlt quam nach nonnumquam Brut. 233 = Rh. Lt, 580, 19.

animorum colloquia personarum dolores iracundias metus laetitias cupiditates. Was will motus animorum, der allgemeine Begriff, getrennt von der folgenden Einzelnennung der Affekte? Was interpositos? Ist denn diese Eigenschaft nicht auch den admirationes und expectationes gemein? Wundern wir uns also nicht, wenn Quintilian die Glosse interpositos motus animorum noch nicht kennt und 4, 2, 7 einfach citiert: Suavis oratio est quae habet admirationes expectationes, exitus inopinatos conloquia personarum, omnes adfectus.

München. Th. Stangl.

Die reduktiblen algebraischen Funktionen.

Die Aufsuchung des gröfsten gemeinsamen Teilers zweier rationalen Funktionen ist, theoretisch gesprochen, eine sehr einfache Aufgabe der Algebra, war aber bisher infolge des Auftretens ungeheurer Zahlen bei der Rechnung in den meisten Fällen geradezu unausführbar. Defshalb sollen die folgenden Zeilen eine Methode zur Lösung der genannten Aufgabe darlegen, wodurch dieselbe auf die Aufsuchung der gemeinsamen Teiler zweier Zahlen zurückgeführt wird.

Ist eine Funktion $f(x)$ das Produkt zweier Faktoren $\varphi(x)$ und $\chi(x)$ so mufs auch, wenn man für x eine beliebige Zahl α setzt, das Substitutionsresultat $f(\alpha)$ sich in die zwei Faktoren zerlegen lassen, welche den Substitutionsresultaten $\varphi(\alpha)$ und $\chi(\alpha)$ entsprechen. Zerfällt umgekehrt $f(\alpha)$ in Faktoren, so ist es möglich, dafs irgend eine Verbindung derselben zu Substitutionswerten $\varphi(\alpha)$ und $\chi(\alpha)$ führen, deren zugehörige Funktionen φ und χ Faktoren von f sind. Haben ferner zwei Funktionen $f(x)$ und $\psi(x)$ den gemeinsamen Teiler $\chi(x)$, so haben auch die Substitutionsresultate $f(\alpha)$ und $\psi(\alpha)$ einen gemeinsamen Teiler $\chi(\alpha)$; und umgekehrt kann uns ein gemeinsamer Teiler von $f(\alpha)$ und $\psi(\alpha)$ einen Anhaltspunkt geben für Auffindung des etwa vorhandenen gemeinsamen Faktors von $f(x)$ und $\psi(x)$.

Damit nun durch die Kettendivision der Funktionenwerte der gemeinsame Teiler der Funktionen selbst gefunden werde, müssen in den Ziffern der auftretenden Zahlen die Koeffizienten der Funktionen klar zu tage treten. Da aber in den Zahlen keine negativen Ziffern auftreten können, so mufs man zuerst die Funktionen so transformieren, dafs alle Koeffizienten positiv werden. Dies geschieht, wenn lauter Zeichenwechsel vorhanden, durch Bildung der Funktionen $f(-x)$ und $\psi(-x)$; in den andern Fällen durch Horners Verkleinerungsverfahren [1]). Dann substituiert man eine

[1]) Dasselbe findet sich in vielen Lehrbüchern der Algebra, und in Verbindung mit andern hier einschlägigen Lehren dargelegt im Programm für die Studienanstalt Aschaffenburg 1877|78.

Zahl, welche gröfser ist als der gröfste vorkommende Koeffizient. Wird nun die Kettendivision ausgeführt und jeder der erhaltenen (numerischen) Teiler nach Potenzen der substituierten Zahl geordnet, so sind die Koeffizienten der einzelnen Potenzen zugleich die Koeffizienten der Funktionen, welche allein der Aufgabe entsprechen können. Für die Substitutionen wählt man am bequemsten 10, 100, 1000, etc., weil sich diese am schnellsten substituieren lassen und weil das Resultat ohne weitere Rechnung nach Potenzen dieser Zahlen sich von selbst ordnet. Endlich mufs man noch durch sämtliche aus den gemeinsamen Zahlenfaktoren gebildeten Funktionen die gegebenen dividieren, um zu sehen, welche wirklich in letzteren ohne Rest enthalten sind.

Jedoch der Mehrzahl der Faktoren sieht man sofort ohne weitere Rechnung an, dafs die aus ihnen gebildeten Funktionen unmöglich Teiler von $f(x)$ und $\varphi(x)$ sein können. Denn erstens geben jene Faktoren, welche kleiner sind, als die substituierte Zahl, überhaupt keine Funktion; Faktoren, welche kleiner sind als das Quadrat der substituierten Zahl geben nur lineare Faktoren, welche man als nicht vorhanden betrachten darf, wenn man zuvor die rationalen Wurzeln der gegebenen Gleichungen gesucht hat. Ist zweitens $c_0 x^\mu + c_1 x^{\mu-1} + \ldots c_\mu$ ein gemeinsamer Teiler von $a_0 x^m + a_1 x^{m-1} + \ldots a_m$ und $b_0 x^n + b_1 x^{n-1} + \ldots b_n$, so mufs sowohl c_0 in a_0 und b_0, als auch c_μ in a_m und b_n ohne Rest enthalten sein; jeder Faktor, dessen erste und letzte Ziffer diesen Bedingungen nicht entsprechen, ist ohne weiters von der Umbildung zu einer entsprechenden Funktion auszuschliefsen. Drittens, die Koeffizienten eines Teilers sind jedenfalls beträchtlich kleiner, als die Koeffizienten der Funktionen, wenn in denselben die Transformation auf lauter Zeichenfolgen durchgeführt ist. Daher sind alle Faktoren zu verwerfen, deren Ziffern auch nur annähernd so grofs sind als die der gegebenen Funktionen. Endlich sind jene Faktoren unbrauchbar, welche, in Funktionen verwandelt, Wurzeln zulassen, die über die Wurzelgrenze der gegebenen Funktionen hinausliegen. Aus obigem ergibt sich übrigens noch ein zu beachtender Umstand. Es kann nämlich eine Funktion mit lauter Zeichenfolgen recht gut einen Faktor mit Zeichenwechseln besitzen. Dann werden einige Koeffizienten, welche durch die Verbindung positiver und negativer Produkte entstanden sind, im Verhältnis zu den andern sehr klein sein, und uns veranlassen, die Wurzeln der Funktion noch um eine Einheit zu verkleinern, damit wir sicher werden, dafs die etwaigen Teiler auch nur Zeichenfolgen besitzen. (Diese Sicherheit wird eine absolute bei Anwendung einer Kettenbruchtransformation, durch welche die reellen Wurzeln und die reellen Teile der Komplexen zwischen 0 und -1 rücken.)

Damit wären die Anhaltspunkte klar gelegt, welche uns bei der Aufsuchung des gröfsten gemeinsamen Teilers zu leiten haben, und welche

sich in der Anwendung weit einfacher gestalten, als man nach dieser allgemeinen Erörterung erwarten sollte. Die Arbeit wird aber eine ganz leichte werden, wenn wir uns auch noch mit den anwendbaren Rechnungsvorteilen vertraut machen.

Wenn man den gröfsten gemeinsamen Teiler zweier Zahlen durch die Kettendivision sucht, so kann man gleich anfangs die sichtbaren gemeinsamen Teiler, nämlich die aus Faktoren 2, 3, 5, 11, zusammengesetzten, aussondern, und dann bei jedem Reste die sichtbaren, nicht gemeinsamen Teiler weglassen, wodurch die Reste sich schneller verkleinern und die Kettendivision kürzer wird. Unterläfst man es ferner, die Quotienten, welche man ja nicht braucht, sowie die abgesonderten nicht gemeinsamen Teiler anzuschreiben, so ergibt sich der gröfste gemeinsame Teiler zweier Zahlen z. B. folgendermafsen:

(21''232,847'212,208 und 6'193,952'434,328) gröfst. gem. Teiler: 8 . 377512 = 3'020104

1327052950763	774244054291	
(552808896472)		
69101112059	83232933701	
	(14131821642)	
21995039919	2355303607	
—(797307456)		
(66442288)		
(4152643)		
377513	902256	
	1472300	
	3397617	
	000000	

Die in obigem Schema gemachten Operationen sind leicht zu erkennen, da alle Reste umklammert sind, von welchen Faktoren weggelassen wurden, und jeder Divisor entweder neben seinem Dividenden oder in einer tieferen Horizontalreihe steht.

Auch die Division mit algebraischen Funktionen gestattet wesentliche Abkürzungen. Deutet man nämlich die Potenzen der Veriablen durch die Stellung der Koeffizienten an, so kann man ein Polynom durch ein zweites gerade so „kurz" dividieren, wie eine dekadische Zahl durch eine zweite, nur dafs das Hinüberzählen zur nächsthöheren Stelle unterbleibt, z. B.:

$$\frac{21x^6 + 23x^5 + 28x^4 + 47x^3 + 21x^2 + 22x + 8}{3x^3 + 2x^2 + x + 4}$$

$$= \frac{21,\ 23,\ 28,\ 47,\ 21,\ 22,\ 8,}{3,\ \ 2,\ \ 1,\ \ 4,} = 7,\ 3,\ 5,\ 2$$

$$\begin{array}{lllllll} -, & 9, & 21, & 19, & 21, & & = 7x^3 + 3x^2 + 5x + 2 \\ & -, & 15, & 16, & 9, & 22, & \\ & & -, & 6, & 4, & 2, & 8 \\ & & & 0 & 0 & 0 & 0 \end{array}$$

Die Zahlen 10, 100, 1000 etc. werden am kürzesten substituiert, indem man die Koeffizienten jeder Potenz um eine, zwei, drei etc. Stellen rechts vom Koeffizienten der nächsthöheren Potenz rückt und dann alle addiert.

Z. B.: für $f(x) = 21x^6 + 23x^5 + 28x^4 + 47x^3 + 21x^2 + 22x + 8$ ist $f(100) = 21''232,847'212,208$; $f(10) = 21$

$$\begin{array}{r} 21 \\ 23 \\ 28 \\ 47 \\ 21 \\ 22 \\ 8 \\ \hline = 23,629,328 \end{array}$$

In obigen Beispielen ist bereits alles gethan, was zur Aufsuchung des gröfsten gemeinsamen Teilers von $f(x)$ und $\varphi(x) = 6x^6 + 19x^5 + 39x^4 + 52x^3 + 43x^2 + 43x + 28$ nötig ist. Bilden wir nämlich wegen der grofsen Koeffizienten, die vielleicht auch bei dem etwa vorhandenen Teiler 10 übersteigen, $f(100)$ und $\varphi(100)$, so haben wir für dieselben den gröfsten gemeinsamen Teiler 8×377513 erhalten, welcher folgende Teiler enthält: 2, 4, 8, 377513, $2 \times 377513 = \ldots\ldots 26$, $4 \,.\, 377513 = \ldots\ldots 52$, endlich $8 \times 377513 = 3020104$.

Von diesen entsprechen die ersten drei überhaupt keiner Funktion, die folgenden drei aber liefern a priori unbrauchbare, weil zu grofse Koeffizienten und nur die letzte Zahl liefert eine Funktion $\chi(x) = 3x^3 + 2x^2 + x + 4$, welche möglicherweise ein Teiler von f und φ sein kann und sich auch wirklich als solcher erweist durch Berechnung der Quotienten $f : \chi$ und $\varphi : \chi$. Hätte man in obigem Beispiele die Substitution $f(10)$ und $\varphi(10)$ gewagt, so hätte sich als deren gemeinsamer Teiler $2 \,.\, 1607$ ergeben; 2 wäre unbrauchbar gewesen, weil zu klein, 1607, weil der letzte Koeffizient 7 kein Teiler von 8, dem letzten Koeffizienten in $f(x)$; aber $2 \times 1607 = 3214$ hätte wieder den gemeinsamen Teiler $\chi(x)$ geliefert.

Sucht man den gröfsten gemeinsamen Teiler von

$f(x) = 6x^6 + 4x^5 + 13x^4 + 2x^3 + 14x^2 + 6x + 15$ und

$\varphi(x) = 3x^6 + 11x^5 + 14x^4 + 17x^3 + 8x^2 + 2x + 5$, so findet man für $f(10)$ und $\varphi(10)$ als gröfsten gemeinsamen Teiler $3 \times 25 \times 13$. Von den Teilern 3, 5, 13, 15, 25, 39, 65, 75, 195, 325, 975, sind von vorneherein zu verwerfen: die ersten zwei, weil zu klein, der dritte und sechste wegen des letzten Koeffizienten von $\varphi(x)$, der vierte, weil die Wurzelgrenze $-(\frac{1}{6}{}^{4} + 1)$ von $f(x)$ numerisch kleiner als -5 ist; ebenso der neunte $195 = x^2 + 9x + 5$, dessen eine Wurzel noch (numerisch) gröfser als 5 ist; ferner der fünfte, siebente, achte und elfte wegen des ersten Koeffizienten von $\varphi(x)$, und nur der zehnte $325 = 3x^2 + 2x + 5$ kann zur Divisionsprobe zugelassen werden, welche auch gelingt.

Die Zerlegung einer Zahl in Faktoren ist mühsamer, als die Auffindung des gröfsten gemeinsamen Teilers zweier Zahlen. Sind keine sichtbaren Teiler vorhanden, so mufs man die gegebene Zahl durch alle Primzahlen, welche kleiner sind, als ihre Quadratwurzel, versuchsweise dividieren. Will man untersuchen, ob $f(x)$ reduktibel sei, so zerlege man zuerst $f(10)$ oder $f(100)$, etc. in Faktoren. Ist nun z. B. $f(10) = a^{\mu}b^{\nu}c^{\pi} \ldots\ldots$ wobei $a, b, c, \ldots\ldots$ Primzahlen bedeuten, so fasse man diese Faktoren auf alle mögliche Arten in zwei Gruppen zusammen, (dies ist, die Zerlegung $1 \times a^{\mu}b^{\nu}c^{\pi} \ldots\ldots$ mitgerechnet, auf $\frac{1}{2}(\mu+1)(\nu+1)(\pi+1)\ldots\ldots$ Arten möglich, wobei das Produkt $(\mu+1)(\nu+1)(\pi+1)\ldots\ldots$ um eines sich erhöht, wenn es ungerade ist.) — und untersuche bei jeder Zerlegung, ob die entsprechenden algebraischen Funktionen in $f(x)$ enthalten sind. Auch hier wird man der Mehrzahl der Faktoren ihre Unbrauchbarkeit sofort ohne Rechnung ansehen. Hat $f(10)\ldots$ etc. keine kleinen, sichtbaren Teiler, so wird man viele vergebliche Divisionen machen müssen, daher ist es dann besser, die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Zerlegung erst an kleinern Substitutionsresultaten zu konstatieren. Denn wäre z. B.: $f(\alpha) = ab$, wobei $a < b$, aber möglichst grofs gewählt ist, und noch $a < \alpha^{\mu}$, so wäre der kleinere Faktor von $f(x)$ sicher von geringerem Grade als μ; und wenn $\mu = 1$, wäre fx sicher irreduktibel, vorausgesetzt, dafs fx keine Wurzel mit negativem reellen Bestandteil besitzt. Bei schwer zerlegbarem $f(10)$ wird man übrigens zuerst die rationalen linearen und quadratischen Faktoren von $f(x)$ suchen[1]). Sei z. B.: in Faktoren zu zerlegen,

$$f(x) \equiv x^7 + 2x^6 + 19x^5 + 27x^4 + 93x^3 + 82x^2 + 67x + 21$$

Ist $f(x)$ in Faktoren zerlegbar, so hat wenigstens einer derselben lauter Koeffizienten kleiner als 10, weil sonst $f(x)$ auch Koeffizienten gröfser als 100 besitzen müfste. Wir bilden $f(10) = 14'271891 = 3.\,17.\,23^4$. Ferner schreiben wir von den neun möglichen Zerlegungen in 2 Faktoren zuerst die kleineren Faktoren an:

3, 17, 23, 51, 69, 391, 529, 1173, 1587.

Man sieht von vorneherein, dafs nur der 2te, 8te und 9te Faktor einer Zerlegung von $f(x)$ entsprechen können. Aber der Ergänzungsfaktor von 17 fängt ebenso wie der von 1587 mit 8 an und es sind daher diese Zerlegungen unzulässig. Der Ergänzungsfaktor von 1173 ist 12167 und die Division von $f(x)$ durch $\varphi(x) \equiv x^3 + x^2 + 7x + 3$ gibt auch wirklich ohne Rest den Quotienten $x^4 + x^3 + 11x^2 + 6x + 7$, welcher der Zahl 12167 entspricht. Wäre $\varphi(x)$ in $f(x)$ nicht enthalten gewesen, so hätte man noch nicht auf die Irreduktibilität von $f(x)$ schliefsen dürfen; sondern man hätte erst noch den Versuch der Division mit dem Ergänzungsfaktor anstellen

---

1) Aschaffenburger Programm, 1877/78.

müssen, weil 1173 auch noch anderen Funktionen als $\varphi(x)$ entsprechen kann. Bei der Funktion

$$\psi x \equiv x^7 + 3x^6 + 9x^5 + 32x^4 + 45x^3 + 56x^2 + 120x + 91,$$

für welche auch $\psi(10) = 3.17.23^4$, wäre derselbe geglückt, da

$$\psi x \equiv (x^3 + 17x + 3)(x^4 + 2x^3 + x^2 + 6x + 7)$$

ist. Wäre auch dieser nicht geglückt, so hätte man noch denken können, dafs vielleicht $23 \equiv x + 13$ ein Faktor von $f(x)$ wäre, da aber -13 über die Wurzelgrenze hinausliegt und überdies der Ergänzungsfaktor von 23 mit 6 6 beginnt, so wäre man der Irreduktibilität der Funktion sicher gewesen. Dies wäre der Fall gewesen z. B. bei der Funktion

$$x^7 + 2x^6 + 19x^5 + 28x^4 + 83x^3 + 82x^2 + 67x + 21.$$

Zum Schlusse wollen wir noch an einem Beispiel zeigen, wie man häufig eine Funktion als irreduktibel erkennt, ohne eine gröfsere Zerlegung in Faktoren zu versuchen.

Sei $fx \equiv x^6 + 9x^5 + 17x^4 + 28x^3 + 16x^2 + 14x + 2$ so ist $f(1) = 3 \cdot 29$, $f(2) = 2 \cdot 3 \cdot 157$. Aus diesen Werten geht schon hervor, dafs ein etwaiger rationaler Faktor höchstens quadratisch ist, bildet man aber noch $f(3) = 5237$, welches sich als Primzahl erweist, so folgt, dafs $f(x)$ irreduktibel ist.

Mit dem Vorgeführten ist ein neuer Weg gezeigt, um über die Reduktibilität einer Funktion zu entscheiden, welcher, wenn auch noch mühsam, sicher zum Ziele führt und leichter ist als die unausführbare Methode der unbestimmten Koeffizienten.

Neuburg a. D. A. Schmitz.

Dr. Adolf Kiene, Die Epen des Homer. Hannover, 1881. Helwingsche Verlagsbuchhandlung (Th. Mierzinsky). 123 S.

Der Herr Verfasser vorliegender Schrift ist durch seine im J. 1861 erschienene „Komposition der Ilias des Homer“ als strenger Unitarier bekannt. Diese seine Anschauung, die an der Persönlichkeit Homers nicht etwa blofs als des Ordners, sondern als des Schöpfers sowohl der Ilias als der Odyssee festhält, sehen wir denn auch in dem neuen Werke aufs entschiedenste vertreten. Man könnte dasselbe eine Fortsetzung der „Komposition der Ilias“ nennen, wenigstens in gewissem Sinne. Manche in diesem Buche enthaltene Andeutungen finden sich in den „Epen des Homer“ ausführlich behandelt; namentlich hat Kiene den damals in aussicht gestellten Nachweis, wie sich seine „Ansicht über den einen Dichter mit den historischen Überlieferungen über Homer und seine Dichtungen vereinigen lasse“ (Kompos. der Ilias S. 400), nunmehr zu liefern sich bestrebt. Im übrigen behandelt die Schrift vorzugsweise die Odyssee in dem gleichen Geiste, wie das frühere Werk die Ilias; nur zeigt sich ein nicht unbedeutender Unterschied in der formellen Anordnung, indem die erschöpfende Ausbeutung des Stoffes nach allen möglichen Gesichtspunkten, wie sie in der umfangreichen „Komposition der Ilias“ vorliegt, in der neuen

Untersuchung nicht angewendet ist; vielmehr stellt sich dieselbe weniger als ein einheitlich systematisches Werk denn als eine Sammlung von Bemerkungen über verschiedene hier in betracht kommende Fragen dar. So konnte wohl der Verfasser seinem Buche nicht den Titel: „Komposition der Odyssee“ geben: er wählte die freilich etwas unbestimmte Aufschrift: „Epen des Homer“. Vielleicht beabsichtigt Kiene eine genau nach dem Muster des älteren Buches über die Ilias ausgearbeitete Komposition der Odyssee nachfolgen zu lassen? —

Wer über eine Schrift wie die gegenwärtige referieren will, ist in einer schwierigen Lage. Denn es wankt ihm der Boden unter den Füfsen: die bis jetzt noch nicht gelöste homerische Frage bildet ja die Grundlage dieses Buches, also auch jeder Besprechung seines Inhalts. Wie schwierig es ist, in dieser Frage entschiedene Stellung zu nehmen, weifs jeder, der sich mit derselben auch nur zu beschäftigen angefangen hat, beweist Kiene selbst, der in der Einleitung zu seiner „Komposition der Ilias“ bekennt, dafs auch er[1]) sich Jahre lang gewöhnt hatte, einen Komplex von lose verbundenen Liedern“ in der Ilias zu sehen. Unter diesen Umständen erscheint es aufserordentlich schwer, einem Werke, das mitten in den Strom der homerischen Frage hineinführt, eine gerechte Beurteilung zu teil werden zu lassen. Dazu kommt noch die Gefahr, bei Besprechung der einschlägigen Fragen so weitläufig zu werden, dafs der Leser durch die Länge der Anzeige abgeschreckt, vor dem Buche selbst Furcht bekömmt. Unter diesen Umständen beschränken sich diese Zeilen darauf, durch Mitteilung des Inhalts auf die Schrift aufmerksam zu machen und manche Punkte derselben durch anspruchslose Bemerkungen zu beleuchten.

Kiene will durch seine Abhandlung über die Epen des Homer zur Anschauung bringen, wie kein Dichter tiefer in das Leben seines Volkes eingedrungen, keiner gröfseren Einflufs auf die Entwicklung der griechischen Poesie geübt hat als Homeros. Allerdings wird es einem besonnenen Gelehrten, er mag über den Ursprung und die Komposition der homerischen Gedichte wie immer urteilen, kaum je in den Sinn kommen, diesen herrlichen Erzeugnissen griechischen Geistes ihren unvergänglichen Wert streitig zu machen oder den tiefgreifenden Einflufs derselben auf die späteren poetischen Schöpfungen nicht nur der Griechen, sondern so vieler anderer Völker zu leugnen. Aber Kiene betont eben seinem Standpunkte gemäfs die Person des Homeros als des Dichters, welcher durch seine Werke der Schöpfer des griechischen Epos ward, und versucht demgemäfs die Einheit und Ganzheit der Handlung für beide Epen, namentlich für die „Odyssee“ aufzuzeigen. Dabei hat er es für notwendig gehalten, seine im Jahre 1879 in den n. Jahrb. f. Philol. (119. Bd, S. 801 ff.) veröffentlichte, „der Dichter Homeros und die Wolf'sche Hypothese“ betitelte Abhandlung als „Widerlegung der Wolf'schen Hypothese“ an die Spitze der Untersuchung zu stellen. Es ist erstaunlich, wie viel der Scharfsinn des genialen Wolf den Gegnern seiner Ansichten immer noch zu thun gibt. Welch' einen Aufwand von Beredsamkeit verschwendet z. B. R. Volkmann in seiner Geschichte und Kritik der Wolf'schen Prolegomena, um Wolfs Aufstellungen als unhaltbar zu erweisen! Und gleichwohl finden wir bei Kiene neuerdings eine Widerlegung derselben! — Freilich mufs es dahingestellt bleiben, ob Kienes Beweisführung, die eigentlich mehr gegen Lachmann als gegen Wolf gerichtet ist, die Anhänger beider bekehren wird. Es scheint in unserer Zeit zum guten Tone zu gehören,

[1]) Ähnlich wie Nutzhorn (s. dessen: Entstehungsweise der hom. Gedichte).

auf F. A. Wolfs Hypothese und deren geistreiche Begründung wie auf einen überwundenen Standpunkt herabzusehen. Von R. Volkmann und andern zu schweigen, sprach erst neuerdings der französische Philologe Charles Thurot[1]) (Notice sur L. de Spengel in der Revue de Philologie, Juillet 1881] in vornehmem Tone von der faiblesse der Wolf'schen Argumente. So einfach scheint die Frage denn doch nicht zu liegen. Wenn Kiene S. 6 f. betont, die poetische Sprache und Gestaltung sei die gleiche in allen Teilen der Ilias und der Odyssee, so fühlte diese Art von Einheit Wolf ebensogut wie jener. Er machte sich aber seine Aufgabe nicht leicht, indem er diesen Umstand ignorierte, wie so manche seiner Gegner von St. Croix angefangen bis auf die Gegenwart, welche die ihren Theorien unbequemen Thatsachen umgehen. „Wichtig und interessant zugleich ist Wolfs Geständnis, dafs er nur der Macht historischer Gründe folgend zur Aufstellung seiner Ansichten über die Entstehung der homerischen Gedichte gekommen sei, ja dafs es auch für ihn Zeiten gebe, wo er diese historischen Gründe vergessend in aller Weise den Homer lesen ... könne, wobei ihm, von geringfügigen Interpolationen abgesehen, alles wie aus einem Gusse ... vorkomme“ (Volkmann, Gesch. u. Kr. d. W. Prol. S. 70). Dafs Wolf in dieser Äufserung (seine Worte[2]) sind von Volkm. a. a. O. genau citiert) auf die Widersprüche in den beiden Dichtungen so wenig gewicht legt und blofs die historischen Gründe für seine Theorie hervorhebt, könnte auffallen, erklärt sich aber, wenn man bedenkt, dafs er in seiner ganzen Darlegung[3]) überhaupt auf die Frage von der inneren Komposition nicht näher eingeht, indem er die weitere Entwicklung dieses Punktes der Zukunft überläfst. Für Wolf stand dem von ihm eingestandenen mächtigen Eindrucke, den die Lektüre der Ilias und Odyssee auf ihn machte, erstens die nach seiner Überzeugung unwiderlegliche Thatsache gegenüber, dafs die homerischen Gedichte Jahrhunderte hindurch, ohne niedergeschrieben zu sein, nur im Munde der Vortragenden existierten, zweitens die mannigfachen Diskrepanzen, die in beiden Epen unleugbar vorhanden sind. Und nun trotzdem eine solche Vollkommenheit der Sprache, eine so grofse Naturwahrheit und Plastik der Darstellung, eine so feine Kenntnis des menschlichen Herzens, alles Vorzüge, wie sie blofs hervorragenden Geisteserzeugnissen zukommen! — Dieser Widerspruch ist einmal da und läfst sich nicht abweisen; er ist auch durch Kiene nicht aus der Welt geschafft worden.

Für die Notwendigkeit des einen Dichters, bemerkt Kiene (S. 9), zeuge ferner die Einheit der Handlung, die er für beide Epen, namentlich die Odyssee, in der vorliegenden Schrift zur Anschauung bringen werde. Wenn die Einheit und Ganzheit einer Dichtung feststeht, wenn ein ursprünglicher Plan zur einheitlichen Komposition nachgewiesen werden kann, dann tritt die Notwendigkeit der Annahme eines Dichters allerdings ein; Wolf sprach dies selbst aus, ja noch mehr: er sagt (Briefe an Herrn Hofrat Heyne, S. 52): „Hätten Homers Werke die unverkennbar ursprüngliche Anlage zu den heutigen grofsen Kompositionen, ... so möchte die Tradition und alle Legenden melden, was sie wollten, die Werke selbst müfsten ... ein beinah unüberwindlicher Beweis sein, dafs Homer ... quovis modo et instrumento geschrieben habe.“ Es kommt demnach alles darauf an, diese ursprüngliche Einheit als vorhanden aus den Gedichten nachzuweisen, nicht eine selbstgemachte durch Drehen und Deuten des

[1]) Nun gestorben.
[2]) Aus der Vorrede zur Iliasausgabe v. J. 1795.
[3]) Vgl. die Prolegomena ad Hom.

Wortlauts in dieselben hineinzutragen. Das erstere aber scheint Kiene weder früher hinsichtlich der Ilias noch jetzt für die Odyssee in überzeugender Weise gelungen zu sein. Ein weiteres Argument nimmt K. von der Autorität des Aristoteles. Es sei Unverstand, anzunehmen, Aristoteles habe für die Einheit der Tragödie allgemein anerkannte Gesetze aufstellen können, sei jedoch unfähig gewesen, das Epos in dieser Beziehung zu beurteilen. Nun wird aber das Ansehen des Aristoteles von den Wolfianern auch für die Tragödie und die Poesie überhaupt nicht hoch angeschlagen, vgl. W. Müller, homerische Vorschule, 2. Auflage S. 89). Es wäre daher statt jener allgemeinen Bemerkung wohl eine genaue Widerlegung der Einwände W. Müllers (a. a. O. S. 91) gegen die Aufstellungen des Stagiriten am platze gewesen. Ein solches genaues Eingehen auf diesen Punkt vermifst man aber bei K. Überhaupt erscheint seine „Widerlegung der Wolf'schen Hypothese“ ziemlich dürftig und enthält eigentlich nichts, was nicht schon von anderen Seiten gegen Wolf und seine Anhänger gesagt worden ist.

Wie stellt sich Kiene zur Frage über die schriftliche oder mündliche Abfassung der Gedichte? In einem kurzen Abschnitte am Ende des Buches[1]) gibt der Verf. darüber Aufschlufs. Man liest hier (S. 118): „Die Entstehung des griechischen Epos gegen 900 v. Chr., jedenfalls in der ersten Hälfte des neunten Jahrh. (— ist das so gewifs? —), bildet einen genügenden (!) Beweis, dafs damals in Smyrna und Chios die Schrift nicht unbekannt war“. Dafs eine so kühne Behauptung keinen Anspruch auf wissenschaftliche Geltung erheben dürfe, gibt Kiene wohl selbst zu. Im übrigen bemerkt er über die Möglichkeit der schriftlichen Komposition nichts anderes als was schon einer der ersten Opponenten Wolfs, L. Hug, aussprach (s. R. Volkmann, Gesch. u. Kr. u. s. w. S. 110 f.). Kiene geht aufserdem so weit, zu glauben, dafs auch, falls zur Zeit der Entstehung der Ilias und Odyssee der Gebrauch der Schrift den Griechen noch ganz unbekannt gewesen wäre, diese Epen doch in ihrer ganzen Ausdehnung von einem Dichter verfafst sein könnten, eine Vorstellung, die nicht einmal seine Parteigenossen teilen, die er aber im II. Abschnitte der Schrift zu begründen sucht.

Der Dichter mufste nämlich nach K. seine Dichtung in Gesänge für den Vortrag gruppieren; zweitens mufste er sich Sänger ausbilden, die mit ihm abwechselnd sangen; drittens mufste er eine Sängerschule gründen, welche in dem Vortrage seiner Werke ihre Aufgabe und Ehre fand. Natürlich wird die Homeridenschule zu Chios, von der wir durch die Überlieferung Kenntnis haben, als diese von dem Dichter gegründete Schule bezeichnet (S. 14 f.). Wenn alles das sich so verhält, dann darf man auch an Lehrer des Homeros denken und die Erzählungen von Prenapides und Aristeas dürfen nicht mehr belächelt werden! Man sieht, wie oberflächlich K. zu werke geht, ohne auf irgend eines der vielen Bedenken einzugehen, die gegen solche Vorstellungen, wie die seinigen, von anderen Seiten schon geltend gemacht wurden. Es mufs der Kürze wegen hierüber auf Volkmann verwiesen werden.

In der Beantwortung der Frage: wie brachten die Rhapsoden in geschichtlicher Zeit die Ilias und Odyssee zum Vortrage, die von K. auch wieder nur mit ein paar Sätzen gegeben wird, fällt besonders der Passus auf: „An die Stelle der Sänger, welche ihren Gesang mit der Leier begleiteten, waren Rhapsoden getreten, deren Vortrag recitativartig und nachahmend gewesen sein mufs“ (S. 16). Wie war denn der Vortrag der ersten

[1]) Dieser Punkt wäre wohl richtiger mit der Widerlegung der Wolf'schen Annahme in Verbindung gebracht worden.

Sänger beschaffen? Worin bestand die eingetretene Änderung und aus welchem Grunde trat eine solche überhaupt ein? Was ahmte denn der Vortrag jener Rhapsoden nach? — Die Antwort auf diese gewifs begründeten Fragen sucht man bei K. umsonst; und doch sollte eine Geschichte der Epen Homers und ihres Textes über solche Punkte um so weniger schweigen, als jeder, der jetzt über Entstehung und Überlieferung der homerischen Gedichte spricht, Volkmanns kritische Untersuchung über die Aöden und Rhapsoden (Gesch. u. Kr. u. s. w. S. 243—298) wenigstens berücksichtigen mufs. Ob und wie K. dies gethan, wird aus den im vorliegenden Werke gegebenen Bemerkungen nicht klar. Diese Nichtbeachtung gerade der eingehenden Untersuchungen Volkmanns, sei sie nun geflissentlich oder unabsichtlich, fällt an K. deshalb so sehr auf, weil er ja für die Verfechtung seiner Ansichten keinen besseren Mitstreiter finden konnte, als V. Oder sollten die Meinungen beider über derartige einzelne Seiten der homerischen Frage auseinandergehen? Aus einigen Anzeichen, auf welche hier aufmerksam zu machen zu weit führen würde, möchte man dieses letztere beinahe schliefsen; bestimmt liefse sich urteilen, wenn K. diesem Abschnitt seiner Schrift gröfsere Ausführlichkeit gegeben hätte.

Die Untersuchung über des Peisistratos Thätigkeit, die nicht von der Hand zu weisen war, wird ganz kurz behandelt. Bekanntlich haben wir Nachrichten über eine Kommission von vier Männern, welche den Peisistratos beim Sammeln und Ordnen der homerischen Gesänge unterstützt haben sollen. Das durch Ritschl vollständig veröffentlichte Plautusscholion (Ritschl, opusc philol. I, 1 ff.) gibt die Namen: Concyli, Onomacriti Atheniensis, Zopyri Heracleotae et Orphei Crotoniatae. Das offenbar unrichtige Concyli wird auch durch die den nämlichen Gegenstand betreffenden griechischen Berichte nicht erklärt, vielmehr findet man schon in ihnen den gleichen Fehler. In Cramers anecd. Paris. (I p. 3 ff.) steht[1]: οἱ δὲ τέσσαρσί τισι τῶν ἐπὶ Πεισιστράτου διόρθωσιν ἀναφέρουσιν, Ὀρφεῖ Κροτωνιάτῃ, Ζωπύρῳ Ἡρακλεώτῃ, Ὀνομακρίτῳ Ἀθηναίῳ καὶ καγ ἐπὶ κογκυλω. Die Quelle dieser beiden Notizen in einem Aristophaneskommentar des Tzetzes (siehe H. Keil im rhein. Mus. 1847, S. 108 ff. u. 243 ff.) bietet in ähnlicher Weise: τὰς Ὁμηρείους δὲ (βίβλους) — συντέθεικαν σπουδῇ Πεισίστρατος παρὰ τῶν τεσσάρων τούτων σοφῶν· ἐπὶ κογκύλου, Ὀνομακρίτου τε Ἀθηναίου, Ζωπύρου τε Ἡρακλεώτου καὶ Κροτωνιάτου Ὀρφέως. Die allgemeine Annahme, dafs in ἐπὶ κογκυλω und ἐπὶ κογκύλου ein ἐπικὸν κύκλον oder ἐπικῷ κύκλῳ stecke (das nähere bei Volkm. a. a. O. S. 334 ff.), ist von Kiene einfach ignoriert worden; er vermutet dafür καὶ Κόννῳ Χίῳ, welcher Konnos aus Chios ein Vertreter der bekannten Homeridenschule zu Chios gewesen sein soll. Ob Kienes Konjektur der erwähnten bisherigen Deutung vorzuziehen sei, kann dem Urteile der Kenner überlassen bleiben. Wie findet man sich nun mit der Überlieferung von der Thätigkeit dieser Männer ab, wenn man, wie der Verf., überzeugt ist, Homeros habe im 9. Jahrh. zwei in sich abgeschlossene Gedichte verfafst und vorgetragen und diese Werke seien als Nationalgut heilig gehalten und über ihre reine Überlieferung mit ängstlicher Sorgfalt gewacht worden (S. 17, 116 f.)? — Kiene meint, es habe sich, da zu den Vorträgen an den Panathenäen die berühmtesten Künstler herbeiströmten, um sich ablösend den Vortrag der Epen zu bewirken, der Übelstand ergeben, dafs die einzelnen Gesänge nicht immer genau an einander schlossen; deswegen habe Peisistratos jene Männer berufen, um ein Staatsexemplar der homerischen Gedichte abzufassen. An dieses Exemplar wären

[1]) Auch bei Bergk, Aristoph. comoed., vol. I (in den prolegomena de comoedia 8 περὶ κωμῳδίας) abgedruckt.

dann später die vortragenden Rhapsoden in Athen durch ein Gesetz gebunden worden. Es wird bekanntlich von Diog. Laert. I 2, 57 und von Suidas s. v. ὑποβολή berichtet, dafs Solon das ἐξ ὑποβολῆς ῥαψῳδεῖσθαι anordnete. Der Ausdruck ἐξ ὑποβολῆς wird nun aber von K. mit andern Gelehrten erklärt: nach einer „vorgeschriebenen Unterlage" (wofür, nebenbei bemerkt, wohl besser: geschriebene Vorlage gesagt würde); wenn also schon zu Solons Zeit ein geschriebenes Exemplar der Werke des Homeros existierte, so erscheint es unglaublich, dafs Peisistratos erst die Abfassung eines Staatsexemplars veranlafst haben soll; wie war es aufserdem auch möglich, dafs, nachdem Solon den Vortrag der Gedichte nach einer Vorlage geboten hatte, die einzelnen Gesänge immer noch nicht aneinanderschlossen? Was aber das merkwürdigste ist, K. legt dem Solon das Gesetz ἐξ ὑπολήψεος ῥαψῳδεῖν, dem Hipparchos das ἐξ ὑποβολῆς ῥαψῳδεῖν bei (S. 44), während die Berichte (im pseudoplaton. Dialog Ἵππαρχος ἢ φιλοκερδής, bei Diog. L. u. Suid.) das erstere dem Hipparchos, das letztere hingegen dem Solon zuweisen. Wie K. zu dieser Verwechselung gekommen, bleibt unerfindlich, wenn man nicht annehmen will, dafs er die Tradition absichtlich für seine Zwecke umgeformt hat. Es kann nicht dieses Ortes sein, auf die schwierige, viel besprochene Frage über den Vortrag der homerischen Gedichte in Athen näher einzugehen; aber dafs Kienes Beweisführung nicht geeignet ist, Wolf aus dem Sattel zu heben, erhellt wohl aus dem im Vorhergehenden Gesagten zur genüge. Obgleich daher über einzelne Punkte in dieser „Geschichte der hom. Epen und ihres Textes" noch manches zu bemerken wäre, wendet sich nunmehr die gegenwärtige Besprechung zu der von K. gegebenen Einteilung der Gesänge Homers.

Die Gedichte müssen nämlich zum Behufe des Vortrages durch die einander ablösenden Sänger in gewisse Gruppen gegliedert gewesen sein, welche Gliederung K. wieder herzustellen versucht. So wird die Ilias in acht, die Odyssee in sechs Gesänge zerlegt. Hierbei erscheint ein Umstand auffällig. K. hat in seiner „Kompos. d. Ilias" (S. 75—133) eine ausführliche „Architektonik", d. h. doch eine Darlegung der Gliederung des von ihm als einheitlich betrachteten Gedichtes vom Zorne des Achilleus und dessen Folgen gegeben. Nun stimmt aber diese Gliederung mit der jetzt vom Verf. (S. 19—35) versuchten durchaus nicht überein. Abgesehen von der rein äufserlichen Thatsache, dafs dort fünf, hier acht Gesänge aus dem Texte der Ilias formiert werden, besteht zwischen beiden Einteilungen der tiefere Unterschied, dafs die Endpunkte dieser Gesänge einander nicht immer decken, was ja doch in der Weise stattfinden könnte, dafs ein Gesang der früheren Gliederung genau zwei oder mehr Gesänge der jetzigen Einteilung enthielte. Das ist jedoch nicht der Fall. Um nur ein Beispiel anzuführen, konstituiert K. (Komp. d. Il., S. 76) seinen zweiten Gesang aus Buch 2—7 und gibt als dessen Inhalt an: Der vermifste Achilleus oder die erste Schlacht. Dieser Komplex wird nun durch die neue Gliederung ganz zerschnitten; denn der Verf. teilt nunmehr so (Epen des Hom. S. 19 f.): Ges. I. Entstehung des Zorns. Gewährung und Einleitung der Rache. Veränderung des Machtverhältnisses der beiden Völker (der letzte Punkt bildet doch keinen wesentlichen Bestandteil der Handlung!) lib. 1—3. Ges. II . . . Διομήδους ἀριστεία bei den Alten (vgl. Herodot 2, 116) lib. 4—6. Ges. III. Vollzug der verheifsenen Rache . . . lib. 7—9. Man erkennt schon aus der vorgelegten Probe das Vorhandensein einer Verschiedenheit der beiden Gliederungen. Welche von ihnen die richtigere ist, diese Frage mag hier auf sich beruhen; aber soviel beweist jene Verschiedenheit, dafs derartige Einteilungsversuche immer etwas Willkürliches haben. Oder wird

der Verf., der sich über das Verhältnis seiner neuen Gruppierung des Stoffes zur „Architektonik" der Ilias nicht ausspricht, die damals vorgelegte Gliederung als unpassend bezeichnen wollen, da er jetzt eine andere aufgestellt hat? Und wollte er sagen, die letztere sei die Zerlegung des Stoffes zum Zwecke des rhapsodischen Vortrags, so ist zu erwidern, dafs auch die durch des Verf. erste Einteilung gebildeten Gruppen von einem Rhapsoden vorgetragen werden, oder dafs, wofern manche für die Kräfte eines einzigen zu umfangreich scheinen sollten, innerhalb derselben die Rhapsoden wechseln konnten. Sohin ist die von K. gegebene Einteilung der Ilias für den Vortrag als überflüssig zu bezeichnen, geschweige denn, dafs wir annehmen müfsten, die Rhapsoden hätten die Ilias thatsächlich in dieser Weise vorgetragen.

Die Odyssee soll, wie oben schon erwähnt, nach K. in sechs Gesängen den Hörern vorgeführt worden sein. Über die Gesichtspunkte seiner Gliederung, über die Berechtigung an gewissen Stellen eine neue Gruppe eintreten zu lassen, liefse sich mit dem Verf. wohl streiten. So z. B. schliefst derselbe mit 8, 469 den zweiten seiner Gesänge. Jedoch wird kaum jemand, der die Stelle im Zusammenhang liest, hier ein Abbrechen des Vortrages für passend halten. Nach V. 456 geht Odysseus nach dem Bade unter die zechenden Phaiaken (ἄνδρας μέτα οἰνοποτῆρας). Auf dem Wege trifft er mit Nausikaa zusammen und es findet ein ganz kurzes, durchaus nicht sentimentales Zwiegespräch der beiden statt, aus dem ein moderner Dichter vielleicht einen ganzen Roman spinnen könnte, das aber in seiner schmucklosen Einfachheit, wie es in der Odyssee erscheint, einen durchaus nebensächlichen Charakter trägt. Ja Düntzer (Kirchhoff, Köchly und die Odyssee. Köln. 1872. S. 121 f.) findet in dem Gespräch, dessen Schönheit seiner Meinung nach nur auf Einbildung beruht, mehrere Anzeichen einer späteren Nachdichtung. Soviel ist sicher, dafs in der ganzen Szene eine sonderbare Eile und Flüchtigkeit nicht zu verkennen ist. Odysseus nimmt sich kaum Zeit, bei der Jungfrau stehen zu bleiben; der Dichter vergifst über der Meldung, dafs der Held neben Alkinoos platz genommen (V. 469), das Weggehen der Nausikaa zu erwähnen. Zwar glaubt K. (S. 38), „das Schweigen des Dichters über den Fortgang der Königstochter erscheine durch den Schlufs des (von ihm konstruierten) Gesanges motiviert". Man könnte indes ebensogut behaupten, dafs gerade, wenn hier eine Rhapsodie abschlösse, der letzte Vers derselben den Weggang der Nausikaa berichten müfste. Überhaupt nähme sich diese flüchtige Episode am Schlusse einer Vortragsgruppe wunderlich aus und das Gefühl der Nichtbefriedigung, das durch dieselbe in dem Hörer erregt wird, käme ihm weit lebhafter zum Bewufstsein, wenn der Vortrag mit dieser Szene schlösse, als wenn die Phantasie durch die unmittelbare Folge des Gastmahls mit seinen spannenden Szenen beschäftigt und von dem früheren abgelenkt wird. Man wird zugeben, dafs K. mit wenigem Rechte gerade hieher den Anfang des III. Gesanges setzt.

Wenn sich übrigens auch an der Einteilungsart des Verfassers gar nichts ausstellen liefse, für die Einheit der Handlung der beiden Dichtungen kann seine Gruppierung keinen Beweis abgeben. Erstens hat sie keinen objektiven Wert. In der Ilias hat K. selbst früher den Stoff anders gruppiert als dies nunmehr von ihm geschieht, und ein gleiches liefse sich auch in der Odyssee vornehmen. Zweitens aber — und das ist die Hauptsache — werden durch keine auch noch so künstliche Gliederung alle die grofsen und kleinern Diskrepanzen beseitigt, mit denen die Homeriker seit Wolf sich plagen. Man statuiert Interpolationen, man sucht die Widersprüche zu beschönigen, man schweigt ganz über sie — aber sie bleiben

dennoch und bieten stets eine Handhabe zu neuen Angriffen auf die Einheit der Gedichte. K. hat sie nicht hinweggeräumt, also hat er die Einheit der Ilias und Odyssee auch nicht nachgewiesen.

Schliefslich noch eine Frage an den Verfasser. Wie haben wir uns auf grund seiner Einteilung die Überlieferung der Gedichte vorzustellen? — Hat Homer selbst seine Epen niedergeschrieben, wie K. zu glauben geneigt ist, so setzte gewifs schon er diese Einteilung für den mündlichen Vortrag fest. Waren die Gedichte im andern Falle längere Zeit hindurch nicht geschrieben, so mufs sich diese Gruppierung des Stoffes doch jedenfalls so lange erhalten haben, als die Sitte des öffentlichen Vortrages bestand. Nun läfst sich gegen die Fortdauer dieses Gebrauches bis auf und lange nach Peisistratos kein vernünftiger Zweifel erheben. Also mufs die Einteilung in Vortragsglieder jedenfalls zu der Zeit, als die von Peisistratos bestellte Kommission ihre Thätigkeit begann, bestanden haben. Es läfst sich nun kein Grund finden, warum diese Kommission in dem Exemplar, das sie ja nach K. eigens für den Vortrag herstellen mufste, diese Einteilung nicht hätte beibehalten sollen. Dafs sie aber, nachdem sie einmal schriftlich fixiert war, in der späteren Zeit, als der Mund der Rhapsoden verstummte, verwischt worden sei, ist sehr unwahrscheinlich. Mag sie sich auch in einzelnen Handschriften und ἐκδόσεις verloren haben, in den guten mufs sie fortbestanden haben, sowie die Büchereinteilung der Alexandriner thatsächlich bis zur Fixierung der Gedichte durch den Druck sich unverändert erhalten hat. Ist es nun glaublich, dafs die alexandrinischen Kritiker kein Interesse mehr für Erhaltung dieser ursprünglichen Einteilung hatten, wie K. (S. 98) meint? — Hätte er doch einen Grund für diese Meinung beigebracht! — Wenn den Alexandrinern diese Einteilung vorlag, — und sie mufste nach dem vorher Gesagten bei den Voraussetzungen des Verfassers wenigstens in einigen Ausgaben, wenigstens in kenntlichen Spuren noch vorliegen, so machten sie sich einer Geschmacklosigkeit und Pedanterie ohne gleichen schuldig, wenn sie diesen Zusammenhang zerstörten und ihre mechanische Einteilung nach den Buchstaben des Alphabets einführten. Daraus aber, dafs sie auf solche Weise verfuhren, folgt, dafs ihnen von einer früheren festen Einteilung nichts bekannt war. Es ist mithin höchst unwahrscheinlich, dafs je eine derartige Gliederung des Stoffes in den einzelnen Exemplaren der Gedichte vorhanden war. Auch diese Erwägung läfst die Meinung Kienes, die ursprüngliche Gruppierung des Stoffes für den Vortrag nachgewiesen zu haben, grundlos und seine Einteilung überflüssig erscheinen. Qui nimium probat, nil probat.

Originell ist der III. Teil des Buches, Gespräche in den Zwischenakten des ersten Vortrages der Odyssee. Der Verfasser läfst in denselben zwei Zuhörer des Dichters, der zum erstenmale auf dem Berge Epos in der Nähe der Stadt Chios seine Odyssee zum Vortrage bringt, Bemerkungen über den Gang und Zusammenhang der Handlung austauschen, welche bestimmt sind, die vom Verfasser versuchte Einteilung der Odyssee in sechs Gesänge näher zu begründen und das Verdienst des Homeros, der zuerst ein Epos von künstlerischer Einheit gedichtet, hervorzuheben. Die warme Liebe und Hingabe an die homerische Poesie, welche sich namentlich in diesem Teile der Schrift kundgibt, soll nicht verkannt werden. Allein der Eifer für seine Sache läfst den Verfasser auch hier manchmal über das Ziel hinausschiefsen. Viele seit Spohn und W. Müller gegen die Einheit der Odyssee erhobenen Einwände bleiben einfach unberücksichtigt, als wüfste K. so wenig davon wie die beiden Jonier, denen er seine Anschauungen in den Mund legt. Andrerseits stöfst man auf Behauptungen, welche aus dem Wortlaute des Gedichts in keiner Weise zu rechtfertigen

sind. So stellt der Verfasser (S. 58) die Sache hin, als trete Nausikaa in der schon oben berührten Stelle (ϑ 458 ff.) auf Geheifs ihres Vaters dem Odysseus in den Weg, welch ersterer dadurch den Entschlufs des Helden herbeiführen wolle, aus Liebe zur schönen Tochter seines Gastfreundes zu bleiben. Ein solch berechnetes Verfahren des Phaiakenkönigs liest nur K. aus den Worten des Dichters heraus oder vielmehr, er trägt es in dessen einfache Erzählung hinein, denn nirgends lesen wir ein Wort davon, dafs Nausikaa im Auftrage ihres Vaters dem Fremdling entgegentritt. In noch höherem Grade geschieht dies in einem wichtigeren Punkte als es die Heiratspläne des Alkinoos sind. K. sucht nämlich gegenüber den Angriffen, die von vielen Homerikern gegen das Buch λ gemacht worden sind, unter anderem auch besonders die Erzählung von den Heroinen (λ 225—332) zu verteidigen, indem er sagt (S. 69 f.): „Als die schützende Göttin den Dulder in die Stadt und zur Wohnung des Königs führt, da belehrt sie ihn, wie vor allen die Königin Arete beim Gatten und im ganzen Volke hochgeehrt wird" (vgl. η 66—77). Habe er diese gewonnen, so sei ihm die Heimkehr gesichert. „Erst nach dem Bericht über die Heldenfrauen im Reiche der Toten hat unser Held Herz und Gunst der hohen Frau gewonnen und erwirbt nun durch ihr Wort den entscheidenden Beschlufs der Entsendung". Und noch deutlicher äufsert sich der Verfasser in einem noch zu besprechenden andern Teile seines Buches, in den „kritischen Gängen": „Erst die Erzählung von dem eignen Verkehr mit den Toten, und vor allem sein Bericht von den Heldenfrauen gewinnt ihm die Gunst der Königin Arete und diese ist es, welche dem . . . Odysseus die Heimsendung erwirkt . . ." (S. 111.) Ferner: „Der Bericht über die Heldenfrauen und ihr Geschlecht darf nicht angefochten werden, weil er ein notwendiges Glied der Handlung bietet[1]) . . . Seinen Bericht schliefst Odysseus mit der bescheidenen Bitte um Entsendung" etc. — Diese Bitte findet K. wohl in den Worten ausgedrückt (λ 332): πομπὴ δὲ θεοῖς ὑμῖν τε μελήσει. — „Und er soll sogleich erfahren, wie klug er gerade an dieser Stelle seine Bitte erneuert. Erst jetzt ist die Königin gewonnen durch den Bericht über die Heldenfrauen, sie sind ja ihres eigenen Geschlechts. Jetzt nennt sie den Od. mit Stolz ihren Gast und bewirkt die Verheifsung der Entsendung für den folgenden Tag" (S. 113). Das ist in der That alles schön gesagt und man könnte gegen des Verfassers Argumentation kaum etwas Stichhaltiges vorbringen, wenn das im Homer stünde, was K. schreibt. Nun lauten die betreffenden Worte der Arete aber einfach so (λ 336 ff.):

Φαίηκες, πῶς ὔμμιν ἀνὴρ ὅδε φαίνεται εἶναι
εἶδος τε μέγεθός τε, ἰδὲ φρένας ἔνδον εἴσας;
ξεῖνος δ' αὖτ' ἐμός ἐστιν, ἕκαστος δ' ἔμμορε τιμῆς.
τῷ μὴ ἐπειγόμενοι ἀποπέμπετε, μηδὲ τὰ δῶρα
οὕτω χρηίζοντι κολούετε· πολλὰ γὰρ ὑμῖν
κτήματ' ἐνὶ μεγάροισι θεῶν ἰότητι κέονται.

Wie kann man diesem Wortlaute gegenüber behaupten, Arete erwirke die Entsendung des Odysseus? Sie fordert die Phaiaken in dieser Rede doch nicht auf, den Gastfreund in die Heimat zu führen, sondern nur einen solchen Mann nicht so rasch, nicht ohne reiche Gastgeschenke zu entlassen. Und der König berücksichtigt auch diese Bitte (350 f.):

ξεῖνος δὲ τλήτω, μάλα περ νόστοιο χατίζων,
ἔμπης οὖν ἐπιμεῖναι ἐς αὔριον, εἰς ὅ κε πᾶσαν
δωτίνην τελέσω . . . . . .

---

[1]) Soll wohl heissen: „bildet"?

Es zeigt sich deutlich, dafs Kiene hier etwas in den Dichter hineininterpretiert, was dieser mit keinem Worte ausspricht, so dafs es schlimm um den Bericht von den Heroinen steht, wenn dieser Abschnitt keine festere Begründung in der Handlung hat als die von Kiene aufgestellte.

Im übrigen ist es Pflicht des Berichterstatters, zu betonen, dafs trotz mancher derartiger übereilter Behauptungen niemand, der sich mit Homer beschäftigt, diesen Abschnitt ohne Nutzen durchlesen wird; für die Erklärung der Odyssee enthalten diese Gespräche manche beachtenswerte Bemerkungen.

Dieses letztere gilt auch vom IV. Teile des Kiene'schen Buches, betitelt: kritische Gänge. Was hier über die Blutrache in der Odyssee und das Totenreich bei Homer gesagt wird, ist, auch wenn man mit einzelnen Sätzen, selbst mit den kritischen Resultaten der Untersuchung nicht einverstanden ist, immerhin anregend und lehrreich. Freilich, die Ergebnisse dieser Untersuchung sind nicht alle von überzeugender Gewifsheit und stimmen auch nicht durchaus mit jenen der eingehenden Arbeit Kammers über die Einheit der Odyssee überein. Die Beweisführung entbehrt der logischen Schärfe. Bekanntlich wurde das letzte Buch der Odyssee schon von alexandrinischen Kritikern als unecht bezeichnet, ein Urteil, dem viele neuere Gelehrten folgten. Kiene gesteht selbst, dafs auch er den Abschlufs der Odyssee mit dem Vers 296 des 23. Gesanges vorziehen würde. Aber das sei blofs ein subjektives Urteil; denn es müsse sich der Held nach der Bestrafung der Freier mit der Blutrache, die den Verwandten der Getöteten oblag, abfinden. Dieser Grund hat nun doch nur in dem Falle Bedeutung, wenn feststeht, dafs das ganze Gedicht in einer Zeit verfafst wurde, welcher der Begriff der Blutrache nicht fremd war. Nun findet sich aber in der Odyssee sonst keine Spur jener Anschauung, dafs auch der verdiente Tod des Frevlers blutige Sühne fordere. Im Gegenteile, während im späteren Mythos Orestes, der den Tod seines Vaters an der treulosen Klytaimnestra gerächt, den Rachegöttinen anheimfällt, trifft denselben in der Odyssee für seine That nicht die geringste Schuld[1]), ja es erscheint sogar fraglich, ob der oder die Verfasser die Ermordung der Klytaimnestra durch Orestes angenommen haben. Jedenfalls zeigt sich in den auf Orestes sich beziehenden Stellen kein Hinweis auf die Idee der Blutrache. Unter diesen Umständen ist es aber jedermann erlaubt, im Gegensatz zu Kiene so zu folgern: Da die Rache des Odysseus an den Freiern eine nicht minder gerechtfertigte ist als die des Orestes an Aigisthos, Orestes aber in der Odyssee an kritisch unbedenklichen Stellen in keiner Weise dem Gesetze der Blutrache verfallen dargestellt ist, so ist der jetzige Schlufs der Odyssee, weil er auf dem Gefühle der Notwendigkeit der Blutrache beruht, unter andern Voraussetzungen in einer andern Zeit entstanden als der Kern des Gedichtes. Wer in dieser Weise schliefsen wollte, den könnte auch die Erzählung von Theoklymenos (o. 221 ff.) und was sich noch weiter auf diesen Mann in dem heutigen Texte der Odyssee bezieht, nicht beirren. Denn Kammer (Einh. d. Od. S. 563 ff.) bietet ja alle Mittel auf, um die Einführung des Sehers Theoklymenos als eine spätere Erweiterung des Planes des ursprünglichen Epos zu erweisen. Kiene freilich meint (S. 105), die Weissagungen des Theoklymenos griffen wesentlich in den Gang der Entwicklung ein. Hier möchte man auch ausrufen: Πάντα ῥεῖ! —

---

[1]) Wenn Kiene sagt, Orestes finde ungeteilten Beifall bei Göttern und Menschen, und sich zum Belege seiner Behauptung auf die Worte des Zeus (α 32—43) beruft so geht er wieder zu weit.

In der Untersuchung über das Totenreich bei Homer prüft der Verfasser alle die Unterwelt betreffenden Abschnitte in den beiden Epen und kommt zu folgenden Resultaten: a) Od. 11, 51—83 ist spätere Eindichtung. b) Il. 23, 65—108 desgleichen. c) Od. 24, 1—204 (die zweite νέκυια), ferner d) Od. 11, 119—137, wie auch 23, 251—253 und 260—287, e) Od. 11, 157—159, endlich f) Od. 11, 454—456 sind als Interpolationen zu betrachten. g) Od. 11, 565—600 wird ebenfalls verworfen mit Ausnahme der Verse 572—575, die nach K. den Zusammenhang der Einschiebung zerschneiden und deshalb entweder ursprünglich oder anderweitig eingefügt sein müssen. h) In der Stelle 11, 601—627 wird ein ursprünglicher Abschnitt, V. 601 und 615—627, und ein später eingedichteter, V. 602—614 unterschieden. Um die Geduld des Lesers nicht über Gebühr in anspruch zu nehmen, sei hier nur gesagt, dafs manche dieser kritischen Erörterungen alle Beachtung verdienen. Auch ist es nur zu billigen, dafs der Verf. nie unterläfst, die Frage nach den mutmafslichen Ursachen einer Interpolation zu stellen. Freilich, wenn diese Frage wiederholt mit der „Eitelkeit der Sänger“, die sich mit ihren Erfindungen brüsten wollten, beantwortet wird, so steht dies in merkwürdigem Widerspruche mit der Überzeugung Kienes von der „heiligen Verehrung“, mit der die vortragenden Sänger die Epen ihres Homeros behandelt haben sollen. Eine Eindichtung bleibt stets eine Verletzung der Integrität einer poetischen Schöpfung, und hielten es (K. S. 117) die Sänger für Frevel von den Worten des Dichters etwas wegzulassen, dann begreift man nicht, warum, wenn nicht die Sänger, so doch die Hörer es für geringeren Frevel hielten, die Worte des Homeros durch fremde Zudichtungen zu entstellen.

Die Verse Od. 11, 225—332, der Bericht über die Heldenfrauen, werden vom Verf. als notwendiges Glied der Handlung erklärt und demgemäfs nicht angefochten. Jedoch ist der von ihm hiefür gegebene Beweis, wie bereits oben gezeigt, vollständig hinfällig, nicht aus dem Dichter genommen, sondern in denselben hineingetragen.

Am Ende dieser „kritischen Gänge“ angelangt liest man eine Behauptung, die als letzter Beweis für den Mangel an zwingender Logik, der überall den Untersuchungen des Verf. anhaftet, mit ein paar Worten hervorgehoben zu werden verdient. „Jene Einschaltungen“ heifst es S. 117, „erwiesen sich als wertlos oder hinderlich für den Fortschritt der Handlung, zeigten dagegen in sich eine Umgestaltung in der religiösen Anschauung von den Pflichten gegen die Toten. Diese Thatsachen erklären sich natürlich, wenn die Epen von einem Dichter geschaffen und zu grofsem Ansehen gelangt dauernd an den Götterfesten zum Vortrage gebracht wurden und so ohne Unterbrechung lebendig im Volke fortlebten; sie bleiben aber völlig unbegreiflich, wenn die Epen als Ganze vor der Zeit des Pisistratus gar nicht vorhanden waren, folglich solche Umgestaltungen an sich nicht erfahren konnten.“

Diese Argumentation klingt geradezu unverständlich. Denn in knapper Fassung lautet sie: Wären die beiden Epen vor Peisistratos nicht als einheitliche Gedichte vorhanden gewesen, dann hätten keine Interpolationen stattfinden können. Werden damit die Wolfianer aus dem Felde geschlagen? Werden sie nicht vielmehr den Speer umdrehen und sagen, gerade weil vor Peisistratos die homerischen Gedichte ohne formelle Einheit existierten, konnte es leicht geschehen, dafs an den alten Kern Zusätze sich anschlossen und mit dem Vorhandenen weiter überliefert wurden? Diese Zusätze werden solche Gegner der Einheitstheorie, die folgerichtig verfahren wollen, nicht als Einschiebsel betrachten und aus dem Texte

streichen, sondern als Werke verschiedener Dichter gelten und bestehen lassen; die Wolfianer zeigen in dieser Hinsicht entschieden mehr konservativen Sinn als die Unitarier, die ganze Gesänge als Interpolation verwerfen müssen, wenn sie im Ernste den ursprünglichen Wortlaut, wie ihn Homeros niedergeschrieben, wieder herstellen wollen.

Auf den letzten Seiten gibt Kienes Buch noch einige Anmerkungen über die pädagogische Bedeutung des Resultats der vorausgehenden Abhandlung. Dieses Resultat soll selbstverständlich der Nachweis sein, dafs Homeros der Dichter zweier im Sinne des Aristoteles einheitlicher, ganzer Gedichte und so der Schöpfer des griechischen Epos ist, ein Satz, den der Verf. jedoch durch das in diesem Werke Gesagte noch nicht überzeugend bewiesen hat. Die das ganze Buch kennzeichnende Eigentümlichkeit: unbestreitbar richtige Sätze verbunden mit ganz einseitigen unerweisbaren Annahmen zeigt sich auch in dem Schlufsworte desselben. So wird jeder Lehrer die Forderung unterschreiben, dafs den Schülern das Sachverhältnis zum klaren Verständnisse zu bringen sei und dieselben im Finden des Zusammenhangs geübt werden müssen. Aber die Behauptung bedürfte noch des Beweises, dafs ein Anhänger der „auflösenden und negativen Kritik“ oder, mehr objektiv ausgedrückt, ein Gegner des Unitarismus in der Schule nichts zu leisten im stande sei. Gerade ein solcher wird für den Zusammenhang des Ganzen und einzelner Episoden ein offenes Auge haben. Die Schüler „in die Höhen der negativen Kritik einzuführen“ (übrigens ein etwas schiefer Ausdruck; man führt ein in die Tiefen, aber nicht in die Höhen), das kommt gewifs auch dem entschiedensten Lachmannianer nicht in den Sinn, wenn er anders ein tüchtiger Lehrer ist; wem letztere Eigenschaft fehlt, der wird auch als Unitarier die Jugend nicht für Homer begeistern. Aber auf deutliche Unebenheiten und schreiende Widersprüche, die sogar der Gymnasiast, wenn er in dem Gedichte zu hause ist, erkennt, hinzuweisen und dem Lernenden Gesichtspunkte zur Erklärung solcher Dinge zu eröffnen, dürfte kein pädagogischer Mifsgriff sein. Das wäre ein sehr schlechter Lehrer, welcher, auch ohne die Odyssee als einheitliches Kunstwerk wie eine Rede des Demosthenes oder Cicero zu behandeln und zu disponieren, die Schüler nicht zu dem von Kiene geforderten Ziele zu führen vermöchte, dafs sie „in ihrem Odysseus den mit allen Mitteln zum kräftigen Handeln ausgerüsteten Helden erkennen, welcher eine grofse und schwierige Aufgabe zur Vollendung führt“.

Schliefslich sei wiederholt bemerkt, dafs es nicht als Aufgabe dieser Besprechung betrachtet wurde, den Ausführungen des Verfassers Schritt für Schritt nachzugehen und ihre Stichhaltigkeit eingehend zu prüfen. Ein derartiges Verfahren hätte, wie Kammers Widerlegung der Ansichten von Lachmann-Steinthal, Köchly u. a. in seiner „Einheit d. Od.“ zeigen, selbst ein kleines Buch erfordert. Sondern nur die Zweifel und Bedenken, welche sich beim Durchlesen der Schrift sofort aufdrängten, sind in vorliegenden Zeilen ausgesprochen, die nur darauf hinweisen wollen, dafs die homerische Frage auch durch das vorliegende Buch nicht aus der Welt geschafft ist.

München. **M. Seibel.**

Italograeca. Vom ältesten Verkehr zwischen Hellas und Rom bis zur Kaiserzeit. Kulturgeschichtliche Studien auf sprachwissenschaftlicher Grundlage bearbeitet von Dr. G. A. Saalfeld. I. Heft. Hannover, Hahn, 1882. 4⁰. 23 S. (auch 8⁰, 49 S.) 1 ℳ.

— II. Heft: Handel und Wandel der Römer, im Lichte der griechischen Beeinflussung betrachtet. Ebenda. 8⁰. VIII u. 78 S.

Zwei kleine, unscheinbare Schriftchen, aber höchst beachtenswert durch ihren nach verschiedenen Seiten hin Interesse erweckenden Inhalt und die von gründlicher Sachkenntnis und philologischer Genauigkeit zeugende Darstellung. Oder könnte es für den Forscher und Freund des klassischen Altertums etwas Interessanteres geben als den hundert Wegen nachzugehen, auf denen die Kultur von Hellas nach Rom und dem römischen Reiche im Laufe der Jahrhunderte gezogen, und all die Punkte zu bezeichnen, an denen sie sich von durchgreifender Bedeutung und dauerndem Einflusse erwiesen hat? Die richtige und tüchtige Durchforschung des sprachlichen Materials konnte und mufste zur Lösung einer solchen Aufgabe, die uns wie Lange so auch Curtius und Ritschl, als wir vor einem Jahrzehnt als Schüler zu ihren Füfsen safsen, als eine ebenso wichtige als schwierige vor augen zu stellen pflegten, die nächste und brauchbarste Handhabe liefern. Die Sprache ist ja ein sicherer und unparteiischer Zeuge wie vielfach der res gestae in jenem alten, vor der geschichtlichen Überlieferung liegenden Zeitalter, so auch der mores und des ingenium von Völkern und Völkerstämmen in einer dunklen Vorzeit, in der wir nicht einmal die Stätten ihrer Siedelungen mit Sicherheit nachweisen können. War schon vor mehreren Jahren der Wortschatz der gräko-italischen Spracheinheit gesichtet und geordnet und so gewissermafsen ein Gradmesser — wenigstens in den Hauptpunkten — der bei den Gräko-Italikern herrschenden Kultur gegeben, so blieb noch immer die andere Aufgabe ungelöst, auf grund eingehender und umfassender Durchmusterung des lateinischen Wortschatzes der einzelnen Perioden das Lehngut festzustellen, das dem Griechischen entstammt und zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedene Art — denn auch darin zeigen sich sehr charakteristische Unterschiede — der lateinischen Sprache beigesellt, dem römischen Denken selbst beigemischt wurde. Dafs Mommsen und vor allen Corssen mehreres Derartige zusammenstellten, ist bekannt; ebenso dafs die Latinität älterer Schriftsteller daraufhin untersucht wurde, so Plautus durch A. Goerke. In weiteren Kreisen bewegte sich schon Saalfelds Dissertation „De graecis vocabulis in linguam latinam translatis“ (1874) und des gleichen Verfassers „Index Graecorum vocabulorum in linguam latinam translatorum quaestiunculis auctus“ (1874) mit dessen Ergänzungsschrift „Griechische Lehnwörter im Lateinischen“ (1877); ebenso Ruge „Bemerkungen zu den griechischen Lehnwörtern im Lateinischen“ (1881)[1]. Gleichzeitig mit Saalfeld, der nach seinen sehr schätzenswerten Anfangsarbeiten mit der Durchforschung des Materials rüstig fortfuhr, beschäftigte sich Dr. Fr. O. Weise mit gröfstem Fleifse und mit umfassenden Kenntnissen ausgerüstet mit denselben Fragen und förderte mit Beginn des vorigen Jahres als glänzende Lösung einer von der fürstl. Jablonowskischen Gesellschaft gestellten Preisfrage sein ganz vortreffliches Werk „Die griechischen Wörter im Latein“ (Leipzig bei Hirzel) zu tage, dem nach Inhalt und Methode der Behandlung der Vollwert eines für lange Zeit bahnbrechenden Buches zugesprochen werden mufs. Abschliefsend freilich

[1]) Über eine weitere Abhandlung S'. s vgl. diese Bl. 1883, S. 160. D. R.

konnte und wollte es auch auf diesem weitgedehnten und verhältnismäfsig nicht reichlich gepflegten Gebiete nicht sein. Und so sind uns denn auch neben und nach Weise die hier vorliegenden Arbeiten Saalfelds, deren zweite ungefähr mit einem Kapitel in dem II. Hauptabschnitte des Weise'schen Buches, den man in kürze den kulturhistorischen nennen könnte, parallel geht, im hohen Grade willkommen.

Die erste der oben genannten Abhandlungen bereitet gewissermafsen den Unterbau und bildet die Einleitung zu den späteren auf mehrere Einzelabhandlungen zu verteilende Untersuchungen. Sie giebt auf geschichtlich-geographischem Wege in wenigen Hauptzügen die Zeitabschnitte und die Wege bekannt, nach und auf welchen griechischer Einflufs auf das werdende römische Reich allmählich Wirkung übte, hebt also in letzterer Hinsicht besonders das Entstehen der griechischen Kolonien auf Sizilien und an den Küsten Unteritaliens hervor, von wo aus ja griechische Kultur auf Handel und Wandel, Münz- und Schriftwesen, öffentliches wie häusliches Leben u. s. f. den nachhaltigsten Einflufs geübt. Wie von Westen her das von Griechen gegründete Massalia auf Italien eingewirkt, wird — nicht ganz passend — an besonderer Stelle (S. 19 ff.) hervorgehoben. Dabei wird in ganz richtiger Weise die Zeit dieses ältesten Verkehrs zwischen Hellas und Rom, nämlich die Zeit der Republik, die überhaupt zunächst in betracht kommen sollte, in zwei Epochen geteilt, die sich nach der Art der innerhalb derselben beliebten Entlehnung und Assimilierung des griechischen Sprachgutes nicht unwesentlich von einander unterscheiden. Man könnte die erstere, von der Zeit der Tarquinier bis auf den Dichter Accius, die Epoche der naiven Entlehnung, die zweite von da ab die mehr reflektierende und gelehrte Herübernahme nennen, die bald auch von der Einwanderung zahlreicher Griechen und griechischer Kulturelemente begleitet war (v. S. 20). Der Verf. gibt besonders aus der ersteren Zeit eine gröfsere Zusammenstellung von Eigennamen sowohl als Appellativis, welch letztere er unter gewissen Kategorien wie Bäder, Erziehung, Kleidung u. s. f. zusammenfafst, wobei er mit der Einteilung weniger glücklich ist als Weise. Die einschlägige sprachvergleichende Litteratur ist dabei ebenso gewifsenhaft benützt wie die historische und das wenige kulturhistorische Material, wie Hehns Hauptwerk und anderes, das hier in betracht kommen mufs.

Die Belegstellen sind sorgfältig gesammelt und gesichtet. Interessant ist die am Schlusse (1, 20 ff.) gegebene Auseinandersetzung der Thätigkeit Varros und Ciceros gegenüber den zu ihrer Zeit in der Schriftsprache im schwunge befindlichen Entlehnungen. Während der erstere als „Fortschrittler" die griechischen Wörter samt ihren griechischen Kasusausgängen u. s. f. herüberzunehmen beliebte und hierin bekanntlich in den Dichtern des augusteischen Zeitalters und noch mehr fast in Plinius eifrige Nachahmer fand, so spielte Cicero mehr den „Konservativen" und behielt lieber nach älterem Sprachgebrauche die latein. Kasusendungen an griechischen Wörtern bei. Ihm folgte auch später noch der Volksbrauch, der sich allzeit griechische Wortformen mit grofser Ungeniertheit mundgerecht machte.

Auf diese allgemeinere, einleitende Abhandlung nun folgte noch im gleichen Jahre die zweite, die nach den früher erörterten Grundsätzen im speziellen den Einflufs von Hellas auf Handel und Wandel der Römer in der Zeit der Republik zu ihrem Gegenstande hat. Sie ist dem „grofsen Förderer deutschen Handels und Wandels, dem Staatssekretär Dr. Stephan" gewidmet. In 3 Kapiteln werden behandelt: Schiffahrt, Handel (mit einem Exkurs: das Reisen) und Mafs und Münze. Dafs in ersterem Punkte die Römer fast ganz von den Griechen abhängig waren, ist natürlich längst

bekannte und erwiesene Thatsache. Nur wenige hier einschlägige Ausdrücke wie navis und wohl auch remus haben sie als indogermanisches Eigentum, das meiste Übrige ist Lehngut, freilich wie nauta, ancora u. s. f. schon uraltes. Dafs auch Wörter wie linter (= griech. πλυντήρ ursp. = Waschtrog) hiehergehören, wird selten beachtet; Saalfeld rechnet auch antenna (aus antemina — ἀνατεταμένη, ἀντεταμένα) mit Keller hieher (S. 16 ff.), doch möchten wir dies Wort lieber mit Mommsen und Ritschl, wie auch Weise thut, für original halten (aus antetenna, vom Stamme ten!); ebenso classis, das aufser Corssen neuerlich auch G. Meyer (Griech. Grammatik, S. 44) lieber für original anzusehen scheint, also aus cla-t-sis (cf. fassio aus fat-sio), denn durch Entlehnung (gleich dorisch κλᾶσις). Zu percontari (S. 25 von contus = „aufgabeln", erforschen, vergleiche man den Bedeutungsübergang betreffend das von Zehetmayr s. v. percontor Gesagte, dabei ist bezüglich der Lesung percunctari, die allerdings auch Brambach als minder gut notiert, doch nicht aufser acht zu lassen, dafs hier die Volksetymologie im spiel sein konnte, wie Weise (S. 74) schon andeutet.

Unter der Litteratur über das Seewesen der Alten (S. 21. Anm.) hätte wohl noch aufgeführt werden sollen das gute Buch von H. Thiersch: Über den Schiffbau und die nautischen Leistungen der Griechen und Römer im Altertum. Marburg. 1851. Die Abschnitte über den Handel und Mafs und Münze, wobei auch ganz brauchbare Tabellen (nach Hultsch) angefügt sind, bieten recht viel des Belehrenden, viel des Neuen und manches wohl Bekannte in neuerem Lichte. Die Belege aus Schriftstellern sind hier minder zahlreich, da der Verf. das alles zusammenzustellen gedenkt in einem umfassenderen: „Tensaurus italograecus", einem historisch-kritischen Gesamtwörterbuche der griechischen Lehn- und Fremdwörter im Lateinischen, einem Werke, das allerdings nach so zahlreichen Vorarbeiten ein gediegenes und erwünschtes Hilfsmittel sein wird, und zugleich die Register ersetzen wird, die man den 2 Abhandlungen gerne beigefügt sähe.

Auf solche Weise wird auch die Lexikographie mannigfachen Nutzen schöpfen, die, was Bedeutungsentwicklung und die Angaben über das erstmalige und späteste Vorkommen einer Vokabel in der Latinität betrifft, noch an manchen Mängeln leidet, wie vor kurzem Wölfflin trefflich auseinander gesetzt. — An kleineren Versehen und Wiederholungen in beiden Schriftchen wollen wir nicht nergeln.

Während wir demnach so das vom Verf. Gebotene mit Dank und voller Anerkennung annehmen, erhoffen wir in nicht zu ferner Zukunft auch noch die weiteren Hefte, die uns eine „Schilderung der gesamten Einwirkungen, welche das Hellenentum auf das Römertum besessen hat", bieten werden. Solche Bücher, wie das Weises und die Abhandlungen Saalfelds, dünken uns mehr nütze und wert zu sein als ein paar Folianten voll der geistreichsten Konjekturen; sie fördern die tiefere Erkenntnis des Sprachlebens, ja der gesamten Kulturentwicklung jenes Volkes ungleich mehr als spinose Abhandlungen über den Gebrauch dieser oder jener Partikel bei etlichen Schriftstellern und ähnliche „Spezialarbeiten".

München. Dr. Georg Orterer.

Epilegomena zu Horaz. Von Otto Keller. Teil 1—3. Leipzig. Teubner. 1879. 1880. 1880. 8. (1: XII, 290 S. — 2: 1 Bl. 292—592 S. 1 Bl. — 3: 1 Bl. 595—890 S.)

Die Bedeutung der epochemachenden Horazausgabe von Keller und Holder (2 Bände. Leipzig. 1864—1870) liegt bekanntlich vor allem darin,

dafs beide Gelehrte im gegensatz zu allen ihren Vorgängern, namentlich aber zur Berliner Schule, die Autorität des bisher in erster Linie mafsgebenden codex Blandinius vetustissimus — der schon im 16. Jahrhundert verloren war und nur durch die in der Ausgabe des Cruquius (1565 ff.) mitgeteilten Lesarten bekannt ist — verworfen und statt dessen auf grund einer genauen Kollationierung und nach streng methodischen Grundsätzen vorgenommenen Klassificierung von mehr als sechzig Hdschr. einen wesentlich neuen kritischen Apparat hergestellt haben. Es ist ihnen gelungen, mit grofser Wahrscheinlichkeit nachzuweisen, dafs die sämtlichen bisher bekannt gewordenen Horazhandschr. in drei deutlich unterscheidbare Klassen zerfallen, die wieder auf einen gemeinsamen, in Kapitalschrift geschriebenen, von Schreibfehlern zwar nicht freien, aber auf keinen Fall interpolierten Archetypus zurückgehen. Mit recht erklären es Keller und Holder für unmethodisch, einer einzigen Hdschr., namentlich aber dem problematischen und fast durchweg zwischen den drei Handschriftenklassen schwankenden codex Blandinius zu folgen; sie halten vielmehr in der Regel die Richtigkeit einer Lesart nur durch die Übereinstimmung wenigstens von zwei Klassen verbürgt. Bezüglich des Verhältnisses der einzelnen Hdschr. zu einander gilt es demnach den Herausgebern als Hauptgrundsatz, dafs von den drei Klassen in der Regel die erste und dritte zusammen gegen die zweite, die zweite und dritte zusammen gegen die erste und auch, trotz mancher Ausnahmen, die erste und zweite zusammen gegen die dritte recht haben.

Mit dem, wie uns scheint, sicher begründeten Satze, dafs der unseren Hdschr. gemeinsame Archetypus den Text des Horaz in wesentlich unveränderter Gestalt enthielt, hatten die Herausgeber auch schon stellung zu den Leistungen der neueren Konjekturalkritik, namentlich zu den kühnen Hypothesen Peerlkamps und seiner Nachfolger genommen: sie betonen mit Nachdruck, dafs, wenn bei irgend einem Schriftsteller, die Kritik bei der Herausgabe des Horaz einen streng konservativen Standpunkt einnehmen, in jedem einzelnen Falle auf die hdschr. Tradition zurückgehen müsse, deren Authenticität aus keinem irgendwie plausiblen Grunde bestritten werden könne. Die hier nur flüchtig angedeuteten kritischen Grundsätze hatte O. Keller zuerst in mehreren im Rheinischen Museum für Philologie veröffentlichten Aufsätzen (Bd. XIX S. 154 ff., 334 ff.; XXXIII S. 122—127), sodann in der Praefatio zu der kleineren Ausgabe (Leipzig. 1878) entwickelt. Form und Umfang des kritischen Apparates ist in den beiden von Keller und Holder veranstalteten Ausgaben insoferne eine verschiedene, als in der ersten Ausgabe die Varianten und Testimonien zu allen nur irgendwie strittigen Stellen mitgeteilt werden, während in der Editio minor die Rücksichtnahme auf den praktischen Gebrauch des Buches seitens der Studierenden der Philologie und der Gymnasiallehrer bei der Ausgabe der handschr. Lesarten entscheidend war.

Als die Aufgabe des uns vorliegenden Werkes bezeichnet es der Verfasser, dafs dasselbe einen fortlaufenden Kommentar zu allen irgendwie kritisch interessanten Stellen des Horaz, eine Erläuterung des in den beiden besprochenen Ausgaben gegebenen kritischen Apparates bilden solle; die Epilegomena sind aber nicht nur dazu bestimmt, das Verständnis des oft schwer zu beurteilenden Materiales zu erleichtern, sondern sie sollen vor allem den für die Hand der Schüler bestimmten exegetischen Schulausgaben einen Dienst erweisen, insoferne sich diese an einer grofsen Anzahl von Stellen der Einfügung einer kritischen Note überheben und durch Verweisung auf die Epilegomena für ihren nächsten und hauptsächlichsten Zweck, die Exegese, Raum gewinnen können.

Diesem, wie uns scheint, sehr richtigen Gedanken ist die Einrichtung und Ausarbeitung des umfangreichen Werkes durchaus gerecht geworden. Soweit wir die Epilegomena mit dem Texte des Horaz verglichen, haben wir kaum eine Stelle, die zu kritischen Kontroversen Veranlassung gegeben, unberücksichtigt gefunden. Während Keller im allgemeinen auf den kritischen Apparat seiner beiden Horazausgaben recurriert, teilt er doch an einer Reihe von Stellen Lesarten von Hdschr. mit, die früher entweder gar nicht oder nur unvollständig beigezogen waren. An der Hand dieses überreichen Materials untersucht nun der Verf. an jeder einzelnen Stelle mit minutiöser Sorgfalt, welches die bestbezeugte Lesart, ob diese annehmbar und ob ein Zweifel an der Integrität der Überlieferung gerechtfertigt sei. Der Entstehung der verderbten Varianten wird sowohl nach der paläographischen, als nach der sprachgeschichtlichen Seite hin besondere Aufmerksamkeit geschenkt, wenn auch freilich auf diesem Gebiete den Ausführungen Kellers ein sehr verschiedener Grad von Wahrscheinlichkeit zukommt. Neben eingehender Berücksichtigung des Sprachgebrauches des Horaz hat der Verf. ferner die bisher ziemlich vernachlässigten orthographischen Fragen mit Vorliebe behandelt. Da der Archetypus unserer Horazhdschr. wahrscheinlich in das 2. Jahrhundert n. Chr. zu setzen ist, so führen uns Kellers zahlreiche Restitutionen der alten Schreibart allerdings nur auf diese Periode, nicht in die Zeit des Dichters selbst zurück, was aber jenen orthographischen Untersuchungen durchaus nichts an ihrem Verdienste und ihrer hohen Wichtigkeit für die historische Grammatik benimmt (man vgl. z. B. die Untersuchungen über den Accus. Plural auf is, Teil I S. 5 ff. 12 ff., ferner die über die Formen adsuetus, adnuo, inprudens, inbutus, extruo etc., über die Archaismen formonsus, navos, tricensimus, mancupiis etc. beigebrachten Nachweisungen). Die Resultate von Kellers textkritischen und grammatischen Untersuchungen wird man aber um so bereitwilliger acceptieren, als sie die Frucht ebenso mühevoller wie gewifsenhafter Arbeit sind; auch nach dem Abschlusse der beiden Horazausgaben hat es dem Verf. offenbar keine Ruhe gelassen, bis er alle für und gegen die von ihm aufgenommene Lesarten sprechenden Gründe zu wiederholtenmalen geprüft und sein früheres Urteil auf diese Weise bestätigt gefunden oder aber auch modificiert hatte. Weit davon entfernt, dem Verf. aus dem da und dort ausgesprochenen: Non liquet — einen Vorwurf zu machen, hätten wir es vielmehr gewünscht, dafs besonders hinsichtlich der orthographischen Fragen ein abschliefsendes Urteil noch öfter ausgesetzt geblieben wäre.

Die Exegese tritt, wie es Anlage und Bestimmung des Buches mit sich bringt, hinter der Textkritik bedeutend zurück, namentlich in den die Sermonen und Episteln behandelnden Partien. Um so wertvoller sind Kellers exegetische Beiträge zu jenen Stellen des Horaz, welche die Konjekturen und Interpolationstheorien Bentleys, Peerlkamps und neuerer Gelehrten zerzaust oder dem Dichter abgesprochen haben. Neben geistvoller Würdigung der ästhetischen Gesichtspunkte versteht es Keller, besonders durch Hinweis auf die bei hervorragenden antiken und modernen Dichtern vorhandenen Anklänge an angeblich verstümmelte oder unechte Verse des Horaz, die Phantasien der Hyperkritiker ad absurdum zu führen. Bei Gelegenheit solch hitziger Fehden ist denn mitunter auch manches wohl zu heftige Wort gefallen: Wenn Bentley von Keller „Mangel an wirklichem Wahrheitsgefühl“ vorgeworfen und derselbe Gelehrte für die „Sophisterei, die Wahrheitsverdrehung, die chauvinistische Behandlung der Tradition“ seitens der neueren Kritiker verantwortlich gemacht wird, so dürfte dem doch entgegenzuhalten sein, dafs der Schlufs von einer — wir geben das

Keller gerne zu — verkehrten, das induktive Element zu wenig berücksichtigenden Methode, die sich ein Kritiker zu eigen gemacht, auf dessen moralische Persönlichkeit doch ein sehr unsicherer und bedenklicher ist.

Eine äufserst anziehende Lektüre für jeden, der sich für textkritische Fragen und die Geschichte des antiken und mittelalterlichen Schriftwesens interessiert, bilden die dem 3. Bd. beigefügten Schlufsbemerkungen (S. 777 bis 835), worin der Verf. alle seine allgemeinen Beobachtungen über die hdschr. Überlieferung des Horaz und deren Behandlung durch die Herausgeber und Kritiker systematisch zusammenstellt. Nachdem er Charakter, Alter und Fehler des Archetypus besprochen, sodann die uns erhaltenen Handschriften und die ihnen anhaftenden Mängel charakterisiert — die Erwartung, dafs der Verfasser eine genaue Beschreibung der wichtigeren Handschriften geben werde, ist leider nicht in Erfüllung gegangen — und ihr gegenseitiges Verhältnis erörtert hat, wendet er sich zu der Kritik der Leistungen der Scholiasten, Grammatiker und neueren Herausgeber, um mit einer übersichtlichen Entwicklung der von ihm und Holder befolgten kritischen Grundsätze abzuschliefsen. Die Einfügung einer Klassifizierungstabelle der benutzten Horazhandschriften in diesen Abschnitt war ein äufserst glücklicher Gedanke. Nachdem der Verfasser an nicht weniger als 676 Beispielen nachgewiesen, wie sich die von ihm herangezogenen Handschriften in drei bestimmt unterscheidbare Klassen sondern, berechnet er das gegenseitige Verhältnis der den verschiedenen Handschriftenklassen eigentümlichen falschen Lesarten, wornach sich ergibt, dafs unter 623 bestimmt zu beurteilenden Fällen, wo zwei Klassen mit einander übereinstimmen, sich 582 richtige und 41 unrichtige Lesarten ergeben — wohl der beste Beweis, dafs das von Keller und Holder vertretene kritische Prinzip das richtige ist. Die Unzuverläfsigkeit der angeblich aus dem codex Blandinius vetustissimus gezogenen Lesarten des Cruquius, die aus Kellers Tabelle deutlich genug hervorgeht, ist unterdessen auch in der sorgsamen Dissertation von F. Matthias (Quaestionum Blandinianarum capita tria. Halle. 1882. S. 70) dargelegt worden. Auf grund der Nachprüfung der von Cruquius angefertigten Collation einer Leydener Horazhandschrift (codex Divaei) gelangt Matthias zu dem Resultate, dafs bei der Benutzung der Varianten des Cruquius, der zwar kein Fälscher gewesen, wohl aber überaus leichtsinnig und willkürlich bei seinen kritischen Arbeiten verfahren sei, die allergröfste Vorsicht beobachtet werden müsse.

Indem wir am Schlusse unseres allerdings nur sehr summarischen Überblicks über O. Kellers treffliche Leistung dieselbe allen Fachgenossen warm empfehlen, sprechen wir die Hoffnung aus, dafs der Verf. mit diesem „Abschlufs“ seiner langjährigen Horazarbeiten der Beschäftigung mit dem römischen Dichter nicht Valet sagen, sondern auf dem von ihm so erfolgreich angebauten Arbeitsfelde und nach derselben besonnen kritischen Richtung hin auch in zukunft rüstig fortarbeiten möge!

Würzburg. Herman Haupt.

Vollständiges Wörterbuch zur Philippischen Geschichte des Justinus von Otto Eichert. Hannover. Hahn. 1882. 2 Bl. und 200 S. 8⁰.

Eicherts Spezialwörterbücher zu lateinischen Schulschriftstellern erfreuen sich vielseitiger Anerkennung; die zu Ovids Metamorphosen und zu Cäsar sind bereits in 7 Auflagen erschienen, auch die zu Phädrus, Sallust, Curtius und Eutrop liegen in wiederholten Auflagen vor. Wie in diesen

früheren Arbeiten so hat der Verfasser auch in dem neu erschienenen Lexikon zu Justin zunächst dem Schüler eine ausreichende Hülfe zur Vorbereitung auf die Lektüre darbieten wollen. Man wird aber vielleicht schon mit Rücksicht auf Justins Vorliebe für detaillierte Angaben über naturalia Bedenken tragen, seine ohnehin nur stofflich bedeutende Epitoma den Schülern in die Hand zu geben. Sollte es doch geschehen, so wird man immerhin noch an der Zweckmäfsigkeit eines Speziallexikons zweifeln dürfen. Indessen begrüfsen wir Eicherts Buch, obschon wir für die Schule höchstens Bruchstücke Justins in einer Chrestomathie[1]) empfehlen möchten, als nutzbares Hülfsmittel für wissenschaftliche Zwecke; denn der Verf. ist nach seiner eigenen Versicherung bemüht gewesen, den Sprachschatz des Justinus möglichst „erschöpfend auszubeuten“ und die Eigentümlichkeiten desselben möglichst „vollständig zur Erscheinung zu bringen“. Auf die Angabe, Scheidung und Anordnung der Bedeutungen ist das Hauptgewicht gelegt; die Konstruktionen werden sorgsam angegeben, aber die Formen vernachlässigt. Nirgends ein Versuch, Spuren des Vulgärlateins oder Einflüsse älterer Autoren anzudeuten. Immerhin ist der Stoff zuverlässiger und bequemer als bisher für sprachliche Untersuchungen vorgelegt. So lange die von Rühl angeregte Erwartung einer wissenschaftlichen Textrezension nicht befriedigt ist, wird das vorliegende Wörterbuch, das sich an Jeeps Text in der Bibliotheca Teubneriana anschliefst und zugleich Frotschers Sammelausgabe und die erste Ausgabe von Dübner in Betracht zieht, gute Dienste leisten. Statt kleiner Verschen, die jeder Kundige leicht verbessert, seien schliefslich einige Fragen über den Text des Justin verzeichnet. Ist nicht zu lesen: 42, 2, 12 (Jason) comite Medea uxore, quam ⟨*ante*⟩ repudiatam miseratione exilii rursum receperat. 42, 5, 1 (Phraates) statim, quasi nollet *morari* (vulg. mori), patrem interfecit. 43, 3, 3 pro signis *inmortalium* (vulg. inmortalibus) veteres hastas coluere. 44, 1, 4 Gallia adsiduis ventis *agitatur* (vulg. fatigatur). 44, 3, 6 sacer mons est, quem ferro violari nefas habetur: sed si quando fulgure terra proscissa est, . . detectum aurum velut dei munus colligere *permittit* (vulg. permittitur) — ?

W. A. Becker, Gallus oder römische Szenen aus der Zeit des Augustus. Neu bearbeitet von Göll. Berlin. Calvary. 1881. 3 Bände. 18 *M.*

Nach kurzer Zeit ist auf die neue Ausgabe von Beckers Charikles die neue Bearbeitung seines Gallus durch Göll gefolgt, gleichfalls in neuem Formate. Die äufsere Anordnung ist die gleiche geblieben wie in der Rein'schen Bearbeitung, so dafs der Gang der Erzählung nur durch verhältnismäfsig wenige und kurze, für das Verständnis unentbehrliche Anmerkungen unterbrochen wird, dafs dagegen alles, was von der Erzählung weiter abliegt oder zur Klarstellung in Zusammenhang mit anderem gebracht werden mufs, in gröfsere Exkurse vereinigt, der abgeschlossenen Erzählung angereiht wird: eine Einrichtung, die um so notwendiger war, als die neue Verlagsbuchhandlung den die Erzählung und Anmerkungen enthaltenden 1. Teil weiteren Kreisen zugänglich machen und in eigener Ausgabe erscheinen lassen wollte. An diesem 1. Teile nun finden sich wenige Ver-

---

[1]) Eichert selbst hat eine Chrestomathie aus Eutrop, Corn. Nepos, Florus, Aur. Victor und Justin zusammengestellt, die jedoch wenig Anklang gefunden zu haben scheint.

änderungen, in der Erzählung ist nur, um einen Anachronismus zu vermeiden, p. 105 Oleander an Stelle von Orangen getreten, sind p. 227 die szenischen Künstler von der Leichenfeier weggeblieben, sonst alles, auch die Schreibweise, wenn sie auch noch so sehr vom jetzt gewöhnlichen abweicht wie „scheueten, schauete, eitele, Lukrinersee u. d.“ beibehalten worden, von Anmerkungen sind nur wenige, die für die gesonderte Benützung des 1. Bandes notwendig erschienen, wie über vicarius, die Werkzeuge zur Reinigung des Hauses, aus den Exkursen herübergenommen, eine gröfsere Anzahl zur Klarstellung, wie die über synthesis oder zur Zurückweisung einer irrigen Ansicht, wie über viator, vermehrt worden. Dagegen sind die Exkurse des 2. und 3. Bandes zwar in Zahl und Anordnung die gleichen geblieben, im Texte jedoch gänzlich umgestaltet; da sie zu einem grofsen Teile von Rein stammten, glaubte hier der Bearbeiter geringere Pietät walten lassen zu sollen. Während er dem von Becker selbst Stammenden seine abweichende Ansicht anfügt, hat er hier vielfach Überflüssiges und Irrtümliches weggelassen, minder treffende Citate durch schlagendere ersetzt, vor allem aber in allen Stücken das Buch durch umfangreiche Zusätze vervollständigt und auf den heutigen Stand der Wissenschaft erhoben.[1]) Die gesamten in dieses Gebiet einschlägigen litterarischen Erscheinungen von den systematischen Werken von Marquardt, Friedländer, Blümner, Grasberger, Guhl, Kohner, Hehn, Lange, Nissen, Overbeck, Donner bis zu Schulprogrammen und Artikeln in Zeitschriften sind verwertet und in den Litteraturangaben nachgetragen, so dafs der Gallus auch in der neuen Bearbeitung als ein empfehlenswertes Hand- und Nachschlagebuch für Privataltertümer gelten kann. Dabei hat der Verfasser, weit entfernt alles, wie es kam, aufzunehmen, scharfe Sichtung geübt und polemisiert nicht selten gegen andere Gelehrte, sogar gegen Marquardt, dem er im allgemeinen sich am meisten anschliefst; ebensowenig hält er rechthaberisch an einer eigenen Ansicht fest, wie er z. B. 1878 in seinen Kulturbildern noch die geschmacklose Ansicht vieler alter Schriftsteller, dafs die Sitte, eine verwandte Frau mit einem Kufs zu begrüfsen, auf das Verbot des Weintrinkens zurückzuführen sei, ausspricht, während er jetzt II. 188 diese Anschauung als merkwürdig bezeichnet.

So sehr in dieser Hinsicht die Neubearbeitung zu loben ist, so auffallender ist es andererseits gerade bei Göll, der sonst einer gerundeten, lebendigen Darstellung sich befleifsigt, dafs er hier in die Absonderlichkeit vieler deutscher Gelehrter verfällt, nur für Fachgenossen zu schreiben und auf Übersichtlichkeit und Leichtverständlichkeit kein Gewicht zu legen. So sind z. B. die Schlufsbemerkungen, die Rein dem Exkurse über das Haus angefügt hatte, und die zur Fernhaltung einer falschen Anschauung recht wohl pafsten, gänzlich unterdrückt; an vielen Stellen ist durch Weglassung verbindender Sätze oder Einfügung gröfserer Bemerkungen der Zusammenhang gestört, ohne dafs eine neue Anknüpfung für nötig erachtet wurde, nicht selten sind durch Einfügung von Bemerkungen und Citaten in Sätze Beckers wahre Ungetüme entstanden z. B. III. 38 „dort fanden sich ursprünglich nur Leute von der niedrigsten Klasse und Sklaven ein [Recht drastisch ist die Schilderung bei Juv. VIII. 172:

Mitte, sed in. ect. Folgen 8 Verse.

Vgl. Plaut. Trin. IV, 3, 10, Curcul. II, 3, 14] und nahmen [für gewöhnlich] auf den Stühlen der Taberne — auch das war unanständig — Platz.“

[1]) Wer sich von der Häufigkeit solcher Änderungen überzeugen will, vergleiche den Abschnitt über die Strafen der Sklaven, II. 173 resp. 145 u. f.

Welche Grundsätze für Illustrationen, deren Umstellung, Weglassung z. B. der Sonnenuhr III, 414, vor allem aber für die Neuaufnahme der zu meretrix III, 94 walteten, ist nicht ersichtlich. Doch fallen alle diese Mängel bei einem Buche, das, wie der 2. und 3. Band, seiner Anlage nach nicht für Laien bestimmt ist, wenig ins Gewicht und thun dem Werte des Buches keinen Eintrag.

München. Cl. Hellmuth.

K. Hartung, 170 Themata zu deutschen Aufsätzen für die mittleren und oberen Klassen höherer Anstalten jeder Art. Bremen. M. Heinsius. 1881.

Wenn sich jemand die nutzlose Mühe geben wollte, nachzuweisen, was neu erscheinende, wie Pilze aus dem Boden wachsende Dispositionssammlungen wesentlich Neues bringen: das Resultat einer solchen Forschung würde für die Verfasser derartiger Schulbücher im allgemeinen ein vernichtendes Urteil zur folge haben. In allen Neuerscheinungen dieser Art begegnen wir alten Bekannten, die wir in anderen Sammlungen von Heinze, Naumann, Beck, Linnig, Rudolf, Rinne etc. längst angetroffen haben. Ähnliches gilt von Hartungs 170 Themen, die zum gröfseren Teil für Secunda, zum kleineren für Tertia und Prima bestimmt sind. In bunter Mannigfaltigkeit — nach Goethes Wort „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“ — enthält das Buch im ganzen nur wenige ausführliche Dispositionen, oft sogar nur Andeutungen (cf. n. 31—39. 71. 78. 80. 112. 113. 121. 151. 161. 162). Der einzige Vorzug des Buches besteht darin, dafs sich die Themen an den Unterricht anlehnen und meist innerhalb des Gesichtskreises der Schüler liegen. Das Hauptgewicht beruht auf der Lektüre der antiken und deutschen Klassiker.

Unter den geographischen Themen, die den Reigen beginnen, befinden sich manche recht verfehlte, wie „eine Vergleichung von Rhein und Donau“, „Böhmen und Glatz“. Überhaupt fordern die Parallelen bei deutschen Aufsätzen zu grofser Vorsicht auf, da die Unähnlichkeiten thatsächlich die Ähnlichkeiten meist überwiegen. Die geschichtlichen Themen, sowie die über Cäsar, Homer, Ovid, Klopstock, Lessing, Herder, Schiller, Goethe sind, wenn auch im allgemeinen schon oft behandelt, so doch brauchbar und hie und da durch Zusätze bereichert. Auch die Sentenzen bieten verwertbare Aufgaben; dagegen verlieren sich die Beschreibungen und Vergleichungen oft ins Ungeheuerliche. Oder sind Themen wie: „Die Arten des Holzes“, „Die Wanderung des Silbers“, „Die Namen der Gasthöfe“ (!), „Die Schulwandkarte Deutschlands von Petermann“ nicht geradezu naiv?

Anhangsweise wird noch eine Reihe von logisch-rhetorischen Übungen geboten. Die Tugenden, die Affekte, die Verba dicendi et sentiendi werden willkürlich klassifiziert, an mehreren synonymen Begriffen wird die Partition und Division vorgenommen, schliefslich werden einzelne Synonyma und Definitionen gegeben.

In diesem letzten Abschnitte wagt sich der Verfasser unstreitig an ein Gebiet, dem seine Kräfte nicht im mindesten gewachsen sind. Oder sind die Erklärungen von folgenden Synonymis zulässig:

„Schön ist das, was man schont, worauf man stets hinschaut.
Wonnig = wert, dafs man sich dafür plagt, kämpft (sich kämpft!!), abmüht.
Verlockend = was bewirkt, dafs man vor Freuden aufspringt.
Ergötzend = was vergessen macht, entschädigt, erfreut.“

Oder:
Erfahren = wer gut zu fahren versteht.
Kundig = wer Bekanntschaft hat.
Verständig = wer vor eine Sache sich hinstellt und sie beachtet.
Weise = wer eine Sache sieht und versteht.
Pfiffig = wer geschickt zu pfeifen versteht.
Verschlagen = wer unrechtmäfsig prägt, betrügt, gaukelt.
Verschmitzt = wer übel beworfen, beschmutzt ist.
Gerieben = wer seine Ecken und Fehler abgestreift hat.
Sat sapienti! „O glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen."

München. Johannes Nicklas.

J. F. Herbarts sämtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von Karl Kehrbach. Erste Lieferung. Leipzig, Veit & Comp. 1882. LXXXIV u. 16 Seiten. 8. Subskriptionspreis der Lief. ℳ 1,50.

Obwohl wir neben 3 Ausgaben der pädagogischen Schriften Herbarts (von Bartholomäi, Richter und Willmann), und einer Sammlung seiner kleineren philosophischen Schriften von Hartenstein auch bereits eine Gesamtausgabe der Werke desselben von Hartenstein besitzen, so scheint doch die Herstellung einer neuen Gesamtausgabe nicht überflüssig, weil die von Hartenstein im Buchhandel vergriffen und auch nicht ganz vollständig ist.

Gesamtausgaben haben manches gegen sich. Einmal werden sie in der Regel so teuer, dafs nur Bibliotheken und mit Glücksgütern gesegnete Liebhaber sie anschaffen können; dann aber kann es doch auch nicht fehlen, dafs Unbedeutendes und weniger Interessantes mit in den Kauf genommen werden mufs, weil ja selbst der gröfste Mann nicht immer blofs Klassisches schreibt. Aber bei einem vielfach mifsverstandenen Philosophen, wie Herbart, spricht für eine wirklich vollständige Ausgabe sämtlicher Werke der Umstand, dafs selbst aus sonst minderwertigen Produkten oft ein überraschendes Licht auf wichtige Lehren des Mannes fällt.

Der Herausgeber befolgt sehr gediegene Grundsätze. Er will eine historische Ausgabe liefern, welche mit Verzicht auf jede subjektive Kritik genau erkennen läfst, was und wie Herbart selbst schrieb und drucken liefs. Er bietet mit paläologischer Akribie die Varianten der Manuskripte und der verschiedenen Ausgaben neben einander und überläfst es dem Urteil des Lesers, sich diejenige auszuwählen, welche ihm als die beste erscheint. Orthographie und Interpunktion des Autors sind durchweg beibehalten. Der ganze Stoff ist in 4 Abteilungen gebracht. Die erste umfafst die selbständigen wissenschaftlichen Schriften, Aufsätze, Vorträge, Selbstanzeigen und Gedichte. Die zweite enthält die von H. an verschiedenen Orten veröffentlichten Rezensionen. Die dritte bietet den Briefwechsel und einen Teil der Schriftstücke des amtlichen Verkehrs. Die vierte endlich bringt die auf Herbarts praktische Wirksamkeit am pädagogischen Seminar in Königsberg bezüglichen Akten. Innerhalb dieser 4 Abteilungen ist die Reihenfolge streng chronologisch. Infolge dessen wird auch überall der Text der 1. Auflage zu grunde gelegt und erscheinen die Varianten der späteren Auflagen in übersichtlichen Anmerkungen. Der Text ist durchweg in lateinischen Lettern gesetzt. Eine vom Herausgeber jedem Schriftstück vorausgeschickte Vorrede, welche über Manufkript, Drucke,

Grundlage, Textveränderungen, Varianten und Paginierung das Nötige angibt, läfst auch die Schriftart des Originals dadurch erkennen, dafs die diplomatisch genaue Titelangabe aus derjenigen Schriftart gesetzt ist, in welcher das Original gedruckt wurde.

Das Ganze ist auf ungefähr 12 Bände mit durchschnittlich 30—35 Bogen berechnet und soll innerhalb 4 bis 5 Jahren vollständig erscheinen. Ein Namen- und Sachregister, sowie ein Abrifs von Herbarts Leben sollen den Schlufsband bilden. Der Subskriptionspreis für die ganze Ausgabe wird sich, da er für den Druckbogen 30 ₰ beträgt auf 108 bis 126 ℳ belaufen.

Die vorliegende erste Lieferung (5 Druckbogen) bringt die von Joh. Smidt, Bürgermeister von Bremen, für Hartenstein niedergeschriebenen hochinteressanten „Erinnerungen an J. F. Herbart". Hartenstein hat das in dieser Denkschrift Mitgeteilte in seiner Biographie Herbarts nur ganz wenig benutzt, weil er die noch lebenden näheren Verwandten des Philosophen durch manches zu verletzen fürchtete. Bartholomäi verwertete sie teilweise in seiner Biographie Herbarts. In vollem Umfang aber gelangen sie erst durch Kehrbach an die Öffentlichkeit. Was Smidt von Herbarts Mutter erzählt, überrascht vielfach. Sie mufs eine eigentümliche Frau gewesen sein. Als Beweis für ihre aufserordentliche Entschlossenheit genügt wohl die Thatsache, dafs sie einst kein Bedenken trug, einen ihr befreundeten, an der galoppierenden Schwindsucht erkrankten Oldenburger Beamten, dem der Arzt ein süddeutsches Bad empfohlen hatte, auf der Reise dorthin zu begleiten und unterwegs durch Reichung einer stärkeren Dosis Opium auf sein eigenes Verlangen ins Jenseits zu befördern.

Aufserdem enthält die 1. Lieferung nur noch die Vorreden zum 1. Band und 4 kleinere Aufsätze Herbarts aus den Jahren 1794 und 1796, den vierten nicht mehr ganz.

Die Ausstattung ist eine sehr gute, der Druck fehlerfrei.

Möge das dankenswerte Unternehmen glücklich zum Ziele gelangen!

Bayreuth. Wirth.

Historisches Lesebuch über das deutsche Mittelalter, aus den Quellen zusammengestellt und übersetzt von Ch. E. Krämer. Leipzig. Teubner. 1882.

Dieses Buch gibt Quellenberichte in deutscher Übertragung, die sich über die ganze deutsche Geschichte während des Mittelalters verbreiten. Der Verfasser spricht in der Vorrede die Ansicht aus, dafs ein derartiges historisches Lesebuch einem unbestreitbaren Bedürfnis beim Geschichtsunterricht in den Gymnasien entgegenkomme. Allerdings ist dem Verfasser darin beizustimmen, dafs es eine wesentliche, leider vielfach sehr vernachlässigte Aufgabe der Geschichtslehrer ist, beim Vortrage auf die wichtigsten Geschichtsquellen hinzuweisen und auch hie und da anziehende Stellen aus denselben mitzuteilen. Doch dürfte es durchaus an der nötigen Zeit fehlen, oder es könnte nur auf Kosten der sonstigen Aufgaben des Geschichtsunterrichts geschehen, wenn diese Mitteilungen aus den Quellen so umfassend sein sollten, wie der Verfasser es wünscht. Auch sind den Mitteilungen aus Übersetzungen mitunter die lateinischen Originale vorzuziehen, zumal die Schüler der oberen Klassen bei der Lektüre von Quellen wie Einhard, Widukind, Otto von Freising nur wenige Schwierigkeiten finden. Im übrigen mufs anerkannt werden, dafs die Auswahl der Quellenstücke seitens des Verfassers mit grofser Umsicht und Sachkenntnis geschehen ist. Es zeigt sich allenthalben eine aus längerem Geschichts-

studium hervorgegangene Bekanntschaft mit den Quellen und der neueren Litteratur. Alle hervorragenderen Quellenschriftsteller des deutschen Mittelalters finden sich in dem Buche vertreten. Die Übertragung in das Deutsche ist sorgfältig und an vielen Stellen besser als diejenige der betreffenden Stücke in den „Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit“; leider ist sie, wie die meisten Übersetzungen aus dem mittelalterlichen Latein, gar zu wörtlich und daher der Ausdruck oft hart und schwerfällig.

München. H. W.

Nordisch-germanische Götter- und Heldensagen für Schule und Volk. Unter Mitwirkung von Dr. Wilh. Wägner herausgegeben von Dr. Jakob Nover. Mit 30 Text-Abbildungen und einem Titelbild. Leipzig und Berlin. (Spamer). 1881.

Deutsche Heldensagen für Schule und Volk. Neu bearbeiteter Auszug seines gröfseren Werkes: „Nordisch-germanische Vorzeit“ von Dr. Wilh. Wägner. Mit 20 Text-Illustrationen und einem Titelbild. Leipzig und Berlin. (Spamer). 1881.

Die Verfasser dieser Bücher haben den Versuch gemacht, auf grund des zum Überdrufs oft citierten gröfseren Wägner'schen Werkes („Unsere Vorzeit“ in 2 Bdn.) ein Schulbuch für den Unterricht zu schreiben, das wir zwar nicht als solches, aber herzlich gern als Lesebuch acceptieren und für Schülerbibliotheken mit gutem Gewissen empfehlen können. Der zweite Band dürfte sich schon für die 4. Lat.-Kl.(Untertertia) eignen, der erste aber von der 1. Gymnasialklasse (Untersekunda) an eine passende Lektüre bilden. Da unsere Schul-Lesebücher, obwohl sie alle „der Pflege nationalen Sinnes und nationaler Gesinnung“ dienen wollen, gleichwohl die vaterländischen Sagen auf Kosten der ja ohnedies dem Geschichtsunterricht dienstbaren antiken Sage ziemlich stiefmütterlich behandeln, ist es doppelt angezeigt, durch Privatlektüre hier nachzuhelfen.

Wir besitzen zwar schon recht brauchbare Gesamtdarstellungen der deutschen Sagen, aber die meisten entbehren doch, wenn sie auch das Wissenswerte in guter Form geben, wegen ihrer knappen Form des Reizes der Unterhaltung, den die weitläufigeren Erzählungen der obengenannten Bücher bieten. Dies gilt wenigstens von der Heldensage; die Göttergeschichten können freilich auch bei der anziehendsten Darstellung nicht mühelos verstanden und gemerkt werden.

Die Verf. geben übrigens nicht nur eine ziemlich weitläufige Erzählung der Sagen, sondern — besonders im 1. Teil[1]) — auch eine Deutung derselben, wobei manche Sitten und Sprichwörter eine interessante Erklärung erfahren; auch Vergleiche mit den griechischen Sagen fehlen nicht. Die dabei mitunterlaufenden Hypothesen gehören zwar streng genommen in kein derartiges Buch, aber jedenfalls hindern sie den Vorteil nicht, dafs der Schüler einen Begriff von der Mythologie überhaupt und eine Ahnung von vergleichender Mythologie erhält. — Der 1. Bd. zerfällt in zwei Abteilungen: „nordisch-germanische Göttersagen“ und „nordische Heldensagen“. Letztere Abteilung behandelt die Niflungen, die Helgilieder der Edda, Wieland den Schmied, nordische Stammsagen (die Skiöldungen, Inglinger, Angeln), nordische Helden und Könige (darunter Hamlet), die Brawallaschlacht, die Frithjofs-Sage. — Der 2. Band umfafst die longobardischen

[1]) aber auch im 2. Teil, z. B. S. 25. 46. 126.

Sagen (die Amelungen), den Sagenkreis der Nibelungen[1]), Gudrun, Beowulf, den Karolingischen Sagenkreis, die Sage vom König Artus und vom heiligen Gral.

Im 1. B. heifst es S. 24 „Ob der Name Erlkönig von der Erle kommt, ist zweifelhaft". Nun weifs man aber längst, dafs der Elfenkönig mit dem Baumnamen nichts zu thun hat. — Karl der Grofse schläft der Sage nach auch im Untersberg bei Salzburg, nicht nur im Desenberg (I S. 39). — Unter die I S. 41 aufgezählten Redensarten ist offenbar auch „den Daumen halten" aufzunehmen. Davon, dafs der günstig Gesinnte „den Daumen hält", erwartet der Süddeutsche das Gelingen seines Unternehmens. — Rosmarin (I S. 101) steckt man auch in Bayern bei Hochzeiten in die Knopflöcher. — I S. 188 ist es auffallend, dafs Nover beim „blinden König"[2]) nicht der von Uhland selbst ausführlich gegebenen Quellendarstellung folgt. — Bei der Frithjofs-Sage ist Tegners Bearbeitung nicht erwähnt. — Im II. Bd. ist der Name „Amelungen" nicht erklärt. — Das II S. 124 über Hildebrand Gesagte stimmt nicht zur Darstellung des Nibelungenliedes.

Einzelne Ausdrücke z. B. Halsberg (II S. 32), Top (II, 33), Schofs = Abgabe (II S. 84) dürften für den Schüler einer Erklärung bedürfen.

Die Darstellung vermeidet alles Anstöfsige und gibt zu wenigen Ausstellungen Anlafs. I S. 97 und II S. 10 verfallen die Verf. in einen zu kindlichen Ton; das „Reiben des feisten Kinnes" (II 23) ist wenig edel, das Bild vom Kourierzug (II 62) nicht geschmackvoll. I 81 mufs Attilas Schwert zu einer etwas chauvinistischen Parade Dienste leisten. II 55 steht Hüfthorn, das bekanntlich mit der Hüfte nichts zu thun hat; II 72 Frohnte; II 80 bläut. Etwas ungewöhnlich scheint die Wendung: „die Werkzeuge herausrücken", störend endlich die Schreibweise Här, Schär, Hērde, Säl, Lorbēr u. dgl.

Sehr wünschenswert wäre die Beigabe eines genauen Namenlexikons; ohne ein solches verliert der Schüler namentlich bei stückweiser Lektüre leicht den Zusammenhang.

München. A. Brunner.

Geometrie für Gymnasien und Realschulen von Milinowski. II. Teil Stereometrie. Leipzig. 1881. Druck und Verlag von B. G. Teubner. Preis 1,80 ℳ.

Der zweite Teil dieses Lehr- und Übungsbuches ist nach den nämlichen Grundsätzen bearbeitet, wie der in Heft 3 und 4 des 18. Jahrganges dieser Blätter angezeigte erste Teil. „Wenn das Hauptziel des geometrischen Unterrichtes die Bildung des räumlichen Anschauungsvermögens ist, so mufs der Schwerpunkt nicht im Lernen der Lehrsätze, sondern in der konstruktiven Thätigkeit gesucht werden, und defshalb ist ein Übungsbuch notwendiger als ein Lehrbuch". Nach diesem Grundsatze ist vorliegendes Buch bearbeitet. Während in des Verfassers Planimetrie un-

---

[1]) Wären die beiden Bücher von einem Verf. bearbeitet, so würden wir ihm zu erwägen geben, ob nicht passender die Darstellung der Niflungensage mit der Erzählung des Nibelungenliedes verbunden werde.

[2]) Das Werk besitzt nämlich auch den schätzenswerten Vorzug, dafs die in bekannten Dichtungen behandelten Sagen auf ihre mythische Quelle zurückgeführt werden.

mittelbar jedem § des eigentlichen Lehrstoffes eine zahlreiche Menge von Aufgaben angefügt ist, durch die die gegebenen Lehrsätze eingeübt werden sollen, ist die Stereometrie in zwei Heften erschienen, deren erstes 46 Seiten umfassendes den dem Gedächtnisse einzuprägenden Lehrstoff, das andere 58 Seiten enthaltend, zu jedem § des Lehrbuches eine Anzahl von Aufgaben enthält, an denen die im Lehrbuch gegebenen Sätze eingeübt werden sollen. Die geringe Seitenzahl des Lehrbuches zeigt schon, dafs das Bestreben des Verfassers dahin ging, das Gedächtnis der Schüler so wenig wie möglich in anspruch zu nehmen, was gewifs nur zu billigen ist. Doch gehen wir auf den Inhalt näher ein! § 1. Die Ebene. Aus der Definition der Ebene werden sogleich alle Folgerungen über die Lage einer Geraden zu einer Ebene, zweier Ebenen zu einander, zweier Geraden im Raum gezogen, woran dann noch die aus der Definition folgenden Sätze über Parallelismus von Gerader und Ebene und von zwei Ebenen sich anreihen. § 2. Ecken, Pyramyden, Prismen und Polyeder. Es werden vor allem die körperliche Ecke und der prismatische Raum definiert, hierauf die Schnitte derselben mit parallelen Ebenen betrachtet, dann die Definitionen der hauptsächlichsten ebenflächigen Körper und der Begriff von Central- und Parallel-Projektion gegeben. An diese zwei §§ schliefsen sich 40 Aufgaben, die allerdings wieder Sätze über körperliche Ecken enthalten, die sonst in den Lehrstoff der Elemente aufgenommen werden; aufserdem aber auch die Sätze über perspektivische Dreiecke und Vierecke, an welche eine Theorie der harmonischen Grundgebilde sich reiht, Aufgaben über Centralprojektion verschiedener Figuren, über sich kreuzende (windschiefe) Gerade und einige Sätze über Körper. § 3. Gerade und Ebenen in normaler Lage. Es werden hier die Hauptsätze über die zu Ebenen normalen Geraden, Neigungswinkel einer Geraden zu einer Ebene, Neigungswinkel zweier Ebenen und über die zu einander senkrechten Ebenen entwickelt. Diesem § schliefsen sich 42 Aufgaben über Punkte, die von gegebenen Punkten und Ebenen gegebene Entfernungen haben etc. etc. an. § 4. Kegel, Cylinder und Kugel. Es werden hier die Definitionen dieser Körper und die aus den Definitionen unmittelbar folgenden Sätze aufgestellt. Aufserdem wird die gegenseitige Lage zweier und mehrerer Kugeln im allgemeinen betrachtet, und die Sätze über Ähnlichkeitspunkte zweier, Ähnlichkeitsaxen dreier, Ähnlichkeitsebenen von vier Kugeln entwickelt. An diesen § schliefsen sich 59 Aufgaben über Konstruktion von Kugeln mit gegebenen Radius, welche durch gegebene Punkte gehen, gegebene Ebenen und Kugeln berühren sollen, über Kugeln, welche einem Kegel oder Cylinder ein- und umschrieben sind, über Berührungskugeln und Berührungsebenen zweier Kugeln, über ebenen Schnitt von Kugeln unter Kreisen mit gegebenen Radien, über das Appollon'sche Berührungsproblem im Raume und noch andern Aufgaben. § 5. Die regelmäfsigen Körper. An der Spitze dieses § finden wir den Euler'schen Lehrsatz über Polyeder (Steiner'scher und Grunert'scher Beweis) und den Satz über die Anzahl der ebenen Winkel eines Polyeders, Aus beiden Sätzen wird die Anzahl der regulären Polyeder, sowie die Anzahl ihrer Flächen, Kanten und Ecken abgeleitet. Diesem § sind 57 Aufgaben über Konstruktion regulärer Polyeder, über einander eingeschriebene reguläre Polyeder, ebene Schnittfiguren derselben, über Kugeln in Verbindung mit regulären Polyedern, und über Projektionen und Durchdringungen derselben. § 6. Kugelbüschel. Es werden hier die Definitionen und Hauptsätze über Potenz eines Punktes in bezug auf eine Kugel, Potenzebene zweier und mehrerer Kugeln mit gemeinsamer Centrale, Potenzaxe dreier und Potenzcentrum von vier Kugeln gegeben, und wird der Ort des

Mittelpunktes einer Kugel betrachtet, welche drei Kugeln rechtwinklig schneidet. Das Übungsbuch enthält zu diesem § 56 Aufgaben, welche Erweiterungen des Begriffes Potenzebene auf die Grenzfälle der Kugel, die Schnitte eines Kugelbüschels mit einer Ebene und einer nicht zum Büschel gehörigen Kugel, Konstruktion von Kugeln eines Büschels, die eine bestimmte Bedingung erfüllen sollen, die Theorie der Potenzkugeln, den Ort des Mittelpunktes einer Kugel, welche gegebene Kugeln nach gröfsten Kreisen, oder zum Teil nach gröfsten Kreisen, zum Teil rechtwinklig schneiden, die Theorie der Kugeln, welche gegebene Kugeln gleichwinklig oder supplementär schneiden, und die hieran sich knüpfende Lösung des Berührungsproblemes im Raume enthalten. § 7. Pol und Polarebene. In 7 Lehrsätzen sind die Haupteigenschaften der harmonischen Pole, von Pol und Polarebene in bezug auf eine Kugel zusammengestellt. Daran reihen sich 36 Aufgaben, welche auch die Kreisverwandtschaft für eine Kugel als Basis, die stereographische Projektion, das Schneiden von Kugeln durch Ebenen und Kugeln unter gegebenen Winkeln enthalten. § 8. Die Kegelschnitte. Dieser § zerfällt in drei Unterabteilungen. A. Brennpunkts-Eigenschaften. Es wird hier der Kegelschnitt als ebener Schnitt eines geraden Kreis-Kegels definiert, wodurch er sogleich als Centralprojektion eines Kreises erscheint. Die Definitionen vom Scheitel, Mittelpunkt, Haupt- und Nebenaxe, Brennpunkt und Leitlinie schliefsen sich unmittelbar an, und wird hieraus die Lage von Leitlinien und Brennpunkten in bezug auf Hauptaxe und Mittelpunkt abgeleitet. Der Kegelschnitt erscheint dann als Ort eines Punktes, der von Leitlinie und Brennpunkt ein gegebenes Abstandsverhältnis hat, woran sich die Eigenschaften der Brennpunktssehnen und der Tangenten durch deren Endpunkte knüpfen. Der Kegelschnitt erscheint ferner als Ort eines Punktes von konstanter Entfernungssumme oder Entfernungsdifferenz von zwei festen Punkten, woraus die Eigenschaften der Brennpunktsstrahlen nach dem Berührungspunkt einer Tangente folgen. Weiters folgen Definition und Haupteigenschaft des Scheitelkreises, die Asymptoten der Hyperbel, gleichseitige Hyperbel Parameter und Grenzformen der Kegelschnitte. An diese Sätze schliefsen sich nicht weniger als 246 Aufgaben, welche nicht nur die mannigfaltigsten Konstruktionen von Punkten und Tangenten eines Kegelschnittes aus Brennpunkten, Verhältnis der Entfernung von Brennpunkt und Leitlinie etc. und umgekehrt, sondern auch wertvolle Erweiterungen der im Lehrbuch angegebenen Theorie, wie die Theorie der Leitkreise, gerade Kreiskegel durch einen Kegelschnitt, Ortskreis des Scheitels des umschriebenen rechten Winkels, Schnittpunkte einer Geraden mit einem Kegelschnitt, Schnitte zweier Kegelschnitte mit gemeinsamer Leitlinie und gemeinsamen Brennpunkte, konfokaler Kegelschnitt, Axengleichung der Kegelschnitte, Inhaltsbestimmungen u. s. f. enthalten. B. Polareigenschaften. Aus der Definition von Pol und Polare werden die hieraus sich ergebenden Sätze entwickelt. Dann werden konjugierte Punkte und Strahlen (Durchmesser) definiert, und deren hauptsächlichsten Eigenschaften angegeben. Es folgt dann die Definition von Polardreieck und Bestimmung desselben aus vier Kegelschnittpunkten und Tangenten. Diesem sind im Übungsbuche 172 Aufgaben beigegeben, welche aufser zahlreichen Konstruktionsaufgaben mannigfache Erweiterungen der vorgetragenen Polarentheorie, wie Eigenschaften der ein und umschriebenen Vierecke (Parallelagramme) und Dreiecke, die Gleichungen in bezug auf konjugierte Durchmesser u. s. w. enthalten. C. Bestimmung der Kegelschnitte aus Punkten und Tangenten. Das Übungsbuch enthält hiezu 46 Aufgaben über Konstruktion von Kegelschnitten, Pol und

Polare, Tangenten etc. aus gegebenen Punkten des Umfangs oder aus gegebenen Tangenten, wobei wieder solche gegebene Elemente durch Pol und Polare oder ein Polardreieck vertreten sein können. Unter diesen Aufgaben sind fünf, welche 16 verschiedene Aufgaben in einer Nummer enthalten, so dafs die Gesamtzahl der hieher gehörigen Aufgaben 121 beträgt. § 9 Oberflächen und Volumina. Aus dem Cavaler'schen Prinzipe, von dem der Verfasser ausgeht, folgen die Sätze über Gleichheit und Verhältnis von Prismen, Cylindern, Pyramiden und Kegeln, mit welchem sich dann die Inhaltsformeln dieser Körper, sowie des Prismoides, Pyramiden- und Kegelstumpfes ergeben. Das Volumen des Kugelsegmentes wird aus dem Cavaler'schen Prinzip abgeleitet, woraus sich dann die Volumina der Kugel und des Kugelsektors als einfache Folgerungen ergeben. Die Berechnung der Oberflächen der runden Körper geschieht auf die gewöhnliche Weise. Das Übungsbuch enthält zu diesem § 56 sehr instruktive Aufgaben. § 10 Schwerpunkt. Nach Definition des Schwerpunktes von Linien, Flächen und Körpern werden der Schwerpunkt einer Strecke, einer Zusammensetzung von Strecken, eines Dreieckes, einer Zusammensetzung von Dreiecken, eines Tetraeders und einer Zusammensetzung von Tetraedern bestimmt und alsdann die Guldin'sche Regel entwickelt. Diesem § sind 41 Aufgaben beigegeben, welche Schwerpunkts-Bestimmungen von Linien und Linienteilen, Flächen und Flächenteilen, Körpern und Körperteilen, sowie einigen aus solchen Körpern und Körperteilen, die die elementare Geometrie betrachtet, zusammengesetzten Körpern und Berechnung der Oberflächen und Volumina von Rotationskörpern enthalten. § 7 Maxima und Minima. Nachdem eine allgemeine Regel zur Bestimmung der Maxima und Minima (nach Martus) gegeben ist, wird die Anwendung derselben an einigen einfachen Beispielen gezeigt. Die hieran sich schliefsenden 56 Aufgaben liefern weitere Beispiele der instruktivsten Art zur Befestigung der vorgetragenen Regel.

Diese Inhaltsangabe zeigt, dafs das Buch trotz des geringen Umfanges doch inhaltreicher ist, als manches dickleibige Lehrbuch der Stereometrie. Im Lehrbuche konnte diefs natürlich nur durch eine weise Beschränkung auf das Allernotwendigste erreicht werden. Es enthält dasselbe aber auch alles, was zur Lösung der im beigegebenen Übungsbuch enthaltenen Aufgaben erforderlich ist. Dieses Übungsbuch zeichnet sich aber besonders dadurch aus, dafs, abgesehen von der reichhaltigen Sammlung von Aufgaben über Kegelschnitte, die konstruktive und rechnende Geometrie in gleicher Weise berücksichtigt sind, während in den Aufgabensammlungen über Stereometrie die konstruktiven Aufgaben gewöhnlich sehr stiefmütterlich behandelt sind. Wie in der Planimetrie des Verf. wird auch hier der Schüler unvermerkt in die feineren Lehren der Stereometrie eingeführt, und mit Theorien bekannt gemacht, die man vergeblich in anderen, wenn auch noch so voluminösen Schriften über elementare Geometrie sucht. Wünschenswert wäre es nach unserem Dafürhalten gewesen, dafs auch die sphärischen Gebilde, über welche sich doch auch mancherlei das räumliche Anschauungsvermögen kräftigende Aufgaben geben lassen, einige Berücksichtigung gefunden hätten. Doch hierüber wollen wir mit dem Verfasser, der seine besondern Gründe gehabt haben mag, die Sphärik zu übergehen, nicht rechten. Im Übrigen rechtfertigt die Schrift vollständig die Erwartungen, die in Heft 3 und 4 des 18. Bandes dieser Blätter p. 160 angedeutet worden sind.

J. Eilles.

Die synthetische Geometrie der Ebene. Ein Lehrbuch für den Schulgebrauch und Selbstunterricht von Dr. Julius **Wenck**, Direktor der herzogl. Baugewerk- und Gewerbschule zu Gotha. Mit 243 Figuren. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1882. VII. 274 S.

Was dieses Buch auf seinem Titel verspricht, das hält es auch; es stellt nicht, wie es in synthetischen Werken leider gar nicht selten geschieht, viel zu hohe Anforderungen, sondern hält sich strenge an eine langsame und stufenweise Entwickelung, so dafs es von einem Lernenden, der nur sonst eine genügende Vorbildung besitzt, auch ohne weitere Nachhülfe leicht verstanden werden kann. Wenn, wie es mit der Zeit sicherlich geschieht, die neuere Geometrie gebieterisch in den Lehrplan unserer bayrischen Realgymnasien und Industrieschulen als selbstständiges Lehrfach Eingang sich verschaffen wird, dürfte das Wenck'sche Werk als ein sehr brauchbares Lehrmittel diesen Anstalten sich empfehlen. Gerade der Umstand leistet seiner Verwendung beim Unterrichte Vorschub, dafs es keinen einseitigen Charakter trägt und die Rechnung keineswegs ganz ausschliefst, obschon natürlich das konstruktive Element vorwiegt. Die Behandlung richtet sich mithin mehr nach der Weise Steiners, als nach derjenigen v. Staudts.

Ob die den ersten Abschnitt erfüllenden Untersuchungen über Punktreihen und Strahlenbüschel, anharmonische und harmonische Verhältnisse nicht etwas gar zu ausgedehnt seien, kann wohl fraglich erscheinen; denn so wünschenswert es auch ist, dafs der Anfänger mit den Ideen der neueren Geometrie, namentlich mit dem hier sehr genau abgehandelten Prinzip der Vorzeichen, sich vertraut mache, so dürfte hier des Guten doch fast etwas zu viel geschehen sein und für eine zweite Auflage möchten sich einzelne Kürzungen empfehlen. Dagegen ist diese Ausführlichkeit bei den involutorischen Punktsystemen ganz am platze; denn deren richtige Auffassung bietet im Anfang erfahrungsgemäfs ziemlich viele Schwierigkeiten. Im zweiten Abschnitte wird eine ebenfalls sehr detaillierte Theorie der geradlinigen Figuren, namentlich des Viereckes und Vierseites, gegeben; auch kommen hier die bekannteren Transversalensätze vom ebenen Dreieck und die Vieleckschnittsverhältnisse zur Sprache. Kurz und bündig ist dagegen der von der Verwandtschaft der Figuren handelnde dritte Abschnitt, dessen Bedeutung wir unter dem didaktischen Gesichtspunkt besonders hoch anschlagen möchten; ist es doch zur Schärfung des Blickes von höchster Wichtigkeit, dafs der Lernende erkenne, wie Kollinearität, Affinität, Ähnlichkeit und Kongruenz als immer engere und engere Spezialisierungen des obersten Verwandtschaftsprinzipes eindeutiger Zuordnung sich ergeben. Nunmehr kommen die harmonischen und polaren Eigenschaften des Kreises an die Reihe, diesen folgen diejenigen Sätze, welche zur Konstruktion des Kreises aus gegebenen Punkten oder Tangenten dienen (Theoreme von Pascal-Brianchon) und diesen wiederum die auf Radikal- und Ähnlichkeitsaxen zweier Kreise bezüglichen geometrischen Grundlehren. Endlich im siebenten Kapitel wird die vorher blos an geradlinigen Gebilden durchgenommene Lehre von den geometrischen Verwandtschaften auch auf den Kreis ausgedehnt, wodurch also die Kegelschnitte gewonnen werden. Kollinear mit dem Kreise verwandt, kann jede Kurve zweiter Ordnung sein, affin ist ihm einzig und allein die Ellipse zugeordnet. Ein Schlufsabschnitt ist den Kegelschnitten in ihrer Eigenschaft als Erzeugnisse projektivischer Strahlenbüschel, resp. als Enveloppen der Verbindungslinien projek-

tivisch zugeordneter Punkte gewidmet, und auch die wichtigsten elementaren Eigenschaften der Brennpunkte, Tangenten u. s. w. erhalten eine ganz elementare Herleitung. — Mit einem Worte, es ist ein gutes Lehrbuch, das wir hier vor uns haben, und auch Lehrer humanistischer Anstalten werden darin manches bei ihrem Unterrichte Verwendbare finden.

Ansbach. S. Günther.

Entgegnung.[1])

In den Blättern für das bayr. Gymnasialschulwesen 1883. Heft 1 (München, J. Lindauer'sche Buchhandlung) werden die Dezimalbrüche von Schlepps wörtlich wie folgt, rezensiert:

„Nach einer pompösen, geschichtlichen Einleitung über die Entstehung der Dezimalbrüche werden die vier Grundrechnungsarten mit denselben oberflächlich und mechanisch gelehrt. Zum Schlusse werden die unvollständigen (abgekürzten) Dezimalbrüche behandelt, dabei aber auch mit den periodischen durcheinander geworfen etc.“

Aus dem Wortlaut vorstehender Rezension geht hervor, dafs der Rezensent selbst kein ganz richtiges Verständnis von der Behandlung der Dezimalbrüche hat[2]); denn unter periodischen Dezimalbrüchen scheint er ganz etwas anderes, als unvollständige und unter unvollständigen Dezimalbrüchen nur abgekürzte zu verstehen. Vielleicht dürfte es sogar für den Rezensenten nicht unzweckmässig sein, das in rede stehende Büchlein über die Dezimalbrüche noch etwas genauer durchzusehen,[3]) um sich selbst Klarheit über das Wesen der immerhin nicht so ganz einfachen Rechnungsweise zu verschaffen. In der Regel werden auf den Schulen die Dezimalbrüche nicht in der Vollständigkeit vorgetragen, wie es nötig ist, um mit ihnen richtig in allen Fällen operieren zu können. Namentlich werden die unvollständigen Dezimalbrüche sehr oberflächlich gelehrt. Der Verfasser hat genug Gelegenheit im praktischen Leben zu beobachten, wie wenig Verständnis davon im Publikum verbreitet ist. Selbst Feldmesser habe ich kennen gelernt, welche nicht einmal die abgekürzte Multiplikation oder Division kannten. Und doch hatten diese Herren auch die höhern Bildungsanstalten, wie Gymnasien oder höhere Realschulen besucht. Überhaupt ist die Unwissenheit auf dem mathematischen Gebiet so allgemein, dafs man sich gar nicht wundert, wenn hier der gröfste Unsinn zu tage gefördert wird. Dieses ist nun aber ein Zeichen, dafs der mathematische Unterricht auf den höheren Bildungsanstalten oft in Händen solcher Lehrer

---

[1]) Der Rezensent von „Schlepps Die Dezimalbrüche“ erlaubt sich seine Duplik in die Form von Bemerkungen zu obiger Entgegnung zu kleiden, um so eine genauere Übersicht über die divergierenden Ansichten der Beteiligten möglich zu machen.

[2]) Der Rezensent hat ein ganz richtiges Verständnis von den Dezimalbrüchen, denn er ist akademisch gebildeter Mathematiker, und gerade deshalb versteht er etwas anderes unter periodischen als unter unvollständigen Dezimalbrüchen, welche letztere gewöhnlich als abgekürzte bezeichnet werden.

[3]) Der Rezensent hat das zensierte Büchlein genau durchstudiert, aber nicht etwa, um Klarheit in der Lehre von den Dezimalbrüchen zu gewinnen, sondern weil er es nie wagen würde, ein Buch, das er nicht gründlich kennt, zu rezensieren.

ist, die selbst kein Verständnis von demselben haben.[1]) „Zum Schlusse“ meint der Herr Renzensent, „werden die unvollständigen (d. h. nach seiner Ansicht abgekürzten) Dezimalbrüche behandelt“. Soviel Worte, soviel Irrtümer![2]) Zum Schlufs des Buches wird nämlich bemerkt, dafs Jost Bürgi als Erfinder der Dezimalbruchrechnung zu nennen ist. Dagegen bilden die unvollständigen Dezimalbrüche den 2. Abschnitt der ganzen Abhandlung und sind diese gerade besonders sorgfältig behandelt, weil sie im praktischen Leben in der angewandten Mathematik eine grofse Rolle spielen. Die periodischen Dezimalbrüche sind unvollständige Dezimalbrüche[3]) und konnten an keinem anderen Platze behandelt werden, als hier im 2. Abschnitt. Die Konfusion kann doch nur im Kopfe des Rezensenten vorhanden sein, während in dem Buche auch nach Ansicht anderer Herren Rezensenten alles wohl geordnet ist. Nach der Ansicht des Herrn Rezensenten werden die vier Grundrechnungsarten oberflächlich und mechanisch gelehrt. Eine gelehrte Sprache ist dem Zweck des Buches entsprechend grundsätzlich vermieden und ist das, was zu sagen war, in schlichten Worten erzählt, aber so, dafs es jeder mit gesunden Menschenverstande auch verstehen kann, ohne vorher grofse mathematische Studien gemacht zu haben.

„Das Bemerkenswerteste und fast Unglaubliche an demselben ist, dafs es bereits in zweiter Auflage erschien“ so fährt der Herr Rezensent in seiner absprechenden Kritik fort. Allerdings ist das Buch bis zu hunderten von Exemplaren bereits von fast allen gröfsten bis zu den kleinsten Bahnverwaltungen in Preufsen, von Landesdirektionen und anderen hohen Behörden in zahlreichen Exemplaren gekauft worden, zum Zeichen, dafs dasselbe doch nicht so unbedeutend, mangelhaft und wenig exakt sein mufs, wie der Herr Rezensent es bezeichnen zu müssen glaubt. Aus diesem Grunde hat das Buch auch die 2. Auflage erlebt. „Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen wird höchst unnötiger Weise“, meint der Herr Rezensent, „vorbehalten“, Dem Herrn Rezensenten diene zur Nachricht, dafs das Buch bereits in's Litauische übersetzt ist.[4])

Greifenberg, den 17. Februar 1883. Schlepps.

---

[1]) Die hier angeführten Übelstände haben teilweise früher existiert, verschwinden aber um so mehr, je mehr auch der elementare Rechenunterricht an den höheren Schulen in die Hände von Fachmännern gelegt wird (in Bayern seit ca. 15 Jahren).

[2]) Wenn unter dem Schlusse eines Buches nur die letzten Zeilen desselben verstanden werden, so hat der Rezensent allerdings geirrt!

[3]) Ein periodischer Dezimalbruch ist ein solcher, dessen letzte Ziffern sich ohne Ende wiederholen; z. B. $\frac{19}{22} = 0,8636363$...... Ein unvollständiger oder abgekürzter Dezimalbruch ist ein solcher, dessen letzte Stellen nicht genau bekannt sind; wenn z. B. die Entfernung $AB = 7,52$ km. gegeben ist, so ist 7,52 ein unvollständiger Dezimalbruch, weil er nicht angibt, dafs AB genau gleich 7520 m ist, indem diese Entfernung recht gut um einige Dezimeter oder Meter gröfser oder kleiner sein kann. Mit dem Ausspruch „die periodischen Dezimalbrüche sind unvollständige“ hat der Verfasser in den Augen aller Mathematiker sein Buch und seine Fähigkeit zu arithmetisch-mathematischer Schriftstellerei gerichtet und verurteilt; er hat weit entfernt, eine Konfusion im Kopfe des Rezensenten zu konstatieren, in einer wirklich anerkennenswert — unegoistischen Weise die Kritik des Rezensenten als wahr bestätigt.

[4]) Dem Rezensenten hat es in Anwandlung von Gutmütigkeit früher einigemale leid gethan, seine Kritik in etwas ironischer Weise geschlossen

Molières Leben und Werke vom Standpunkte der heutigen Forschung von R. Mahrenholtz. Heilbronn. Gebr. Henninger. 1881.

Dieses Buch bildet den II. Band der von Prof. Körting und Prof. Koschwitz herausgegebenen Französischen Studien, einer in zwanglosen Heften erscheinenden Zeitschrift, welche umfangreichere Arbeiten von wirklich wissenschaftlichem Wert aus dem Gebiete besonders der neufranzösischen Philologie rascher veröffentlichen und zu gröfserer Verbreitung bringen will, als es sonst möglich wäre.

Mahrenholtz, dessen Name als Molièrist schon längst einen guten Klang hat durch die zahlreichen trefflichen Abhandlungen, welche er in Herrigs Archiv, im Molière-Museum, in der Zeitschrift für neufranzösische Sprache und sonst geliefert hat, gibt uns hier eine streng wissenschaftliche Biographie des grofsen französischen Dichters mit gewissenhaftester Berücksichtigung aller bisherigen bedeutenden Veröffentlichungen. Da von einer Detailbesprechung hier nicht die Rede sein kann, eine blofse rubrikmäfsige Aufzählung der einzelnen Abschnitte aber den Lesern nichts nützen würde, so möge es genügen, wenn ich sage, dafs der Verfasser nicht nur mit grofser Genauigkeit und kritischem Sinn das ihm vor-

---

zu haben. Er dachte sich, dafs das Büchlein wohl nur als Geschenk an persönliche Freunde des Verfassers Verbreitung gefunden haben könne und ungelesen und unschädlich in entlegenen Büchergestellen vergessen liege. Aber nachdem er nun erfahren, dafs das Machwerk wirklich eine weite Verbreitung gefunden, freut er sich seiner scharfen Rezension.

Leider glauben in der Jetztzeit sehr viele Leute, ihre allgemeine oder spezial-wissenschaftliche Bildung durch Herausgabe eines Buches oder Büchleins dokumentieren zu müssen. So wird neben vielem Gediegenen und Guten auch sehr vieles durch den Druck veröffentlicht, das erst im Papierkorbe seinen Wert bekommt. Davon weifs der Rezensent zu berichten, da er sämtliche deutsche Programme und auch sonst manchmal viele derartige Dinge in die Hände bekommt. Ja, ein Lehrer hat ihm ein Rechenbuch zu handen geschickt, welches bereits in 13 Auflagen erschienen und etwa dutzendmal von Schulräten und Zeitungen günstig rezensiert war, und trotzdem prinzipielle Verstöfse enthielt, die einem Quartaner nicht zu verzeihen wären. (Der Rezensent hat dieses Buch nicht besprochen, weil er zu dem Verfasser desselben in persönliche Beziehungen getreten war, und letzterer die Korrektur der Mängel für die folgende Auflage versprach. Aber im allgemeinen werde ich stets gegen den Dilettantismus in der Mathematik, und gegen die Anmafsung der Dilettanten, zu schriftstellern, zu felde ziehen, unter der Führerschaft der Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht, welche unermüdlich die leider nicht wenigen Bücher brandmarkt, die zur Schmach des deutschen Schulwesens in fünften und sechsten Auflagen die mathematische Unwissenheit ihrer Verfasser veröffentlichen.)

Dem Machwerk von Schlepps allein wäre ein so langer Aufsatz nicht gewidmet worden; er soll ein Fehdebrief sein gegen die Bücherschreibwut Unfähiger in unserm Jahrhundert; möge nicht nur für die Poesie, sondern für alle an die Öffentlichkeit tretenden Leistungen das Wort des Horaz immer mehr zur Geltung kommen:

Mediocribus esse poetis
Non homines, non di, non concessere columnae!

Neuburg a/D. A. Schmitz.

---

liegende Material benützt und gesichtet hat, sondern überall auch als selbständiger Forscher sich zeigt, und dafs wir ihm für seine tüchtige Leistung besten Dank schulden, weil sie uns der lästigen und oft unerfüllbaren Aufgabe überhebt, beim eingehenden Studium irgend eines Molièreschen Stückes alle die vielen Abhandlungen zu suchen und durchzuarbeiten, welche über dasselbe in Einzelausgaben und den verschiedenen Zeitschriften erschienen sind. Vorliegendes Werk füllt neben der im vergangenen Jahre erschienenen Molièrebiographie von Prof. Lotheissen[1]) in der that eine sehr fühlbare Lücke aus und wird mit ihm in zukunft als feste Grundlage des Molière-Studiums dienen.

Augsburg. G. Wolpert.

Literarische Notizen.

Gedichte von Martin Greif, 3. durchgesehene und stark vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1883. S. 441. Der im Jahrgang 1882 S. 383 angezeigten 2. Auflage von Greifs Gedichten ist bald eine neue, stark vermehrte Auflage gefolgt. Es erscheint dies als ein Beweis, dafs, wie Greif als Dramatiker immer mehr zur Würdigung gelangt, so auch seine lyrischen Gedichte nunmehr in weiteren Kreisen des deutschen Volkes die gebührende Anerkennung finden. Das früher Gesagte gilt auch von den neu hinzugekommenen Gedichten. Der Grundzug der ‚Lieder' ist ernst, nicht frei von Schwermut. Der verlorenen Jugend, Liebe und Freundschaft weifs der Dichter ergreifende Worte zu leihen, doch geht er nicht im Schmerze unter: die beseeligende Hoffnung verklärt das Leid, mildert den Schmerz. Die ‚Naturbilder' atmen Tiefe der Empfindung und zeugen von einer immer neuen und originellen Anschauung und Auffassung der Natur. Mit einer einfachen Wendung zeichnet er uns oft ein schönes, stimmungsvolles Gemälde. Viele der Naturbilder sind geist- und herzerfrischend, manche, wie der ‚Hymnus an den Frühling' erhaben und schwungvoll. Unter den zahlreichen Balladen und Romanzen dürften sich mehrere für den Vortrag von Gymnasialschülern bei Festakten eignen, so z. B. S. 174 Der ‚Mönch von Lorsch' (Thassilo II. von Bayern), S. 178 ‚Der stumme Kläger'. Die Sprache ist durchweg meisterhaft, der Klang der Worte melodisch. Der ‚Torso von Belvedere' in Distichen, eines der neuhinzugekommenen Gedichte scheint sowohl wegen des Versmafses als auch wegen des Inhaltes unter den Balladen nicht gut untergebracht.

Dr. H. Warschauers Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische herausgegeben von Dr. C. G. Dietrich. 2. Teil. Aufg. zur Wiederh. der Kasuslehre u. zur Einübung der übrigen Syntax. 3. Aufl. Leipzig. Georg Reichardt 1882. gr. 8. XVI und 207 S. ℳ 1,60. — Hiezu im gleichen Verl. von den gleichen Verf. Vokabularium. 2. Teil. 3. Aufl. Zugleich eine Sammlung der gebräuchlichsten Redensarten der klassischen Latinität. gr. 8. IV. u. 100 S. ℳ 0,40. Der neue Bearbeiter dieser schon früher B. 15 S. 324 ausführlich besprochenen Bücher hat, ohne eine tiefergreifende Umgestaltung vorzunehmen, manche Punkte verbessert und besonders die Bemerkungen am Schlusse des Übungsbuches umgearbeitet.

[1]) Molière, sein Leben und seine Werke, Frankfurt a. M. (Rütten und Loening.) 1880. Von demselben Verfasser erschien auch eine „Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert“ (Wien I. Band 1877/78; II. Band 1879) ein ganz vorzügliches Werk.

A. Balbis Allgemeine Erdbeschreibung. Ein Hausbuch des geographischen Wissens. 7. Auflage. Vollkommen neu bearbeitet von Dr. J. Chavanne. Wien. Hartleben. 1883. 45 Lief. à 75 ₰ Dafs dieses nahezu fünfzigjährige Buch sich trotz der Überschwemmung des geographischen Büchermarktes mit Hand- und Lesebüchern bis heute erhalten hat, dürfte ein Beweis für seine besondere Brauchbarkeit sein. In dieser neuesten Umgestaltung ist es vollkommener als je. Die Forschungen der Gegenwart sind gewissenhaft verwertet, so z. B. für die Schilderung Deutschlands die neue bedeutende Schrift von O. Delitsch: „Deutschlands Oberflächenform". (Breslau. 1880). Die besonders sorgfältig behandelte Statistik beruht auf den neuesten Zählungen. Eine angenehme Beigabe sind die vielen zum Teil recht gelungenen Illustrationen und Karten.

Das Wissen der Gegenwart. Deutsche Universalbibliothek für Gebildete. Leipzig, Verlag v. G. Freytag, und Prag, Verl. v. F. Tempsky. 1882. Die Veranstalter dieses Unternehmens verfolgen den Zweck „dem Gebildeten auf jedem einzelnen Gebiete wie auf dem Gesamtgebiete der Wissenschaft vom Standpunkte der heutigen Forschung aus eine befriedigende Aufklärung, Belehrung und Anregung zu bieten". Die vorliegenden Bände, sowie die Namen der Mitarbeiter, von denen viele hervorragende Vertreter ihrer Wissenschaft sind, berechtigen zu dem Urteile, dafs wir es hier nicht mit Popularisierungen wissenschaftlicher Gegenstände durch Dilettanten zu thun haben, sondern dafs in Wahrheit eine Fundgrube des Wissenswürdigsten, zwar in allgemein verständlicher Darstellung, aber auf grund der neuesten Forschungen mit wissenschaftlichem Ernste dargestellt, geboten wird. Es ist bei der Sammlung ein Umfang von 200—300 Bänden in aussicht genommen, von denen jeder Band ein Ganzes, aber zugleich einen Baustein zu dem Gesamtgebäude bilden soll. Der Preis ist ein erstaunlich billiger. Jeder einzelne Band kostet in hübschem Leinwandeinband 1 ℳ. Die Ausstattung bezüglich des Papiers und Druckes ist eine vorzügliche; jeder Band ist einzeln verkäuflich. Von den bisher erschienenen Bänden verzeichnen wir „Die Geschichte des 30jährigen Kriegs" von Prof. Dr. Gindely in Prag (in 3 Abteilungen zu je 1 ℳ), wovon später eine ausführliche Besprechung in d. Bl. erscheinen wird. Ein anderer mit vielen Abbildungen versehener Band enthält die „allgemeine Witterungskunde von Dr. G. Klein. Im letzten Abschnitt wird betreffs der Vorausbestimmung des Wetters den allzu sanguinischen Hoffnungen, die man jetzt in dieser Beziehung nicht selten hegt, mit Besonnenheit entgegengetreten. Der Australkontinent und seine Bewohner von Dr. K. E. Jung hat einen Mann zum Verfasser, der durch seine Reisen und durch mehrjährigen Aufenthalt in diesem Erdteile am besten berufen ist, den so spröden Erdteil zu beschreiben. Die deutsche Einwanderung, die Bedeutung des deutschen Elements in der wirtschaftlichen Thätigkeit der dortigen Kolonien, der gegenwärtige Stand des deutschen Verkehrs mit Australien hat eine besondere Berücksichtigung gefunden. Endlich nennen wir noch 2 Bände von Prof. Dr. E. Taschenberg, davon ersterer (mit 70 Abbildungen) die Insekten nach ihrem Schaden und Nutzen, der andere mit (88 Abbildungen) die Verwandlungen der Tiere enthält.

Auszüge

aus d. Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien. 1882.

3.

I S. 161—173. Zu griechischen Inschriften, besonders kleinasiatischer Herkunft. Von G. Hirschfeld. 1. Die Be-

nennung υἱὸς πόλεως, δήμου, βουλῆς, γερουσίας, νέων bezieht sich nicht auf Knaben, welche auf öffentliche Kosten erzogen wurden, sondern entspricht unseren heutigen ‚Ehrenbürgern‘ oder ‚Ehrenmitgliedern‘. 2. A im griech. Osten. — S. 173—182. Zur Methode des geometrischen Unterrichtes am Gymnasium. Von J. Odstrčil. S. 193—208. Anzeige des 2. Bandes (lit. J—Z) von Georges' lateinisch-deutschem Handwörterbuch. Von Allgayer. (Berichtigungen und Nachträge). III. S. 230—233. Über die Frage, welches Alter als Minimalalter für die Aufnahme ins Gymnasium festzustellen ist. Von A. v. Wilhelm. Bei den Konferenzen der österr. Landesschulinspektoren für Kultus und Unterricht wurde als Minimalalter das vollendete 10. Jahr beantragt; Verfasser verlangt das vollendete 9. Jahr. Die Zahl der unter 10 Jahren ins Gymnasium eintretenden Schüler sei eine geringe; es komme vor allem darauf an, ob die nötige geistige Reife vorhanden sei. Vor dem vollendeten 9. Jahre sei sie allerdings nicht vorhanden. Aber mancher besitze sie schon mit 9 Jahren, andere noch mit 12 Jahren nicht. Vor dem Eintritt unreifer oder nicht gehörig vorgebildeter Schüler schütze am besten eine eingehende und strenge Prüfung, einen Schlagbaum brauche man deshalb nicht aufzurichten.

4.

I S. 249—270. *Quo tempore oratio* περὶ τῶν πρὸς Ἀλέξανδρον συνθηκῶν *habita esse videatur et quid de auctore huius orationis sit statuendum.* Von A. Kornitzer. — II. S. 277—287. Anzeige von Georges Lateinisch-deutschem Handwörterbuch. Von Allgayer (Schlufs).

5.

I S. 329—336. Wieland im Faust. Von R. M. Werner. Die Worte Fausts (1. Teil 5, 89 ff.): „Jetzt erst erkenn' ich, was der Weise spricht u. s. w.“ sei gedichtet mit Bezug auf folgende Stelle in Wielands Musarion: „Doch, auch die Weisheit kann Unsterblichkeit erwerben. Wie prächtig klingt's, den fesselfreien Geist Im reinen Quell des Lichts von seinen Flecken waschen.“ etc. (Referent hat eine Ähnlichkeit nicht entdecken können). — S. 336—338. Über *infimus* und *infimior*. Von H. Rönsch. Im cod. Ashburnhamiensis (3. Buch Mosis) finden sich Zeugnisse für infimus als Positiv und infimior als Komparativ.

6.

I S. 411—429. Beiträge zur Kritik und Erklärung von Tacitus' Historien lib. I. und II. Von J. Prammer. — S. 429—433. Zu Julius Valerius. Von G. Landgraf. Als Lebenszeit des J. V. ist die Wende des 3. Jahrhunderts n. Chr., als seine Heimat Afrika anzusehen, was aus zahlreichen Proben seiner Diktion gefolgert wird. Textesverbesserungen. — S. 434. Zu Livius. Von A. Zingerle. Die Stelle 28, 23,1 sei so herzustellen: atque haec tamen hostium iratorum ac tum maxime dimicantium, iure belli in armatos repugnantisque, caedes edebatur. — III. S. 466—473. Die neuen Lehrpläne für die höheren Schulen in Preufsen.

7.

I S. 491—503. Zu griech. Inschriften, bes. kleinasiatischer Herkunft. Von G. Hirschfeld. Die Ansicht, dafs durch die in der archäologischen Zeitg. 1879 S. 132 unter Nr. 261 veröffentlichte fragmentarische Inschrift aus Olympia die Existenz musischer und scenischer Agone in Olympia zur Kaiserzeit bewiesen werde, ist zu verwerfen. Es sind in Neapel gefeierte ἀγῶνες ἰσολόμπιοι zu verstehen, deren Anerkennung in Olympia erholt werden mufste. Κρυπτὴ ἔσοδος, κρυπτὸς περίπατος bedeutet nicht verborgener (d. i. geheimer), sondern ‘verdeckter’

Eingang, beziehungsweise Gang. Die Inschrift von Tralles (s. bulletin de l'école française I S. 55) enthält mehrere grofsartige Leistungen von Agoranomen, darunter einen verdeckten Gang auf der Agora. III S. 559—664. Eusebius Czerkawsky, Verhandlungen und Anträge der im Jahre 1879 von dem galiz. Landesschulrate zur Prüfung, beziehungsweise Reform des Gymnasiallehrplans berufenen Kommission. Das Referat enthält die Anführung der wichtigsten Punkte von Czerkawskys Schrift, der die Aufgabe hatte, die Ergebnisse der Verhandlungen mit eingehender Motivierung für die Öffentlichkeit darzulegen. Gelobt werden die dem festgestellten Lehrplane vorangehenden Motivierungen, getadelt wird, dafs durch die etwaige Einführung eines von dem im Reiche so verschiedenen Lehrplans die Freizügigkeit nahezu aufhoben werde.

8. 9.

I S. 571—583. Die hochadelige Akademie zu Kremsmünster (1744—1788). Von G. Wolf. Dem Magen der hochadeligen Cavaliere wurde mehr zugemutet als ihrem Geiste. S. 583—587. Eine neue Ansicht über den Verf. der Schrift περὶ κόσμου. Von H. Becker. Die (übrigens nicht neue) Ansicht Th. Bergks, Nikolaos von Damaskos sei der Verf. der genannten Schrift, ist eine grundlose Hypothese; ebenso unrichtig ist es, dafs der Alexander, dem er sie gewidmet, der älteste Sohn des Herodes sei. — S. 587—596. Die am Stamm durch — *in* — erweiterten lat. Verba. Von H. Rönsch. aginare, alipinare, bovinare, coquinare etc. sind Stammeserweiterungen von agere alipes bovere (= boere, boare) coquere u. s. w. S. 506. Zu Hor. Carm. III, 4, 46. Von J. Huemer. Statt des tautologischen urbes ist imbres zu lesen.

10.

I S. 731—732. Zu Verg. Än. I, 393 ffg. II, 442 ffg. II, 479 ffg. Von E. Eichler. Erklärungsversuche der angeführten, vielbehandelten Stellen. S. 734--735. Zur Exegese von Soph. Philokt. 144.—III 779—787. Die neue Ordnung der Entlafsungsprüfungen an den höheren Schulen in Preufsen. Angabe der wichtigsten Bestimmungen, mit möglichster Anlehnung an deren Wortlaut.

11.

I S. 811—817. Die Sage von Gordios. Von F. Rühl. — S. 817—819. Zur Batrachomyomachia. Von A. Ludwich. Verlauf des Kampfes, Plan der Kampfesschilderung, Besserungsversuche. — III. 873—880. Die Bedeutung Vergils für die Schule. Von J. N. Fischer. Vergil wurde schon im Altertum gefeiert wie kein anderer Dichter, frühzeitig in den Schulen gelesen, im Mittelalter eifrig kultiviert. Die Lektüre Vergils ist geeignet, in sachlicher, formaler und ethischer Hinsicht durch Erweiterung des Wissens, durch Läuterung und Ausbildung des Geschmacks, und durch Bildung des Charakters vorteilhaft auf die Schüler zu wirken.

12.

I S. 891—803. Miscellaneen. Von J. La Roche. 1. Belege, dafs auch Prosaiker sich oft von dichterischen Reminiscenzen und Nachbildungen nicht freihalten konnten. 2. Beispiele für παρεῖναι (auftreten) mit ἐπὶ, εἰς, πρὸς c. Accus. 3. Beispiele für ausgefallenes oder zugesetztes ἄν. 4—34. Emendationen zu Plutarchs Fab. Max. und Cic., Theognis, d. Hymnen, Hes. Theogonie, Apoll. Rhodius. — S. 903. Zu Arist. Vög. 488 ffg. Verteidigung der vulgata ὑποδησάμενοι gegen Kocks Konj. ἀποδύσοντες. — III. S. 937—946. Bedeutung Vergils für d. Schule. Von J. N. Fischer (Schlufs).

1883. 1.

I S. 1—7. Handschriftliches zu Cicero und Pseudosallustius. Von M. Petschenig. Lesarten der Admonter Hdschr. nr. 583 saec. XII zur Rede pro Marc. (bis § 31). Sie gehört zur Klasse G E (Gemblacensis, Erfurtensis). Das nämliche Manuskript enthält auch die sog. invectivae Sallustii in Tullium et invicem, aber wieder unvollständig, stimmt jedoch mit dem ältesten aller bezüglichen codices, dem Harleianus 2716 s. IX—X überein. Verzeichnis der Lesarten. Der übrige Inhalt des Mskr. sind Notizen zum Cato maior und Laelius. — S. 7—14. Glossographisches. Von H. Rönsch. — S. 12. Zu Luc. *dial. meretr.* 9. c. 2 und zu Aristoph. Lysistr. 816. Von A. Baar. An ersterer Stelle: πρὸς δὲ σὲ οὐκ ἂν εἶπον, ἀλλ' ἃ ἤκουσα ἐβουλόμην εἰπεῖν vermutet B.: οὐχ ἃ εἶπον; an der 2. St. ὑμῶν st. ἡμῶν.

2.

I S. 81—95. Zur Methodik des deutschen Unterrichts in der II. Klasse. Von A. Baran. — S. 95. Zu Aristoph. Ritt. 814. Von A. Baar. In der Stelle ὃς (Θεμιστοκλῆς) ἐποίησεν τὴν πόλιν ἡμῶν μεστὴν εὑρὼν ἐπιχειλῆ vermutet B. κείνην statt μεστὴν. ἐπιχειλῆ bedeute „voll bis zum Rande“, μεστὴν sei ein Glossem dazu.

3.

I S. 161—166. Die Catullusrecension des Guarinus. Von E. Abel. Diese stammt nicht, wie G. Voigt will, von dem älteren Guarinus Veronensis, sondern von dessen Sohn Baptista. — S. 167—171. Zu Tac. Hist. I u. II. Von J. Prammer. Erklärungen zu 12 Stellen. S. 171—173. Etymologisches: *mantissa* und *mustricula*. Von H. Rönsch. Mantissa ist auf mantica (Mantelsack, Reisetasche) zurückzuführen, letzteres aus mantum oder mantus gebildet. Durch die Zwischenstufen manticissare (einsacken) und manticissa ist mantissa (ein kleiner Gewinn, eine Zugabe) entstanden. Mustricula der Schuhleisten ist Deminutiv zu monstra = monstricula, von monstro, archaisch mostro. Vgl. ital. mostra, deutsch Muster. — S. 173. Zu Ovid. Met. IV, 259. Von K. Schenkl. Statt nympharum impatiens ist zu schreiben nympha larum impatiens. — III S. 225—231. Über den Unterricht in der Naturgeschichte am Gymnasium. Von L. Waigel.

4.

I S. 241—249. Ambrosius und der Übersetzer des Josephus. Von F. Vogel. Die unter dem irrtümlichen Namen des Hegesippus bekannte lateinische Übersetzung des Josephus stammt nicht von Ambrosius. — S. 249—252. Verg. Ecl. IV, 60—63. III 53. f. Von R. Maxa. S. 252—254. Zu Caes. bell. gall. Von J. Prammer. Emendationen zu I, 1, 5. I, 24, 2. I, 43, 3. V, 43, 5. VI, 29, 1. — S. 254. Zu Luc. *de mort. Peregr.* Von A. Baar. st. ἐγείραντος ἐκώκυε ist zu lesen ἐγείραντος, ὁ δ' ἐκώκυε. III. S. 303—311. Der deutsche Unterricht im Obergymnasium. Von J. Schmidt. Die Literaturgeschichte darf nicht Lehrgegenstand des Gymnasiums sein. Nur die Haupterscheinungen der Literatur sind der Jugend vorzuführen: Klopstock, Lessing, Goethe, Schiller. Dieser Satz werde durch die berufensten Fachmänner bestätigt. Verf. stellt den österr. Organisationsentwurf dazu in Vergleich. Derselbe führe, wenn er auch gegen den zusammenhängenden Unterricht in der Literaturgeschichte sich erkläre, diesen doch auf Umwegen wieder herein. Zum Schlusse werden Vorschläge für die deutsche Lektüre in der 6., 7., 8. Klasse gemacht.

Berichtigung: In dem Berichte über d. XIII. Generalversammlung des bayr. Gymnasiallehrervereins S. 18 Z. 12 ist statt Einhauser (München) zu lesen: Dr. Fleischmann (Schweinfurt).

Druck von H. Kutzner in München.

Zum XXII. und XXIII. Buche von Livius.

XXII, 55, 6—8.

illud per patres ipsos agendum —, ut tumultum ac trepidationem in urbe tollant, matronas publico arceant continerique intra suum quamque limen cogant, conploratus familiarum coerceant, silentium per urbem faciant, nuntios rerum omnium ad praetores deducendos curent, suae quisque fortunae domi auctorem expectent, custodesque praeterea ad portas ponant, qui prohibeant quemquam egredi urbem, cogantque homines nullam nisi urbe ac moenibus salvis salutem sperare. ubi conticuerit recte tumultus, tum in curiam patres revocandos consulendumque de urbis custodia esse.

Das im Cod. Put. und in den übrigen alten Hdschr. vor *tumultus* stehende *recte* ist nicht in befriedigender Weise zu erklären. Es ist dies wohl auch der Grund, warum sich das Wort in einigen jungen Hdschr. und in den meisten älteren Ausgaben vor *tum* findet. Mit dieser Umstellung ist aber nichts gewonnen; denn recte pafst zu revocandos ebensowenig, wie zu conticuerit. Während Alschefski (in der gröfseren Ausgabe), Heerwagen und Weifsenborn (in den älteren Aufl.) noch den Versuch machten, es als Adverbium zu conticuerit zu erklären, die beiden letzteren allerdings nur bedingungsweise mit den Beisätzen: „wenn das Wort hier überhaupt richtig ist", „wenn es anders richtig und nicht aus den letzten Sylben von conticuerit entstanden ist", hat man in neuerer Zeit, gewifs mit Recht, seine Verteidigung ganz fallen lassen; so ist recte in den neueren Auflagen von Weifsenborn und in den Ausgaben von Wölfflin und Tücking als unecht bezeichnet, in der von Madvig aber ganz beseitigt, wie es schon früher Alschefski in der kleineren Ausgabe weggelassen hatte.

Wie ist nun aber das Wort in die Hdschr. geraten? Dafs es durch Dittographie aus den letzten Silben von conticuerit oder, wie Madvig annimmt, aus rit tu entstand, ist zwar nicht unmöglich, sehr nahe aber liegt diese Möglichkeit nicht; denn recte hat doch ein merklich verschiedenes Aussehen. Es fragt sich also, ob es nicht einem leichter erklärlichen Versehen sein Dasein verdankt. Was Weifsenborn früher einmal vorschlug, repens statt recte zu schreiben, hat er selbst nicht aufrecht erhalten. Abgesehen davon, dafs die Änderung keine leichte wäre, warum sollte Livius, nachdem er vorher schon zweimal (c. 54, 8 u. 55, 6) den tumultus erwähnt hat, ohne ein Attribut beizufügen, gerade an dieser Stelle repens beisetzen? Der Zusammenhang, in welchem der Satz mit dem Vorhergehenden steht, scheint mir ein anderes Wort nahe zu legen.

Livius berichtet in diesem Kapitel von den ersten Schritten, die in Rom geschahen, als sich das Gerücht von der furchtbaren Niederlage bei Cannä verbreitet hatte. Die Prätoren beriefen den Senat in die Curie zu einer Beratung über den Schutz der Stadt. Man war aber noch zu keinem Beschlusse gekommen, als die Sitzung gestört wurde durch das Geschrei von jammernden Frauen. Da war es Qu. Fabius Maximus, der besonnene Ratschläge erteilte. Erstlich müsse man, sagte er, durch flinke Reiter sichere Erkundigungen einziehen über das Schicksal des römischen Heeres und über den Aufenthalt und die nächsten Absichten Hannibals. Ferner müsse man — und diese Aufgabe weist er den Senatoren selbst zu — dem Lärm und der Bestürzung in der Stadt ein Ende machen.

So übersetze ich tumultus und trepidatio. Oben (c. 54, 8) hat Livius den damals herrschenden Zustand mit den Worten *pavoris tumultusque* bezeichnet. Das bei Livius aufserordentlich häufig vorkommende Wort tumultus wird von ihm sehr oft gerade in dieser Bedeutung gebraucht. Hier ist unter dem Lärm zu verstehen das Geschrei (§ 3) der vor der Curie jammernden Frauen und die lauten Klagen der Familien über den befürchteten Verlust von Angehörigen. Auch sonst treten bei Livius die Wörter tumultus und clamor für einander ein, so I, 39, 2. II, 23. 7. II, 45, 11–12. III, 3, 4—5. IV, 50, 2—4. VIII, 27, 8—9. XXI, 28, 3; 33, 6 u. 8. XXIV, 31, 10. XXVII, 15, 15; 42, 1. XXX, 6, 1—2; 18, 6. Oft werden sie als Synonyma mit einander verbunden, so IX, 31, 8. XXII, 45, 3. XXIV, 7, 6. XXV, 10, 1; 39, 9. XXVI, 5, 9. XXVIII, 2, 3. Auch tritt dem Worte tumultus, wie hier, öfters silentium als Gegensatz gegenüber, so XXI, 33, 10. XXIV, 24, 5; 40, 11. XXV, 23, 17. XXVII, 15, 14. — trepidatio aber wird häufig in der Bedeutung Bestürzung gebraucht, so I, 27, 8. III, 3, 2. X, 43, 15. XXIII, 20, 10. XXVIII, 14, 10. XXX, 5, 8; 6, 2. Wie hier trepidatio für pavor eintritt, so tritt XXIII, 37, 7 pavor für das § 5 gebrauchte trepida ein, ebenso XXVI, 44, 5 u. XXXVII, 21, 3 (vgl. 20, 11) pavor für trepidatio; XLIV, 10, 1 trepidans für pavor.

An den ersten das Allgemeine enthaltenden Satz mit ut schliefst sich nun eine Reihe von koordinierten Sätzen an. Bei den drei ersten von ihnen ist hauptsächlich an den tumultus zu denken; denn wenn die Frauen in ihre Häuser zurückgedrängt waren und die lauten Totenklagen der Familien verstummten, so hatte der Lärm ein Ende, die äufsere Ruhe (silentium) war hergestellt. Bei den folgenden Sätzen hat Livius besonders die trepidatio im Auge; denn dadurch, dafs die einzelnen bei den Flüchtigen Erkundigungen eingezogen hatten, war die Bestürzung entstanden, und eine Folge dieser Bestürzung war, dafs viele die einzige Rettung in der Flucht sahen.

Es liegt nun in der Natur der Dinge, dafs es leichter war, dem Lärm einhalt zu thun, als die Bestürzung zu heben. Wenn die Senatoren energisch vorgingen, so mufste es ihnen schnell gelingen, die äufsere Ruhe herzu-

stellen; ob es aber auch gelingen würde, die Bestürzung (trepidatio) zu beseitigen, den Gemütern die nötige Ruhe wiederzugeben, konnte zweifelhaft erscheinen, jedenfalls war hiezu eine längere Zeit erforderlich. Nun ist wohl zu beachten, dafs Livius den nächsten Satz nicht einfach mit tum anschliefst, sondern mit den Worten: ubi conticuerit — tumultus, tum. Also nicht von dem Erfolge aller von ihm empfohlenen Mafsregeln macht Fabius die Wiederberufung des Senates abhängig, sondern nur von dem Verstummen des Lärms. Der Senat mufste ja wegen des Lärms seine Beratung über den Schutz der Stadt unterbrechen, und doch konnte von der Schnelligkeit seiner Entschlüsse die Rettung des Staates abhängen. Daher mufste derselbe sobald als möglich wieder berufen werden. Man durfte also nicht warten, bis die abgeschickten Reiter mit ihren Meldungen zurückkamen, man konnte auch nicht warten, bis die Ruhe in die Gemüter zurückgekehrt war. Aber eines wenigstens mufste man abwarten, ein Ziel mufste erreicht sein schon vor der Wiederberufung des Senats: der Lärm wenigstens mufste verstummt sein.

Somit komme ich zu dem Vorschlage, certe zu schreiben statt recte. Fabius schliefst dann sein Votum ab mit den Worten: Sobald aber der Lärm wenigstens verstummt sei, müsse man die Senatoren von neuem in die Curie berufen und über den Schutz der Stadt beraten. certe kommt in dieser Bedeutung bei Livius häufig vor und zwar steht es nicht nur hinter dem betonten Wort, was die gewöhnliche Stellung bei ihm ist, sondern auch vor demselben, so I, 3, 3. VII, 21, 7. VIII, 30, 10. XXI, 43, 15. XXV, 6, 2. XL, 5, 12. XLII, 42, 9. Ich gebe zwar bereitwillig zu, dafs der Zusammenhang das Wort nicht geradezu fordert; auf der anderen Seite wird man aber auch nicht bestreiten können, dafs es sich ohne Zwang in denselben einfügt, und dafs wohl niemand, wenn es überliefert wäre, an ihm anstofs nehmen würde. Da nun aber die Entstellung von certe in recte gewifs leichter zu erklären ist[1]), als das Entstehen von recte durch Dittographie, so scheint mir die leichte Änderung des überlieferten Wortes den Vorzug zu verdienen vor seiner gänzlichen Beseitigung.

XXIII, 15, 6.

Nuceriae praeda militi data est, urbs direpta atque incensa.

Die in allen beachtenswerten Hdschr. sich findende Lesart Nuceria ist bisher von allen Herausgebern verschmäht worden; mir scheint jedoch der Nominativ sogar den Vorzug zu verdienen vor dem hdschr. schlecht beglaubigten, aber in alle Ausgaben aufgenommenen Genetiv.

---

[1]) Derartige Buchstabenumstellungen finden sich im cod. Put. sehr oft, so XXIII, 1, 8 plaereque statt pleraeque. 8, 6 modo statt domo und incelebris statt inlecebris. 10, 6 cataene statt catenae. 16, 5 coditia statt cotidia. 17, 10 suscepti statt suspecti. XXVII, 16, 8 modum statt domum.

Man vgl. folgende Stellen: Livius VII, 27, 8 *oppidum dirutum atque incensum — praeda omnis militi data.* X, 17, 8 *captum oppidum ac direptum est — et miles ingenti praeda potitus.* X, 19, 22 *castra capta direptaque, praeda ingens parta et militi concessa est.* Ähnlich IV, 47, 4; VI, 2, 12; 13, 6. XXX, 7, 2 *duae subinde urbes captae direptaeque: ea praeda — militi concessa est.* Ebenso XL, 16, 9 u. XLI, 11, 7—8). Caesar B. G. VII, 11, 9 *Oppidum diripit atque incendit, praedam militibus donat.* In diesen zehn Stellen wird immer zuerst mitgeteilt, dafs die Städte (oder das Lager) geplündert wurden, dann dafs die Beute den Soldaten überlassen wurde. Und es ist ja auch diese Reihenfolge sicherlich ganz in der Ordnung. Denn bevor die Plünderung stattgefunden hat, gibt es noch keine Beute zum Verteilen, die Plünderung liefert erst das Material, das man den Soldaten überlassen kann. In unserer Stelle aber würde in umgekehrter Reihenfolge zuerst erzählt, wem die Beute von Nuceria überlassen wurde, und dann erst, dafs die Stadt geplündert wurde.

Anders verhält sich die Sache, wenn wir den Hdschr. folgen und Nuceria in den Text aufnehmen. Dann lassen die Worte folgende Auffassung zu: Nuceria wurde den Soldaten als Beute überlassen: infolgedessen wurde die Stadt geplündert und angezündet. Ähnlich drückt sich Livius aus X, 44, 1 mit den Worten: *consul captum oppidum diripiendum militi dedit, exhaustis deinde tectis ignem iniecit.* Ebenso, auch mit gleicher Wortstellung, ist das Gerundivum gebraucht XXV, 31, 8 *Urbs* (oder *Achradina) diripienda militi data est.* Dafs in unserer Stelle das Substantivum praeda als Prädikatsnomen gebraucht ist, hat nichts Auffallendes. II, 25, 5 schreibt Livius: *oppidum capitur, captum praedae datum;* XXVII, 44, 4 *castra praedae relicta.* So gut nun Livius in manchen Stellen den Dativ dono gebraucht, wie III, 57, 3. IV, 20, 3. VI, 41, 10, in anderen aber donum als Prädikatsnomen, wie II, 22, 6. III, 57, 7. IV, 20, 4. V, 25, 10. XLI, 28, 9, ebenso gut kann hier statt praedae auch praeda als Prädikatsnomen stehen. (vgl. auch II, 5, 9 *praemium — data.*)

Der Name der Stadt Nuceria ist den davongegangenen Einwohnern entgegengesetzt genau so, wie XXIV, 19, 10 der Name der Stadt Casilinum, zu welcher Stelle Weifsenborn bemerkt: „Casilinum, die Stadt selbst im Gegensatze zu den Entkommenen“.

XXIII, 4, 3—4.

hinc senatores omissa dignitatis libertatisque memoria plebem adulari: salutare, benigne invitare, adparatis accipere epulis, eas causas suscipere, ei semper parti adesse, secundum eam litem iudices dare, quae magis popularis aptiorque in volgus favori conciliando esset. iam vero nihil in senatu agi aliter, quam si plebis ibi esset concilium.

Diese Interpunktion der Stelle findet sich in der Weidmann'schen Ausgabe von Weifsenborn. Die anderen Ausgaben weichen in verschiedener

Weise hievon ab, keine aber gibt, wie mir scheint, eine dem Gedankenverhältnis völlig entsprechende Interpunktion, und eben dieser Mangel hat Weifsenborn zu einer unrichtigen Auffassung des letzten Satzes geführt.

Offenbar enthält der erste Satz das Allgemeine, die folgenden das Besondere. Deshalb werden wir uns zunächst denjenigen Herausgebern anschliefsen, welche nach *adulari* einen Doppelpunkt setzten. Während aber Weifsenborn bemerkt: Das Allgemeine wird in vier Gliedern ausgeführt, von denen das letzte wieder dreifach, *eas* — *ei* — *eam*, geteilt ist, nehme ich drei Hauptglieder an. Die kriechende Unterthänigkeit der Senatoren dem Volke gegenüber zeigte sich nämlich in dreifacher Beziehung: 1) in ihrem Verhalten im Privatleben, 2) in ihrem Verhalten in gerichtlichen Angelegenheiten, 3) in ihrem Verhalten in den Senatssitzungen. Das erste Hauptglied ist wieder dreifach geteilt, ebenso das zweite, das dritte, einfache, ist durch iam vero angeknüpft[1]. Um nun diese dreifache Beziehung zur Anschauung zu bringen, wird nach *epulis* und ebenso vor *iam vero* ein Strichpunkt zu setzen sein.

Aus dem bisher Gesagten geht schon hervor, warum ich die von Weifsenborn zum letzten Satze gemachte Bemerkung: „wie in einer stürmischen Volksversammlung" nicht als richtig anerkennen kann. Denn in dem stürmischen Charakter der Senatsversammlungen läge ja keine Schmeichelei dem Volke gegenüber. Übrigens ist auch gar nicht einzusehen, warum es in den Senatssitzungen hätte stürmisch zugehen sollen. Es ist hier nirgends davon die Rede, dafs zwei Parteien, eine aristokratische und eine demokratische, im Senate einander bekämpften, so dafs es dadurch zu stürmischen Debatten gekommen wäre. Vielmehr wird von den Senatoren überhaupt gesagt, dafs sie dem Volke schmeichelten; auch c. 2, 2 lesen wir: *senatum plebi obnoxium Pacuvius fecerat.* Dafs im Jahre 211 nach XXVI, 13 ff. zwei Parteien einander gegenübertraten, kann bei der Erklärung unserer Stelle nicht in betracht kommen. Auch daran ist nicht zu denken, dafs das Volk sich in die Senatssitzungen eindrängte und sich in die Debatten einmischte; es hatte ja dies gar nicht notwendig, da der Senat ohnehin seinen Willen that. Der Sinn des Satzes wird vielmehr folgender sein: Der Senat hatte bei allen seinen Verhandlungen nicht, wie es seine Pflicht gewesen wäre, die salus publica, das Interesse des Gesamtstaates, sondern lediglich das Interesse und die Wünsche des Volkes im auge, so dafs man, wenn man zuhörte, nicht eine Versammlung von Senatoren, sondern eine Versammlung des Volkes vor sich zu haben glaubte.

---

[1]) Vgl. über das bei Aufzählungen zur Anknüpfung dienende, auch bei Livius gebräuchliche iam Drakenborch zu III, 34, 8. Wird das neu Hinzukommende mit besonderem Nachdrucke aufgeführt, so tritt noch vero hinzu.

XXIII, 5, 9.

adicite ad haec, quod foedus aequom dediticiis, quod leges vestras, quod ad extremum, id quod ante Cannensem certe cladem maximum fuit, civitatem nostram magnae parti vostrum dedimus.

Mit Recht haben alle neueren Ausgaben die durch alle alten Handschriften beglaubigte Lesart leges vestras festgehalten; die Lesart leges nostras ist offenbar nichts anderes, als ein infolge mangelhaften Verständnisses gemachter Verbesserungsversuch. Die Erklärung aber, die ich in allen mir zugänglichen Kommentaren finde — es sind die von Drakenborch, Ruperti, Fabri, Alschefski und Weifsenborn — kann ich nicht für richtig halten.

Sie folgen alle der Erklärung von J. Fr. Gronov, welcher zu der Stelle bemerkt: „*nostras tolerari posset, ut respiceretur ad leges a L. Furio praetore datas, cum illi hoc pro remedio aegris rebus discordia intestina peterent: de quo* l. IX, 20. *Sed illud magis decet plenam libertatem deditis redditam. cfr. XLV, 29, 4.*" Darnach erklärt Alschefski leges vestras durch die Worte: *quod legibus vestris uti vos passi sumus.* Weifsenborn meint: Zu leges vestras sei aus dedimus zu denken reddidimus, welches dann, wie IX, 43, 23, im Sinne von lassen aufzufassen sei.

Es wäre dies aber gewifs eine sehr harte Ausdrucksweise, wenn das Verbum zu dem mittleren Objekte in anderer Bedeutung genommen werden müfste, als zu dem ersten und dritten. Wenn nun kein anderer Ausweg übrig bliebe, so müfste man eben zu der Annahme eines Zeugma seine Zuflucht nehmen. Ist denn aber diese gezwungene Erklärung wirklich notwendig? Erstens sehe ich nicht ein, warum man bei einer Rücksichtnahme auf IX, 20 eher nostras, als vestras erwarten sollte, wie auch Weifsenborn annimmt. Warum sollte Varro im Hinblick auf das dort Erzählte nicht sagen können: Erinnert euch, dafs wir euch eure Gesetze (d. h. die bei euch geltenden Gesetze) gegeben haben. Ferner sehe ich nicht ein, warum dieser Gedanke nicht zu der vorhergehenden Erwähnung des foedus aequom passen sollte. Kann denn nicht auch jene Gesetzgebung unter die Verdienste gerechnet werden, die sich Rom um Capua erworben hat? Livius stellt ja die Sache nicht so dar, als ob den Capuanern von Rom die heimischen Gesetze wider ihren Willen genommen und dafür römische Gesetze aufgedrängt worden wären, sondern er erzählt (IX, 20, 5): Es seien den Capuanern vom Prätor L. Furius Gesetze gegeben worden, da sie hierum als Rettungsmittel für ihre durch inneren Zwist zerrütteten Verhältnisse selbst gebeten hätten. Als dann (§ 10) bei den Bundesgenossen bekannt geworden sei, welch segensreichen Einflufs die Capua gegebene Verfassung ausübe, hätten auch die Bewohner von Antium um eine derartige Gesetzgebung gebeten. Es handelte sich also nach Livius nicht um ein Aufdrängen von römischen Gesetzen, wie es unterworfenen Staaten gegenüber üblich war, sondern um eine von den Capuanern selbst erbetene Reform ihrer Verfassung, welche Ruhe

und Ordnung in dem zerrütteten Staatswesen herstellte und dadurch Glück und Wohlstand von langer Dauer (cfr. c. 2,1) begründete. Ob die Gesetzgebung Roms in Wirklichkeit den Capuanern in einem solchen Lichte erschien, kommt bei der Erklärung unserer Stelle nicht in Betracht. Es kommt nur darauf an, wie Livius sie ansah und wie er sie seinen Lesern darstellte. Derjenige, der sie im IX. Buche als eine von den Capuanern ersehnte, segensreich wirkende und daher dankenswerte bezeichnete, kann dieselbe auch hier den Konsul Varro unter den Wohlthaten, welche Capua den Römern zu verdanken habe, aufführen lassen. Kein unbefangener Leser wird, denke ich, wenn er unsere Stelle liest und den Inhalt jenes Kapitels im IX. B. noch im Gedächtnis hat, an andere Gesetze denken, als an die von den Römern Capua gegebenen, zumal da dort auch die gleiche Ausdrucksweise (*legibus — datis*) gebraucht ist.

XXIII, 9, 6.

unus adgressurus es Hannibalem? quid illa turba tot liberorum servorumque?

Weifsenborn nennt den Ausdruck *turba* übertreibend, da nach c. 8, 5 Hannibal aufser Pacuvius Calavius und seinem Sohne nur die beiden Wirte und Vibellius Taurea zur Tafel gezogen habe. Wenn wirklich aufser den zunächst Beteiligten nur drei freie Männer zugegen gewesen wären, so wäre turba freilich eine Übertreibung, die fast als unpassend bezeichnet werden müfste. Weifsenborn hat aber übersehen, dafs Livius c. 8, 5 schreibt: *cui convivio neminem* ***Campanum*** *praeterquam hospites Vibelliumque Tauream — adhibiturus erat,* und c. 9, 4 *ad quam tertius* ***Campanorum*** *adhibitus es ab Hannibale.* Es waren also allerdings aufser Vater und Sohn nur drei Capuaner zugegen. Aber darin, dafs an beiden Stellen der von mir durch den Druck hervorgehobene Beisatz gemacht ist, liegt schon eine Andeutung, dafs wir aufser den Capuanern uns noch andere Gäste bei dem Mahle zu denken haben. Der Ausdruck *turba tot liberorum* aber macht dies zur Gewifsheit. Und warum sollte auch Hannibal nicht einen Teil seiner Offiziere zur Tafel gezogen haben? Denken wir daran, so hat der Ausdruck turba durchaus nichts Auffallendes. Auch XXIV, 7, 5 und XLII, 39, 2 ist mit turba das Gefolge bezeichnet.

Nürnberg. Moriz Kiderlin.

Zu Livius I.

Kap. XIV, 7. *Ibi ... partem militum locis circa densa* ***obsita*** *virgulta obscuris subsidere in insidiis jussit.* So die besten Handschriften. Gronovius las *denso obsitis virgulto*; Weifsenborn streicht *obsita* als Glossem und setzt ***inter*** dafür. Die handschriftliche Lesart läfst sich nur halten, wenn man vor *obsita* die Präposition ***ob*** einsetzt, die ja beim Abschreiben leicht ausgefallen sein kann wegen des folgenden *ob.* Dann heifst *circa* auf *ibi* bezogen, „in der Nähe“ und erhält nach *locis* so

schwache Betonung, dafs die Kakophonie, welche durch die Einsetzung von *ob* schon gemildert ist, völlig beseitigt wird.

Kap. XV, 1. Das Anstöfsige dieser Stelle liegt zunächst in *animi V. — excucurrerunt*; dann aber auch in *si — essent*. Liest man *irritatis V. animis* und setzt vor *si* ein *ut* ein, so sind die Schwierigkeiten gehoben.

Kap. XXIV, 7 ist statt *audi tu, populus Albanus* offenbar *audito p. A.* zu lesen. Denn: 1. ist *tu* überflüssig, wie das unmittelbar vorhergehende *audi, pater patrate* beweist; 2. ist der Nominativ *populus* als Apposition zu *tu* unzulässig; 3. ist das Albanervolk gar nicht anwesend, sondern nur durch einzelne Personen vertreten, kann also auch nicht als anwesend angeredet werden.

Kap. XXIX, 4. ... *cum larem ac penates ... exirent, jam* u. s. w. Zunächst ist der Singular *larem* in verbindung mit *penates* nicht zu verteidigen und selbst, wenn er allein stehen würde, nicht zu halten, da hier von den Hausgöttern der auswandernden Albaner die Rede sein müfste. Sodann mufs die Verbindung der drei Wörter, die einen Begriff enthalten, auffallen; ganz abgesehen davon, dafs mit der Lesart *larem ac penates tectaque* eine cumulatio gegeben wäre, wofür sich bei Livius schwerlich eine Parallelstelle findet. Ebenso auffällig ist der schlotterige Bau der Periode, namentlich durch den nachgeschleppten Temporalsatz *cum ... exirent*, der die Herbeiziehung der folgenden Sätze, die für sich eine Periode bilden, notwendig macht. Mögen Livius anderswo Nachlässigkeiten im Periodenbau nachgewiesen werden, in einer so lebhaften Schilderung, wie sie das 29. Kapitel enthält, verbietet sich eine derartige Annahme von selbst. Es erscheint darum geboten eine Textänderung vorzunehmen. Ich schlage vor, anstatt *cum larem ac* = *cum lacrimis* zu lesen, wofür das gleich folgende *integrabat lacrimas* ohnehin spricht. Für *exirent* ist dann *exierunt* zu setzen, womit die Periode schliefst.

Es sind offenbar drei Momente in der Schilderung zu unterscheiden: 1. das Eintreffen der Schreckensnachricht und die Wirkung, die sie hervorbringt; 2. der Abschied vom häuslichen Herd *(Ut vero* bis *exierunt)*; 3. die Szene auf der Strafse und der Abschied von den Tempeln *(Jam ... impleverat* bis *deos)*. Dem entsprechend sind drei und nicht zwei Perioden von *quae ubi* bis *deos* anzunehmen.

Zweibrücken. Franz Krupp.

Ovids Elegie auf Tibulls Tod (amor. III, 9).

Eine Nachdichtung.

Vorbemerkung. Das vorliegende Gedicht gehört jedenfalls zu den frühesten uns bekannten Produkten der Ovidischen Muse und ist wohl unter dem unmittelbaren Eindruck von Tibulls Tod entstanden. Diese

Vermutung wird gestützt durch die darin stark vorwaltende Rhetorik, die noch ein wenig nach Schule schmeckt, und sich in den reiferen Werken Ovids nicht mehr in dem Mafse findet. Die Elegie hat in der Ausdrucksweise grofse Ähnlichkeit mit den Heroiden. Die amores mögen um dieselbe Zeit oder wahrscheinlich etwas später entworfen und geschrieben worden sein. Der Dichter veröffentlichte die Elegie mit den amores, unter welchen sie allerdings vereinsamt dasteht, vielleicht um zu zeigen, dafs seine Leier auch ernstere und gehaltvollere Klänge anzustimmen verstehe als üppige Liebeslieder. Denn dafs die herkömmliche Ordnung der amores von des Dichters eigner Hand stamme, darf als ausgemacht gelten.

Was das Werkchen an und für sich betrifft, so ist es zwar nicht ausgezeichnet durch hohen Gedankenreichtum oder lyrischen Schwung, aber es geht ein Zug hindurch von aufrichtiger Trauer um den jugendlichen Sänger. Schon der ganze Charakter der späteren Ovidischen Dichtung, der sich nachher fast zur Manier verhärtet, liegt in dem kleinen Gedichte: Das übermütige Tändeln mit dem Stoffe, der melodische Flufs der Verse und die Gewalt über die Sprache. Charakteristisch für Ovid ist ferner die Behandlung der Götterwelt. Er kann sie zwar als poetischen Apparat nicht entbehren, erachtet sie aber doch für ziemlich überflüssig. Den Wohllaut Ovidischer Rhythmen meinte ich nicht besser nachbilden zu können als durch unsern Reim, den oft verkannten. Man verzeihe mir, wenn ich durch den Reim genötigt mich manchmal etwas weiter vom Original entfernt habe, ja sogar zwei Distichen gänzlich beiseite liefs. Dagegen hoffe ich Gang und logischen Zusammenhang der Elegie um so genauer wiedergegeben zu haben.

Nun löse deines Hauptes Lockenfülle
Und weine deinem Sänger, Elegie!
Zu Asche brennt Tibulls entseelte Hülle,
Verklungen ist sein Lied voll Harmonie.
Die Götter selber tragen Leid, die hehren,
Um menschlich Unglück, das die Parze will:
Um Memnon flossen seiner Mutter Zähren
Und Peleus' Gattin klagte um Achill.

Die Fackel lichtlos, mit zerbroch'nem Bogen,
Das muntre Auge thränenübertaut
Steht Amor, dem kein goldner Pfeil entflogen,
Seit auf dem Holzstofs er den Dichter schaut;
Er schluchzt und seine zarten Hände schlagen
Unsanft die Brust von wirrem Haar umwallt.
Auch Venus weint, wie in der Vorwelt Tagen
Sie weinte um Adonis' Huldgestalt.

Der Götter Lieblinge nennt man die Sänger,
Und einen gottbeseelten, heil'gen Stand; —
Doch säumt darob der schnöde Tod nicht länger,
Nach allen streckt er seine nächt'ge Hand.
Die Mutter konnte Orpheus' Los nicht wenden,
Noch dafs ihm willig einst das Wild gelauscht,
Auch nicht der Vater, unter dessen Händen
Der Leier ungern Klageton entrauscht.

Hinab stieg zu des Hades düstren Gründen
Homer, der Urquell aller Poesie;
Der Heldenpreis, den seine Lieder künden,
Sein Sang von Frauentreu' nur stirbet nie.
Auch Nemesis und Delia werden leben
Und überdauern des Geschickes Spiel:
Die eine des Tibullus erstes Streben,
Die andre seiner Liebe neues Ziel.

Was wallt ihr fruchtlos zu den Götterbildern,
Wenn jäh den besten Mann der Tod befällt?
Nicht Opfer können unser Schicksal mildern,
Ein ehernes Verhängnis lenkt die Welt.
Leb' ohne Fehl und bete nach Verpflichtung —
Vom Altar weg wirst du des Grabes Raub,
Ergib dich wie Tibull der edlen Dichtung —
Ein winzig Krüglein bleibt mit leichtem Staub.

So haben wirklich ihn entrafft die Flammen,
An seinem Herzblut fühllos sich geletzt?
Die holde Liebesgöttin schrickt zusammen,
Die Wimpern von des Mitleids Flut benetzt.
Doch besser, ihm erwies am Heimatherde
Denn letzten Dienst die treue Mutterhand,
Als dafs er einsam läg' in fremder Erde,
An des Phäakenvolkes Inselstrand.[1])

Die Schwester sammelt sorglich seine Reste;
Heifs träufeln Thränen auf der Urne Rund;
Das Frauenpaar, das er gefeiert, prefste
Ihm Scheideküsse auf den bleichen Mund.

---

[1]) Anspielung auf Tibull I, 3, 3 ff.

„Er lebte glücklich — wär' er's doch geblieben! —
Als er sich seiner Delia hold bewies!"
„Mir gilt die Trauer, mir nur galt sein Lieben,
Denn sterbend flüstert' er noch Nemesis!"

Auf jenen Au'n, wo sel'ge Geister schweben,
Verweilt sein Schatten jetzt nach Schicksalsschlufs,
An Calvus' Seite naht, mit Eppichreben
Die Jugendstirn umkränzt, Catull zum Grufs. —
Des Lorbeers ewiger Zweig ist ihm beschieden,
Den dankbar selbst die späte Nachwelt reicht;
Kein Frevler störe seines Schlummers Frieden
Und seiner Asche sei die Erde leicht!

Regensburg. Ad. Wittauer.

Wie ersetzt die lateinische Sprache den Konjunktiv Futuri?

Während die lateinische Sprache es mit dem Gebrauche des Indikativs Futuri viel genauer nimmt als die deutsche und sowohl in Hauptsätzen oft das Futurum setzt, wenn wir das Präsens gebrauchen - rus cras cum filio ibo —, als auch besonders in indikativischen Nebensätzen häufig eines der beiden Futura statt des deutschen Präsens verlangt, wenn der Hauptsatz ein Futurum oder einen Futurbegriff enthält — si quaeres reperies; quod acciderit, feramus — ist gerade das Gegenteil der Fall in konjunktivischen Nebensätzen, in welchen ein Futurbegriff enthalten ist. Der Grund hievon ist eben der, dafs die lateinische Sprache keine besondere Form für die Konjunktive der Futura besitzt.

Alle diese konjunktivischen Nebensätze mit Futurbegriff zerfallen in zwei grofse Hälften. Die eine bilden diejenigen Nebensätze, deren Hauptsatz ein Futurum oder einen futurischen Ausdruck enthält oder doch wenigstens futurischen Sinn hat (cf. hierüber besonders die Grammatik von Lattmann-Müller § 119 A. 1)[1]). Alle diese Nebensätze ersetzen die fehlenden Konjunktive der beiden Futura durch die Konjunktive der vier anderen Tempora. Da dieser Gebrauch keine besondere Schwierigkeit bietet und in den Grammatiken übereinstimmend und klar behandelt ist, so spreche ich nicht weiter davon und füge nur die einzige Bemerkung bei, dafs auch in diesen Sätzen und zwar speziell in den indirekten Fragesätzen auch der periphrastische Konjunktiv stehen kann, ja stehen mufs, wenn das Prädikat des Nebensatzes weder mit dem des Hauptsatzes gleichzeitig (Konj. Pr. und Imperf.) noch vor dem des Hauptsatzes vollendet ist (Konj.

---

[1]) Ein Bedürfnis die Konj. Fut. in diesen Sätzen kenntlich zu machen zeigt besonders Livius dadurch, dafs er bei dem Konj. Plusqpf. Pass. statt essem „forem" setzt; cf. Neue, Formenlehre der lat. Sprache II. S. 366.

Perf. und Plusqpf.), sondern wenn es in beziehung auf das Prädikat des Hauptsatzes bevorstehend ist und also einer noch entfernteren Zukunft angehört. Es nehmen nämlich allerdings die Konjunktive der indirekten Fragen nach dem Futurum im Hauptsatze in der Regel Futurbedeutung an, z. B. ad Att. 3, 10, 1 litteris allatis statuere potero, ubi sim wo ich mich aufhalten werde, sie können aber auch ihre ursprüngliche Bedeutung beibehalten und es kann also cras cognosces, quid faciam nicht blos heifsen morgen wirst du erfahren, was ich thun werde, sondern auch was ich thue. Man mufs deshalb, wenn man keine Zweideutigkeit hervorrufen will, auch in diesem Falle im indirekten Fragesatze die conjugatio periphrastica wählen, wenn das Prädikat dieses Fragesatzes einer noch entfernteren Zukunft angehört: Cic. ad Att. 7, 17: haec paucis diebus intelligentur, quorsum evasura sint. Pro leg. Man. 15, 45: et quisquam dubitabit, quid virtute perfecturus sit, qui tantum virtute perfecerit? in Anton. 2, 4, 8: te disertum putabo, si ostenderis, quomodo sis eos inter sicarios defensurus und so kann man nach Cic. ad fam. 9, 2, 5. 12, 18 und ad Att. 10, 18, 1 schreiben tibi scribam, quid fecerim et quid faciam et quid facturus sim.

Viel schwieriger aber gestaltet sich die Sache mit der zweiten Hälfte von Sätzen, nämlich mit denjenigen Nebensätzen mit Futurbegriff, deren Hauptsatz weder ein Futurum noch einen Futurbegriff enthält. Auch diese Sätze kann man wieder in zwei Klassen zerlegen. Alle Absichtssätze nämlich, besonders die nach den Verben der Furcht, ersetzen ebenfalls die Konjunktive der Futura durch die Konjunktive der andern Tempora, wenn nicht der Begriff der Zukunft nachdrücklich hervorgehoben werden soll, in welchem Falle auch hier der periphrastische Konjunktiv sich findet z. B. ad famil. 11, 28, 8 non vereor, ne meae vitae modestia parum valitura sit in posterum. Verr. 5, 63, 163: verebar, ne populus R. ab isto eas poenas vi repetisse videretur, quas veritus esset, ne iste legibus . . non esset persoluturus. Und weil in diesen Sätzen der Konj. Pr. und Impf. den Konj. Futuri vertritt, so mufs ein in einen solchen Finalsatz eingeschobener indikativischer Nebensatz im Futurum oder Futurum exactum stehen z. B. ad fam. 8, 15: vereor ne, cum te videro (wenn ich dich sehe), omnia obliviscar, cf. de fin. 5, 11, 32, dagegen ein eingeschobener konjunktivischer Nebensatz ersetzt aus demselben Grunde die Konjunktive Futuri durch die Konjunktive der andern Tempora Verr. 3, 22, 55: Veneriis imperat, dum res judicetur (Konj. Fut. I), hominem asservent; cum judicata sit (Konj. Fut. II), ad se ut adducant.

Es bleiben noch diejenigen Sätze übrig, von denen ich jetzt eigentlich sprechen will, nämlich die Sätze mit quin und die indirekten Fragesätze (auch konjunktivischen Relativsätze), welche einen Futurbegriff enthalten, während das Verbum ihres Hauptsatzes nicht im Futur steht. Für diese Arten von Sätzen geben nach meiner Ansicht die Grammatiken

samt und sonders keine genügenden Anhaltspunkte, ja sie stellen sogar Regeln auf, welche mit dem lateinischen Sprachgebrauch im offenbaren Widerspruche stehen. Die meisten lehren nämlich: Wenn im Hauptsatz der Zukunftsbegriff noch nicht ausgedrückt ist, so wird der fehlende Konjunktivus der Futura umschrieben und zwar durch die Konjunktiva der conjugatio periphrastica oder wenn dies nicht möglich ist, nämlich im Passivum, oder wenn das Verbum kein Supinum hat, durch Umschreibung mit futurum sit, ut. Auf grund dieser Regel wird dann folgendes Schema aufgestellt (Ellendt-Seuffert § 246):

non dubito, quin hanc rem brevi confecturus sis.
non dubitabam, „ „ „ „ „ esses.
non dubito, quin futurum sit, ut te poeniteat hujus facti.
non dubitabam, „ „ esset, „ „ poeniteret „ „
non dubito, quin futurum sit, ut haec res brevi conficiatur.
non dubitabam, „ „ esset, „ „ „ „ conficeretur.
non dubito, „ „ sit, ut hanc rem brevi confeceris.
non dubitabam, „ „ esset, „ „ „ „ confecisses.
non dubito, quin futurum sit, ut haec res brevi confecta sit.
non dubitabam, „ „ esset, „ „ „ „ „ esset.

So lehren übereinstimmend fast alle Grammatiken, und doch ist nur der erste Satz obiger Regel richtig, sowie auch nur die zwei ersten Beispiele des mitgeteilten Schemas lateinisch sind, während die acht übrigen entschieden falsch sind, weil sie gegen den lateinischen Sprachgebrauch sprechen. Denn in der ganzen uns noch erhaltenen lateinischen Litteratur der klassischen und nachklassischen Zeit läfst sich kein einziges Beispiel einer derartigen Umschreibung nachweisen. Der Lateiner sagte eben nie futurum sit, ut und der Gebrauch dieser Formel bei Neulateinern wurde jedenfalls nur durch den Umstand veranlafst, dafs nach dem Infinitiv Futuri von sum, nach fore, futurum esse oder futurum fuisse der Lateiner ut folgen läfst und dafs er diese Konstruktion mit Vorliebe gebraucht und sie sogar da anwendet, wo er sie leicht hätte vermeiden können. So finden wir ja häufig Sätze wie spero fore ut ad me venias für spero te venturum esse und besonders wird statt des Infin. Fut. Passivi viel häufiger die angegebene Umschreibung gebraucht, ja nach spero ist die Umschreibung für den Infin. Fut. Pass. Regel geworden, cf. Neue, lat. Formenlehre II. S. 291. Um so auffallender mufs es also sein, dafs sich kein Beispiel für futurum sit, ut findet und eben deshalb mufs man daraus folgern, dafs der Lateiner so nie schrieb.

Wenn nun aber diese Konstruktion für eine unlateinische erklärt werden mufs, so drängt sich die Frage auf, welchen Ersatz hatte dafür die lateinische Sprache und wie können wir Sätze ins Lateinische übersetzen wie „ich zweifle nicht, dafs du dies bereuen wirst“ oder „melde

mir, wann das Geschäft unternommen (werden) wird und wann es zu stande gebracht sein wird".

Wir antworten auf diese Frage:

1. Der Lateiner legte bei solchen Konstruktionen den Futurbegriff in den Konjunktiv eines anderen Tempus und liefs ihn den Leser erraten, oder er deutete ihn höchstens durch mox, jam, postea, statim, aliquando oder einen ähnlichen Begriff an.[1])

Wir wollen diese Regel durch Beispiele sowohl für die Sätze mit quin als auch für die indirekten Fragesätze nachzuweisen suchen.

A. Cicero hat nach non dubito quin allerdings sehr oft die conjugatio periphrastica (38mal nach F. Hoppe „zu den Fragmenten und der Sprache Ciceros"), aber er legt doch auch nicht selten den Futurbegriff in die anderen Konjunktive: ad Att. 8, 11 B. 3: sin omnia unum in locum contrahenda sunt, non dubito, quin ad te statim veniam. ad Att. 8, 11, 4 D: non dubitabamus, quin jam Brundisium pervenisses. pro Cluent. 58, 158: non debeo dubitare, quin si qua ad vos causa ejus modi delata sit (Fut. II) . . . etiam si inviti absoluturi sitis, tamen absolvatis (Fut. I). de fin. 5, 11, 32: quis autem de ipso sapiente aliter existimat (= dubitat), quin etiam cum decreverit esse moriendum, tamen discessu a suis moveatur. ad fam. 12, 16 illud non dubito, quin, si quid de interitu Caesaris scribas, non patiaris me minimam partem rei ferre. ad Att. 9, 17, 1: non dubito, quin ille a me contendat d. i. verlangen wird, wenn er kommt. post. red. in sen. 6, 14 und 15. ad fam. 5, 20 cave dubites, quin ego omnia faciam, quae interesse tua existimem 16, 4, 1 non dubito, quin, quoad plane valeas, te neque navigationi neque viae committas (bis du gesund sein wirst — anvertrauen wirst).

Auch Cäsar legt öfters den Futurbegriff in den Konjunktiv der anderen Tempora: b. g. 1, 31, 11: haec si enuntiata sint, non dubitare, quin de omnibus obsidibus supplicium sumat. b. c. 3, 45, 6: non recusare se, quin nullius usus imperator existimaretur, si sine maximo detrimento legio Caesaris sese recepisset. Noch häufiger finden wir solche Stellen bei Livius, welche man gewöhnlich so erklärt, dafs man sagt, Livius setze den Konj. Imperf. statt der conjug. periphr. um das Eintreten der Handlung als gewifs zu bezeichnen: so 3, 4, 2 haud dubium erat, quin cum Aequis alter consulum bellum gereret, 9, 38, 9 nec, quin Papirius (dictator) diceretur, dubium cuiquam erat 36, 7, 5 num dubium est,

[1]) Diese Adverbien verleihen auch dem Indicativ, dem sie beigesetzt werden, die Bedeutung eines Futurs: Plaut. Cas. 2, 8, 69 jamne abeo statt abibo Terent. Andr. 3, 2, 4 mox ego huc revertor Eun. 2, 3, 47 cras est mihi judicium, zu welcher Stelle Fleckeisen (Jahn. Jahrb. 1851 S. 65) Döderleins Worte anführt, der (Homer. Gloss. I, 17) bemerkt, dafs Adverbien der Vergangenheit oder Zukunft die besondere Bezeichnung dieser Zeit im Zeitwort unnötig machen.

quin ... simulac Romanum exercitum in Graecia viderint (Fut. II), ad consuetum imperium se avertant (Fut. I) cf. 9, 2, 5. 21, 36, 4. 23, 6, 2. 37, 11, 7. 21, 3, 1. Bei Livius dürften sich derartige Stellen in grofser Menge finden. Nur ein einziges mal sagt bekanntlich Cicero, um den Futurbegriff bestimmt anzudeuten ad famil. 6, 12, 5, non dubito, quin te legente has litteras confecta jam res futura sit, wo jam sicher so gut genügt hätte, wie in der oben angeführten Stelle ad Att. 8, 11, 4. Und diese Ausdrucksweise empfiehlt auch Ellendt-Seuffert § 246 für quin futurum sit, ut res brevi sit confecta, ja man könnte auf grund dieser Stelle auch activisch sicher schreiben non dubito, quin, qui Antonium oppresserit, is totius belli confector futurus sit für den fehlenden Konj. Fut. exact. Act. und zwar um so mehr, da Cicero, nachdem er zweimal ad fam. 10, 13 und 19 schrieb qui A. oppresserit, is bellum confecerit, 10, 20 schreibt mea haec sententia est, qui Antonium oppresserit, eum totius belli confectorem fore, jedenfalls nur um die umständliche Umschreibung zu vermeiden.

Dafs ferner possim den Konj. Fut. ersetzt ist aus den Grammatiken bekannt, doch findet man auch hier oft ein Adverbium beigesetzt, das auf die Zukunft hinweist. Cic. in Pis. 25, 61 non dubito, quin illum jam escendentem in currum revocare possis und fragend 27, 65 ne quo modo fieri quidem posthac possint, possum ullo modo suspicari cf in Verr. II, 1, 40, 103. Auf demselben Gebrauche beruht die Stelle ad Att. 10, 8, 6: nullo modo posse stare video istum diutius, quin ipse per se concidat (Fut. I), weil posse zumal mit diutius verbunden den Inf.-Fut. vertritt, wenn er auch nicht selten durch fore ut possim umschrieben wird z. B. Cic. Cat. 2, 2, 4 ad Att. 8, 11 D 1.

Endlich liefern auch die Hauptsätze irrealer Bedingungssätze einen Beweis dafür, dafs der Lateiner den Futurbegriff in die Konjunktive der übrigen Tempora legte. Mufs nämlich ein solcher Hauptsatz in den Infinitiv treten, so setzt der Lateiner z. B. für laudarem und laudavissem „laudaturum esse und laudaturum fuisse oder im Passiv und wenn das Verbum kein Supinum hat, auch im Aktiv die Umschreibung mit futurum esse[1]) und futurum fuisse, ut. Hängt dagegen der irreale Nachsatz von ut, ne, quin etc. ab, so bleibt er meist unverändert, wenigstens von einer Umschreibung durch quin futurum esset, ut laudares findet sich keine

---

[1]) Radtke, Materialien S. 32 bemerkt, dafs zu dieser Umschreibung nie fore, sondern stets futurum esse verwendet werde, während fore in der Regel zur Umschreibung des Futurs diene, aber er bleibt den Beweis hiefür schuldig und wird ihn kaum beibringen können, da bis jetzt, soviel mir bekannt ist, ein Beispiel von futurum esse für das irreale Imperfektum noch nicht gefunden ist; denn in dem einzigen Beispiel, das Lattmann-Müller § 179 A. 4 aus Cic. div. 1, 101 beibringt, ist futurum esse, ut Roma caperetur nicht irreal, sondern Umschreibung für das einfache Futurum.

Spur, wohl aber ist auch hier manchmal eines der oben angeführten Adverbien der Zeit beigesetzt z. B. pro Sest. 38, 83: non dubito, quin, si modo esset in republica senatus ... aliquando statua huic .. statueretur.

B. Ich komme nun zu der zweiten Hälfte von Sätzen, den indirekten Fragesätzen, in welchen der Lateiner den Futurbegriff wegläfst und sogar oft auch dann, wenn er ihn durch die conj. periphr. hätte ausdrücken können.

Cic. ad fam. 2, 11: mirifice sum sollicitus, quidnam de provinciis decernatur, wofür Cicero im Aktiv sicher quidnam senatus decreturus sit geschrieben haben würde wie ad Att. 8, 6: sum sollicitus, quidnam futurum sit. Liv. 8, 35, 4: vicit disciplina militaris, vicit imperii majestas, quae in discrimine fuerunt, an ulla post hanc diem essent, wozu Weissenborn bemerkt: essent konnte wegen post h. d. die Stelle von futura essent vertreten. Liv. 2, 55, 9: incerti, quatenus Volero exerceret victoriam d. i. wie weit er seinen Sieg verfolgen werde; Hor. Od. 4, 7, 17 quis scit, an adjiciant hodiernae crastina summae tempora di superi. Liv. 45, 8 non decet praesenti credere fortunae, cum quid vesper ferat, incertum sit. Caes. b. c. 1, 21, 3 ut alius in aliam partem mente atque animo traheretur, quid Domitio .. accideret, Cic. de har. resp. 3, 4 multo ante prospexi, quanta tempestas excitaretur .. videbam erupturum illud malum aliquando, ad fam. 10, 11.

Am häufigsten findet sich dieser Ersatz nach exspecto, quam mox. Cic. pro Rosc. com. 1, 1 exspecto, quam mox .. hac oratione utatur; 15, 44 exspecto, quam mox ego .. dicam; de invent. 2, 28, 85 quam mox judicium fiat, exspectare; Liv. 3, 37, 5 exspectant, quam mox consulibus creandis comitia edicerentur; 3, 45, 1 corpora curant intenti, quam mox signum daretur. Aber auch sonst ad fam. 10, 33 exspectandum, quid decernat senatus; pro Cluent. 28, 75 summa omnium exspectatio, quidnam sententiae ferrent judices; Caes. b. g. 3, 24, 1 quid hostes consilii caperent, exspectabat, so dafs also bei exspecto nicht blofs nach si, dum und ut, wie Englmann § 328 A. 1 sagt, der Konj. Praes. statt des Futurums gebraucht wird, sondern auch oft nach Fragwörtern, und Obermaier im Regensburger Programm vom Jahre 1881 „die conjugatio periphrastica" S. 10 mit Unrecht behauptet, dafs nach den Wörtern fürchten und erwarten in der indirekten Frage regelmäfsig der Konjunktiv des Futurs stehe (Verr. 3, 167 und 5, 161).

C. Aufser diesen bis jetzt angeführten beiden Satzarten gibt es noch hie und da andere Sätze, in denen ebenfalls der Konjunktiv der beiden Futura durch die Konjunktive der vier anderen Tempora vertreten wird. So Liv. 45, 10 Rhodios eas legationes misisse, quarum eos semper non minus puderet quam poeniteret über die sie für immer nicht blos Scham, sondern auch Reue empfinden werden, auf grund welcher Stelle sicher

auch erlaubt sein wird, zu schreiben non dubito, quin hujus facti te semper (mox) pudeat oder dixit se non dubitare, quin mox hujus rei eos puderet. Ferner sagt Cicero ad fam. 14, 5: cognovi ad arma rem spectare, ut mihi, cum venero, dissimulare non liceat, quid sentiam, in welchem Beispiele das Fut. venero deutlich auf die Futurbedeutung in liceat hinweist; für sum venero könnte auch mox stehen. de leg. agr. 2, 17, 73 atque in hos agros, qui hac lege empti sint (Fut. II), colonias ab iis decemviris deduci jubet. Endlich pro Quinct. 2, 8 ita fit, ut ego, qui tela depellere debeam, tum id facere cogar (Fut. I), cum etiam telum adversarius nullum jecerit, illis autem id tempus impugnandi detur, cum vitandi impetus potestas adempta nobis erit. In allen diesen Sätzen müfste der Indikativ Futuri stehen, wenn die Konjunktivsätze unabhängig würden.

2. Der Lateiner hatte aber auch noch andere Mittel, die fehlenden Konjunktive der Futura zu ersetzen. Sie bestanden darin, dafs er dem Satze eine andere Wendung gab und zwar entweder statt des Passivums das Aktivum wählte oder den Futurbegriff durch posse oder das Gerundiv ersetzte oder durch Einfügung eines pleonastischen Verbums sentiendi wie puto, existimo, videri und anderer den so häufigen Infinitiv Futuri setzte oder sogar statt des Konjunktivs Futuri manchmal den Indikativ zu setzen sich erlaubte oder endlich ein verbum regens wählte, das ihn nicht nötigte einen Konjunktiv Futuri anzuwenden und etwa statt non dubito „persuasum mihi est" zum Hauptverbum machte. Dieses Bestreben, den Konjunktiv Futuri durch andere Wendungen auszudrücken, dürfte sich leicht nachweisen lassen, wenn man bei der Lektüre darauf besondere Aufmerksamkeit richten würde. So dürfte sich oft posse als stilistisches Aushilfsmittel für den Konjunktiv Futuri wie für den Inf. Fut. sich finden, besonders bei Verben, welche kein Supinum haben. So Cic. in Verr. II, 1, 40, 103: non dubito, quin offensionem negligentiae vitare atque effugere non possim. Tusc. 5, 28, 81: sapientis est proprium nihil, quod poenitere possit, facere nichts was Reue erzeugen wird und kann. ad Att. 7, 3, 6: valde ego ipsi poenitendum putem dafs er es sehr wird bereuen. cf. ad fam. 9. 5. Besonders aber liebte der Lateiner die Abhängigkeit einer Frage von einem Verbum des Meinens im Sinne des griechischen ἄν c. Opt. und zugleich erhielt die Periode dadurch einen volleren Schlufs: de imp. Cn. Pomp. 16, 46: potestis constituere, quantum hanc auctoritatem valituram esse existimetis; cf. noch § 11. 26. 27. 38 Verr. II, 75, 185; pro Rosc. Am. 53, 153 videte, quem in locum rempublicam venturam putetis. Endlich griff der Lateiner manchmal notgedrungen zu dem Mittel den Indikativ Futuri statt des fehlenden Konjunktivs zu setzen, besonders in der orat. obl., um das Tempus deutlich zu machen, cf. hierüber Kühners Gramm. § 180 A. 6.

Nachdem wir also im Vorstehenden erstlich gesehen haben, dafs der Lateiner in vielen Fällen den Futurbegriff in die Konjunktive der anderen

Tempora legte oder wenigstens durch andere Wendungen möglichst den Konjunktiv Futuri vermied und sodann mit ziemlicher Sicherheit behaupten können, dafs die in den Grammatiken angegebenen Umschreibungen mit futurum sit ut nicht lateinisch sind, so dürfen wir, denke ich, an die Grammatiker das Verlangen stellen, die oben angeführte Regel gänzlich umzugestalten. Aber auch die Herausgeber von Übungsbüchern sollen endlich einmal, wie Herr Kollega Dietsch in der XII. Generalversammlung des Vereins von Lehrern der bayer. Studienanstalten sagte, den thatsächlichen Verhältnissen rechnung tragen und nicht, wie es so gerne geschieht, den Konjunktiv der Futura bei Übersetzungen gerade als beliebtesten Ausflugsort wählen und die Schüler nicht nötigen, Konstruktionen zu wählen, welche die besten Lateiner aus Mangel der Konjunktiva Futuri mieden. Der Lehrer endlich mufs, wenn ihn der deutsche Text dazu veranlafst, den Schüler vor den unlateinischen Wendungen warnen, wie ich es seit Jahren trotz der Grammatik zu thun pflege, und auf grund obiger Stellen ihn etwa nach folgendem Schema übersetzen lassen:

Non dubito, quin te mox hujus rei poeniteat.
Non dubitabam, quin eum semper hujus facti poeniteret.
Non dubito, quin, si tu venias, ille jam redierit.
Non dubitabam, quin, si tu venires, ille jam rediisset.
Non dubito, quin haec res brevi conficiatur.
Non dubitabam, quin „ „ „ conficeretur.
Non dubito, quin „ „ „ confecta (futura) sit.
Non dubitabam, quin „ „ „ „ „ esset.
Dic mihi, quando hanc rem confectum iri putes.
„ „ „ „ „ confectam fore existimes.

Mit diesem Schema wird sich der Schüler in den meisten Fällen helfen können. Doch glaube ich im Vorstehenden nicht absolut Sicheres geboten zu haben, sondern ich wollte nur meinen Fachgenossen die Anregung geben, bei der Lektüre der Sache nachzuspüren und alle Stellen zu sammeln, die sichere Anhaltspunkte bieten, damit endlich eine unfehlbare Regel aufgestellt werden kann. Und so schliefse ich denn mit der Bitte: si quid novisti rectius istis, candidus imperti; si non, his utere mecum!

Schweinfurt. Keppel.

Über die französische Lektüre an unseren Gymnasien.

Empfehlung zweier Schriften von Émile Souvestre.

Im § 12 der Schulordnung für die Studienanstalten im Königreiche Bayern, Seite 337, heifst es unter anderem:

„In den beiden oberen Klassen werden gröfsere Abschnitte aus „einer Chrestomathie oder zusammenhängende Stücke aus den „Schriftstellern der klassischen Prosa etc., ebenso aus der Poesie

„geeignete Dramen gelesen etc.". **Z. B.** sind genannt Voltaire, Segur, Thierry, Villemain, Montesquieu, Pascal, Racine, Corneille, Molière.

Es entsteht nun die nicht unwichtige Frage, ob durch die vorstehende Bestimmung, worin, allerdings beispielsweise, nur ältere Schriftsteller genannt sind, Werke neuerer Schriftsteller als ausgeschlossen betrachtet werden sollen? Ich glaube unmafsgeblich, dafs diese Frage zu verneinen ist, und zwar einmal deswegen, weil es aufserdem ausdrücklich geheifsen hätte: „der **älteren** klassischen Prosa"; und sodann auch darum, weil mitunter das Verständnis der älteren Litteratur nicht so unbedingt das Verständnis der modernen Schriftsteller, schon in bezug auf die bei letzteren sich vorfindende reichere copia verborum recentium, in sich schliefst, wie umgekehrt. Wer z. B. den bekannten Télémaque von Fénelon, der sich gewifs obigen Schriftstellern anreiht, versteht, thut sich längere Zeit noch ziemlich schwer, bis er mit derselben Leichtigkeit die Novellen von Émile Souvestre, Ern. Legouvé, R. Toepffer u. s. w. zu lesen im stande ist.

Es sei mir gestattet, von den modernen französischen Schriftstellern in diesen Blättern namentlich Émile Souvestre hervorzuheben und von seinen zahlreichen Werken wenigstens die mir näher bekannt gewordenen folgenden zu betonen: Au coin du feu, und: Un philosophe sous les toits, welch' letztere Schrift sogar von der französischen Akademie gekrönt worden ist.

Seit mehreren Jahren lese ich mit meinen Schülern einzelne Stücke aus beiden Werken, für deren geistvollen Inhalt sie sich nicht wenig interessieren — ein Umstand, der bekanntermafsen viel zur Belebung und zum Erfolg des Unterrichtes beiträgt; und es gereichte mir nicht minder zu grofser Genugthuung, auch an norddeutschen Gymnasien die beiden Schriften von Souvestre in deren Jahresberichten verzeichnet zu finden. So finde ich im königl. Wilhelms-Gymnasium zu Berlin (1879/80) für Unter-Secunda: L'oncle d'Amérique, la dernière fée, le poète et le paysan (Au coin du feu); — ferner im Bericht über das Kneiphöfische Stadtgymnasium zu Königsberg in Pr. (1880/81) für Prima: Un philosophe sous les toits par Souvestre; ferner für Secunda A: Au coin du feu p. S.

Ebenso ist die letzt genannte Schrift für Schulen kommentiert bereits in norddeutschen Buchhandlungen erschienen.

Dazu beizutragen, die beiden genannten Werke zu allgemeinerer Einführung in den bayerischen Studienanstalten zu empfehlen, ist Hauptzweck dieser Zeilen.

Ganz abgesehen von dem geistvollen Inhalte dieser zwei Schriften, eignen sich dieselben schon wegen ihrer äufsern Anlage zur Lektüre an unseren wöchentlich in jeder Klasse für die französische Sprache nur

mit zwei Stunden bedachten Gymnasien. Die von der französischen Akademie gekrönte Schrift Un philosophe sous les toits umfafst nämlich zwölf nicht allzu gedehnte Betrachtungen praktischer Philosophie in die Form von niedergeschriebenen Tageserlebnissen, also in Novellenform gebracht; eine jede Betrachtung bildet für sich ein abgeschlossenes Ganzes. Desgleichen enthält das andere schöne Buch „Am heimischen Herde“ (Au coin du feu) zwölf Novellen. So bieten beide Bücher, in anbetracht der wenigen dem Unterricht in der französischen Sprache wöchentlich zugemessenen Stunden, entsprechende Lesestücke, von denen je nach dem Stande der Klasse eines oder mehrere leicht zu überwältigen sind.

Der Stil in den Schriften von Souvestre ist höchst anziehend und fliefsend, bietet einige, aber doch nicht zu grofse Schwierigkeiten und ist, wegen des häufigen Dialogs, ganz besonders geeignet, mit der französischen Umgangssprache vertraut zu machen.

Jedes Lesestück in den genannten Büchern atmet Verstand, Gemüt und den wohlthuendsten Humor. In jedem tritt uns eine herrliche Idee in der Form einer anregenden Erzählung verkörpert entgegen. Namentlich spielt darin der Kontrast eine Hauptrolle, wie z. B. ein verständiger Optimismus in den Lebensanschauungen der einen Hauptperson neben dem düstersten Pessimismus auf seite der anderen Hauptperson (Un intérieur de diligence); so die Novelle Les vieux portraits, worin die glühendste Vorliebe für die Neuzeit dem Grofsen, was die alte Zeit geleistet, diametral entgegengestellt wird; ebenso wieder die Erzählung Les choses inutiles, worin neben dem nacktesten Realismus der zarteste Idealismus auftritt. Desgleichen finden wir hauptsächlich den Kontrast vertreten in den niedergeschriebenen Tageserlebnissen eines Philosophen in der Mansarde (Un philosophe sous les toits), wie in den schönen Lesestücken: Les étrennes de la mansarde; le carnaval; ce qu'on apprend en regardant par la fenêtre; aimons-nous les uns les autres; la compensation; ce que coûte la puissance et ce que rapporte la célébrite u. s. w. Jedes Lesestück schliefst mit einer trefflichen, übrigens aus der Erzählung sich von selbst entwickelnden Belehrung, wodurch entweder die schroffen Gegensätze, die beide teilweise Wahrheit enthalten, versöhnt werden, oder aber von denen die geradezu unwahre, häfsliche Kehrseite streng verurteilt wird.

Eine solche Lektüre erscheint um so passender für humanistische Gymnasien, als die gesunden Lebensanschauungen, die uns aus den Satiren und Episteln des Horatius entgegenwehen, in der Novellenform eine Art Fortsetzung durch Souvestre gefunden haben.

Den Wert der Schriften von É. Souvestre anerkannte auch Herr Universitätsprofessor Dr. Wölfflin, ein tiefer Kenner der französischen

Sprache und Litteratur, als er vor mehreren Jahren die Absolutorial-Prüfung am hiesigen Gymnasium als k. Ministerialkommissär leitete.

Zum Schlufse möge mir gestattet sein, zur näheren Begründung des Vorausstehenden in möglichster Kürze die geistvolle Novelle Le poète et le paysan aus der Schrift Au coin du feu wieder zu geben:

„Ein junger, den gebildeten Klassen angehörender Mann, der von natur poetisch und ideal angelegt war, hatte sich während seines Aufenthaltes im Elsafs auf einem seiner Ausflüge verirrt und hätte, da bereits der Abend eingetreten war, jedes Obdaches während der Nacht entbehren müfsen, wäre er nicht einem Bauer begegnet, der mit seinem Fuhrwerke des Weges zog. In dem Gespräche, das der junge Mann mit ihm anknüpfte, und das er auf die herrliche Gegend leitete, die bei der Abenddämmerung anmutsvoll in malerischem Duft vor ihnen ausgebreitet lag, trat der nackteste Prosaïsmus des Bauersmannes zu tag, dem seinen Pferden zu Liebe die mühsam zu ersteigenden Berge zuwider waren, der keinen Sinn für die Schönheit der untergehenden Sonne etc. zeigte und in allem nur auf den Nutzen sah. Zwar hatte der prosaische Elsässer dem gebildeten Herrn gutmütig ein Obdach für diese Nacht in seinem nicht mehr fernen Hause angeboten. Aber die so plump hervortretende Gleichgültigkeit des Bauers gegen alle Naturschönheit machte den Städter stolz auf die eigene ideal angelegte Natur. ‚Schien diese andere traurige Hälfte des Menschengeschlechtes, welcher der Bauer angehörte, und welche nur vom Instinkt (par le licou de l'instinct) geführt wurde, nicht dazu verurteilt, aufserhalb des Edens zu weiden (brouter), dessen Pforten ihm selbst eine privilegierte Natur geöffnet hatte? . . . Welche Kluft zwischen ihren beiden Seelen!‘ Verächtlich richtete der junge Mann nicht mehr das Wort an seinen poesiescheuen Führer.

„Endlich kamen beide in dem Hause des Bauers an. War das ein Schreien und eine Freude der Kinder bei der Ankunft des Vaters, der jedoch seine Liebe dem einen Kinde, das krank, gebrechlich und mifsgestaltet war, vorzugsweise zuwandte! Von nun an bewies der Elsässer bei allem sonstigen Prosaïsmus ein sehr poetisches und ideales Gemüt, obwohl die Wörter Poesie, Idee und Ideal ihm spanische Dörfer waren. Mit dem verirrten jungen Herrn in die Stube des Erdgeschofses eingetreten, sprach sich der Bauer in der rührendsten Weise über seinen kranken Knaben aus: ‚Oft, wann ich auf dem Felde arbeite, kommt mir plötzlich der Gedanke an ihn. Dann sage ich bei mir selbst: Johann ist krank; oder aber: Johann ist tot! und da mag die Arbeit noch so dringend sein — ich mufs einen Vorwand finden, um heimzukehren und zu sehen, was daran sei. Und wirklich finde ich ihn schwach und leidend! Wenn man ihn nicht mehr als die anderen liebte, wäre er so unglücklich!‘ — ‚Das arme Geschöpf, setzte die Bäuerin bei, ist unser Kreuz und unser Glück; ich liebe wohl alle meine Kinder, aber wann ich das Geräusch der Krücken

Johanns höre, ergreift es mich immer freudig: es ist eine Erinnerung, dafs der liebe Gott uns noch nicht das teure Kind genommen hat. Ja, ja! Johann bringt Glück dem Hause, wie die Schwalbennester an den Fenstern'.

„Während ein frugales Abendmahl aufgetischt wird, fällt der Blick des jungen Mannes auf einen kleinen schwarzen Rahmen, der ein getrocknetes Blatt einschlofs. Es war abgebrochen worden von einer Trauerweide auf dem Grabe Napoleons I., unter dem der Bauer als Husar gedient hatte. ‚Es lag, während dieser unverwandt hinschaute, für ihn in dieser Erinnerung an ein wundersames Leben ein ganzer Jugendroman voll wehmütiger Gemütsbewegungen'. Gewifs offenbarte sich in der Erinnerung, der sich der anscheinend rauhe Mann hingab, ein ungewöhnlich poetischer Seelenzug.

„Nach dem Abendessen fragte der Bauer nach dem alten blinden Hund, den er seit seiner Abwesenheit nicht gesehen. Das Tier hatte einst dem Vater der Bäuerin, als er im Besitze einer eingehobenen Geldsumme auf dem Heimwege von Mördern angegriffen worden war, das Leben gerettet. Auf dem Sterbebette hatte der alte Mann seinem Schwiegersohne das heilige Versprechen abgenommen, den treuen Hund zeitlebens zu pflegen. Das altersschwache Tier, das so lebhaft an den Grofsvater erinnerte, fehlte jetzt; es mufste sich nach der Angabe des kranken Knaben an den und den gefährlichen Ort hin verlaufen haben; — und der Bauer machte sich trotz der vorgerückten Zeit auf, den blinden Hund zu suchen. Erst spät kehrte er zurück. ‚Ich bin längs der steilen Böschung zu dem Steinhaufen, in den er herabgerollt war, hinuntergeklettert und habe ihn in meinen Armen wie ein Kind heimgetragen; die Laterne ist dort zurückgeblieben .... Wenn der Grofsvater uns von dort oben gesehen, mufste er zufrieden sein'.

„Der poetisch angelegte Städter empfand immer mehr, dafs die eigentliche Poesie diesem schlichten Bauersmann durchaus nicht abgehe, der zugleich mit prosaischer Trockenheit nach einer Cognakflasche verlangte, um nach seinem späten, schweren Gange ‚einen warmen Sonnenschein' in seinen durchnäfsten Leib hineinleuchten zu lassen.

„Am anderen Tage, als unser junger Mann vom Boden, wo man ihm ein Nachtlager bereitet hatte, herabgestiegen war, fand er an der Thüre den altersgebrechlichen Hund, der sich an der aufgehenden Sonne wärmte, während der kleine Johann, auf seinen Krücken sitzend, ihm ein Halsband aus den Körnern des wilden Rosenstockes flocht. Etwas weiter, in der nächsten Stube, trank der Bauer mit einem Bettler. — ‚Schweig' doch, Vater Heinz, beschwichtigte er diesen, von den Liebesgaben, die du bei uns erhältst; wer wird doch von solchen Dingen sprechen? Lafs' den lieben Gott die Handlungen eines jeden beurteilen! Du hast auch gedient; wir sind alte Kameraden'. — ‚Wiederum so ein armer Alter auf das Pflaster hinausgestofsen', fuhr der Elsässer zu seinem jungen Gaste ge-

wendet fort, als sich der Bettler entfernt hatte; ‚Ihr möget es mir glauben oder nicht, aber wann ich Menschen, deren Kopf wankt, so fortgehen sehe, ihr Brod von Thüre zu Thüre bettelnd, so kehrt sich mir das Blut um! Ich möchte ihnen allen den Tisch decken und mit ihnen trinken, wie vorhin mit Vater Heinz .... Mufs denken, dafs es da oben ein Land giebt, wo diejenigen, die hienieden keine tägliche Mahlzeit haben, eine doppelte Ration und eine doppelte Löhnung bekommen werden.‘

„Der junge Mann, der nunmehr Abschied von den Bauersleuten nahm, hatte das Herz voll von den jüngsten Erlebnissen. Auf der Höhe des Hügels angekommen, warf er noch einen letzten Blick zurück; eine Thräne der Rührung trat in sein Auge.

‚Gott beschütze alle, welche unter diesem Dache wohnen!‘ sprach er halblaut vor sich hin. ‚Denn da, wo der Stolz mich Geschöpfe erblicken liefs, die eines zartsinnigen Seelenlebens unfähig seien, habe ich Vorbilder für mich selbst gefunden. Ich hatte das Innere nach der äufsern Form beurteilt und auf Mangel an Poesie geschlossen, weil sie, statt nach aufsen sichtbar hervorzutreten, in der Tiefe der Dinge selbst sich verbarg; ein ungeschickter Beobachter stiefs ich mit dem Fufse auf die Seite, was ich für Kieselsteine hielt, ohne zu ahnen, dafs sich unter diesen groben Schichten Diamanten verbargen‘. —“

Wie hier, so weht auch in den anderen Novellen und Betrachtungen von Souvestre — jedenfalls in den genannten Werken — ein eigener poetischer Reiz, der um so wohlthuender ist, als er von edler Sittlichkeit getragen und nicht selten durch die Erinnerung an christliche Traditionen erhöht wird. Nur einmal läfst er in einer Betrachtung (Un philosophe sous les toits, VII), wo der Philosoph liebevoll seines Vaters gedenkt, letzteren die Sonntage vom Tagesanbruch bis zum Sonnenuntergang in der freien Natur zubringen und sich draufsen unter anderem an der Lektüre des Jean-Jacques Rousseau geistig erfrischen, statt dafs derselbe nach christlicher Gepflogenheit auch dem Gottesdienste beigewohnt hätte — eine Episode, woran ein religiöser Leser sich um so mehr stofsen möchte, als Souvestre in einer anderen Betrachtung dieses Buches den Philosophen die religiösen Erinnerungen seiner glücklichen Jugendzeit in ergreifender Weise erneuern läfst. Allein man darf hier doch nicht vergessen, dafs unser Schriftsteller unwillkürlich an den Vater seines Philosophen als einen Mann erinnert, der, ein echter Franzose durch und durch, in der Atmosphäre der Ideen der noch nicht so lange vorher vorübergegangenen Revolution atmete.

Kürzlich wurde mir auf eine briefliche Anfrage (bezüglich anderer im Unterrichte verwertbarer Schriften) bei der Verlagshandlung von Calmann Lévy in Paris (Rue Auber, 3), wo die Werke von É. Souvestre erschienen sind, eine Art Chrestomathie unter dem Titel „Lectures journalières à l'usage des écoles et des familles“ zugeschickt,

die zumeist Auszüge aus den Schriften von Souvestre, mitunter aber auch aus den Werken anderer Klassiker älterer und jüngerer Zeit, sowie eine treffliche Auswahl von Gedichten enthält. Ich habe über die Hälfte des Buches gelesen und kann dasselbe namentlich für die unteren Kurse des Gymnasiums nur empfehlen.

Ich schliefse mit dem Worte von Dr. Ant. Goebel in seiner Bibliothek gediegener und interessanter französischer Werke (8. Bändchen; literar. Vorbemerkungen): „Souvestre nimmt unter den Schriftstellern unsers Jahrhunderts einen um so ehrenvolleren Platz ein, als seine Werke echt sittliche Haltung haben.“

Freising. Nissl.

Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum edita curantibus Joanne Kvičala et Carolo Schenkl. Sophoclis Aiax scholarum in usum edidit Fridericus Schubert. Prag, Tempsky und Leipzig, Freytag. 1883. Pr. 40 ₰.

Nach dem Titel und der Ausstattung tritt das Unternehmen in Konkurrenz zum Teubner'schen Verlag; Papier und Druck rechtfertigen den etwas höheren Preis.

Vorausgeschickt ist dem Texte auf 17 Seiten eine adnotatio critica in zwei Teilen, von denen der erste die wichtigeren Abweichungen von der Hdschr., ab und zu mit kurzer Begründung, der zweite den Nachweis der Stellen enthält, wo der Herausgeber entgegen anderen Kritikern am überlieferten Text festhält; hiebei sind besonders die Ausgaben von Dindorf, Nauck, Wolff und Wecklein berücksichtigt.

Der Text schliefst sich mehr dem von Wecklein und Nauck an, ist jedoch auf selbständige Arbeit basiert. Eigene Konjekturen hat der Herausgeber, soviel ich sehe, nur zwei eingesetzt: v. 835 πανδίκους für παρθένους und v. 923 οἷος ὢν οἴμ' ὡς ἔχεις, welche letztere mir richtig scheint. — Mit recht sind auch aufgenommen: v. 331 δεινοῖς (Bentley); v. 496 μ' ἀφῇς (Brunck); v. 719 πρῶτον τόδ' (Blaydes); v. 782 εἰ δ' ἄρ' ὑστερήμεθα und v. 784 δύσμορος γύναι (Schenkl); v. 790 βάξιν (Reiske); v. 867 παπαῖ παπαῖ (Lachmann); v. 921 ὡς ἀκμαῖος ἂν βαίη μολών (Pantazides); v. 1398 τἀμά (Rauchenstein). Aufser diesen Verbesserungen ist noch ein Dritteil von denen aufgenommen, welche ich bei der Besprechung von Weckleins Ausgabe in d. Bl. Bd. XVI, p. 73 ff. begutachtet habe. Von Weckleins eigenen Konjekturen ist v. 1281 σοῦ δίχ' ἐμβῆναι eingesetzt. — In bezug auf v. 337 f., 405 f., 411, 601 f., 649, 866, 869, bei welchen Stellen nichts Neues geboten wird, halte ich noch fest, was ich a. a. O. bemerkt habe. — Gestrichen oder unter den Text gesetzt sind mit recht: v. 327, 554, 571, 839—842, 966—968, 1417.

Für die Schule ist die Ausgabe vollkommen brauchbar; der angefügte index metrorum bedarf jedoch einer tüchtigen Erklärung des Lehrers.

Schweinfurt. Metzger.

Bibliotheca Gothana. Xenophons Hellenika, für den Schulgebrauch erklärt von Dr. H. Zurborg, Gymnasiallehrer in Zerbst. 1. Bändchen. 1882. Buch I und II.

Es ist schon oft die Frage aufgeworfen worden, ob man den Schülern Klassikerausgaben mit Anmerkungen oder ob man ihnen blofse Textausgaben in die Hand geben soll. Ich mufs gestehen, dafs beide Ansichten manches für sich haben. Denn einerseits ist es richtig, dafs man dem Schüler seine Vorbereitung, d. h. die Auffindung und Übertragung der in dem Klassiker enthaltenen Gedanken nicht allzu sehr erleichtern soll. Nicht das Kennen sondern das Finden des Gedankens ist es ja, was den Schüler bildet. Je mehr der Schüler bei der Auffindung des Gedankens und bei der Übertragung in die Muttersprache nachdenken mufs, desto mehr hat er für seine geistige Bildung gewonnen. Andererseits ist aber auch ebenso richtig, dafs die Auffindung des Gedankens dem Schüler möglich gemacht werden mufs und dafs ihm nicht durch unnötiges Nachschlagen seine Zeit und seine Lust zum Arbeiten verkümmert werden darf. Dazu gehört nun vor allem, dafs ihm die nötige Einleitung in das Werk, welches er lesen soll, gegeben wird und dafs ihm diejenigen in der Lektüre vorkommenden litterarischen, mythologischen, geschichtlichen und geographischen Begriffe erklärt werden, deren Kenntnis man nicht unbedingt voraussetzen mufs. Aufserdem sollen dem Schüler Winke gegeben werden an Stellen, die er wegen ihrer syntaktischen Schwierigkeiten nicht wohl durch eigenes Nachdenken sich zurecht legen kann. Man sage mir nicht: „Was braucht der Schüler Erklärungen? die Sache wird ja ohnehin von dem Lehrer in der Klasse durchgegangen“; denn erstens handelt es sich ja hier nicht um die Erklärung in der Schule, sondern um die Vorbereitung des Schülers und zweitens wäre dann der Lehrer genötigt eine Masse von Dingen zu diktieren und so Zeit und Mühe zu verschwenden. Denn nach meiner langjährigen pädagogischen Erfahrung gilt im eminentesten Sinne von den Schülern der Grundsatz: quod non in actis, non in factis. Und wenn ich dem Schüler etwas hundertmal gelegentlich sage, so weifs er es doch nicht; was nur gelegentlich gesagt wird, prägt sich viel zuwenig ein. Wenn ein Schüler etwas wissen soll, so mufs ich es ihm angeben, erklären und es ihn lernen lassen, dann weifs er es für immer. Ich habe mich hundertmal überzeugt, dafs durch sogenannte gelegentliche Bemerkungen die meiste Zeit vergeudet wird. Deswegen möchte ich keine blofsen Textausgaben, wo der Lehrer zu viel diktieren mufs, ich möchte aber auch keine Eselsbrücken, welche die Thätigkeit des Schülers und der Schule mehr oder weniger beeinträchtigen oder auch ganz unmöglich machen.

Nun hat sich die Verlagsbuchhandlung von F. A. Perthes in Gotha entschlossen, eine neue Sammlung von Schulausgaben griechischer und lateinischer Klassiker mit deutschen Anmerkungen zu veranstalten, bei denen diese Anmerkungen auf das Notwendigste beschränkt sein sollen. Zu den bereits erschienenen Ausgaben gehört auch die von Xenophons Hellenika, erklärt von Dr. Zurborg, Gymnasiallehrer in Zerbst.

Auf Seite 1—10 gibt der Verfasser eine Einleitung und zwar 1—5 Veranlassung und Verlauf des peloponnesischen Krieges, soweit ihn Thucydides beschrieben hat, 5—10 gibt der Verfasser sein Urteil über die Hellenika des Xenophon. Wenn der Verf. S. 1 sagt, dafs der peloponnesische Krieg infolge scheinbar geringer Anlässe entstand, so ist dies natürlich keine auffallende Erscheinung. Man mufs ja bei allen geschichtlichen Ereignissen den innern geistigen Grund wohl unterscheiden von der blofsen äufseren Veranlassung. Der erste liegt immer in den wesentlichen Ver-

hältnissen der Parteien und ist eben deswegen schon seit längerer Zeit vorhanden. Der Veranlassungsgrund dagegen ist fast immer eine unbedeutende Sache, die in den meisten Fällen ohne das Vorhandensein des inneren geistigen Grundes keine bedeutende Folgen gehabt hätte. Der innere geistige Grund ist die schon längst vorhandene Mine, welche der Funken explodieren läfst. Wenn er ferner S. 1 sagt, eine verderbliche Seuche lockerte im Volke die Bande der Ordnung und die Sitte, so ist dies vollständig richtig. Allein jedenfalls hatte zu dieser Lockerung der Sitten der Umstand wesentlich beigetragen, dafs Perikles durch Beschränkung der politischen Befugnisse des Areopag und durch sonstige politische Einrichtungen der schrankenlosen Demokratie Thür und Thor geöffnet hatte. Diese Lockerung der Sitten wäre also jedenfalls auch ohne die Pest eingetreten. Auch gebe ich dem Verf. sehr gerne Beifall, wenn er S. 9 sagt, dafs die Hellenika keine Tendenzschrift sind. Allein trotzdem glaube ich, dafs zur Bevorzugung der Spartaner und besonders des Agesilaus nicht nur der langjährige Umgang mit Agesilaus und die Pflicht der Dankbarkeit beigetragen hat, sondern noch mehr als dieses die politische Überzeugung des Xenophon, die er jedenfalls schon vor dem Zusammentreffen mit Agesilaus hatte, die ihm überhaupt den Aufenthalt in Athen unleidlich machte und die er wahrscheinlich aus dem Umgange mit Sokrates geschöpft hatte.

In dem Vorworte gibt der Verfasser die Prinzipien an, nach denen er seine Ausgabe einrichten will, indem er sagt: „Diese Ausgabe soll lediglich dem Bedürfnisse des Schülers dienen, dem sie bei seiner häuslichen Vorbereitung in sachlicher und formaler Beziehung zu einem vorläufig ausreichenden Verständnis verhelfen will.“ Diese Prinzipien sind für eine solche Ausgabe vollständig richtig und der Verfasser ist auch denselben treu geblieben. Wenn ich also hier einiges anführe, was anders hätte gegeben werden können, so will ich in keiner Weise dem Werte des Buches zu nahe treten oder seine Brauchbarkeit irgenwie bestreiten.

I, 1, 15. ἐπεκήρυξε θάνατον τὴν ζήμιαν ist ganz gleich θανάτῳ ζημιώσειν. Deswegen steht auch in dem dazu gehörigen Relativsatz der 2. Fall.

I, 1, 16 ist bei ὡς ἐπὶ ναυμαχίαν zu bemerken, dafs ὡς sehr häufig pleonastisch zu andern Präpositionen mit dem Accus. tritt (εἰς, πρός, ἐπί).

I, 1, 28. Es ist am besten an dieser schwierigen Stelle die in den Handschriften enthaltene Ordnung der Sätze beizubehalten, da die verschiedenen vorgeschlagenen Versetzungen der Sätze keine geringere Schwierigkeit bieten als die handschriftliche Stellung.

I, 2, 18. Die Lesart der Handschriften κατέλευσεν ist jedenfalls mit recht beibehalten. Allein es scheint mir nicht einmal notwendig, die Apposition Ἀλκιβιάδου ὄντα ἀνεψιὸν καὶ συμφυγάδα konzessiv aufzufassen. Es ist eine einfache nähere Bestimmung.

I, 3, 9. Die von ὅρκους ἔδοσαν καὶ ἔλαβον abhängigen Infinitiva sind ein Beweis, dafs auch nach den Begriffen des Schwörens, wie nach allen Verbis dicendi, nicht blofs ein behauptender, sondern auch ein befehlender Hauptsatz stehen kann.

I, 3, 15. Dieser Klearch ist der nämliche, welcher später die dem jüngeren Cyrus dienenden griechischen Söldner kommandierte.

I, 3, 19 ὅτι nach φάσκων ist sehr selten.

I, 4, 11. Die Symmetrie scheint mir zu verlangen, den Genetiv τοῦ οἴκαδε κατάπλου per Anticipationem als Genetiv abhängig von κατασκοπήν zu betrachten.

I, 5, 9. Der Inf. σκοπεῖν ist abhängig von λέγοντος und also Epexegese von ἅπερ ἐποίει.

I, 5, 13. Nach καὶ vermifst man αὐτὸς als Gegensatz zu οἱ Ἀθηναῖοι, was vor πάσας leicht ausfallen konnte.

I, 5, 15. Alkibiades wollte zeigen, dafs er trotz der Niederlage seines Unterfeldherrn Herr der Situation war.

I, 6, 9. Die Bemerkung „im Deutschen zwei Verba finita" scheint mir unnötig, da ja solche Fälle sehr häufig vorkommen.

I, 6, 14. Das Hineinsetzen von ἂν scheint mir unnötig, da ja Inf. Aor. als einmaliger Fall der Gegenwart im Sinne des Futurs sich aufserordentlich häufig finden. Der Grieche setzt eben sowohl in Hauptsätzen als auch in Infinitivsätzen wie der Deutsche ein Tempus der Gegenwart, wo man logisch ein Futurum erwarten sollte.

I, 6, 15. Zu Κόνωνι δὲ εἶπεν, ὅτι παύσει αὐτὸν μοιχῶντα τὴν θάλασσαν vergleiche man die Vermählung Venedigs mit dem Meere.

I, 9, 19. Ich sehe keinen hinreichenden Grund ein von der Leseart der Handschriften D und insbesondere B abzuweichen, welche σῖτον haben. Es war nicht möglich, irgendwoher Getreide herbeizuschaffen.

I, 6, 32. Ich glaube, dafs οὐδὲν μὴ, wie das schon aus dem verstärkenden οὐδὲν hervorgeht, als adverbialer Ausdruck ohne Einflufs auf den Modus gesetzt ist und dafs dann das Präsens οἰκεῖται im Sinne des Futurs steht.

I, 7, 4. Bei dem von κατηγόρουν abhängigen δικαίους εἶναι λόγον ὑποσχεῖν haben wir die persönliche Konstruktion, welche bei δίκαιος die gewöhnliche ist.

I, 7, 6. Da αὐτοὺς im Gegensatze zu den Anklägern steht, so ist es nicht auffallend, dafs es übersetzt ist. Allerdings wäre αὐτοὶ gewöhnlicher.

I, 7, 19. Da das Reflexivum der dritten Person manchmal statt des Reflexivums der ersten und zweiten Person steht, so wäre es wohl am besten, auf dieses allgemeine Gesetz hinzuweisen.

I, 7, 19. εἰ μὴ πλέον ist ein elliptischer Konditionalnebensatz mit Ergänzung von δίδοτε; indem ihr ihnen, wenn ihr ihnen nicht mehr gebt, doch wenigstens einen Tag gebt.

I, 7, 19. Alle Handschriften haben hier μὴ ἄλλοις πιστεύοντες und es ist gar nicht nötig, hier statt dessen μηδ' zu setzen, weil man sich ja μὴ πιστεύοντες ganz gut dem μίαν ἡμέραν δόντες subordiniert denken kann.

I, 7, 19. Es ist ferner ganz unnötig gegen die Leseart aller Handschriften zwischen ἀλλὰ und μίαν ein κἂν hineinzuschieben. Die Übersetzung des Satzes heifst nämlich: Ich rate euch, wobei ihr weder von mir noch von irgend einem andern getäuscht werden könnt und wobei ihr die Übelthäter kennen lernen und sie dann bestrafen werdet, nach welchem Rechte ihr nur immer wollt, sowohl alle zusammen als auch jeden einzeln, wenn ihr ihnen nämlich wenn nicht mehr so doch wenigstens einen Tag gebt, um sich zu verteidigen, indem ihr nicht andern mehr vertraut als euch.

I, 7, 22. Da keine von den Handschriften μὴ in dem Konditionalsatze τοῦτο εἰ βούλεσθε hat, so dürfte es das beste sein μὴ wegzulassen und τοῦτο auf die folgende Periode zu beziehen. Τοῦτο steht dann mit besonderer Betonung am anfange des Satzes. Dafs οὗτος statt des gewöhnlicheren ὅδε steht, kann um so weniger beanstandet werden, weil gleich darauf τόνδε τὸν νόμον kommt und weil man die Wiederholung des nämlichen Wortes in zwei verschiedenen Beziehungen vermeiden wollte.

I, 7, 24. Vielleicht wäre es am einfachsten, ἀδικούμενοι statt des unmöglichen ἀδικοῦντες zu setzen (indem ihnen Unrecht geschieht).

I, 7, 29. Auch hier dürfte ἂν wegzulassen sein, wie oben I, 6, 14.

I, 7, 30. Καταλιπεῖν ist abhängig von ἔφη. Wir haben hier zwei durch καὶ verbundene befehlende Hauptsätze der Oratio obliqua mit dem nämlichen Verbum καταλιπεῖν. Das Subjekt des ersten befehlenden Haupt-

satzes ist ἕκαστον. Von ἕκαστον abhängig ist τῶν στρατηγῶν, zu welchem als Part. relat. ὀκτὼ ὄντων gehört. Es kann also zwischen ἕκαστον und στρατηγῶν unmöglich ein Komma gesetzt werden. Als Subjekt des zweiten befehlenden Hauptsatzes mufs man sich entweder mit freier Beziehung aus dem ersten Befehlsatze στρατηγοὺς ergänzen oder man mufs sich als Subjekt das allgemeine αὐτοὺς, nämlich den Kriegsrat, denken. Thrasyllus aber sagte, es geschehe beides (= es werde geschehen), wenn sie die einen (Schiffe) dort zurücklassen, mit den andern aber gegen die Feinde segeln würden; und, wenn dieses beschlossen werde, so solle jeder der Feldherrn, deren acht seien, von seiner Abteilung drei Schiffe zurücklassen und aufserdem (sollten sie) die zehn der Taxiarchen, die zwei der Samier und die drei der Nauarchen (zurücklassen).

I, 7, 33. Zwischen στεφάνοις und τοὺς νικῶντας ist das in allen Handschriften stehende und in dem Zusammenhange unentbehrliche γεραίρειν wohl aus Versehen weggelassen.

II, 1, 2. Da sehr leicht aus dem Zusammenhange zu erkennen ist, dafs in dem indirekten Fragesatze τί χρῷτο ein Deliberativus enthalten ist, und solche Fälle ja sehr häufig vorkommen, so dürfte es unnötig sein zu bemerken, dafs bei vorausgehendem Haupttempus der Konjunktiv stehen würde.

II, 1, 2. Die beiden transitiven Absichtssätze μὴ ὁρμήσωσι abhängig von σφαλερὸν und μὴ σχοῖεν abhängig von δεινὸν sind epexegetisch.

II, 1, 4. Das Verbum ἀποθνήσκω kommt so oft in passiver Bedeutung vor und diese passive Bedeutung ist hier so leicht zu erkennen, dafs es unnötig sein dürfte, dieses eigens zu bemerken.

II, 1, 28. Συμπαρῄει dürfte hier wohl heifsen, er fuhr mit hinüber, weil sich so die vollständige Niederlage der Athener am besten erklärt.

II, 2, 2. Bei ἐκεῖσε πλέουσι ist αὐτοῖς zu ergänzen.

II, 2, 2. Vor θᾶττον ist das dem ὅσῳ entsprechende τοσούτῳ zu ergänzen, wie dieses nicht selten fehlt.

II, 2, 16. Εἰδὼς Λακεδαιμονίους ist die im Griechischen so aufserordentlich häufig vorkommende Anticipation, indem das Subjekt des abhängigen Satzes zum Objekt des regierenden Verbums gemacht wird. Bei indirekten Fragen ist diese allerdings etwas auffallender als bei Infinitivsätzen, wo das Subjekt des abhängigen Satzes ohnehin im Akkusativ steht.

II, 3, 13. Συμπρᾶξαι ist transitiver Absichtsatz, abhängig von ἔπεισαν; ἐλθεῖν φρούρους ist transitiver Folgesatz abhängig von συμπρᾶξαι.

II, 3, 17. Das Adverbium ἀδίκως ist mit besonderer Betonung hinter das Verbum ἀποθνησκόντων gesetzt und diese Betonung ist noch durch καὶ und zwar verstärkt.

II, 3, 19. Καλοὺς καὶ ἀγαθοὺς stimmt mit dem in τὸν ἀριθμὸν τοῦτον liegenden Pluralbegriff τρισχιλίους oder τούτους überein, als wenn diese Zahl eine Art Notwendigkeit enthalte, dafs sie brav seien, d. h. als wenn in Athen gerade dreitausend Gutgesinnte sein müfsten und nicht mehr und nicht weniger.

II, 3, 28. Ich glaube, dafs bei πολέμιος μὲν ἦν entweder ἂν vor ἦν ausgefallen oder aus dem durch μέντοι entgegengesetzten Satze zu ergänzen ist. Bei zwei coordinierten Sätzen, die beide ἂν haben, braucht es nicht zweimal gesetzt, sondern es kann in dem einen Satze, freilich gewöhnlich in dem letzteren, ergänzt werden. Diese Auffassung gibt auch den dem Zusammenhange, wie mir scheint, allein vollkommen entsprechenden Sinn. Wenn er von anfang an diese politische Überzeugung hätte (oder gehabt

hätte, weil oft das Imperfekt statt des Aorist steht), so wäre er ein politischer Gegner (wie so viele andere auch), aber er würde nicht mit Recht für einen schlechten Menschen gehalten werden.

II, 3, 38. Die Bemerkung zu μέχρι τοῦ καταστῆναι dürfte unnötig sein, da es ja jedem Schüler aus der Grammatik bekannt sein mufs, dafs statt der verschiedenen Konjunktionen die entsprechenden Präpositionen mit Infinitiv gesetzt werden können.

II, 3, 47. Mit besonderer Betonung ist hier καὶ vor καλέσαι in der Bedeutung auch gesetzt. Wie soll man den auch nur nennen, d. h. für einen solchen gibt es gar keinen Namen. Theramenes sagt zu Kritias: Du wirfst mir vor, dafs man mir wegen meines politischen Lebens den Schimpfnamen κόθορνος gegeben habe. Deine politische Handlungsweise ist aber so unqualifizierbar, dafs es dafür gar keinen Namen mehr gibt.

II, 3, 48. Ich bin auch jetzt noch der Meinung, dafs die Leseart aller Handschriften διὰ τούτων (statt der Konjektur διὰ τάττειν) beizubehalten und als eine in den Verhältnissen wohl begründete Correctio zu betrachten ist. Es ist ja ganz natürlich, dafs dem Theramenes in der Aufregung seine innerste Herzensmeinung, nämlich dafs er eine Staatsverwaltung, woran er selbst nebst den Begüterten teil hat, für sein Ideal hält, entschlüpfen will, dafs er aber sogleich dieses ihn verratende σὺν τοῖς in διὰ τούτων ändert, weil er mit recht fürchtet, man möchte es ihm zum Vorwurfe machen, dafs er überall an sich denkt und nur seinen Vorteil sucht. Mir scheint diese Redewendung so charakteristisch, dafs sie Xenophon, der die Verhandlung sicherlich mit angehört hat, nicht übersehen konnte.

II, 3, 52. Μὴ ἐπὶ Κριτίᾳ εἶναι ist abhängig von ἱκετεύω und ist also Epexegese von τὰ πάντων ἐννομώτατα.

II, 3, 54. Οὗ δεῖ kann schon defswegen nicht zu ἀπαγαγόντες bezogen werden, sondern mufs zu πράττετε gehören, weil es ja sonst οἷ heifsen müfste.

II, 4, 4. Καὶ verbindet zwei Begriffe oder zwei Gedanken. Wenn nun die beiden Glieder beisammen stehen, so heifst καὶ und; ist aber das erste Glied aus dem vorausgehenden zu ergänzen, so heifst καὶ auch. Für das Verständnis ist es immer von grofsem Werte, sich dieses ersten Gliedes vollständig bewufst zu werden. Hier ist als erstes Glied zu ergänzen: Die Dreifsig erkannten, dafs es nicht nur überhaupt grofse Gefahren habe, wenn Phyle von den Verbannten besetzt sei, sondern dafs sie aufserdem auch die Ländereien plündern würden.

II, 4, 9. Bei καὶ τοὺς ἄλλους ἱππέας hat ἄλλος die aus jeder Grammatik bekannte, sehr häufig vorkommende Bedeutung „aufserdem".

II, 4, 13. Die Spartaner stehen also auch in diesem Strafsenkampfe, wie in förmlichen Feldschlachten auf dem rechten Flügel.

II, 4, 24. Die Reiter übernahmen also den ganzen Nachtdienst, indem sie vor Mitternacht, wo ein Angriff weniger zu befürchten war, zu fufs und nach Mitternacht zu pferd wache hielten.

II, 4, 32. Der so häufig vorkommende Ausdruck τὰ δέκα ἀφ' ἥβης dürfte vielleicht am besten übersetzt werden durch „die zehn ersten Jahrgänge" und entspricht etwa dem, was wir Linie nennen.

II, 4, 41. Ich bin auch jetzt noch überzeugt, dafs παρελύθητε nicht richtig ist, sondern dafs entweder mit den besten Handschriften das allerdings sonst nicht vorkommende, aber nach Analogie von παραβέβασθε gebildete περιελήλευσθε (statt des unmöglichen περιελήλυθεν) oder das mit diesem gleichbedeutende und ziemlich gleich lautende περιελήλασθε zu setzen ist.

II, 3, 34. Es ist ganz unberechtigt, hier das gewöhnliche ἐκεῖ statt des von allen Handschriften beglaubigten ἐκείνῃ zu setzen, da 1) Xenophon

seltene Formen liebt und da verschiedene Formen bei ihm nur einmal vorkommen; 2) ἐκείνῃ ganz regelmäfsig gebildet ist und da es 3) bei verschiedenen Schriftstellern der besten Gräcität sich findet.

Die näheren Zeitbestimmungen, die Nachrichten über die gleichzeitigen Vorgänge in Sizilien sowie mehrere vorkommenden Erklärungen (I, 1, 37; I, 2, 1; I, 2, 19; I, 3, 1; I, 4, 3; I, 5, 21; I, 6, 1; I, 7, 23; I, 7, 33; II, 1, 7; II, 1, 8; II, 1, 10; II, 2, 24; II, 3, 1; II, 3, 5; II, 3, 30) hat der Herausgeber als unecht unter den Text gesetzt.

Inhaltsverzeichnisse der einzelnen Bücher und Kapitel sind nicht angegeben. Die einzelnen Bemerkungen sind richtig, kurz und leicht verständlich uud beschränken sich auf das Notwendige.

Wenn ich deswegen auch in einigen Punkten von der Meinung des Herausgebers abweiche, so halte ich doch die Ausgabe für eine sehr gelungene und empfehle sie deswegen den Herrn Kollegen auf das wärmste.

Die Ausstattung des Buches ist eine recht gute.

Dillingen. K. Geist.

---

1. Weissenborn, Aufgabensammlung zum Übersetzen ins Griechische im Anschlufs an Xenoph. Anab. für die mittleren Klassen der Gymnasien. Leipzig. Teubner. 1880.

2. —, Aufgabensammlung zum Übersetzen ins Griechische im Anschlufs an die Lektüre für die oberen Klassen der Gymnasien. ebd. 1882. 2,70 ℳ.

3. Karbaum, kurz gefafste griechische Formenlehre in verbindung mit deutschen und griechischen Übungsstücken. Hirt. Breslau. 1882. 1,65 ℳ.

Obgleich von der verehrlichen Redaktion dieses Blattes zunächst zur Besprechung der unter Nr. 2. und 3. angeführten Bücher aufgefordert, glaubt Referent, da beide Bücher in enger Verbindung mit einander stehen, auch Nr. 1. in den Bereich seiner Kritik einbeziehen zu sollen. Beide trefflichen Werkchen verdanken ihren Ursprung dem Grundsatze „dafs die Methode, die schriftlichen Arbeiten an die Lektüre anzulehnen, für die Vertiefung der letzteren und für die Erwerbung eines gröfseren Schatzes von Vokabeln und Phrasen von grofsem Nutzen ist“. Trotz vereinzelter Opposition hat sich dieser Grundsatz schon in den lat. Stilübungen in den letzten Jahren immer mehr bahn gebrochen; im Griechischen vollends dürfte er angesichts des knappen für die schriftlichen Übungen gewährten Raumes wohl als der allein berechtigte erscheinen. Den ersten Versuch, den Unterricht in Untersekunda — also vor allem in der Kasuslehre — an die Lektüre anzuschliefsen, machte, soweit mir bekannt, Lorenz in Öls (Progr. v. 1881). Denn die 1877 erschienenen Übungsstücke zum Übersetzen ins Griechische im Anschlufs an Halms Kasuslehre und die Lektüre der Odyssee von Weiske, kurz und gewifs richtig besprochen in diesen Blättern Bd. XIII pag. 89, dürfen schon wegen der, wie uns bedünkt, mifslungenen Idee, den zarten Hauch homerischer Poesie abzustreifen und die lautere Quelle der schönsten Poesie zugleich zum Elementarbuch zu machen (s. Naegelsb. Gymn.-Pädagogik) kaum auf den Beifall weiterer Kreise rechnen. Gleichzeitig mit Lorenz' Programm erschien Weissenborns Buch Nr. 1, das zwar in diesen Blättern Band XVI pag. 487 angezeigt, aber seither nicht näher besprochen worden ist. Dieses meisterhaft ausgearbeitete Buch, dessen genauere Einsichtnahme den HH. Kollegen, welchen der be-

treffende Unterricht zufällt, angelegentlich empfohlen werden darf, zerfällt in 3 Teile. Der erste nimmt noch nicht auf die Kasuslehre rücksicht und gibt eine Paraphrase der interessanteren Kapitel der Anabasis. Lexikologische und grammatische Weisungen befinden sich am Ende des Buches. Die notwendigsten Grundbegriffe der Moduslehre, etwa in dem Umfange, wie sie die Vorübungen zu dem entsprechenden Bändchen des Bauer'schen Übersetzungsbuches bieten, werden in denselben zusammengestellt. Der zweite Teil übt ebenfalls an Thematen, die der Anabasis entnommen sind, die Kasuslehre; der dritte enthält freie Umarbeitungen aus den Biographieen griechischer Feldherrn von Nepos, jedoch so, dafs die aus der Anabasis gewonnene copia vocab. die Grundlage bildet. Dieses erstgenannte Buch liefse sich demnach für unsere I. Gymnasialklasse vortrefflich gebrauchen. Allein auch nur für diese. Und an diesem Übelstande würde der Versuch der Einführung leider scheitern. An den meisten Gymnasien Norddeutschlands wird in Untersekunda Hellenika und Herodot gelesen; deshalb legt Weifsenborn in dem neu erschienenen Buch Nr. 2. auch für die Kasuslehre diese beiden Werke zu grunde. Dasselbe ist so zu sagen eine Fortsetzung des ersteren. Auch in ihm „will der Verf. die Einzelsätze mit ihren grammatischen Regeln in den vorbereitenden grammatischen Unterricht verlegt wissen, stellt auch für Obersekunda und Prima die ganze schriftliche Thätigkeit der Schülers in den Dienst der Lektüre und kämpft so gegen die hyperkritische Richtung unserer Tage, welche bei den Fortschritten der grammatischen Studien in der Neuzeit in den Gymnasien zum Schaden der höheren Unterrichtszwecke überhand zu nehmen droht". Das splendid ausgestattete Buch soll den Schüler durch 4 Jahre begleiten. Es zerfällt ebenfalls in 3 Abteilungen. Die erste enthält 25 Aufgaben über Nom. und Akk., 20 über Genet., 15 über den Dativ. Der Stoff, durchweg den Helleniken entnommen, bietet durch das Einflechten vieler syntaktischer Regeln eine vollständige Umarbeitung des zu grunde liegenden Textes. Weitere 22 Aufgaben dienen zur Befestigung der gesamten Kasuslehre; ihnen liegt Herodot Buch 5—8 zu grunde, also gerade diejenigen Bücher, deren Lektüre sich für die 2. Gymn.-Kl. am meisten empfiehlt. Nur schade, dafs, wie gesagt, der grammatische Stoff der 1. Gymn.-Klasse angehört. Dabei ist rücksicht genommen, dafs der Lehrer, mag er auch ein beliebiges Buch Herodots lesen, Stoff genug findet. Denn nun folgen 48 Extemporalien, welche sich inhaltlich und phraseologisch etwas enger an die Originale anschliefsen, ohne dafs die Kasuslehre zu kurz gekommen wäre. Auch das da und dort anmafsend hervortretende Bestreben, gewisser Regelwörter wegen den Text zu malträtieren, ist wohl vermieden. Die 2. Abteilung des Buches harmoniert mit unserem bayerischen Lehrplan, dem Ref. auf die Gefahr hin, „bayerische Stammeseigentümlichkeiten" zu verteidigen in der Anordnung des betr. Lese- und Lernstoffes entschieden den Vorzug gibt. Diese Abteilung behandelt in 73 Thematen Modi, Infinitiv und Partizipia, bietet sodann 23 gemischte Aufgaben und, analog der ersten Abteilung, 45 dem Texte des griechischen Autors sich enger anschliefsende Extemporalien. Dieser Abteilung liegt Herodot und die Memorabilien unter und zwar gleichmäfsig aus allen Büchern. In beiden Teilen folgen grammatische und lexikalische Winke am Schlufs des Buches. Die 3. Abteilung, 35 Aufgaben, sind im 2. Semester unserer 3. Gymn.-Kl., sowie in der Oberklasse zu verwenden. Ihre Ordnung und Überschriften machen eine besondere Angabe über die zu grunde liegenden Schriften unnötig (einige Dialoge Platos, Demosth. etc.). Grammatik-Citate fehlen für diese Stufe. Die grammatischen und stilistischen Winke sind sparsam angebracht.

Ohne ins Einzelne einzugehen, genüge die Bemerkung, dafs das gesamte Werkchen den Eindruck gewifsenhaftesten Fleifses und praktischer Erfahrung macht. Es darf geradezu ein Muster liebevoller Hingabe an die Sache der Gymnasialdidaktik genannt werden.

Ausstellungen hat Ref. wenige zu machen. Sie betreffen lediglich die am Schlusse des Buches befindlichen Angaben. Es läfst sich nämlich kein Prinzip erkennen, nach welchem der Verf. seine grammatischen Citate macht. In dem Übungsbuch Nr. 1. verweist er auf die in den ersten Nummern gegebenen und natürlich zu lernenden Modusregeln immer und immer wieder. In dem zweitgenannten Buche sollten sie doch um so sicherer vorausgesetzt werden. Das geschieht aber nicht. Einige Beispiele aus unzähligen: Nr. 163 ist die Struktur zu erkennen, Nr. 184 die von beweisen angegeben. Und doch wird in derselben Nr. das partic. auf ἀνέχεσθαι, εἰδέναι, αἰσθάνεσθαι, und ἥδομαι vorausgesetzt. In Nr. 147 wird die Struktur von πρίν, δῆλος, ὥστε etc. mit recht verlangt, aber ὅτι nach οἶδα angegeben.

So grofs der Genufs war, welchen dem Ref. die Prüfung der Bücher 1. und 2. gewährt hat, ebenso grofs war der Verdrufs, mit dem er Nr. 3. beiseite gelegt. Dies Opus wäre am besten ungeschrieben geblieben. Der Verf. verspricht ein Büchlein zu schreiben, welches dem Schüler Grammatik, Lesebuch und Wörterbuch sein soll; das wäre also ein verbesserter Kühner. Gegen diese Verbindung liefse sich nun nichts einwenden. Kühner hat damit lange Zeit die besten Resultate erzielt. Vor jedem Übungsabschnitte stehen bei ihm die neu zur Verwendung kommenden Vokabeln, deren Memorierung gefordert wird. Die früher gelernten kommen immer wieder zur Verwendung. Und so gewinnt der Anfänger bereits in Untertertia einen stattlichen Wortschatz. Von dieser Methode dürfte der Herausgeber neuer Auflagen des betr. Bauer'schen Übungsbuches ebenfalls profitieren. Jedoch Herr Karbaum macht sichs leichter. Er fragt nicht lange, wie viele Wörter der arme Junge sich mühsam aus dem Wörterbuche, das sich am Ende des Buches befindet, zusammensuchen mufs. Ist es nicht grausam, zu verlangen, dafs die Einübung der Formenlehre — die doch erfahrungsgemäfs namentlich anfangs dem Tertianer eine Legion von neuen Spracherscheinungen bietet — auch noch durch stetiges Wörteraufschlagen erschwert wird? Und in welchem Wörterverzeichnis! Feinster Druck, winzige Zeilendistanzen — ja, um einen Achtelsbogen zu sparen, verkleinern sich auf dem letzten Blatte die Lettern noch in einer Weise, dafs man die Gesundheitspolizei zu hülfe rufen möchte. Über die grammatische Methode ist nicht viel zu bemerken, da sich der Verf. ziemlich eng an Curtius anschliefst. Betrachten wir einige Kapitel näher.

§ 16—18. A-Deklination, sowie Praes. Act. und Pass. im Ind., Imper., Inf. und Partiz. und 8 Formen von εἰμί. Das alles auf einmal. Es folgen 22 Sätzchen. Einer von ihnen heifst: αἱ μὲν ἀρεταὶ τίκτουσιν εὐτυχίας. (sic!) In der Regel 4 heifst es: α purum (im Nom. Sing.) ist lang. Als Beispiel dienen 8 Substantiva, von denen 4 ein kurzes α haben. Die Contracta fehlen; aber sie sind offenbar nur vergessen, denn in späteren Aufgaben kommen sie zur Verwendung.

§ 19. O-Deklination. Verf. nennt 10 femin. auf ος; ψῆφος fehlt. Von den Adj. zweiter Dekl., die zugleich mit den Subst. geübt werden, wird einfach gesagt, dafs sie nach der ο- und α-Deklination gehen. Darnach bildet der Schüler: βεβαῖαι, βεβαιῶν. In den Übungsätzen wieder eine Legion neuer Wörter. 6 davon sind im Lexikon nicht zu finden, nämlich ἀγορεύω, ὑπομένω, ἥδομαι, der Vetter, die Nachstellungen, erleichtern. Auch ein Superlativ hat sich herein verirrt.

§ 20. Contr. der O-Dekl. Der Accent von εὖνοι (den auch Englmann mit Stillschweigen übergeht) wird nicht erklärt.

§ 21. Att. Declin. In den 12 deutsch-griechischen Sätzen mufs der Schüler 21 Wörter suchen; und da soll er noch auf die schwierigen Accente und Endungen aufmerken.

Vor die sog. 2 Haupt-Dekl. schiebt sich nun — man sollte einen solchen Mifsgriff nicht für möglich halten — das Imperf. Act. und Pass., Fut. und Aor. I. Act. der Verba pura ein, Notabene ohne jegliche spezielle Übungen. Vom Tempuscharakter etc. ist noch keine Rede. Schliefslich erhält der Schüler die Weisung, von 14 früher genannten Verbis diese Tempora zu bilden. Unter denselben befinden sich 4 Verba muta. Auch ἔχω, φεύγω und μάχομαι (!).

§ 23 folgen die Konsonantenstämme und auch gleich die syncop. Subst. Warum ist von παῖς, Τρώς etc. der Gen. resp. Stamm verschwiegen? Wozu das seltene σής? Ist δᾶς ein Druckfehler? „ντ im Dat. Plur. fällt aus, wobei aus ο zu ου wird.“ Und was wird aus ε? Das steht nun zwar nicht da. Aber eine Anm. besagt: nur die Adj. auf εις nehmen keine Ersatzdehnung an. Diesem Abschnitte folgt endlich eine längere Übung, welche zugleich die erste Anwendung des Imperf., Aor. und Fut. Act. und Imperf. Pass. bietet. In 47 Sätzen kommen vor: 4 Imperf.-, 1 Futur-, keine Aor.-Form. Die Bedeutung von ὑπὲρ ist unauffindbar, das Med. στρατεύεσθαι dem Schüler unverständlich. μὲν-δὲ wird gebraucht, aber nicht erklärt. Im Satze: „Die Bildung ist für die Jünglinge Zucht, für die Greise Trost etc.“ soll es wohl gesetzt werden, ohne nur irgendwie angedeutet zu sein. Woher soll der Anfänger den Acc. c. Inf. nach: δίκαιόν ἐστιν treffen? Woher: „die einen Griechen den andern“? Die Formen ἡδέα und ἐναντιοῦσθαι greifen vor. ἀληθεύω und κεχαρισμένος fehlen im Lexikon.

Mit § 25 folgen die Vokalstämme, alle nacheinander; wieder im Anschlufs an Curtius. „Die Stämme auf ο (gen. fem.) nehmen im Nom. Sing. kein ς an, aufser αἰδώς (was heifst αἰδώς? Und doch soll der Schüler in der folgenden Übung: „sittliche Scheu“ wissen). Der Acc. Sing. ist gegen die Accentregel oxytoniert.“ Also auch αἰδώς? Gewifs! Denn in den Übungssätzen findet sich der Acc. αἰδώ zweimal. Die folgenden Übungen, 57 Sätze, geben zu folgenden Beanstandungen anlafs: In sämtlichen Sätzen kommen blofs 5 Verba im Aor. und Impf. Act., Impf. Pass. und Futur vor. Die Formen ἀσφαλῆ, κάλλιστα, ἐπιζήτει, ἀηδής, τέλος, ψεῦδος sind vorgegriffen. Der Verfasser spricht von der Stellung der Apposition nichts und doch soll: „Der Flufs Marsyas“ übersetzt werden. Der Acc. Sing. fem. von πρᾶος wird verlangt. Also soll der Schüler πράαν schreiben. Woher soll der Anfänger die Kontraktion von ἐπιμελεῖσθαι wissen? Woher dessen Struktur? Im deutsch-griechischen Abschnitte allein sind 41 Vokabeln aufzuschlagen. Wir blättern weiter. Auf Seite 37 allein finden sich fünf Accentfehler (und zwar nicht blofs abgesprungene Lettern). Genug. Wir dächten, die vorhandenen Übungsbücher genügten in so lange, als ein neues keinerlei Vorzüge aufzuweisen vermöchte. Aber derlei Fabrikate dienen unserem Gymnasialunterrichte nicht. Es thut dem Ref. um die sonst rühmlichst bekannte Firma Hirt leid, dafs sie sich zum Verlag dieses Machwerkes hergegeben hat.

Regensburg. G. Krafft.

Terentiana. Quaestiones cum specimine lexici. Scripsit Dr. Edmundus Hauler. Vindobonae. Apud Alfr. Hoelderum. 1882. 48 S.

Der Verf. der vorliegenden Schrift hat sich der mühevollen, aber um so mehr anerkennenswerten Aufgabe unterzogen, ein Wörterbuch zu den Komödien des Terenz zu bearbeiten und gibt in den Schlufsseiten dieser Schrift eine Probe desselben. Diese wenigen Seiten zeigen uns, dafs der Herr Verfasser die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit durchaus nicht verkennt, ihnen aber vollkommen gewachsen ist. Hauler will nicht blofs einen trockenen Index des terenzianischen Wortschatzes geben, wie es z. B. der kürzlich erschienene Index zu Plautinischen Substantiven von Rassow thut, sondern er führt in den einzelnen Artikeln uns jedes Wort nach seiner formalen, syntaktischen und semasiologischen Seite vor, wobei die Stellen — soweit zum Verständnis nötig — ausgeschrieben sind. Ferner ist den Ansprüchen auf Textkritik in überaus sorgfältiger Weise rechnung getragen, indem einerseits die Lesarten der mafsgebenden Handschriften, andrerseits die Abweichungen unter den Herausgebern vollständig angegeben sind. Weiters sind zur genaueren Orientierung die einschlägigen Werke über Prosodie, Orthographie, Formenlehre und Syntax notiert, so z. B. bei absque: Hand. Turs. I, 69 sq.; Holtze I, 344; Bx. ad Trin. 832; Fl. in ann. 95, 626; Ribb. Beiträge zur Lehre von den lat. Part. 23 adn. Freilich fehlt hier gerade die neuere und neueste Litteratur, nämlich Brugmann im rhein. Museum 32, 485—487, Jordan in den krit. Beiträgen 308—314, Wölfflin Rhein. Museum 37 (1881), p. 96 ff. Endlich ist es ein nicht zu unterschätzender Vorzug dieses Wörterbuches, dafs H. den einzelnen Stellen die Parallelen aus Plautus und den übrigen Komikern und die Vorbilder aus der griechischen Komödie beifügt. Wenn auch in diesem Punkte eine Vollständigkeit zu erreichen bei dem Mangel an Vorarbeiten — die Dissertation von L. A. Fischer „de Terentio priorum comicorum Latinorum inprimis Plauti imitatore", welche einiges Material gibt, hat H. benutzt — nicht möglich war, so ist doch schon der Versuch, diesem gewichtigen Faktor bei der Beurteilung des Sprachidioms eines Autors eine Stelle einzuräumen in dem Lexikon, das ein getreues und vollständiges Bild seines Sprachgebrauches geben soll, ein jedenfalls sehr lobens- und nachahmenswerter.

Was für ein entscheidendes Hilfsmittel ein solcher Sprachnachweis bei kritisch unsicheren Stellen ist, zeigt uns der Verf. selbst durch Behandlung einiger solcher Stellen.

Eun. 267 schreibt H.: Sed Parmenonem ante ostium *huius stare* tristem video nach Hec. 428: sed Pamphilum ipsum video *stare* ante ostium u. a. St., an denen Ter. immer den Infin. nach video gebraucht, während Plaut. Bacch. 451 das Partizip setzt sed quis hic est quem *astantem* video ante ostium. Dafs *stare* von H. an d. Stelle richtig hergestellt ist, scheint mir unzweifelhaft; weniger das Pronomen *huius*, weil Ter. in dieser Formel nie zu ante ostium diesen Genetiv setzt. — Phorm. 863 verteidigt er mit Glück die Lesart der ersten Hand im Bembinus 'Pone *re*prehendit pallio, resupinat: respicio, rogo', welche Lesart abgesehen von den Parallellen aus Plaut. Trin. 624 ille *reprehendit* hunc priorem *pallio*, Mil. gl. 60, Epid. 1,1,1 auch schon durch die nunmehr bei allen Verben rein durchgeführte Alliteration von r empfohlen wird. Wenn H. Hecyr. 363 aus demselben Grunde die Lesart des Bembinus aufrecht hält Partim quae perspexi his oculis, partim *per*cepi (statt accepi) auribus, so müssen wir ihm auch hier beipflichten. — Weniger überzeugend war für uns die an Phorm. V. 82 vorgenommene Änderung, wo alle codd. 'hanc *amare* coepit perdite' bieten,

H. aber *ardere* lesen will, weil Charis. p. 213, 16 seiner Erklärung von *perdite* = valde folgende Worte beifügt: nam ita Arruntius Celsus, et addit 'antiqui enim dicebant *ardere* pro amare'. Obwohl ich zugestehen mufs, dafs die Lesart *ardere* nach diesem alten Zeugnis viel für sich hat, so hat sie doch nicht alles, um ohne Widerspruch aufnahme in den Text zu finden. Es spricht aber hauptsächlich meiner Ansicht nach dagegen, dafs weder bei Terenz selbst noch bei Plautus, noch in den erhaltenen Fragmenten der Komiker *ardere* transitiv so gebraucht wird, wie z. Beispiel *perire* oder *deperire* aliquem bei Plaut. und Ter. Zuerst findet sich dieser Gebrauch bei Vergil Buc. II, 1.

In einem zweiten Abschnitt handelt H. über den Vokativ der griechischen Eigennamen auf *es*. Das Resultat ist S. 13: 'ex his exemplis quod de usu *Chremes* et *Chreme* formarum protulimus comprobatur *utramque* formam *in exitu versus* collocari solere, *intra versum* ante vocales *e* et *i* soli *Laches* vocativo locum esse. Idem semel atque ubi persona mutatur ante c invenitur; nusquam autem *Lache* in medio versu exstat.'— Der dritte Abschnitt gibt eine (die Arbeiten von Saalfeld, Tuchhändler und Weise) ergänzende Zusammenstellung der bei Terenz sich findenden griechischen Lehnwörter. Interessant ist die aus dieser Betrachtung resultierende Beobachtung, dafs Ter. mit grofser Vorsicht neue griechische Wörter in seine Komödien aufnahm und sich lieber der schon rezipierten bediente. Mit der gleichen Vorsicht ging auch Terenz im Gebrauch der etymologischen Figuren zu werke, wie ich in meiner Abhandlung über diesen Gegenstand nachgewiesen (p. 9). Erwähnt seien noch die Bemerkungen über das ὁμοιοτέλευτον bei den Komikern auf S. 21 und 22, die zum Zwecke haben den Vers 802 im Trinummus zu halten „Quidnunc stas? quin tu hinc *te amoves et te moves?*" und endlich die auf S. 23 ff. über die Hinzufügung eines synonymen Wortes oder Satzgliedes zur Erklärung des mit ihm verbundenen, aber aus irgend einem Grunde der Erklärung bedürftigen; H. rechnet hiezu Stellen wie Plaut. Stich. 641 *More* hoc fit atque *stulte* mea sententia.

Auf S. 27 beginnen die *Prolegomena ad Lexicon Terentianum*, an deren Schlusse der Herr Verf. bemerkt, dafs er an die Herausgabe des I. Teiles sofort gehen werde, wenn seine beigegebene Probe Beifall finde. Dafs sie den unsrigen gefunden, wird der Herr Verfasser aus diesen Zeilen entnommen haben, und ich will nur wünschen, dafs er ihm auch von anderer Seite zu teil werde, damit uns der Herr Verfasser recht bald mit seinem Lexikon Terentianum beschenken kann.

Schweinfurt. Gustav Landgraf.

Titi Livii ab Urbe condita libri. Ex recensione Andreae Frigellii. Vol. II. fasc. I, librum XXI continens. Gothae, 1882. Sumptibus et typis Frid. Andr. Perthes. IV u. 53 S. 40 ₰.

Gleichzeitig mit der auch einen Kommentar enthaltenden Ausgabe des 21. Buchs des Livius von Luterbacher erschien in Gotha bei Fried. Andr. Perthes eine blofse Textausgabe dieses Buches von Andr. Frigell, dessen Name durch seine Leistungen für Livius schon bekannt ist. Über den kritischen Standpunkt, den Frigell dabei einnimmt, hat er sich in seinen sogenannt. Epilegomena zum 21. Buche bereits ausgesprochen; ein Kommentar dazu wird erst folgen.

Wir beschränken uns daher hier zunächst darauf, diese Ausgabe in ihrem Verhältnis zu der Luterbachers etwas näher ins auge zu fassen, wobei natürlich die Kritik fast ausschliefslich in betracht kommt.

Wesentlich unterscheiden sich beide Ausgaben in der Interpunktion. Dafs auch hierin namentlich in Schulausgaben ein bestimmter Standpunkt festgehalten wird, und nicht ein ewiges Schwanken sich geltend macht, betrachten wir für keine gleichgültige Forderung. Wir halten z. B. das Prinzip für richtig, vor einem mit und sich anschliefsenden Satz nur dann ein Komma zu setzen, wenn derselbe ein eigenes Subjekt hat, im andern Falle nicht.

Von diesem Standpunkte aus billigen wir es, wenn Frigell z. B. 2, 4 hinter adscitus im Gegensatz zu Luterbacher kein Komma setzt, billigen es aber nicht, dafs dieses Prinzip nicht konsequent durchgeführt ist. In einer ganzen Reihe ist bei gleichem Subjekt der mit et, ac, atque und besonders mit que sich anschliefsende neue Satz durch ein Komma von dem vorhergehenden geschieden, während umgekehrt das bei neuem Subjekt nach unserer Meinung notwendige Komma oft fehlt. Eine weitere Frage ist, wie es bei absoluten Ablativen mit der Interpunktion zu halten ist. Wir halten es für logisch richtiger, sie nicht in Kommata einzuschliefsen. Dagegen kann man sagen, mit Rücksicht auf die Deutlichkeit empfehle es sich, ihnen Kommata beizugeben. Mag man sich nun für das eine oder andere entscheiden, in jedem Falle sollte konsequent dabei verfahren, und sollten nicht bald die Kommata gesetzt, bald wieder weggelassen werden.

Was von den absoluten Ablativen gilt, gilt in gleicher Weise auch vom relativen Partizipium. Dafs der sogenannte Infinitiv mit dem Akkusativ, der entweder als Subjekt oder Objekt des Verbums, von dem er abhängt, zu fassen ist, von diesem nicht durch ein Komma getrennt werden darf, darüber herrscht wohl Übereinstimmung. Gleichwohl finden sich hier solche Kommata 10, 3 nach dicerent, 27, 4 nach edocent, 41, 16 nach reputet. Ferner setzt Frigell nach einer Verbindungspartikel wie et, nam, tum, deinde regelmäfsig ein Komma, falls zunächst ein Zwischensatz mit einer Konjunktion folgt, wie z. B. nam, cum aquae vim vehat ingentem, non tamen navium patiens est, 31, 10. Diese Regel ist aber nicht befolgt 33, 9, 33, 11. Wir könnten noch eine Reihe solcher Inkonsequenzen in der Interpunktion, die übrigens Frigells Ausgabe nicht mehr wie den meisten Schulausgaben zur last fallen, anführen, unterlassen es aber, um uns nicht allzu sehr in Einzelheiten und Kleinigkeiten, wie man sagen wird, zu verlieren. Da indessen der Satz: minima non curat praetor nicht auch für die Schule gilt, hielten wir es nicht für überflüssig, auch auf diese Dinge hinzuweisen.

Die Lesart 3, 1: in Hasdrubalis locum, die weder durch Erklärung geschützt noch als ein Anakoluth gefafst werden kann, behält Frigell bei. 5, 13 ziehen wir der allerdings von den Handschriften gebotenen Lesart et ex alveo, die auch Frigell beibehält, Luterbachers at entschieden vor. Auch 8, 4 bleibt Frigell bei der hergebrachten Lesart oppidani — coepti non sufficiebant stehen, während Luterbacher, weniger konservativ, postquam — coepti sunt liest. Statt Phalarica schreibt Frigell c. 10 falarica. 13, 5 liest Frigell, wohl mit rücksicht auf das zweite Verbum habituri estis, nicht audiatis, sondern audietis und 17, 3 celoces — deductae, nicht deducti, was die besten Handschriften bieten. In 19, 5 ziehen wir Frigells Interpunktion, der nach defendi ein Komma setzt und ein Fragezeichen erst hinter reciperentur anbringt, der gewöhnlichen, die das Frage-

zeichen schon hinter defendi setzt, wobei dann der Satz tantum — reciperentur matt nachhinkt, entschieden vor. 22, 5 lesen wir bei Frigell praeter Onusam urbem ad Hiberum maritima ora ducit. Der bloſse Ablativ bleibt immer auffallend. 24, 3 wird hinter velle stärker interpungiert und das gleich darauffolgende et ausgeschieden. 27, 7 setzt Frigell hinter transisse das Subjekt se ein. 28, 8 und 9 sind wir mit Frigells Lesart copulata est; tum elephanti — acti ubi — ganz einverstanden. In der handschriftlich verdorbenen Stelle 30, 7 liest Frigell, Heerwagens Konjektur aufnehmend, pervias fauces esse exercitibus. Wir ziehen dem gegenüber die gewöhnlich rezipierte Lesart pervias paucis esse, pervias exercitibus entschieden vor. Mit der bloſsen Behauptung pervias fauces esse exercitibus ist ja gar nichts bewiesen; dagegen wird der Gegensatz zwischen paucis und exercitibus in den folgenden Sätzen eos ipsos — legatos transgressos und ingentibus agminibus — transmisisse deutlich durchgeführt. In der schwierigen Stelle 33, 4 diversis rupibus — schlieſst sich Frigell an Madvig an und liest per iuxta invia ac devia adsueti decurrunt, eine Lesart, die uns ebenfalls als die ansprechendste von den vorhandenen erscheint.

Statt der unsichern Lesart per Salassos montanos oder Montanos in 38, 7 liest Frigell per a l i o s montanos. In 41, 4 stoſsen wir wieder auf eine verdorbene Stelle. Die Handschriften bieten fast allgemein: neque regressus ad naves erat. Hier hat man nun einfach neque und erat gestrichen und so allerdings einen lesbaren Text gewonnen, viel lesbarer jedenfalls als wenn man neque in atque verwandelt und so den selbstverständlichen Gedanken gewinnt: atque regressus ad naves erat. Indessen diese einfache Streichung von neque und erat hat ihre starken Bedenken und mit rücksicht darauf liest wohl Frigell: neque egresso longius tutus regressus ad naves erat. Aber, fragen wir, ist dieser Zusatz zulässig, wenn im Vorhergehenden gesagt ist quia adsequi terra non poteram? Durchaus sinngemäſs ist 42, 3 Frigells Lesart: legeret et, ut cuiusque — In 44, 6 und 7 stimmen Frigell und Luterbacher den andern Herausgebern gegenüber mit vollem Recht in der Lesart überein bis zu den Worten in Africam transcendes, nur daſs Luterbacher nicht cessero, sondern decessero liest. Im Folgenden enthält nach unserer Anschauung Frigells Lesart eine höchst anstöſsige Weitschweifigkeit, die einfach dadurch gehoben wird, daſs man das Wort transcendisse streicht und liest: Transcendes autem dico?, was die gewöhnliche Lesart der Ausgaben ist. In 44, 9 liest Frigell, dem Sinne nach mit Luterbacher ziemlich übereinstimmend: nullum contemptu mortis i ncitamentum ad vinc. — 46, 8 liest Frigell gegen die gewöhnliche Lesart erit vielmehr erat, und wir stimmen ihm darin bei. Dagegen ziehen wir 47, 5 die Lesart petenda fuerint der von Frigell rezipierten pet. fuerunt vor. Der Text in 49, 7 und 8 liegt noch im argen; auch Frigells Lesart entspricht nicht durchaus. Wir stimmen ihm bei, wenn er schreibt: Extemplo a praet. et circa — tribunique, qui — intenderent, et ante omnia. Aber das dem et — missi (nämlich sunt) gleichgeordnete et — teneri als Infinitiv histor. zu fassen, erscheint uns geradezu als unnatürlich. Auch der weiteren Schreibweise perque omnem oram — m i s s i s würden wir m i s s i weit vorziehen. 52, 11 schreibt Frigell in Übereinstimmung mit Luterbacher ganz gegen die Handschriften maior — hostium clades, penes Rom. fam. vict. f. Entsprechender noch als clades erscheint uns caedes, wie Luterbacher liest. Den auffallenden Dativ Magoni in 54, 4, aus dem die meisten Herausgeber cum Magone gemacht haben, streicht Frigell ganz. Die allerdings auffallende handschriftliche Lesart ad destinatum iam ante consilio in 54, 6 ändert Frigell in sehr bedenklicher Weise in *a* destin a t o — consilio. Statt levemque armaturam in 55, 2 schreibt

Frigell ac lev. arm. Die Handschriften lassen bekanntlich eine Verbindungspartikel aus, doch erfordert sie hier der Zusammenhang. In 56, 8 setzt Frigell hinter reliquum ganz sinnentsprechend invalidorum ein. 60, 4 schreibt Frigell conciliata clementiae indulgentiaeque fama und endlich 62, 3 statt des auffallenden blofsen Ablativs foro boario vielmehr in foro boario.

Hof. Sörgel.

Festgrufs dem Rektor des Gymnasiums zu Nürnberg, Herrn Oberstudienrat Dr. Heinrich Heerwagen, zur 25. Feier seines Amtsantritts in dankbarer Verehrung dargebracht von den Lehrern der Studienanstalten Nürnberg und Fürth. Erlangen. 1882. Verlag von Andreas Deichert. S. VIII und 110.

Aufser der lateinischen Dedikationsadresse an den Jubilar enthält die Festschrift fünf Abhandlungen, teils kritischen, teils handschriftlichen, teils litterar-historischen Inhalts.

An der Spitze stehen „Kritische Bemerkungen zu Propertius von Guido Kühlewein“ (S. 1—17). Frei von jener Verbesserungssucht, welche den Autor immer besser machen will, als er selbst sein wollte, sucht er in dem noch stark korrumpierten Texte des Dichters mit klarem Urteil und Verständnis meist nur wirklich verderbte Stellen zu verbessern. Wenn auch nur wenige Emendationen allgemeinen Anklang finden dürften, so liefert doch die gründliche Erörterung der Mangelhaftigkeit der handschriftlichen Lesart, wie auch bereits gemachter Emendations-Vorschläge bei den meisten Stellen einen beachtenswerten Beitrag zur Verbesserung der Textverderbnisse. Recht ansprechend sind sowohl in logischer als grammatischer Beziehung mehrere Vorschläge, wie zu I, 21, 5 u. 6; I, 14, 5; III, 30, 35; V, 11, 4 u. a. Andere Konjekturen haben freilich meines Erachtens weniger Wahrscheinlichkeit für sich; I, 1, 19 ist das von ihm vorgeschlagene ‚sollertia‘ dem Zusammenhange wohl entsprechend und entschieden besser als ‚fiducia‘ (L. Müller); allein da der Dichter in den nachstehenden Worten *tunc crediderim* (Vers 23) deutlich ausspricht, dafs er an die Künste der Zauberinnen in dem Falle glauben würde, wenn sie ihm Cynthia geneigt machten, so ist die Annahme berechtigt, dafs er bisher an sie nicht geglaubt, sondern sie für Trugwerk gehalten hat. Wenn er an späteren Stellen einen Glauben daran bekundet, so beweist dies nichts dagegen. Daher würde ich die handschriftliche Lesart beibehalten. — I, 13, 12 ist ‚amicus‘ kaum schlechter als das dem Sinne nach nur wenig verschiedene ‚amatus‘ und hat die handschriftliche Überlieferung für sich. — Für unpassend halte ich die Vorschläge zu I, 17, 3 (Cassiopes saltum), II, 1, 5 (compsi), IV, 11, 7 (intexta . . . lacerna).

Daran reiht sich eine gründliche Studie von Friedrich Schmidt: Der Codex Tornesianus der Briefe Ciceros an Atticus und sein Verhältnis zum Mediceus (S. 18—30). In Ergänzung einer Untersuchung von Fr. Hofmann (Der kritische Apparat zu Ciceros Briefen an Atticus geprüft, Berlin, 1863) sucht der Verf. in wohlgeordneter und übersichtlicher Ausführung den Nachweis zu liefern, dafs der neben dem Mediceus für Ciceros Briefe an Atticus besonders in betracht kommende Codex Tornesianus nicht eine Abschrift aus dem Mediceus ist, wie Hofmann schon gezeigt, sondern als direkte oder wenigtens indirekte Abschrift aus dem nämlichen Archetypus zu betrachten ist, aus welcher der Mediceus

geflossen ist. Seine auf sorgfältiger und umsichtiger Vergleichung verschiedener Eigentümlichkeiten und Abweichungen beider Codices beruhenden Beweisgründe sind zutreffend und überzeugend.

Im Anschlusse daran gibt Dr. Karl Frommann (S. 31—58) eine dankenswerte Mitteilung über: „Die Altdorfer Deutsche Gesellschaft“, wozu er das Material teils den handschriftlichen Akten der Gesellschaft, welche sich jetzt auf der Bibliothek der Universität Erlangen befinden, teils den gedruckten Publikationen derselben namentlich den „Beyträgen zur deutschen Sprachlehre, Beredtsamkeit und Geschichte“ (Altdorf. 1757) und den „Einigen Schriften der Altdorfischen Deutschen Gesellschaft“ (1760) entnimmt. „Hat dieselbe, sagt der Verf., auch keinen deutlich nachzuweisenden Einfluſs auf den Gang unserer Litteratur geübt, so möchte sie doch einiges Interesse verdienen, zunächst als eine Frucht vom heimischen Boden, demselben, dem auch unser Gymnasium lange Zeit (1575—1633) in enger Verbindung mit der aus ihm (1580) erwachsenden Akademie angehörte; sodann um ihres trefflichen Vorstehers willen, der mit so groſser Liebe und Weisheit der studierenden Jugend sich angenommen und eine so ausgebreitete und anerkannte Wirksamkeit auf dem Felde der deutschen Geschichte, Sprache und Gelehrsamkeit entfaltet hat, ich meine Georg Andreas Will. Endlich aber sind die Leistungen der Mitglieder mitunter lesenswert genug als Zeugnisse für die Empfänglichkeit und die Stellung friedlicherer Kreise gegenüber den wichtigen Fragen jener bewegten Zeit“. Die Stiftung erfolgte 1756 durch Will, welcher am 14. Juli die Rede zur „Eröffnung des neuen Musentempels“ hielt. Nach einer vierjährigen Blütezeit trat allmählig Rückgang ein und 1769 scheint der Verein — nach dreizehnjährigem Bestehen — erloschen zu sein. Die Leistungen der Mitglieder zerfallen nach den behandelten Gegenständen in folgende Gruppen: Sprachliches, Litterarhistorisches, ästhetische Kritik, Moralphilosophie, Geschichte, Physiologie und Ethnographie; sodann Übersetzungen und eigene dichterische Versuche sowohl in gebundener als ungebundener Rede. Die erste Gruppe, die sprachlichen Arbeiten, hat Frommann ausgewählt, um sie näher zu mustern. Er schildert nun (S. 48—58), wie die etymologischen Versuche der Gesellschaft „bald mit richtigem Gefühl und keckem Griff einen glücklichen Fund ans Licht ziehn, bald mit naiver Zuversicht auf Holzwegen in das Dickicht sich verirren“. Hierauf wird über die Bestrebungen auf dem Gebiete der Lautlehre und der Verteidigung der deutschen Sprache gegenüber den Ausländern berichtet.

Als gründlichen Kenner des Thukydides zeigt sich Georg Osberger in den daran sich schlieſsenden „Kritischen Bemerkungen zu Thukydides“ (S. 58—90). Darin unterzieht er neun Stellen, welche in den Handschriften übereinstimmend überliefert und zum Teil von der Kritik bisher nicht angefochten worden sind, einer eingehenden kritischen Beleuchtung, um eine Entstellung des ursprünglichen Wortlautes nachzuweisen, und zwar glaubt er bei 6 Stellen (I, 27; III, 26, 1; III, 114, 3; III, 115, 3; I, 91, 1; VI, 43) die vermuteten Verderbnisse auf bloſse Unachtsamkeit der Abschreiber, bei den übrigen dagegen (II, 31, 2; II, 70, 3; III, 26, 1) die Schwierigkeiten auf das Eindringen fremder Zusätze, auf Interpolation zurückführen zu müssen. Scharfsinnige Beurteilung der textlichen Schwierigkeiten, umsichtige und geschickte Heranziehung sämtlicher Beweismomente, sowie Gewandtheit und Klarheit in der sprachlichen Durchführung sind anerkennenswerte Vorzüge der Arbeit; dagegen dürfte das Ansehen der Handschriften vor seinem rationellen Verfahren doch bei einigen Stellen über Gebühr in den Hintergrund gedrängt werden. Wohl möchte ich seiner Anschauung bei einigen Stellen, besonders bei I, 27; III, 26 und

III, 115, 3 beistimmen, bei anderen dagegen konnte ich mich von der Notwendigkeit seiner Änderungen trotz seiner geschickten und gründlichen Ausführungen nicht überzeugen, so bei II, 31, 2; II, 70, 3. Bei III, 26, 1 ist die Umgestaltung des Textes doch zu tief einschneidend und gewaltsam, als dafs sie Billigung finden könnte, und bei III, 114, 3 scheint er durch einseitige Hervorhebung der einen Vertragsbestimmung (σπονδαί) mit gänzlicher Aufserachtlassung der ξυμμαχία zu einer gewaltsamen Umstellung veranlafst worden zu sein. Ich halte die Erklärung der Stelle von Grote für richtig und nach dem Wortlaute des Textes auch für zulässig.

Den Schlufs bildet eine Abhandlung von Dr. Heinrich Wilhelm Reich: „Über die Palimpseste der Universitäts- und Nationalbibliothek in Athen". (S. 91—101). Eine genaue Untersuchung der unter den griechischen Manuskripten befindlichen acht Palimpseste führte zu dem Resultate, dafs sechs davon biblisch-theologische Gegenstände enthalten und daher nur für den Forscher auf dem Gebiete der altchristlichen Litteratur von Wert sind, dagegen die zwei anderen „eine wohl beachtenswerte Bereicherung des handschriftlichen Materials zu Aristoteles (Porphyrius, Photius) und Philo" liefern. Die der Arbeit zugewendete Mühe und Sorgfalt verdient gewifs alle Anerkennung, auch wird man dem Verf. im hinblick „auf die besonderen im wege stehenden Schwierigkeiten", „für das nicht abgeschlossene Ergebnis" gerne die gehoffte „Nachsicht und Entschuldigung" entgegenbringen: da indes seiner Arbeit in ihrer jetzigen Gestalt kein anderer wissenschaftlicher Wert beizumessen ist als das Verdienst der Feststellung des bisher unbekannten Inhaltes der Palimpseste, so hätte er vielleicht „mit dem Heraustreten an die Öffentlichkeit" besser noch gewartet, bis er positivere Resultate aus den beiden für die klassische Philologie beachtenswerten Handschriften zu eruieren Gelegenheit gefunden hätte.

München. Dr. Jak. Haas.

Deutsche Nationallitteratur. Historisch-kritische Ausgabe, herausgegeben von Joseph Kürschner. Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart. 1882. 8.

Erste Lieferung. Göthes „Faust", herausgegeben von Professor Dr. H. Düntzer. XXXVIII u. 80 S.

Zweite Lieferung. Grimmelshausen „Simplicius Simplicissimus" herausgegeben von F. Bobertag. LXVI u. 48 S.

Es ist kaum möglich, nach vorliegenden beiden Lieferungen bereits ein Urteil über dieses neueste grofsartig angelegte Unternehmen zu fällen. Dafür aber bürgen uns die Namen der Mitarbeiter Bartsch, Liliencron, Bechstein, Behaghel, Creizenach, Geiger, Hamel, Muncker, Sauer u. s. w., dafs wir vom Werke selbst nicht viel weniger erwarten dürfen, als man nach der etwas allzuviel versprechenden Vorrede zu glauben geneigt sein möchte. Joseph Kürschner, vor allem im Gebiete des älteren deutschen Theaterwesens ein hervorragender Kenner, bietet als Redakteur — wenn dies Wort hier genügt, da wir in ihm auch den geistigen Urheber des ganzen Werkes begrüfsen dürfen — Sicherheit für die gute Leitung des Werkes. Ob aber ein „Ganzes", wie die Ankündigung es verspricht, überhaupt möglich sein wird, darüber kann freilich nur der Erfolg entscheiden. Von den Merseburger Zaubersprüchen und dem Hildebrandslied bis herab auf Immermann und Geibel soll unsere Nationallitteratur in einer grofs angelegten Anthologie vorgeführt werden. Eine Anthologie, nicht im gewöhnlichen

Sinne, sondern eine solche, die ganze einzelne Werke eines Dichters, in vielen Fällen wohl auch die sämtlichen Werke des Autors vorführt. Wie etwa die „Geschichte der deutschen Litteratur" von Heinrich Kurz geschichtliche Darstellung mit beigefügten Beispielen ist, so soll hier umgekehrt eine grofsartige Beispielsammlung mit verbindendem litterarhistorischem Texte gegeben werden. Nicht nur die Führer der Litteratur werden uns vorgeführt, sondern auch die unbedeutenderen Dichter und Dichterschulen, denn erst durch die Kenntnis der vorausgehenden Entwicklungsstufen, z. B. der Anakreontiker im Verhältnis zu Göthes Jugendlyrik, wird uns ein Verständnis des Grofsen und Vollendeten selbst möglich. Diese Grundsätze sind so natürlich, dafs wohl niemand das Verdienstliche ihrer Anwendung bestreiten wird. „Uns fehlte bisher," erklärt die Vorrede, „die innige Vereinigung von litterarischen Werken und kritischem Material, planvoll ausgedehnt nicht auf ein Werk, nicht auf eine Epoche der Zeit oder der geistigen Strömung, sondern auf die Gesamtheit der deutschen Litteratur!" Wir erkennen die Richtigkeit dieser Behauptung gerne an und würden die Spemann'sche Sammlung freudig begrüfsen, wenn nicht doch manche Fragen bis jetzt ungelöst blieben.

Eine erschöpfende Auswahl aus der ganzen deutschen Litteraturgeschichte zu geben, ist bereits ein enormes Unternehmen. Eine „kritisch-historische Ausgabe" nun auch für jeden einzelnen Autor, soweit seine Werke Aufnahme finden sollen, herzustellen, ist kaum denkbar. Wie wäre das etwa bei Luther, Moscherosch oder auch bei Göthe möglich? Wir zweifeln nicht, dafs in Kürschners Sammlung Vorzügliches geboten wird; warum dann noch mehr versprechen als gegeben werden kann? Soll bei Autoren wie Göthe, Schiller, Lessing, Wieland auch eine Auswahl geboten werden oder erhalten wir hier die sämtlichen Werke? Die Ankündigung läfst in manchem die für ein Urteil wünschenswerten Aufschlüsse vermissen. Wir erfahren gar nicht, wie es denn eigentlich mit den alt- und mittelhochdeutschen Dichtungen gehalten werden soll. Werden dieselben im Originaltexte oder in Übersetzungen vorgelegt? Auf alle diese Fragen müfste man doch bescheid wissen, ehe man sich zum Abonnement entschliefst. Vorläufig ist die Dauer des Unternehmens auf vier Jahre festgesetzt; wöchentlich 1—2 Lieferungen à 7 Bogen für 50 Pfg. Man denkt bei billigen Lieferungswerken gewöhnlich nicht daran, wie viel man eigentlich zahlt. Hier beläuft sich die Summe im ganzen auf 208 Mark! Hoffentlich wird — die Vorrede schweigt hierüber — auch die Erwerbung einzelner Bände möglich gemacht werden. Die Ausstattung ist eine glänzende zu nennen. Druck und Papier scheinen vorzüglich. Dem ersten Hefte sind die Abbildungen verschiedener Theaterzettel und eine Handzeichnung Göthes, dem 2. die Titelvignetten der alten Ausgabe des Simplicissimus, der hier nach dem Texte von 1671 abgedruckt ist, als artistische Beilagen hinzugefügt. Bobertags Einleitung über Grimmelshausen und die Geschichte des deutschen Romans ist eine treffliche zu nennen. Möchte der Fortgang des Werkes uns gestatten, diese Bezeichnung auch allem folgenden beizulegen.[1])

Marburg i. H. Max Koch.

---

[1]) Vorstehendes wurde unmittelbar nach dem Erscheinen der beiden ersten Lieferungen geschrieben. Die meisten der vorgebrachten Einwände sind inzwischen durch die Ausgabe selbst oder durch Kürschners Erläuterungen gegenstandslos geworden. Was bisher geleistet worden ist, wir heben nur Sauers vortreffliche Bearbeitung der Stürmer und Dränger (3 Bde.) hervor, mufs jedes Bedenken gegen die grofs angelegte Unter-

Erlauer Spiele. Sechs altdeutsche Mysterien, nach einer Handschrift des XV. Jahrhunderts zum ersten Male herausgegeben und erläutert von Dr. Karl Ferd. Kummer. Wien. 1882. Alfred Hölder. gr. 8.

„Erlauer Spiele“ betitelt der Verfasser vorliegende 6 bisher kaum dem Namen nach bekannte Mysterien, nicht nach ihrer Heimat, sondern nach dem dermaligen Standort der Handschrift, die er uns p. IX—XII in ausführlicher Weise beschreibt. Daran reiht er kurze methodische Abhandlungen über Laut- und Sprachformen der Handschrift (p. XII—XVIII), über die Verskunst (p. XVIII—XXVI), worauf eine Untersuchung über die Heimat der Spiele folgt (p. XXVI—XXIX), welche Verfasser, auf sprachliche Beobachtungen und einige geographische Andeutungen gestützt, mit grofser Wahrscheinlichkeit im westlichen Kärnten sucht. In den Vorbemerkungen zu den einzelnen Spielen (p. XXIX—LXI) — es sind folgende: I. ludus in cunabulis Christi, 58 Verse; II. ludus trium magorum, 356 Verse; III. visitacio sepulchri in nocte resurreccionis, 1331 Verse; IV. ludus Mariae Magdalenae in gaudio, 713 Verse; V. ludus Judaeorum circa sepulchrum Domini, 477 Verse; VI. Marienklage, 438 Verse — weist Verf., dem eine umfassende Kenntnis der einschlägigen Litteratur zur seite steht, mehrfach Transpositionen, Lücken, Beziehungen zu andern ähnlichen Spielen, Spuren doppelter Vorlage oft schlagend nach. Dem Text der Spiele selbst (p. 1—167) geht jedesmal eine den Inhalt kurz und treffend gliedernde Übersicht voraus, instruktive Anmerkungen bringen neben sachlichen Erklärungen und fortlaufenden Verweisungen auf Parallelstellen aus verwandten Spielen interessante Quellennachweise zu den zahlreichen liturgischen Stellen, denen Verf. besondere Sorgfalt gewidmet hat. Was das angefügte Glossar (p. 171—196) betrifft, so wird es zwar zunächst nicht, wie Verf. will, dem des Mittelhochdeutschen unkundigen Leser dienen, — denn ein solcher dürfte kaum Erlauer Spiele zur Hand nehmen — ist aber doch bei der Sorgfalt, mit welcher dasselbe angelegt ist, für die Geschichte der Sprache um so mehr von Bedeutung, als Verf. Wörter, Formen und Bedeutungen (c. 75) aufführt, die im Lexer'schen Wörterbuch fehlen. Ein Verzeichnis der vorkommenden Eigennamen bildet den Schlufs der Publikation, die sich durch schöne Ausstattung und Korrektheit des Druckes empfiehlt und durch die überall zu tage tretende Akribie einen wohlthuenden Eindruck hervorruft.

Augsburg. Dr. Stölzle.

Histoire de Napoléon et de la Grande Armée pendant l'année 1812 par le comte de Ségur. Unter Mitwirkung von Dr. Bernhard Schmitz etc. erklärt von Dr. H. Lambeck, Oberlehrer an der Realschule I. Ordnung zu Stralsund. Vierter Band. Zehntes bis zwölftes Buch. Mit zwei Karten von H. Kiepert. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. 1881.

---

nehmung schwinden lassen und Kürschner den aufrichtigen Dank aller derjenigen sichern, die es für keine Entweihung der Wissenschaft halten, wenn sie ihre Errungenschaften auch in populärer Weise zu verwerten sucht, sondern sich herzlich freuen, wenn die Kenntnis unserer Litteratur in immer weitere Kreise getragen wird. Indem Kürschner in der von ihm erdachten Sammlung das populäre und wissenschaftliche Interesse zu vereinigen suchte, hat er ein eigenartiges, unserer Litteratur zur bleibenden Zierde gereichendes Werk geschaffen.

Da die früheren Bände dieser vortrefflichen Schulausgabe von mir in diesen Blättern schon in ziemlich eingehender Weise besprochen wurden, so möge es genügen, in bezug auf diesen Band zu konstatieren, dafs die Arbeit des Herausgebers sich hier mit demselben Fleifse, derselben Genauigkeit und derselben Sachkenntnis fortgesetzt zeigt, die in den ersten Bänden ersichtbar waren. Als neuen Vorzug glaube ich anführen zu können, dafs die synonymischen Bemerkungen, die mir früher zu sehr in den Vordergrund zu treten schienen, sich in diesem Bande mit den grammatischen und sachlichen im richtigen Verhältnis befinden. Ohne Zweifel wird in unsern Schulen im Ségur'schen Werke das 11. Buch am öftesten gelesen; es ist deshalb erfreulich, dafs für den Übergang über die Beresina eine eigene Karte zu dem Zwecke beigegeben ist, den Schülern den Stand der beiden Armeen während der kritischen Tage zu veranschaulichen. Auffallend ist, dafs für ein und denselben Ortsnamen in ein und demselben Buche sich eine dreifache Schreibweise findet, nämlich im 11. Buch p. 112 und 126 Studzianka, auf der Karte Studianka und im histor.-erläuternden Anhang p. 230 Studienka.

München. Wallner.

Vollständiges Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der technischen Ausdrücke des Handels, der Gewerbe, der Wissenschaften u. s. w. Von H. Michaelis. In zwei Teilen. Erster Teil: Italienisch-Deutsch. 1879. Zweiter Teil: Deutsch-Italienisch. 1881. Leipzig. Brockhaus.

Als vor 2 Jahren der erste Teil des genannten Werkes erschien, rechtfertigte der Verfasser die Herausgabe desselben in seinem Vorwort einfach durch die Behauptung, dafs sie gar keiner Rechtfertigung bedürfe, und er konnte dies sagen ohne die Verdienste seiner Vorgänger, an ihrer Spitze Valentini und Weber, zu unterschätzen. Zwar hat ersterer sich durch sein im Jahre 1831 erschienenes grofses Wörterbuch ein immerwährendes Verdienst erworben und war auch Webers Wörterbuch für seine Zeit ein ganz vorzügliches, aber seitdem hat das italienische Wörterbuch bei uns in Deutschland so gut wie gar keine Fortschritte gemacht; denn selbst die neuesten Auflagen Webers und des kleinen Valentini vom Jahre 1874 — der grofse Valentini hat es wegen seines enormen Umfangs und hohen Preises leider zu keiner weiteren Ausgabe gebracht — haben sehr wenig Rücksicht auf die Entwicklung der Lexikographie beider Sprachen genommen, vor allem fehlen in ihnen die moderneren Ausdrücke, und Locellas kleines Wörterbuch, welches diese in grofser Anzahl herbeigezogen hat, ist für denjenigen, welcher sich nur einigermafsen eingehend mit der Sprache beschäftigen will, zu wenig umfangreich. Ein Wörterbuch also, welches bei hinreichender allgemeiner Vollkommenheit auch auskunft über Ausdrücke aus der neueren Fachlitteratur, sowie aus der ernsteren und leichteren Tageslitteratur gibt, dürfte einer guten Aufnahme gewifs sein. Michaelis hat in diesen verschiedenen Beziehungen alles gethan, was er konnte, um allen billigen Anforderungen zu genügen. Beweis dessen ist nicht nur die Liste der von ihm benützten Werke, sondern auch fast jede Seite seines Buches selbst: ich habe eine Menge von Wörtern, welche ich mir als bei Valentini (grofse Ausg.) und Weber fehlend notiert hatte, in ihm gefunden, nur in ganz wenigen Fällen liefs auch Michaelis mich im stiche (Schutzmarke, Schutzmafsregel, Bergkegel, zerklüftet, von denen die beiden letzteren auch nicht in dem so vorzüg-

lichen franz. Wörterbuch von Sachs stehen; im I. B. maestraletto der kräftige Westwind und rimbalzello ein in Manzonis Promessi Sposi cap. VII (Ed. Brockhaus p. 78) erwähntes Knabenspiel.) In manchen Fällen werden sogar sehr seltene oder veraltete Wörter angegeben; auch die am Ende jedes Bandes angehängten Verzeichnisse der deutschen resp. italienischen sog. unregelmäfsigen Zeitwörter dürften manchem willkommen sein. Alles in allem kann man sagen, dafs dieses neue italienische Wörterbuch seine Vorgänger an Genauigkeit und Reichhaltigkeit übertrifft und somit bestens empfohlen zu werden verdient.

Augsburg. Wolpert.

Der Sprachunterricht mufs umkehren. Ein Beitrag zur Überbürdungsfrage von Quousque tandem. Heilbronn. Henninger. 1882. S. 38. Pr. ℳ 0,60.

Der Verf. der vorliegenden nicht ohne Geist und Witz geschriebenen Broschüre bekämpft in dem 1. Teil, welcher „Sprachliches" überschrieben ist, mancherlei Unarten und Verkehrtheiten, die beim Unterrichte und in den Lehrbüchern in beziehung auf das Lautieren, die Aussprache fremder Wörter, die Fassung der Regeln u. s. w. begangen werden. Die meisten Ausstellungen freilich sind nicht neu, wenn auch nicht geleugnet werden soll, dafs manche Dinge immer wieder von neuem gesagt werden müssen, damit endlich die Vernunft über die Macht der Gewohnheit siege. Falsch ist übrigens die Behauptung, dafs man im Lateinischen für das anlautende *sp, st* das deutsche *schp, scht*, für *s-ch* das einlautige *sch* substituiere. In Bayern wenigstens spricht meines Wissens niemand *schtare, schpurius* etc.[1]) Auch die Aussprache *Reglemang, Detalch, Provanx* ist wenigstens bei uns nicht als partikulare Eigentümlichkeit im gebrauch. Zudem wird der Herr Verf. selbst einräumen, dafs diese Bemängelungen den Kern der Frage, welche der Titel seines Büchleins ankündigt, nicht treffen.

Eher läfst sich hören, was im 2. Teil unter der Überschrift „Unterrichtliches" erörtert ist. Die Thatsache ist nicht zu leugnen, dafs die weitaus grofse Mehrzahl derer, welche die humanistischen oder Real-Anstalten durchgemacht haben, nicht eigentlich viel lebendiges Wissen oder vielmehr Können ins Leben und zu den höheren Studien mitbringen. Darum dürfte nicht ganz unbegründet sein, was der Verf. in seiner drastischen Weise also ausspricht: „Läfst ihn (den bisherigen Zögling) die Schule frei, so ist ihm die Sprache der alten Römer und Hellenen, ja das lebendige Englisch und Französisch der Gegenwart im wahren Sinne des Wortes fremd wie zuvor". Und an einer anderen Stelle: „Unsere Realabiturienten können so wenig einen französischen und englischen Brief schreiben, als sie sich in London oder Paris in ihrem Jargon ohne Stocken und Hacken um die nächste Strafsenecke fragen können". Unser Quousque tandem verlangt daher, dafs man in der fremden Sprache denken und sich ausdrücken lerne; eine fremde Sprache müsse auch in der Schule gesprochen werden. Je mehr sich der Unterricht in den klassischen Sprachen aufser stande fühle, dieser Forderung nachzukommen, desto bedenklicher sollte er in bezug auf seine Leistungsfähigkeit in der Schule überhaupt werden. Der Vorschlag des Verf. rücksichtlich der Methode ist freilich schon von vielen ausgesprochen, ja von Perthes in seinen Lehrbüchern schon im

---

[1]) Sollte der Verf. vielleicht im Schwabenlande zu suchen sein?

wesentlichen verwirklicht worden. Er verlangt, dafs der Lehrer betreffs des Inhaltes des Gelesenen die Fragen zuerst deutsch, dann in der fremden Sprache stelle, wie denn auch die Antworten vom Schüler in der fremden Sprache zu geben seien. Eine Revision des inzwischen behandelten Lesestoffes auf bestimmte Kapitel der Grammatik könne in mäfsigen Zwischenräumen stattfinden. Dafs dieser Methode die Zukunft gehöre, wollen wir vorläufig dahingestellt sein lassen; freilich hat sich die bisherige Unterrichtsweise nicht fähig gezeigt, die Mehrzahl der Schüler in den fremden Sprachen soweit zu führen, dafs sie später ein schwierigeres lateinisches oder griechisches Werk ohne Beistand mit Genufs und Gewinn lesen und verstehen können. Auf seinen derbrealistischen Standpunkt jedoch vermögen wir dem Verf. nicht zu folgen; wir glauben vielmehr, dafs seine Weissagung, dafs den modernen Sprachen auch in den höheren Schulen die Zukunft gehöre, das Schicksal der meisten Prophezeihungen haben werde. Der Verf. denkt wohl nicht daran, dafs, wenn wirklich den modernen Sprachen diese Rolle zufiele, ein tieferes Verständnis derselben doch nur durch Kenntnis ihres historischen Werdeprozesses ermöglicht werde. Weifs er ferner nicht, dafs die modernen Litteraturen mit ihren letzten Wurzeln in der antiken Kunst und Wissenschaft ruhen? Wer auf eine Kenntnis der Grundlagen, auf denen sich die Litteratur der neueren Völker aufgebaut hat, verzichtet wissen will, der redet der Halbheit und Oberflächlichkeit, der Feindin jeder wahren Bildung und Wissenschaft, das Wort. Ebenso 'modern' und oberflächlich ist das Urteil des Quousque über das sogenannte formale Prinzip. Wenn einer um so gebildeter, zur wissenschaftlichen Forschung und zur Förderung der Wissenschaft und Kunst um so befähigter wäre, je geläufiger er sich in den fremden Sprachen auszudrücken versteht, dann müfsten wohl die meisten Koryphäen der Kunst und Wissenschaft von ihren Denkmälern herabsteigen und dafür etwa sprachgewandte Kellner oder reisende Kaufleute an ihre Stelle treten lassen. Die Äufserung des Verf. endlich, das Übersetzen **in** die fremden Sprachen sei eine Kunst, welche die Schule nichts angehe, dürfte sogar von seinem Standpunkte aus als bedenklich erscheinen; denn die vollständige und lebendige Kenntnis einer fremden Sprache ist doch wohl nur dann denkbar, wenn eine innige und beständige Wechselbeziehung zwischen der fremden und der Muttersprache stattfinden kann.

München. A. Deuerling.

Dr. C. Mehlis, Markomannen und Bajuwaren. Eine Studie zur Geschichte der deutschen Völkerwanderung. Separat-Abdruck aus: Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. München. 1882. Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Dr. Wolf & Sohn. 27 S. mit einer Tafel.

Der Verfasser dieser Studie, welche durchweg grofse Belesenheit und Vertrautheit mit der einschlägigen Litteratur verrät, hat, wie er selbst sagt, keineswegs die Absicht, den ganzen Streit über die Bildung des bayerischen Volksstammes ab ovo abzuwickeln. Er begnügt sich vielmehr „in anbetracht der vorhandenen Schichten, welche diese Streitfrage bereits auf der Arena der Wissenschaft abgelagert hat“ damit, „diese Schichtenstruktur je nach der Reinheit ihres Niederschlages zu konstatieren und einige neue klärende Momente als Ferment für den ganzen Prozefs beizutragen“. Schon hieraus ergibt sich, dafs wir es hier mit keiner Streitschrift zu thun haben, wie denn auch nirgends eine direkte Polemik gegen fremde Ansichten geübt wird.

Im Eingang S. 3 f. erläutert M. ausführlich die Motive, welche die Markomannen, deren Identität mit den Bajuwaren für ihn von vorneherein feststeht, zu ihren Kreuz- und Querzügen bestimmt haben mögen. Gewifs können wir ihm nur beistimmen, wenn er als solche nicht eitle Eroberungsgelüste, sondern (S. 9): „die Lockungen der Kultur und das Verlangen nach gutem Land, den natürlichen Prozefs starker Volksvermehrung, den Druck von Nachbarvölkern", mit einem Wort den Kampf ums Dasein betrachtet (vgl. was Tacitus Annal. XIII, 55 u. 56 über das traurige Schicksal der Ampsivarier berichtet). Sodann geht M. zu einer Skizzierung der Geschichte der Markomannen in ihren verschiedenen Phasen über. Wir beschränken uns darauf, die auffallendsten Resultate seiner Untersuchung hervorzuheben.

Als ein kühnes Spiel mit Etymologieen erscheint es, wenn M. S. 11 f. in dem Mauringa des Paulus Diakonus, dem Maurungani des verrufenen Anonymus Ravennas, das Stammland der Markomannen zu erkennen glaubt, deren Name an die Bildung gallischer Volksnamen wie Cenomani, Paemani, Germani erinnere (!) und ursprünglich Markinge oder Markingas gelautet habe. Ein in den alten Sitzen zurückgebliebenes Gauvolk der Markomannen seien jene Marvingi, welche Ptolemäus II, 11 in der Nachbarschaft der Turoni aufführe. S. 15 behauptet M., dafs die Vandalen den Markomannen die südöstlichen Passagen zur Donau nach Laureacum und Vindobona zu abgeschnitten und sie dadurch genötigt hätten, Diversionen nach dem Südwesten links von Reginum zu machen, deren Spuren wir in den Einfällen ihrer Volksangehörigen unter Aurelian nach Rätien und Oberitalien zu suchen haben. Wie unwahrscheinlich die Angabe der tab. Peut. sei, welche die Vandalen zwischen die Markomannen und die Donau stellt, hat schon K. Zeufs, Die Deutschen etc. S. 445 gezeigt. Ihre Sitze sind im 3. Jahrhundert n. Chr. vielmehr am Südabhang der westlichen Karpathen bis zur Donau hin zu suchen. Von hier aus fielen sie unter Aurelian mehrmals in Pannonien ein, bis sie nach der Aufgabe Daciens durch die Römer in das Gebiet der Flüsse Maros und Körös abzogen. Jene Einfälle nach Rätien und Oberitalien unter der Regierung Aurelians sind nicht, wie Vopiscus fälschlich angibt, den Markomannen, sondern wie aus dem zeitgenössischen Bericht des Dexippus (s. m. gleichzeitig und in demselben Verlag erschienene Abhandlung: Die Zeufs'sche Hypothese über die Herkunft der Baiern S. 19 f.) hervorgeht, den alamannischen Juthungen zuzuschreiben. Nach S. 21 wurde den Markomannen infolge der seit dem Ende des 5. Jahrhunderts beginnenden Einwanderung der Czechen etc. „das Land (Böhmen) zu klein, und unter dem noch dazu kommenden Drucke der Langobarden im Südosten gingen sie, um einer sklavischen Unterjochung auszuweichen, als freie Männer über das trennende Waldgebirge und besetzten mit dem Beginn des 6. Jahrhunderts die benachbarten Gaue des Naab-, Regen- und Donaugebietes".

Aber der Annahme, dafs der Nariskergau um jene Zeit herrenloses Gut gewesen sei, widerspricht die vita Severini des Eugipius cap. 27, 28 und 31 aufs bestimmteste, nach welcher die Thüringer noch zu Lebzeiten des hl. Severin sämtliche Städte an der oberen Donau (zuletzt castra Batava) eroberten, so dafs die römischen Provinzialen nach Laureacum (Lorch an der Enns) zu flüchten gezwungen waren. Das Süddonauland vollends bis zum Inn war längst in den Händen der Alamannen, vermutlich der obenerwähnten Juthungen, die bis Tiburnia (h. Debern) im Drauthal streiften.

Auch die von M. für die Einwanderung der Bayern aus Böhmen beigebrachten Argumente haben nichts Zwingendes. Ortsnamen auf -ing sind im Regen- und Chambgebiete nicht zahlreicher als in Bayern südlich

der Donau; dafs aber die ersteren älter seien als letztere, läfst sich nicht erweisen. Tachau, Mähring und Furth in Böhmen dürften als Kolonien der Bayern frühestens im zehnten Jahrhundert n. Chr. entstanden sein. Die bayrische Stammsage, wie sie uns in der sog. Kaiserchronik und dem Hannolied poetisch überliefert ist, meldet, dafs die Bayern aus Armenien kamen. Erst Aventin war es, der dieses Armenien durch Hermenien ersetzte (s. Bayerische Chronik, Ausg. der bayer. Akad. IV. B. 1. H. S. 143 f. vgl. Annales Bojoariae ibid. II. Bd. 1. H. S. 64 f.), welches er ebenso willkürlich auf Böheim, das Land der Bojer = Bayern auslegte.

Von Beweisen aus der Verbreitung der Reihengräber und aus Schädelmessungen zu schweigen.

Eichstätt. B. Sepp.

Allgemeine Weltgeschichte von Georg Weber. Zweite Auflage unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidiert und überarbeitet. Leipzig. 1882. W. Englmann.

Der erste Band von Webers allgemeiner Weltgeschichte umfafst die Geschichte der Chinesen, Ägypter, Inder, Meder, Perser, Babylonier, Assyrier, Phönizier und des Volkes Israel. Gerade in der Geschichte der orientalischen Völker wurden in den letzten 25 Jahren, die seit dem Erscheinen der 1. Auflage von Webers Weltgeschichte verflossen sind, epochemachende Fortschritte zu tage gefördert, besonders in der ägyptischen, assyrischen und israelitischen Geschichte, und eine Mehrung von 66 Seiten (854 Seiten gegen 788 der 1. Auflage) läfst erkennen, dafs Weber ziemlich umfassenden Gebrauch von den gewonnenen Resultaten gemacht hat. Freilich wäre eine ebenso umfangreiche Kürzung zu wünschen gewesen, anstatt dafs Weber die erste Auflage fast wörtlich wiedergab nur mit Beifügung der neuen Abschnitte. Schon die Methode, erst das Allgemeine zu bringen, dann wieder im einzelnen auszuführen, macht die Darstellung schleppend und eine Menge von Wiederholungen notwendig, die bei einem ohnehin so ausgedehnten Werke möglichst zu vermeiden sind. Beispielsweise ist die Geschichte des Volkes Israel, die fast den dritten Teil des ganzen Bandes einnimmt, viel zu weitschweifig behandelt und steht in keinem Verhältnis zur geschichtlichen Bedeutung eines Volkes, das weder in Kunst und Wissenschaft noch in politischer Beziehung Besonderes geleistet und nur durch das Festhalten an dem monotheistischen Gedanken sich seine weltgeschichtliche Stellung errungen hat. Nicht minder umfangreicher Kürzungen hätte die assyrisch-babylonische Geschichte bedurft. Zum Beweise hiefür erwähne ich eine Stelle aus Rankes Weltgeschichte I, 88: „Im Altertum hat man viel von einer assyrischen Grofsmacht zu erzählen gewufst, die von Ninus und Semiramis aufgerichtet worden und mit Sardanapal zu ende gegangen sei. Aber Semiramis und Sardanapal sind mythologische Gestalten. Der Name Ninus ist eine Personifikation von Ninive, welches Wort „Ansiedelung“ bedeutet. Von diesen Erzählungen mufs die allgemeine Geschichte absehen.“

Bevor ich zur Besprechung der einzelnen Länder übergehe, will ich noch einige Punkte aus der Einleitung des Weber'schen Werkes berühren. Wenn auch fast nur die kaukasische Rasse zu der Höhe von Kulturstaaten emporgestiegen ist, so hätte doch Weber p. 18 neben den Chinesen und einzelnen Negerstaaten auch der hochentwickelten Bewohner von Mexiko und Tezkuko, der Toltekten, sowie des blühenden Reiches der Inkas in Peru erwähnung thun sollen. Bei Thomas Bukle (Geschichte der Civili-

sation in England, übersetzt von Arnold Ruge, p. 81 ff.) findet sich eine interessante Zusammenstellung der asiatischen Kulturreiche Indien und Ägypten einerseits und der amerikanischen von Mexiko und Peru anderseits.

Wenn sich Weber in der Einleitung p. XIII gegen die Bestrebungen unserer Tage wendet, durch „Rettungen" das bisherige geschichtliche Urteil umzustofsen, so verweise ich in dieser Frage, um nur ein Beispiel zu erwähnen, auf das Charakterbild des Kaisers Tiberius, das von Tacitus im aristokratischen Interesse tief verdunkelt erst nach vielen Jahrhunderten durch sogenannte Rettungen in ein richtigeres Licht gesetzt wurde. Erkennt doch auch Ranke an, dafs sich gegen die Parteilichkeit des Tacitus einiges einwenden lasse (Weltgeschichte III, 125).

Dem Lobhymnus, den Weber zu gunsten des Krieges anstimmt (p. 5), stelle ich die jedenfalls mehr berechtigte Äufserung Bukles gegenüber (l. c., p. 162): „Das gröfste Übel, welches die Menschheit kennt, das, wenn wir die religiöse Verfolgung ausnehmen, das meiste Leiden verursacht hat, ist ohne Zweifel die Sitte des Kriegführens". Ich finde es bedauerlich, dafs noch heutzutage unserer Jugend lediglich eine fortlaufende Reihe von Schlachten und Kriegen als Hauptinhalt der Geschichte vorgetragen wird, während die geistigen Errungenschaften, denen doch zum gröfsten Teil unser Kulturfortschritt zu verdanken ist, nur so nebenbei oder gar nicht betont werden.

Was endlich die Behauptung Webers betrifft, dafs das deutsche Volk vor allen andern berufen sei, der Weltgeschichte ihre echte Gestalt und Ausbildung zu geben, so ist dieselbe zum mindesten sehr voreilig, da die Akten der Weltgeschichte noch nicht geschlossen sind. Eine weitere Äufserung, die Weber in der 2. Auflage hätte berichtigen sollen, dafs nämlich dem deutschen Volke in der Folge nur mehr der wenn auch unscheinbare, doch immerhin ehrenvolle Beruf zugefallen sei, das geschichtliche Leben zu beobachten und die eigenen wie fremden Errungenschaften genau und gewissenhaft im grofsen Grundbuche zu verzeichnen, hat eine schnelle und glänzende Widerlegung in der glorreichen Wiederaufrichtung des deutschen Reiches gefunden.

Wenn ich nunmehr zur Besprechung der einzelnen Länder übergehe, so beschränke ich mich hiebei auf die Anführung der verschiedenen Zusätze und Berichtigungen, die die 2. Auflage der 1. gegenüber erhielt.

Die Litteratur über China wurde durch die Werke von Mailla, Richthofen, Legge, Edkins und Plath vermehrt. Durch die Benutzung der Abhandlung des Letzteren über Religion und Kultus der alten Chinesen wurde manche unklare Stelle beseitigt, und Erörterungen wie die über den Ahnenkultus (p. 50) erweitern unsere Kenntnisse über das religiöse Wesen dieses Volkes.

Neues bringt der Abschnitt über Schrift und Sprache besonders durch die Hervorhebung der Intonation, d. h. der verschiedenen Tonhöhe oder Modulierung der Stimme (in einzelnen Dialekten bis zu 9 verschiedenen Arten), mit welcher das Wort gesprochen wurde, wodurch aus 450 Lautgruppen bis zu 4040 verschiedene Worte gewonnen werden. Vielfach umgearbeitet ist der geographische Abschnitt, und viele Worte wurden orthographisch berichtigt.

Ägypten. Erst mit Lepsius' Auftreten endet die Periode des Dilettantentums für die Ägyptologie, und Männern wie Brugsch, Maspero, (übersetzt von Pietschmann), Dunker (5. Auflage der Geschichte des Altertums. 1878), Wiedemann und Dümichen verdanken wir eine wesentliche Umgestaltung der ägyptischen Geschichte, wodurch die vielfach sagenhaften Überlieferungen der klassischen Zeit erst auf ihr richtiges Mafs

zurückgeführt werden. Ich vermisse bei Weber den Namen Ebers und Lauth, von denen besonders letzterer durch seine chronologische Abhandlung eine Basis zu gewinnen sucht beruhend auf ägyptischen und babylonisch-assyrischen astronomischen Beobachtungen. Sowie das Mysterium der Nilquellen endlich durch die neuesten Forschungen englischer Reisenden fast vollständig aufgeklärt ist, so haben auch obige Gelehrte in den ältesten ägyptischen Denkmälern, als der besten Hinterlassenschaft der Vorgeschichte des Menschengeschlechtes, ihre richtigen Geschichtsquellen gefunden. Freilich ist man nach dem ausdrücklichen Geständnis von Rougé, einem der namhaftesten Ägyptologen, bis jetzt trotz aller Forschung in positiver Kenntnis der alten ägyptischen Geschichte nicht weit über Herodot hinausgekommen. (Ranke, Weltgeschichte I, 8).

Bei Erwähnung der Königin Nitokris hätte ihre furchtbare Rache und die an unser Märchen vom Aschenbrödel erinnernde reizende Sage nicht unerwähnt bleiben sollen. (vergl. Maspero p. 89). Die semitische Abstammung der Hyksos, gegen die Weber p. 94 einige Bedenken vorbringt, ist wohl nicht zu bezweifeln. „Der Name des Gottes Sutech, den sie vor allem verehren, bezeichnet keinen andern als Baal, den die Kananiter anbeten“, sagt Ranke I, 16. Auf semitische Abkunft deutet nach Maspero p. 173 auch der Umstand, dafs das Volk Israel zur Zeit des Hirtenkönigs Aphobis freundliche Aufnahme in Ägypten fand. Die Bedeutung der Königin Ramaka, die Ranke p. 17 Makara, Maspero p. 200 Hatasu nennt, besonders die erste urkundliche Seefahrt in der Weltgeschichte unter ihrer Verwaltung nach dem Balsamlande Punt hätte mehr hervorgehoben werden sollen. Nach Ranke gebührt ihr der erste Preis in den Annalen der Marine, da ihre Unternehmungen lange Jahrhunderte der Fahrt Salomos und der Phönizier nach Ophir vorausgegangen.

Bei der Geschichte Ramses' II. vermisse ich ein näheres Eingehen auf das berühmte Heldengedicht, das auf die Zustände und Vorstellungen jener Zeit ein neues Licht wirft.

Bezüglich des Kastenwesens bemerkt Weber p. 128. „Es ist jetzt allgemein angenommen worden, dafs eine Kastenordnung in Ägypten nicht bestanden habe, dafs insbesondere eine bevorzugte Priesterkaste mit dem Charakter einer streng theokratischen Monarchie, wie sie im Nillande ausgeprägt war, im Widerspruch stehe. Man ist berechtigt auch bei den Aegyptiern eine Trennung nach Ständen und Berufsarten anzunehmen, die der Geschlossenheit von Kasten nahe gekommen sein wird, wenn gleich durch kein religiöses Gesetz wie bei den Indern unüberwindliche Schranken aufgerichtet waren, und Mischehen nicht ausdrücklich verboten gewesen sein mögen.“

Sehr instruktiv ist der Zusatz Webers bezüglich der Hieroglyphenschrift p. 170: „Als eigentliches Alphabet fungierten einige 20 Zeichen, die nur reine Konsonanten und Vokale darstellen, sowie eine Zahl einfacher Silbenzeichen. Mit diesen rein phonetischen Zeichen, mit den bildlichen und mit den sogenannten Determinativbildern hatte man eine leicht lesbare Schrift, die von den Ungeheuerlichkeiten der Keilschrift oder des Pehlevi oder des Demotischen weit entfernt ist. Erst in der griechisch-römischen Zeit verliert sich die Schrift in rebusartige Spielereien und wird schwer lesbar. Dieses verwickelte Schriftsystem hatte nach Ausweis der Denkmäler über 500 (nicht 900) Sinnbilder und Lautzeichen.

p. 172 stellt Weber die ziemlich bedeutenden Teile der ägyptischen Litteratur zusammen mit dem Bemerken, dafs die grofse Mehrzahl der Handschriften aus der 19. u. 20. Dynastie stammen, und führt als besondere Merkwürdigkeit an, dafs der älteste der erhaltenen medizinischen Papyrus,

der Papyrus Ebers, fast nur Rezepte vernünftigen Inhalts enthält, während die späteren Handschriften von Besprechungsformen wimmeln. Hervorgehoben wird von Weber p. 119 das Bestreben der 26. Dynastie, in Sprache, Sitte und Kunst auf die klassische Zeit des alten Reiches zurückzugehen, die nach der Auffassung der Ägypter nicht das Zeitalter der 18. und 19. Dynastie, sondern das alte Reich bis zum Ende der 12. Dynastie umfafste, da die alte heilige Sprache herrschte und die ägyptische Religion, Kunst und Staatsverfassung ihr echtes Gepräge erhielten. Der Stil der 26. Dynastie ist ein anderer als der breite, etwas realistische der memphitischen Epoche, auch anders als der grofsartige, oft rauhe Denkmälerstil des zweiten Ramses, es ist eine reine Kunst voller Feinheit und Keuschheit.

Die Inder. In der Geschichte der Inder sind es vor allem Engländer, wie Wheeler, Whithney, Muir, die die Litteratur in jüngster Zeit bereicherten, doch finden wir auch Deutsche, wie M. Müller, Zimmer, Köppen, Wurm und Haug. Zusammenfassend behandelte alle Seiten des indischen Geschichts- und Kulturlebens M. Dunker, ferner Lefmann, der in Onkens Sammlung die Geschichte des alten Indiens geliefert. Neuere Forscher machen von dem indischen Leben, wie es in den Veden zu tage tritt, eine Beschreibung, die in vielen Zügen an altpersische und altgermanische Zustände erinnert. Vielfach geändert ist bei Weber die Schreibweise indischer Worte wie Dschainas in Jainas, Tschandala in Kandala, Vaicja in Vaiçya, Sudra in Çudra etc. Manches Neue bieten die Abschnitte über die Veden. Bessere Würdigung bei Weber findet diesmal der Buddhismus. Alles übrige blieb unverändert.

II. Die Iranier; Meder und Perser. Von der Litteratur der Alten zog Weber noch Arrian herein, von den Neueren Dunker, Maspero, Justi (Geschichte des alten Persiens in Onkens Sammlung) und Spiegel (Eranische Altertumskunde) bringt jedoch sämtliche griechischen Fabeln wieder, trotzdem er ausdrücklich bemerkt, dafs die alte Geschichte Mediens durch die griechischen Historiker, besonders durch Ktesias und Herodot in entstellter, sagenhafter Gestalt auf die Nachwelt gekommen sei, in welcher man den wahren Sachverhalt kaum mehr erkenne. Diese Behauptung findet auch anderwärts Bestätigung und über die Unwissenheit der Griechen in der persischen Geschichte sagt Vans Kennedy (in den Transac. of soc. of Bombay II), er sei geneigt zu dem Argwohn, dafs kein griechischer Schriftsteller jemals von einem Manne aus dem eigentlichen Persien, d. h. aus dem Lande östlich vom Euphrat, Mitteilung gehabt. Nicht minder abfällig urteilt Grote (Griechische Geschichte B. 6) über die Verwirrung in der pers. Chronologie. Ranke (Weltgeschichte p. 127) hält es für sehr möglich, dafs die Namen Dejoces, Astyages mehr Appellativa sind als Personennamen. Als unzweifelhaft historische Person gilt Kyaxares, dem die Abwehr der Scythen und die Eroberung von Ninive gelang. Dunker will dem Berichte Herodots nicht mehr zugeben, als dafs zu den Zeiten König Sanheribs und Asarhaddons, Dejokes, des Phraortes Sohn, unter den Häuptlingen der Meder ein umfänglicheres Gebiet und ein gröfseres Ansehen als andere Häuptlinge erworben habe. Die Assyrier kennen nach ihren Keilinschriften kein zentralisiertes Königtum, sondern nur zahlreiche Häuptlinge in Medien. Die Stammtafel der Achämeniden p. 404 erhielt den Keilinschriften zufolge eine Verbesserung durch Einfügung des Cyrus als Sohnes und des Cambyses als Enkels des Teispes.

Semitische Völker. A. Babylonier und Assyrier. Weber führt eine Reihe von veralteten Werken in den Quellen nicht mehr an und bringt dafür eine Anzahl von Arbeiten aus den letzten Jahrzehnten, durch welche die assyrisch-babylonische Geschichte in ein neues Licht ge-

treten ist. Interessant ist der von G. Smith entdeckte babylonische Originalbericht über die Flut p. 415, und nicht minder der Abschnitt über die Keilinschrift. Die gelungene Enträtselung der Keilinschriften hat ungeahntes Licht über die Geschichte des Zweiströmelandes verbreitet. Die Entzifferung nahm ihren Ausgangspunkt von den persischen Keilinschriften. Die Perserkönige redigierten nämlich ihre Erlasse dreisprachig, persisch, babylonisch und in einer dritten, skythisch oder tatarisch genannten, wahrscheinlich medischen Sprache. Die persische Schrift ist eine fast ausschliefsliche Buchstabenschrift von 38 Zeichen von links nach rechts laufend. Ganz anders verhält es sich mit der historisch ungleich wichtigeren Gattung der assyrisch-babylonischen Keilschrift, wobei man es mit ungefähr 400 Zeichen zu thun hat, einer Art von Hieroglyphen oder Bilderschrift. Durch Heranziehung der oben erwähnten persischen Parallelkolumne ist man nun häufig in der Lage, den Sinnwert irgend eines assyrischen Zeichens zu bestimmen, allein sein Lautwert, eben weil die Schreibung eine bildliche ist, bleibt uns dunkel. Hier treten nun als zweite Quelle die Parallelinschriften ein, da die assyrischen Kriegsannalen nicht selten in mehrfachen Exemplaren vorhanden sind, die bei häufig ganz identischem Texte eine graphische Verschiedenheit aufweisen, so dafs sich Worte, welche man bisher nur durch ein Bild geschrieben vorgefunden hatte, auf einmal in einem solchen Paralleltexte nach ihrem Lautwerte geschrieben zeigen. Eine dritte wichtige Quelle sind endlich die Syllabare, d. h. Wörterbücher oder Chiffrenschlüssel, bestehend in einer Reihe von Thontäfelchen, welche die einzelnen Zeichen zukommenden Werte feststellen und nach Maspero p. 136 die Bestimmung hatten, die Geheimnisse des einheimischen Schreibsystems zu enthüllen. Zur guten Hälfte besteht, was wir an Denkmälern der Keilschrift besitzen, aus Eselsbrücken, die wir genau so benützen wie vor 2500 Jahren es die Studenten im Lande Assur machten. Die Entzifferung selbst wurde mächtig gefördert durch die folgenschwere Entdeckung des Dr. Hink, dafs die assyrische Schrift, soweit sie nicht mit Bildern schreibt, keine alphabetische, sondern eine syllabarische sei, d. h. dafs der Konsonant und der ihn zum Tönen bringende Vokal durch ein gemeinsames Zeichen ausgedrückt werden. Dafs die assyrische Sprache endlich eine semitische sei, wird jetzt von niemand mehr bezweifelt.

Mittels der assyrischen Texte sind auch in hohes Altertum zurückreichende Schriftstücke enträtselt worden, welche einem total anderssprachigen Volke angehören. Diese alte Sprache gehört sicher weder der indogermanischen noch der semitischen Gruppe an. Es ist die Sprache der Erfinder der Keilschrift, des ältesten Kulturvolkes der babylonischen Tiefebene, welchen die später dort ansässigen Semiten fast ihre ganze Gesittung verdanken. Während nun Weber p. 413 behauptet, dafs, soweit die Sagen und Erinnerungen der Menschen hinaufreichen, im Stromgebiet des Euphrat und Tigris bildungsfähige Völker semitischer Abkunft wohnten, bildeten nach Maspero p. 129—152 die Urbevölkerung Chaldäas eingewanderte Scythen turanischer Rasse, mit denen sich erst später die Kushiten, ein älterer Zweig der semitischen Völkerfamilie, unter blutigen Kämpfen zur chaldäischen Rasse verschmolzen. Mit diesen zwei Bevölkerungselementen vereinigte sich endlich ein jüngerer semitischer Zweig, der durch die Sintflut aus seinen Ursitzen vertrieben vom Osten her einwanderte. Die turanische Sprache erlischt allmählich und fristet nur noch als heilige Sprache ihr Dasein in Tempeln oder Schulen. Wie nun die chaldäischen Rassen sich verschmolzen, kam ihnen die Erinnerung an ihre Herkunft abhanden, und die Überlieferungen, welche sie aus ihrer Heimat jenseits des Oxus mitgebracht hatten, lokalisierten sie an den Ufern des Euphrat

und Tigris und liefsen die Menschen und Dinge in Chaldäa entstehen. Diese Forschungsresultate, denen auch Ranke beipflichtet, wurden von Weber nicht gehörig berücksichtigt, dagegen die Abschnitte über Religionswesen, den Sternendienst, die Magier und die Regentengeschichte mannigfach erweitert und verbessert.

B. Die Semiten in Kanaan. „Bezüglich der Erforschung und Darstellung der Geschichte des Volkes Israel, sagt Weber p. 473, liegt zwischen der ersten Auflage meines Werkes und heute eine Krisis, deren Tragweite wir erst annähernd zu überschauen vermögen." Es handelt sich nämlich darum, ob der gesetzliche und religiöse Kern des Pentateuch, welchen man unter dem Namen des Mosaismus als Ausgangspunkt zu nehmen gewohnt war, nicht vielmehr als Esraismus zum Schlufspunkt zu machen sei. Weber bleibt jedoch auch in der neuen Auflage innerhalb des Rahmens einer Totalauffassung, welche vorzugsweise an dem Pentateuch und an der Folge, in welcher die Geschichtsbücher in unserm Kanon stehen, namentlich aber an der Thatsache orientiert war, dafs das sog. Deuteronomion oder fünfte Buch Moses als „zweites Gesetz" oder Zusammenfassung der vier vorangehenden Bücher erscheint.

Die vollkommene Umwälzung, welche seither auf dem Gebiete der israelitischen Geschichtschreibung eingetreten ist, hängt enge mit der veränderten Stellung zusammen, welche man zu den Quellen einnimmt. Für die alttestamentliche Kritik ist die Hauptfrage gestellt, ob überhaupt die Mosesbücher ihren herkömmlichen Ort am Anfange der israelitischen Geschichte beibehalten und als Basis für die gesamte geistige und soziale Entwicklung des Volkes gelten können oder ob sie vielmehr als die Frucht einer jahrhundertelangen Arbeit zu betrachten sind, an welcher zehn bis zwanzig Generationen beteiligt sein mögen. Im ersteren Falle wäre der Pentateuch die Quelle, daraus das ganze geistige Leben des Volkes geflossen ist, im letzteren der künstlich gefafste Teich, in welchen der lebendige Strom der israelitischen Geschichte ausmündet, zugleich auch die Magna Charta des beginnenden Judaismus, dessen religiöse, rechtliche und kultische Institutionen er darstellt. Nun schliefst sich in bezug auf die Beurteilung der Quellen alles wohl und fügsam zusammen, sobald man die beiden Voraussetzungen der Tradition, dafs das fünfte Buch Moses eine Wiederholung und Zusammenfassung der vier ersten und das Gesetz überhaupt den Ausgangspunkt und die Basis der Geschichte Israels bilde, dahin umdreht, dafs man im sog. Deuteronomium vielmehr die Voraussetzung des Priestergesetzes und im Pentateuch den Abschlufs dieser ganzen Geschichte, den schriftlich fixierten Niederschlag der Sitten, Gebräuche und Gesetze bildenden Thätigkeit von Jahrhunderten erkennt.

Da die Publikation des Deuteronomium für das Jahr 623 kritisch feststeht, somit das Werk unter oder kurz vor der Regierung des Königs Josia verfafst wurde, so könnte sich schwerlich darin die Forderung der Einheit des Kultus als eine Neuigkeit geben, wenn die vier andern Bücher Moses schon vorher geschrieben worden und längst als Gesetz gegolten hätten.

Was die Herkunft der Hebräer betrifft, so sind sie nach Weber und Ranke nicht Südsemiten von haus aus, sondern hatten sich von den Ostsemiten Mesopotamiens abgezweigt, wodurch die verwandten Züge ihrer Religion erklärung finden. Die „andern Götter", welchen, nach der Angabe des Buches Josua, Terah, der mythische Ahne der Hebräer jenseits des Stromes, gedient hatte, wären also die babylonisch-assyrische Religion. Und so scheint denn Abrahams Auszug darauf hinzudeuten, dafs sich ein noch naturwüchsiger, verhältnismäfsig reiner Stamm von der fremdartigen

Kultur des Landes Sumir und Akkad losgerissen hat. Das war die geschichtliche Vorbedingung für das allmähliche Heranreifen des monotheistischen Gedankens im Genius Israels. Es gehört zu den bezeichnenden Zügen des nordsemitischen Religionssystems, dafs die Götter nicht so bestimmt, wie die arischen, mit einem Einzelding in der Natur verknüpft erscheinen. Die religiöse Anschauung der semitischen Hirtenstämme schlofs sich im Gott der Höhe zusammen, der im Himmel wohnt und im Feuer und Donner sich ankündigt. So hat Mose den Namen „Jahve“, welcher hebräisch den Seienden, den Urquell des eigenen Daseins im Gegensatz zu den Dingen der Erscheinungswelt bedeutet, zum Eigennamen des Bundesgottes Israels gemacht, wie Jesus den Vaternamen für das Christentum, Mohammed den Allah für den Islam. Doch merkt man es dem Jahveglauben auf seiner mosaischen Stufe immer noch an, dafs es die Anschauung des Himmels ist, von welcher ausgehend die Hebräer sich der Gottesidee bemächtigten, weshalb sich Jahve zumeist in den gewaltigen Naturerscheinungen offenbart.

Die Anfänge ihrer Volksgeschichte fafsten die Hebräer ähnlich wie die Griechen in der Gestalt einer Familiengeschichte auf. Man gab jedem Stamme einen Stammvater und verband die Namen durch eine künstliche Genealogie und Chronologie und belebte ihre Existenz, indem man die Geschichte der Stämme in das Familienleben der Stammväter übertrug. So gewifs es nun Aeolier und Dorier gegeben hat, ehe Aeolus und Dorus genannt wurden, so gewifs Hebräer und Israeliten, bevor Heber und Israel bekannt waren. Ebenso werden bei der Eroberung des Landes Kanaan wie bei der dorischen Besitznahme des Peloponneses die Ergebnisse jahrhundertelanger Kämpfe auf die Lebensdauer eines Heroengeschlechtes zusammengedrängt.

Zu den bei der Eroberung des Landes weniger vom Glücke begünstigten Stämmen gehört auch Levi, der infolge dieser Kämpfe zersprengt worden zu sein scheint. Wie unhistorisch die Angaben des Buches Josua namentlich bezüglich des Stammes Levi und der levitischen Priesterkaste sind, geht daraus hervor, dafs, nach Josua 21, die Priester in den Stämmen angesiedelt werden, welche Jerusalem zunächst lagen, als ob dieses bereits Mittelpunkt des israelitischen Kultus, ja überhaupt eine israelitische Stadt gewesen wäre. Man ersieht aus verschiedenen Erzählungen, wie wenig die traditionelle Vorstellung von einer abgeschlossenen Priesterkaste, deren ausschliefsliches Vorrecht der Gottesdienst gewesen wäre, in die Zeit der Richter pafst. Es läfst sich nur beweisen, dafs einzelne Übriggebliebene des Stammes Levi die Ausübung priesterlicher Funktionen an sich zu zu ziehen begannen. Erst später suchten die Priesterschaften an hervorragenden Heiligtümern wie zu Silo, Nob, Bersaba, Gibea, Dan ihren genealogischen Zusammenhang mit dem Stamme Levi nachzuweisen, und als schliefslich das Gesetz redigiert ward, stand die Voraussetzung fest, dafs alle Priester und Leviten ihm angehörten. Noch zu Davids Zeiten glänzen Priester und Leviten durch ihre Abwesenheit, während David selbst als Priester auftritt, indem er Brand- und Dankopfer darbringt. Noch viel weniger gibt es einen Hohepriester. Auch von einer Stiftshütte ist nicht die Rede, sondern die Bundeslade, das uralte gemeinsame Heiligtum und Palladium des Volkes Israel, wird in einem Notzelte untergebracht. Ebensowenig war durch Überführung der Lade nach Jerusalem etwa andern heiligen Stätten ihre Bedeutung genommen. David und seine Söhne opfern in Bethlehem und auf dem Ölberg, Absalon zu Hebron, Salomo zu Gibeon. So fern stand man noch den Zeiten des gesetzlich geregelten Kultus, dafs David selbst seine Hand zu dem gibeonitischen Menschenopfer lieh und sein Weib Michal Hausgötzen beherbergte. Erst

Salomo suchte den Glanz des Königssitzes zu erhöhen und eine gewisse Zentralisation auch in religiöser Beziehung anzubahnen. Zunächst aber war der Tempel nur der glänzende Mittelpunkt des Jahvekultus, daneben bestanden unter Rehabeam die „Höhen“, welche gleichfalls von Leviten besorgt wurden. Darin aber wirkte noch ein halbes Jahrtausend über Mose hinaus der ursprüngliche Polytheismus nach, dafs Jahve nur über Israel Gott war, über andere Völker aber andere Götter als gebietend gedacht waren. Allmählich wurde nun das Opfer, das bisher jeder Israelite, vom König bis zum Hirten, selbst darzubringen pflegte, wenn auch gewöhnlich mit Hilfe eines Leviten, ein ausschliefsliches Vorrecht der Priester und Tempeldiener, die seit ihrer Vereinigung an der geweihten Stelle des Nationalheiligtums zum Bewufstsein ihrer Zusammengehörigkeit, ihrer Zahl und Stärke gekommen waren und durch eine neue Priesterordnung sich als Gesamtheit und auserwählten Stand geltend machten. Der von priesterlichen Händen besorgten Geschichtsüberlieferung erschien jetzt auch jeglicher nach der Erbauung des Tempels vorgekommene Höhendienst nachträglich als illegitim. Daher seine Brandmarkung schon in den Büchern der Könige.

Schon aus der Besprechung dieser wenigen Hauptpunkte wird man ersehen, welche Fülle von neuen Gesichtspunkten die zweite Auflage von Webers Weltgeschichte uns bietet, und wir sehen mit Spannung der Publikation der übrigen Bände entgegen.

München. Fr. Gruber.

Leitfaden der Geographie für Latein-, Real- und Präparandenschulen von Dr. Michael Geistbeck. III. Teil. Europa. München. Zentral-Schulbücher-Verlag. 1880. 50 ₰.

In dem geschickt und sorgfältig ausgearbeiteten Büchlein sind die physikalischen Verhältnisse der Länder vorwiegend berücksichtigt, und der Verfasser hat sich zur Hauptaufgabe gesetzt, neben möglichster Veranschaulichung des Unterrichtsstoffes überall die gegenseitige Beziehung und Wechselwirkung der einzelnen geographischen Objekte nachzuweisen. Damit ist er den methodischen Grundsätzen der neueren Geographie gefolgt, deren sich wohl kein Schulbuch heutzutag mehr entschlagen kann.

Möge es gleich hiebei gestattet sein, einige Wünsche anzufügen. Bei der Betonung des physischen Momentes darf die politisch-statistische Seite der Länder nicht hintangesetzt werden, sondern mufs vernünftigerweise die zweite Stelle einnehmen. Wenn nun das auch hier im allgemeinen geschieht, so ist doch stellenweise die Topographie etwas mager ausgefallen, Namen wie Flandern, Provence, Bergamo, Brescia, Nikolajew, Plymouth u. dgl. dürfen nicht fehlen. Ferner sollten die einzelnen Gesichtspunkte, nach denen sich ein Erdraum in geographischer Hinsicht betrachten läfst (Gebirge, Flüsse Klima . . .) der gröfseren Übersichtlichkeit und der leichteren Einprägung halber in einem Schulbuch möglichst getrennt aufgeführt werden, was hier nicht durchgängig der Fall ist, s. z. B. bei England, Rufsland, Spanien; endlich dürfte hie und da etwas mehr Mafs gehalten werden mit der Aufzählung von Flüssen und Gebirgen, namentlich aber von Bodenprodukten; hier dürfen nur die charakteristischen, die Physiognomie eines Landes repräsentierenden angeführt werden; siehe dagegen S. 7, 11, 17, 65.[1])

[1]) Musterhaft in dieser Beziehung ist Kirchhoffs Schulgeographie.

Dinge, die der Schüler leicht aus der Karte ersehen kann, dafs z. B. ein Flufs bis zu der und der Stadt östlich, dann südlich fliefst, Grenzen etc. gehören eigentlich nicht in das Buch, s. z. B. bei Weichsel, Njemen, Arno. Desgleichen möchte man einige Schlufsbetrachtungen vermissen, die für diese Stufe (3. Klasse) noch zu schwer sind oder die der Schüler nur an der Hand seines Lehrers finden soll, z. B. Weltstellung Frankreichs, Ursachen der Handelsgröfse Englands, Bewässerungsverhältnisse Rufslands, desgleichen mehrere Abschnitte bei der Übersicht von Europa. Der Schüler wird zu leicht versucht, das auswendig zu lernen, was nur dazu dienen soll, seine Denkkraft zu beschäftigen. Sicherlich ist auch die am Schlusse des Buches angefügte Entdeckungsgeschichte Europas für diese Stufe noch nicht angemessen. Glauben wir denn, dafs es gut ist, dem Schüler alle möglichen Kenntnisse beizubringen? Wird nicht unsere heutige Jugend dadurch, dafs ihr in allen Wissenschaften das Auserlesenste und Schönste wie auf einem Präsentierteller geboten wird und dafs sie im Laufe ihrer Studienzeit mit den interessantesten Wissenswürdigkeiten gleichsam vollgepfropft wird, allmälich wie von dem beständigen Genusse von Zucker übersättigt und zum Teil gleichgültig gegen das spätere ernste Studium? Diese Übersättigung aber erzeugt Blasiertheit, eine Eigenschaft, die wir an vielen Jünglingen heutzutage beklagen.

An geschichtlichen Notizen enthält das Buch fast nur solche, welche sich auf die Abstammung und Zusammensetzung eines Volkes beziehen, also mit der Geographie in gewisser Berührung stehen. Die Charakteristik der Bevölkerungen ist scharf und entsprechend, wenn auch manchmal etwas zu detailliert abgefafst.

Ein Vorzug des Buches ist auch, dafs bei ausländischen geographischen Namen die Aussprache in Klammer beigesetzt ist; jedoch kann ich mich durchaus nicht mit der Art und Weise befreunden, wie ein grofser Teil von französischen Namen bezeichnet ist, z. B. prowángfs, nangt, dürangfs, mongperdü u. s. f. Diese norddeutsche Aussprache französischer Wörter klingt hart und ist aufserdem unrichtig; kein Mensch in Frankreich spricht so, und es ist unrecht, diese Aussprache schon unsern Schülern aufzuoktroyeren. Am besten ist es wohl, die Aussprache der schwer zu bezeichnenden französischen Wörter dem Lehrer zu überlassen.

Von den beigefügten Kärtchen könnte man einige, namentlich Figur 9 (Religionskarte von Europa) wohl entbehren, da es bei einigen Ländern, z. B. Balkanhalbinsel, Österreich, Deutschland kaum möglich ist, die Religionsverhältnisse auf einer Karte richtig darzustellen.

Abgesehen von den bezeichneten leicht zu verbessernden Kleinigkeiten hat das Büchlein sehr viele Vorzüge und kann, da es aufserdem hübsch ausgestattet und sehr billig ist, für Lehrer und Schüler warm empfohlen werden.

München. G. Biedermann.

Lehrbuch der Mathematik. Für den Schulunterricht methodisch bearbeitet von Dr. Greve, Oberlehrer am herzogl. Karls-Gymnasium in Bernburg. III. Kursus. 1. Teil (Planimetrie, Schlufs). Berlin. Verlag von A. Stubenrauch. 1882. 84 S. Preis 1,40 ℳ.

Von den bis jetzt erschienenen Abteilungen des Greveschen Lehrbuches gefällt uns dieser planimetrische Kursus am besten. Gewifse Mängel an Strenge in Definitionen und Beweisen, welche uns in den mehr prin-

zipiellen Abschnitten anlafs zu Bemerkungen gaben, sind mit den Fortschritten des Werkes allmählich beseitigt worden. Die vorliegende Lieferung enthält die Lehre von der Flächengleichheit und Ähnlichkeit, die Kreisrechnung und einiges aus der neueren Geometrie. Die Lehrsätze des Pythagoras — mit dem netten (Hoppe'schen) Anschauungsbeweis — und Pappus bilden den Mittelpunkt des ersten Kapitels. Hierauf folgen die Ähnlichkeitssätze, bei deren Begründung auch dem Falle inkommensurabler Linien eine freilich nur sehr kurze Beachtung zu teil wird; die Heron'sche Formel für den Dreiecksinhalt und andere algebraisch-geometrische Lehrsätze über Flächeninhalt von Figuren machen in ihrer Gesamtheit das dritte Kapitel aus. Sehr übersichtlich ist die Quadratur und Rektifikation des Kreises abgehandelt, und insbesondere mag erwähnt werden, dafs auch die quadrierbaren Kreisfiguren, der Mond des Hippocrates und das in den allermeisten Lehrbüchern ganz vergessene Pelekoid, berücksichtigt sind. Das Schlufskapitel endlich beschäftigt sich zuerst mit dem goldenen Schnitte, sodann mit der harmonischen Teilung und bringt überhaupt von der synthetischen Geometrie soviel, als sich etwa auch in unserer II. Gymnasialklasse würde verarbeiten lassen.

Anhangsweise sind auch die wichtigsten Aufgaben zur Verwandlung und Teilung der Figuren beigegeben. Nur gegen eine Stelle haben wir einen logischen Einwand zu erheben. Aufgabe 33 fordert, dafs durch einen Punkt zu einer Geraden eine Parallele gezogen werde, und hiezu ist, wenn man nicht auf Winkelkonstruktionen sich einlassen will, die notwendige Bedingung bekanntlich die, dafs man auf jener Geraden zwei gleich grofse Strecken A B, B C bereit habe. Wenn nun die 34. Aufgabe, „eine Gerade ohne Zirkel zu halbieren", sofort auf die vorhergehende zurückgeführt, d. h. wenn nunmehr die Ziehung einer Parallele verlangt wird, so liegt offenbar ein Zirkelschlufs vor. Entziehen kann man sich demselben nur dann, wenn man, wie dies Steiner that, beide Probleme mit einer einzigen Zirkelöffnung, resp. mit hülfe eines festen Kreises lösen läfst; indes gilt dieser Tadel nicht etwa nur der Vorlage, sondern auch einer ganzen Menge anderer Werke.

Der Unterzeichnete hat in seinen früheren Anzeigen mit seinem Urteile über das Greve'sche Lehrbuch noch einigermafsen zurückgehalten. Je weiter dasselbe aber fortschreitet, um so mehr scheint sich ihm die Thatsache herauszustellen, dafs dasselbe zu den brauchbareren Büchern jener Kategorie gehören wird, die weniger zur Anregung des Lernenden, zum eigenen Studium, als vielmehr dazu bestimmt sind, dem Schüler ein festes Mafs mathematischen Wissens in bequemer und leichtfafslicher Lehrart zu vermitteln.

Ansbach. S. Günther.

Antike Rechenaufgaben, ein Ergänzungsheft zu jedem Rechenbuche für Gymnasien von Prof. Dr. Rudolf Menge und Ferd. Werneburg. Leipzig. 1881. Teubner.

Das Unternehmen, auf Grundlage der Angaben griechischer und römischer Klassiker Aufgaben für den Rechenunterricht an humanistischen Gymnasien zusammen zu stellen und für Schüler dieser Anstalten zugänglich zu machen, mufs mit Freuden begrüfst werden; und mögen hiemit alle jene Fachgenossen, die den betreffenden Arithmetik-Unterricht zu erteilen haben, auf vorliegendes Schriftchen aufmerksam gemacht sein.

Dasselbe erstreckt sich auf die Behandlung und Umwandlung antiker Mafse, Münzen und Gewichte, sowie auf die antike Zeitrechnung.

Es sind dem Werkchen aufserdem ausführliche Tabellen beigegeben, die nur jede wünschenswerte Handhabe zur Auflösung der in demselben enthaltenen Aufgaben bieten.

Die Behandlung und Einteilung des Stoffes ist der Art, dafs das Buch in jeder der 4 unteren Klassen der Lateinschule als Ergänzungsheft mit Nutzen gebraucht werden kann. Besonders dürfte sich dasselbe seinem Inhalte nach empfehlen als Repetitionsstoff für die 4. Lateinklasse.

Bei dem niederen Preise von nur 80 ₰ dürfte dasselbe selbst den besseren und strebsameren Schülern der Gymnasialklassen zur Anschaffung empfohlen werden und denselben gewifs in manchen Fällen bei ihrer Klassikerlektüre von nicht zu unterschätzendem Vorteile sein.

Alle jene Herrn Fachgenossen, die sich für diesen Zweig des Unterrichtes interessieren, seien schliefslich noch hingewiesen auf das Begleitschreiben der Herrn Verfasser, welches „gratis" durch die Buchhandlung zu beziehen ist, und welches über den ganzen Zweck und die Einteilung des Buches noch eingehenderen Aufschlufs bietet.

W.

Entgegnung.

Im 4. Heft dieser Blätter, p. 226, findet sich eine Besprechung des von mir herausgegebenen 3. Supplementes zu Schmitz' „Encyklopädie des philologischen Studiums der neueren Sprachen", Leipzig, 1881. In dieser Besprechung hebt der Kritiker zunächst als eine Hauptschattenseite der Encyklopädie hervor, dafs der Verfasser sich nicht der Mühe unterzog, die Masse von Supplementen mit dem Hauptwerke zu vereinigen. Für denjenigen, der die Sache nicht einseitig zu beurteilen geneigt ist, wird ein einfacher Hinweis auf die Vorrede zur 2. Auflage der Encyklopädie, p. XI, als Antwort genügen. Dafs auch in dem 3. Suppl. sämtliche Nachträge genau wie in der 1. Auflage stehen geblieben, und neue nicht gebracht sind, tadelt er. Hätte er die Vorreden zu den Supplementen, auf die wiederholt zur Rechtfertigung verwiesen wurde, aufmerksam gelesen, so würde er vielleicht anders geurteilt haben. Aber das scheint ihm zu mühsam gewesen zu sein, denn — er findet, dafs in der allein neuen Abhandlung „über die englische Philologie insbesondere", der Herausgeber gegen die „Englische Philologie" von Storm polemisiert, und zwar „im ganzen mit wenig Glück". Hätte Kritiker unser Vorwort, auf das er zum Schlufs selbst bezug nimmt, nicht übertrieben flüchtig gelesen, so müfsten die Worte: „An Stelle des der 1. Auflage angereihten Verzeichnisses von Schulprogrammen ist aber eine neue Abhandlung über die englische Philologie getreten, an deren Vollendung der Verfasser leider durch den Tod gehindert wurde" ihm doch deutlich genug gesagt haben, dafs in der erwähnten Abhandlung Schmitz und nicht der Herausgeber polemisiert. Aber auch davon abgesehen, hätte er bei einigermafsen aufmerksamem Lesen des Aufsatzes sofort erkennen müssen, dafs Schmitz der Verfasser desselben ist und kein anderer. Um so amüsanter ist daher der Satz: „Wenn also der Herausgeber sagt: Ich habe auch nicht für neun Mark aus seinem Buche gelernt, so müssen wohl seine Kenntnisse weit vor denen unserer bedeutendsten deutschen und englischen Gelehrten hervorragen, da diese insgesamt das Buch für wertvoll erklärten, oder aber ...; er mag die Folgerung selbst ziehen."

Der Wert seiner Besprechung ergiebt sich also von selbst. Es ist dieselbe höchst charakteristisch für die Art und Weise, in der heute zum Teil „Kritiken" zu stande kommen.

Rawitsch. August Kesseler.

Wollte Herr Kesseler unsere Besprechung des fragl. Buches als ungerechtfertigt und einseitig hinstellen, so mufste er kräftigere Beweismittel anführen als die von ihm gebrachten, denn ironische Ausdrucksweise allein genügt nicht. Dafs wir jenen Ausspruch über das Werk von Storm dem Herausg. statt dem Verf. in den Mund legten, ist der einzige Irrtum, dessen wir geziehen werden können, der aber nicht, wie Hr. K. uns liebenswürdig vorwirft, von „übertrieben flüchtigem Lesen der Vorrede" herrührt, sondern lediglich daher, dafs es uns ganz unglaublich schien, dafs ein Mann wie Schmitz ihn gethan habe. Den Sinn unserer Kritik desselben halten wir völlig aufrecht. Desgleichen müssen wir unabänderlich auf unserem Urteil über das in frage stehende Buch beharren. Da wir gewöhnt sind, alle uns zur Besprechung vorgelegten Bücher sehr genau durchzugehen, — die Vorreden lesen wir stets zuerst —, so könnten wir mit einer Unmasse von Belegen aufwarten; allein es bedarf deren wahrlich nicht, da auch der Nichtfachmann sofort einsieht, dafs ein neuaufgelegtes encyklopädisches Werk, welches alle Erscheinungen der letzten zwei Jahrzehnte grundsätzlich ignoriert, von mindestens sehr zweifelhaftem Werte ist, und dafs an dieser Thatsache keine Rechtfertigungsvorrede auch nur ein Jota zu ändern vermag. Wir würden es für Zeit- und Raumverschwendung halten, ein Wort weiter über dieses Buch zu verlieren.

Augsburg. G. Wolpert.

Literarische Notizen.

C. J. Caesaris comm. de bello gallico für den Schulgebrauch erklärt von Dr. H. Walther. 1. H. l. I u. II nebst einer Einl. und 3 Karten. Paderborn. 1882. Verl. von F. Schöningh. gr. 8. IV u. 99 S. ℳ 1,30. Der Herausgeber will mehr, als es sonst zu geschehen pflegt, in den Anmerkungen das Sachliche berücksichtigen, ohne die sprachliche Erklärung zu vernachlässigen, bei welcher oft auf Schultz, kleine l. Sprachl., und auf Ellendt-Seyffert verwiesen wird. Manche Bemerkungen erscheinen als unnötig, besonders Übersetzungen in Fällen, wo dieselben für den Schüler selbst nicht schwer zu finden sind; im allgemeinen wird aber diese Ausgabe mit Nutzen von Schülern gebraucht werden können. Die beigefügten Schlachtenpläne sollten etwas anschaulicher ausgeführt sein.

Kleine lat. Sprachlehre zunächst für die unteren und mittleren Klassen der Gymnasien und Realgymnasien von Dr. F. Schultz. 18. verb. Ausg. Paderborn. 1882. F. Schöningh. gr. 8. VIII u. 302 S. ℳ 1,90. Im Anschlufs an diese weit verbreitete Grammatik, deren neue Aufl. wieder manche Verbesserungen in Einzelheiten aufweist, von dem nämlichen Verf.: Aufgabensammlung zur Einübung der lat. Syntax zunächst für die mittlere Stufe der Gymnasien. 9. ber. Ausg. Mit Verweisung auf die lat. Sprachl. von Schultz und Ellendt-Seyffert. Paderborn. 1882. F. Schöningh. gr. 8. XVI u. 341 S. ℳ 2,50. Das Buch, für Quarta bis Sekunda einschliefslich bestimmt und auch neben anderen als den zunächst berücksichtigten Grammatiken recht wohl verwendbar, gehört entschieden zu den guten Lehrmitteln dieser Art; in lauter zusammenhängenden Stücken enthält der 1. Teil Aufgaben im Anschl. an

die Regeln der Syntax, beginnend mit der Kasuslehre; der 2. Aufgaben im Anschl. an die Lektüre (Phädrus, Nepos, Ovid, Cäsar), der 3. freie Aufgaben. Es dürfte jedoch kaum allgemeine Billigung finden, dafs die deutsche Fassung, wie es scheint grundsätzlich, nicht selten zu sehr der lateinischen Ausdrucksweise angepafst ist; vgl. z. B. Nr. 59: Derselbe, als er . . . besiegt hatte, schickte . . . ., Nr. 133: Dieser aber, nachdem er sich . . . . abgemüht, sagte . . . . Nr. 91: unter dieser Bedingung, dafs, . . ., Nr. 152: wer von dieser Gesinnung ist, dafs . . ., Nr. 172: wer ist, der nicht gern sich des Rates bediente von denen, die . . . . Nr. 255: Auch in dem Jünglinge und dem Manne war diese Liebe zu den Künsten und Wissenschaften so grofs . . Nr. 432: Nach Herausgabe eines Teiles seiner Annalen erfolgte eine so grofse und so allgemeine Berühmtheit seines Namens . . . . Besonders in den für Obertertia und Sekunda bestimmten Teilen sollten in dieser Hinsicht etwas höhere Anforderungen gestellt sein, ferner sollte auch bei syntaktischen Schwierigkeiten nicht unzweckmäfsiger Weise dem Schüler das eigene Denken durch die Anmerkungen erspart werden, wie z. B. Nr. 295 bei dem adversativen während cum angegeben wird.

Die Meister der röm. Litteratur. Eine Übersicht der klassischen Litteratur der Römer für die reifere Jugend und Freunde des Altertums von H. W. Stoll. Leipzig. Teubner. 1881. geh. ℳ 4,20, eleg. geb. ℳ 5,40. Stoll hat seinen im besten Sinne des Wortes populären Schriften über das Altertum in dem vorliegenden Werke ein neues beigefügt, welches insbesondere für die Lesebibliotheken der höheren Klassen unserer Studienanstalten bestens empfohlen werden kann. Indem er von den Autoren 2. und 3. Ranges Abstand nahm, wählte er die nach seiner Ansicht vierzehn bedeutendsten Vertreter der röm. Kunst und Wissenschaft aus, deren ziemlich eingehende Schilderung ein Bild von der Entwicklung der Kunst und Wissenschaft bei den Römern zu geben geeignet ist. In den Kanon der Meister der röm. Litteratur ist auch der ältere Cato aufgenommen, wohl nicht mit Unrecht, da er in der röm. Litteratur eine ganz eigenartige Stellung einnimmt und als der Schöpfer einer nationalen römischen Geschichtschreibung anzusehen ist. Die Erzählung der historisch-politischen Begebenheiten und der Lebensschicksale der Autoren dürfte wohl bei einzelnen derselben im Verhältnis zu ihrer litterarischen Wirksamkeit, die ja doch nach dem Titel des Buches den Mittelpunkt des Ganzen bilden mufs, etwas zu breit angelegt sein. So umfafst beispielsweise bei Cicero und Cäsar die Schilderung der persönlichen und politischen Verhältnisse 38 und 24 Seiten, während der litterarische Teil 19, beziehungsweise 8 Seiten einnimmt. S. 8 soll es wohl „allgemein menschliche Kultur“ heifsen, statt „a. m. Civilisation“. S. 117 liest man: „L. Falerius Flaccus, dessen Güter in der Nähe des Cato lagen“. S. 122 heifst es: „Cato wurde 44mal angeklagt, aber jedesmal freigesprochen“, dagegen S. 123: „T. Flamininus bewirkte, dafs den Cato einige Tribunen wegen Mifsbrauchs seiner censorischen Gewalt verfolgten, und er um 2 Talente gestraft wurde“. Zu S. 156: „Schon zweimal hatte sich Catilina vergebens ums Konsulat beworben (als er fürs Jahr 63 als Bewerber auftrat), vgl. Jakobs-Wirz Sall. Cat. 18, 3; S. 161 wird Metellus Celer als Legat des C. Antonius bezeichnet, der dem Catilina die Apenninuspässe verlegte und ihn bei Pistoria zur Schlacht zwang. Aber Metellus war Prätor und hatte das Kommando in Picenum (Sall. Cat. 31, 5). Er verlegte allerdings dem Catilina die Pässe mit seinen 3 Legionen (S. C. 57, 3), aber als Legat des Konsuls kommandierte M. Petreius bei Pistoria (S. C. 59, 4). S. 204 nennt Stoll die Quästur das erste kurulische Amt.

Deutsche Schulgrammatik von Gottfr. Gurcke 17. Aufl. neu bearbeitet von Glöde (Hamburg. Meifsner. 1882) Ausgabe A. Inwiefern dieses Buch von dem auf S. 308 des 18 B. dies. Bl. angezeigten verschieden ist, läfst sich aus dem Vorwort nicht entnehmen. Glöde bezeichnet als Neuerung der von ihm besagten Ausgabe die Umarbeitung der Satzlehre und den Anhang über Metrik und Kunststrophen. Im Anschlufs an dieses Werkchen hat derselbe Verf. Gurcke's Übungsbuch zur deutschen Grammatik (vergl. 18. B. S. 384 dies. Bl.) in neuer 29. Aufl. (Ausgabe A) herausgegeben. Es ist im gleichen Verlag (1882) erschienen.

Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht in der deutschen Rechtschreibung von Johannes Meyer. 4. Auflage. (Hannover, Prior). 25 ₰ Dieses Büchlein erweist sich beim Unterricht auf der untersten Stufe der Mittelschulen im allgemeinen als sehr brauchbar. Beigegeben sind zwei Wörterverzeichnisse: das erstere enthält nur deutsche Wörter, das andere Fremdwörter mit Verdeutschungen, die allerdings nicht immer ganz glücklich sind. Diese Wörterverzeichnisse sind ein Auszug aus desselben Verfassers „Vollständigem Wörterverzeichnis nach der neuen deutschen Rechtschreibung“ (Preis 60 ₰ in gleichem Verlag erschienen). Einige Stichproben, die wir vornahmen, geben uns keinen Anlafs, das Epitheton „vollständig“ als übertrieben zu bezeichnen, wenn es der Verf. nicht im absoluten Sinn versteht. Die wenigen Abweichungen des sächsischen Regelbuches vom preufsischen sind notiert und als solche bezeichnet. Wir diesseits des Fichtelgebirges erfreuen uns einer ähnlichen Rücksicht nicht; wahrscheinlich war ein bayerisches Regelbuch in Osnabrück nicht zu bekommen.

Dr. J. Baumgarten: Amerika. Stuttgart. Rieger. 1882. 450 S. — Der Orient. ibid. S. 350. Beide Bücher bestehen aus ethnographischen und kulturhistorischen Aufsätzen von verschiedenen Verfassern und von sehr verschiedenem Werte. Es ist meist etwas leichte Waare, mehr unterhaltend als belehrend. Für Schüler eignet sich wenigstens das Buch über Amerika nicht gut, da zuweilen etwas bedenkliche Dinge darin berührt werden.

K. Kiepert, Physikalische und politische Schulwandkarte von Frankreich. Berlin. Reimer. 1881. Preis à 11 M. Die physikalische Karte ist „stumm“ d. h. sie trägt keine Namen und Bezeichnungen. Die Darstellungen der Bodenplastik zeigt braune, ins Gelb sich abstufende Farbentöne; dieses Kolorit ist auch auf der politischen Karte beibehalten. Auf beiden treten sowohl die physikalischen wie die politischen Teile des Landes aufserordentlich klar und anschaulich hervor, so dafs sie für Schulen die wärmste Empfehlung verdienen.

Atlas zur biblischen Geschichte zum Gebrauch in Gymnasien, Real- und Bürgerschulen. 8 Blätter in Farbendruck. 4. gänzl. umgearbeitete und verb. Aufl. 50 ₰ Gera. Issleib und Rietzschel. Der Atlas ist in historischer und geographischer Beziehung unsern heutigen Kenntnissen des heiligen Landes entsprechend umgearbeitet und kann bei der hübschen technischen Ausführung und dem billigen Preise als guter Behelf beim Religionsunterrichte dienen.

Druck von H. Kutzner in München.

Steht die in der 2. Lateinklasse für den deutschen Unterricht eingesetzte wöchentliche Stundenzahl in richtigem Verhältnisse zu dem vorgeschriebenen Lehrstoffe?

In den beiden untersten Klassen der Lateinschule sind für den Unterricht im Lateinischen und Deutschen zusammen 13 Stunden wöchentlich angesetzt, welche in der ersten Klasse fast gleichmäfsig verteilt sind; denn Latein ist nur durch eine Stunde mehr bevorzugt. In der folgenden Klasse treffen auf diese Sprache 10 Stunden, ein Zuwachs, der durch den bedeutend gröfseren Lehrstoff naturgemäfs bedingt wird, und der deutsche Unterricht mufs sich mit den noch übrigen 3 Stunden begnügen. Wollte man nun aus dieser gegen das Vorjahr auf die Hälfte reduzierten Stundenzahl schliefsen, eine solche Reduktion sei in einem weniger beträchtlichen Lehrstoffe begründet, so dürfte dieser Schlufs mit der Wirklichkeit in bedeutendem Widerspruche stehen; denn das deutsche Pensum zeigt nahezu das umgekehrte Verhältnis zu der in den beiden Klassen hiefür angesetzten Stundenzahl, das der 2. Klasse ist extensiv und intensiv eher noch einmal so grofs als umgekehrt.

Für diese Behauptung soll und mufs in Folgendem der Beweis erbracht werden, um daraus die unabweisbaren Konsequenzen zu ziehen und an diese die nötig erscheinenden Vorschläge, den als notwendig erkannten Forderungen gerecht zu werden, anzuknüpfen. Vorausgeschickt sei die Bemerkung, dafs es dem Verf. nicht darum zu thun ist, eine nur von ihm gehegte Ansicht in die Öffentlichkeit zu senden, sondern in einer so wichtigen Sache nur eine Anregung zu geben, sowie dafs er in vorliegender Frage auch ältere Herren Kollegen zu seinen Gesinnungsgenossen zählen darf, denen eine gereiftere Erfahrung zu gebote steht. Dafs dem deutschen Unterrichte an unseren Gymnasien überhaupt irgend eine Hilfe not thue, wurde schon wiederholt ausgesprochen und in diesen Blättern hat, wie bekannt, K. Zettel durch Aufstellung von Lehrplänen für die einzelnen Klassen ein Mittel hiezu an die Hand zu geben versucht. Was speziell die Frage betrifft, wie es mit der praktischen Durchführung des Zettel'schen Lehrplanes für die 2. Klasse bei 3 Wochenstunden steht, so kömmt die Prüfung dieser Frage erst in zweiter Linie in betracht; doch erkennt Zettel selbst an, dafs die Stundenzahl für das Deutsche in der 2. Klasse zu knapp bemessen sei und diese Wahrheit wird uns fast von selber sich aufdrängen, wenn wir uns vollständig klar gemacht haben, welches Ziel dem deutschen Unterrichte in der 2. Klasse gesteckt ist.

Was zunächst die Grammatik anlangt, so weist ihr die Schulordnung folgende Aufgabe zu: Erweiterung des einfachen Satzes und die leichteren Formen des zusammengesetzten Satzes mit der Lehre von den Konjunktionen und der Interpunktion, Orthographie.

Nun wird aber doch zweifellos der Lehrer in der 2. Klasse am Anfange des Jahres es für seine erste Arbeit halten, wie im Lateinischen, so auch im Deutschen den Stoff des Vorjahres zu repetieren. Denn mag derselbe auch bestens behandelt worden sein, eine grofse Anzahl von Schülern bringt doch nur ziemlich spärliche Überreste hievon noch mit, vieles ist in Vergessenheit geraten und bedarf der Auffrischung. Damit wird Hand in Hand gehen eine teilweise Erweiterung und Vervollständigung des Gelernten, wozu sich reichlich Gelegenheit bietet; denn die eine oder andere Partie hat vielleicht gar keine oder eine mehr vorübergehende Durchnahme erfahren — beides vom Standpunkt für die 1. Klasse oft nicht mit Unrecht. So wird man bei der Repetition von Deklination und Konjugation auf gewisse sprachliche Erscheinungen hinweisen und sie zum Gegenstande von Übungen machen müssen, weil sie sich durch blofses Lesen der betr. Abschnitte in der Grammatik dem Gedächtnisse nicht dauernd einprägen und bei der Lektüre und beim Aufsatze wiederholt vorkommen. Um nun auf solche Eigentümlichkeiten nicht immer eingehend zurückgreifen zu müssen und Verstöfse dagegen gleich von vorneherein möglichst zu verhindern, wird man dieselben in Satzbildern veranschaulichen, was am besten gleich in der Klasse geschieht. Dafs die schriftlichen Übungen im Deutschen überhaupt gröfstenteils in den Schulstunden selbst gefertigt werden sollen, läfst sich nicht blofs damit begründen, dafs die Schüler mit häuslicher Arbeit nicht überbürdet werden dürfen, sondern ist auch eine von der Sache selbst gebotene Forderung. Läfst man nämlich die Schüler in der Klasse mündlich Sätze bilden und nach den nötigen Verbesserungen niederschreiben, so haben, von dem dadurch entfachten Wetteifer der Schüler, ihre Erfindungsgabe zu entfalten, ganz abgesehen, die schriftlichen Übungen grammatischen Inhalts in dieser Weise betrieben auch für den Stil einen nicht zu verkennenden Wert; zugleich läfst sich hiebei die Gefahr vermeiden, die bei häuslicher Bearbeitung nahe liegt, dafs mancher Schüler sich mit oft ziemlich albernen Sätzen begnügt, oder, da nicht immer eine vollständige Durchsicht möglich ist, Falsches nicht erkennt, sondern als richtig stehen läfst, oder fremdes Erzeugnis als sein eigenes auszugeben versucht.

Von den erwähnten sprachlichen Erscheinungen verdient beim Substantivum besondere Beachtung die Unterscheidung gleichlautender Wörter mit verschiedenem Geschlechte und verschiedener Bedeutung — (§ 11, Absch. 3 und ähnlich § 21, Absch. 1 und 2 der Englmann'schen Grammatik). Beim Verbum erheischen längeres Verweilen neben der allgemeinen Repetition die in § 45 angeführten Eigentümlichkeiten der starken Verba, gegen die häufig genug selbst in dem Munde vieler sogen. „Gebildeter," ja

sogar in Zeitungen und beliebten Unterhaltungsschriftstellern Verstöfse vorkommen (z. B. „trete“ statt „tritt“ u. s. f.). Ferner ist den Schülern zu wirklichem Bewufstsein zu bringen der auf Bedeutung und Beugung sich erstreckende Unterschied verwandter Verba, (wie dringen und drängen, sinken und senken, wiegen, wägen etc.) und die bei transitivem und intransitivem Gebrauch verschieden zu beugenden Verba (erschrecken, stecken, schwellen, quellen, löschen etc.) — lauter Dinge, die oft nur in ganz verschwommener Vorstellung in den jugendlichen Köpfen existieren und deshalb auch oft verfehlt werden. Gleiche Beachtung verlangen die §§ 53 u. 55, welche sich auf gewisse Erscheinungen bei einigen schwachen Verben (kennen, nennen etc.) und die Anomala beziehen.

Viel kürzer und auch mehr im Zusammenhange mit der lateinischen Sprache können die Adjektiva und Numeralia behandelt werden, die Pronomina dagegen erfordern teilweise wieder eingehendere Übung, deren Frucht sich am deutlichsten in richtiger Übersetzung ins Latein zeigen wird. Besonders ist diefs der Fall bei der Unterscheidung der gleichlautenden Formen der Personalia und Possessiva (meiner, unser etc.), der Demonstrativa und Relativa (deren und dessen), der Relativa und Interrogativa (Wer, was). — Natürlich steht dieser Teil der Repetition zwischen Substantiv und Verbum, für unsere Darstellung war die zeitliche Aufeinanderfolge nicht bestimmend. Die Repetition der noch übrigen Redeteile läfst sich ganz gut verflechten mit der Lehre der Satzteile und Satzarten, bei welchen sie ohnehin in anwendung kommen und es kann nun der erste Teil des eigentlichen Lehrstoffes der 2. Klasse — die Lehre vom einfachen Satze und seinen Erweiterungen — in angriff genommen werden.

Einiges kann hievon als bekannt vorausgesetzt werden, so die Begriffe von Subjekt, Praedikat und den Akkusativ- und Dativ-Objekten, deren Erkenntnis schon für den lateinischen Unterricht auf der untersten Stufe notwendig ist und durch fortgesetzte Übung im Examinieren der Sätze erreicht wird. Doch bietet der neue Stoff Schwierigkeiten genug, zumal es oft nicht geringe Mühe erfordert, schwachen Schülern begreiflich zu machen, was das heifse: Dieses Wort hängt von jenem ab. (Rektion). Eingehende Durchnahme und Übung erheischen insbesondere die Praepositionalausdrücke als Attribute, Objekte und Adverbialien. Für die Lehre vom Objekte in all seinen Arten bieten die §§ 100—120 der Grammatik eine reiche Ausbeute von Verben und Adjektiven, von denen manche den Schülern nach Begriff und Gebrauch oft ganz fremd sind, so dafs diese Übungen zugleich zur Erweiterung des Wortschatzes benützt werden können und so indirekt wiederum dem Stile zu gute kommen.

Als weiteren Zweig des grammatischen Unterrichtes stellt die Schulordnung für die 2. Klasse auf die Lehre von den einfachen Formen des zusammengesetzten Satzes, womit die Lehre von den Konjunktionen und der Interpunktion naturgemäfs verbunden ist.

Von den Arten der einfachen Hauptsätze, sowie vom zusammengezogenen Satze[1]) ist nichts erwähnt, aber dieselben können doch nicht ganz übergangen werden, ehe man sich dem zusammengesetzten Satze zuwendet. Von den Nebensätzen selbst kennt der Schüler schon einige aus dem Lateinischen, wenigstens der Form nach, so die mit dem Relativum, und die mit ut, ne, quia, quod, cum, si eingeleiteten. Doch wird man sich nicht auf so einfache Kenntnis beschränken dürfen, sondern tieferes Erfassen erzielen müssen, so besonders bei den mit „dafs" eingeleiteten Sätzen, bei dem Verhältnisse zwischen Adverbialbestimmungen und ihrer Erweiterung zum adverbialen Nebensatze, so dafs trotz der Beschränkung auf die „einfacheren" Formen ein weites Übungsfeld offen steht; alles Heil wird man vom Lateinischen und seinem Einflufs auf die Erkenntnis der deutschen Sprachformen und -gesetze doch nicht erwarten dürfen und den folgenden Klassen bleibt noch manches Stück Arbeit übrig in der Wiederholung, festeren Begründung und Erweiterung des früher Gelernten.

Nachdem wir nun den ganzen grammatischen Stoff überblickt und dabei die Notwendigkeit erkannt haben, schriftliche Übung sei das Haupterfordernis bei seiner Durchnahme, und diese dürfe aus den schon oben kurz angedeuteten Gründen nur zum kleinsten Teile dem häuslichen Fleifse überlassen werden, werden wir uns mit der Frage zu beschäftigen haben, welche Zeit nötig ist, um eine Aufgabe von solchem Umfange und solcher Tragweite zu bewältigen, ohne gleichzeitig die anderen Zweige des Unterrichtes, Lektüre und Aufsatz, zu sehr in den Hintergrund zu drängen.

Schliefst man sich in bezug auf letztere dem Zettel'schen Lehrplane an und weist jedem e i n e Wochenstunde zu, — ein geringeres Mafs wird überhaupt nicht zulässig sein — so bleibt für den grammatischen Unterricht noch e i n e Wochenstunde übrig. Lassen wir Zahlen sprechen, so stellt sich annähernd folgendes Ergebnis heraus: von den circa 108 deutschen Stunden eines ganzen Schuljahres treffen auf Grammatik, Aufsatz und Lektüre durchschnittlich je 36 Stunden. Ob es aber möglich ist, den grammatischen Stoff in seinem oben entworfenen Umfange und in der gleichfalls bezeichneten Weise, zu welcher noch die Befragung der Schüler über die notwendigsten Regeln und Beiziehung des Lesebuches[2]) nach dieser Seite hin vervollständigend treten mufs, erschöpfend zu behandeln, diese

[1]) Die Definition des zusammengezogenen Satzes bedarf bei einer Neuauflage der Englmann'schen Grammatik einer richtigeren Fassung; die bisherige übersieht das Hauptmoment gänzlich, dafs nämlich die gleichartigen Satzteile sich auf einen g e m e i n s a m e n Satzteil beziehen müssen; sonst erklären Schüler einen Satz wie „der g e r e c h t e Lehrer lobt den f l e i f s i g e n Schüler" für einen zusammengesetzten, weil er zwei Attribute enthält.

[2]) Das rein grammatische Element soll eben in der für Lektüre angesetzten Stunde etwas in den Hintergrund treten, zumal in derselben teilweise auch die dieser Klasse angemessenen Übungen im Vortrage vorzunehmen sind.

Frage glaubt Verfasser nicht bejahen zu können; ihm scheint es vielmehr unabweisbar, für den grammatischen Unterricht, soll er von seichter Oberflächlichkeit oder Überstürzung freibleiben, zwei Wochenstunden zu beanspruchen und zwar zwei aufeinanderfolgende; denn trifft es sich — und dieser Fall tritt oft genug ein — dafs man in einer Stunde nicht zum Abschlusse gelangt, braucht man den Rest nicht eine ganze Woche hinauszuschieben, wie das eine ganz strikte Befolgung des Zettel'schen Lehrplanes mit sich brächte.

Wäre nun auf solche Weise dieser Übelstand leicht zu vermeiden, so tritt ein anderer an seine Stelle, dafs nämlich bei nur drei wöchentlichen Stunden grammatischer Unterricht, Aufsatz und Lektüre nicht in den abgeschlossenen Rahmen einer Woche gebracht werden könnten; dies ist aber doch sicher wünschenswert, wenn man sich überhaupt strenge an einen bestimmten Turnus halten will, der sich übrigens von selbst aus der Natur der Sache ergibt und nicht abweisen läfst, soll der Unterricht einen systematischen und methodischen Charakter bekommen.

Um nun dieses Wünschenswerte, das noch dazu die Folge einer als solchen erkannten Notwendigkeit ist, auch praktisch zu erreichen, ergibt sich die Forderung, die Stundenzahl für den deutschen Unterricht auf w ö c h e n t l i c h v i e r zu erhöhen und diese Erhöhung liefse sich auch leicht erreichen, ohne die Gesamtzahl der Wochenstunden aller Fächer zu vermehren, sowie — und das ist wohl die Hauptsache — ohne einem der wichtigeren Gegenstände durch eine Abkürzung eintrag thun zu müssen.

Wer dieses Opfer zu gunsten der Muttersprache bringen kann und nach unserem Vorschlage bringen soll, lehrt ein Blick auf die in der Schulordnung für die einzelnen Gegenstände angesetzte Stundenzahl, wo wir die Entdeckung machen, dafs in der 2. Klasse Deutsch und — — Kalligraphie ganz gleich bedacht sind. Diese Gleichheit steht nun aber sicherlich in gar keinem Verhältnis zu dem Umfange und der Bedeutung der beiden Fächer und wird der deutsche Unterricht, um schon äufserlich seine höhere Würde gekennzeichnet zu sehen, verlangen dürfen, dafs die Kalligraphie zu seinen gunsten auf zwei Wochenstunden beschränkt werde. Selbst wenn er diese Aufbesserung nicht absolut bedürfte, kann er sie doch wenigstens gut brauchen und warum soll also nicht auch in diesem Falle das Bessere der Feind des Guten sein? zumal, da durch die vorgeschlagene Veränderung berechtigte Interessen nicht verletzt werden. Denn die Kalligraphie kann von allen Fächern am ehesten eine Stunde Einbufse verschmerzen; im Schönschreiben bringen ohnehin die meisten Schüler eine anerkennenswerte Fertigkeit aus der Volksschule mit — oft sogar als hauptsächlichste Frucht eines 3 oder 4jährigen Besuches derselben — und diese kann nach 3 Wochenstunden in der I. Klasse in der folgenden wohl auch in z w e i Stunden genügend befestigt und allenfalls erweitert werden. Den überflüssigen Schnörkeln und Schwänzchen, die hiebei weniger oder gar nicht mehr geübt werden können, weinen wir keine

Thräne nach, zumal die Schulordnung sich auf die ganz einfache Vorschrift beschränkt, dafs vorzugsweise auf Reinlichkeit und Deutlichkeit zu sehen sei, was in dem gleichen Abschnitte auch allen anderen Lehrern ans Herz gelegt wird.

Bei unbefangenem Urteile wird also wohl niemand in abrede stellen, die Durchführung unseres Vorschlages lasse sich ohne Schädigung eines anderen Unterrichtszweiges bewerkstelligen und fast möchten wir zu seiner Empfehlung die Stimme einer ärztlichen Autorität anführen — ein Verfahren, das ja gegenwärtig besonderer Beliebtheit sich erfreut, allerdings meistens gegen die Schule. Herr Prof. Rothmund nämlich spricht sich in einem am 7. Februar h. J. über die Ursachen der Kurzsichtigkeit gehaltenen Vortrage über den Kalligraphie-Unterricht unter anderem folgendermafsen aus: „.... Noch viel schlimmer ist es nach meiner Ansicht, wenn kleinen Kindern in der Kalligraphie zu viel zugemutet wird, wenn die Kalligraphiestunden länger als eine halbe Stunde dauern. Das Händchen des Kindes ermüdet in kurzer Zeit beim Halten der Feder, sämtliche Handmuskeln geben nach und bald auch die Körpermuskeln und es erzeugt sich sofort von selbst eine gebückte, krumme Haltung.“ Wir begnügen uns, diese Äufserung einfach mitzuteilen, ohne uns mit ihrer Ausnützung für die vorliegende Frage weiter zu beschäftigen.

Fassen wir noch einmal alle Momente zusammen: Bedeutung und Umfang des deutschen Unterrichtsstoffes, sein Verhältnis zu der bisherigen Stundenzahl, den Vorschlag zur Abhilfe eines offenbaren Übelstandes und dessen Durchführbarkeit, so schmeichelt sich Verfasser, dafs er in der Hauptsache keinen ernstlichen Widerspruch erfahren wird und gibt seiner Verwunderung darüber ausdruck, dafs nicht schon vor ihm K. Zettel, gleich bei Aufstellung seines Lehrplanes für die 2. Klasse die Sache angeregt hat, es müfste denn sein, dafs er gar nicht wufste, dafs Deutsch und Kalligraphie mit gleicher Stundenzahl bedacht sind.

Den gleichen Gesichtspunkt auch für die beiden folgenden Klassen weiter zu verfolgen und die Frage zu prüfen, ob nicht zu gunsten des deutschen Unterrichtes in der III. Klasse die Kalligraphie auf eine Stunde zu beschränken und in der IV. Klasse ganz zu beseitigen sei, bleibe einer anderen, berufeneren Feder überlassen.[1])

München. J. Wismeyer.

[1]) Nach der revidierten Schulordnung vom 24. Febr. 1854 waren nur für die 1. u. 2. Lateinklasse je 2 Stunden Kalligraphieunterricht bestimmt, während die neue Schulordnung vom 20. August 1874 den Unterricht im Schönschreiben auf die 4 unteren Klassen ausdehnte und die Zahl der Stunden von 4 auf 9 vermehrte. Diese Änderung scheint auch uns keine glückliche zu sein; denn die Zahl der Kalligraphiestunden steht mit der Wichtigkeit des Gegenstandes und erfahrungsgemäfs auch mit den erzielten Resultaten kaum im richtigen Verhältnis. In Preufsen, wo der Schreibunterricht nach wie vor nur in Sexta und Quinta erteilt wird, ist nach den neuen Lehrplänen vom 31. März 1882 die Gesamtzahl der Schreibstunden von 6 auf 4 herabgesetzt worden. Anm. der Redaktion.

Der Stoff zu den deutschen Aufsätzen in der Oberklasse.

Um Prosa zu schreiben, sagt Goethe, mufs man etwas zu sagen haben. Sollen also unsere Schüler ihre Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck an den Tag legen, so dürfen ihnen nur solche Themen gestellt werden, über die sie etwas zu sagen wissen, deren Stoff sie beherrschen. Derselbe mufs dem Unterrichte entnommen werden.

Während nun Laas und mit ihm alle einsichtsvollen Schulmänner auch solche Themen zulassen, die dem ganzen Ideenkreis der Schüler nahe liegen, huldigt Klaucke allzuweiser Beschränkung und plädiert für Themen, die lediglich dem Gebiete der deutschen Litteratur und auch hier wiederum nur der Lektüre Lessings, Schillers und Goethes entnommen sind.

Dafs dadurch die Einheit des deutschen Unterrichts gewahrt wird, dafs sich die Aufgabe des „deutschen Lehrers" bedeutend vereinfacht und erleichtert, wer möchte dies leugnen? Und wenn wir noch hören, dafs auch die Lehrer der antiken Sprachen, der Geschichte, der Mathematik und Religion je einen deutschen Aufsatz über ihre Gebiete schreiben lassen sollen, während der Lehrer des Deutschen jährlich nur etwa 3—4 deutsche Aufsätze zu korrigieren hätte: welcher von den wahrlich nicht beneidenswerten „deutschen Lehrern" in der Oberklasse würde nicht begierig nach diesem Entlastungsmodus greifen, zumal da derselbe, wie uns Klaucke versichert, in Karlsruhe seit mehreren Jahren praktisch durchgeführt und bewährt erfunden wurde.

Trotz alledem aber halte ich Klauckes Vorschläge, so verlockend sie auch sein mögen, doch für eine ungesunde Prinzipienreiterei und für eine weitgehende Einseitigkeit.

Es kann hier nicht der Platz sein, die Anschauungen Klauckes, welche derselbe bereits in einem Gymnasialprogramm (Landsberg a. W.) 1871 ausgesprochen hatte und neuerdings seinem ziemlich voluminösen Werke[1]) als Einleitung voranschickt, zu besprechen und zu kritisieren. Jeder Lehrer des Deutschen kennt ohnedies die treffliche Zurückweisung derselben durch Laas (Der deutsche Unterricht p. 375—394). Doch möge es gestattet sein, im allgemeinen noch auf einige Punkte hinzuweisen, die mir Klauckes einseitige Behandlung der deutschen Themen als verfehlt erscheinen lassen.

Ohne allen Zweifel ist Klaucke beizustimmen, wenn er sich schroff und entschieden gegen die „moralischen" Themen wendet. Ganz gewifs besitzt ein Schüler der oberen Gymnasialklassen noch zu wenig Lebenserfahrung, als dafs er Themen behandeln könnte, wie sie die Alten so gerne und fast ausschliefslich stellten. Dem Leben ist es zu überlassen, Klarheit in vielen Punkten zu bringen und dem Jüngling Festigkeit und Charakter zu geben. Und doch mufs man auch hier vorsichtig zu werke

[1]) Klaucke, Deutsche Aufsätze und Dispositionen, deren Stoff Lessing, Schiller und Goethe entnommen ist. Berlin. Weber. 1881.

gehen und wohl unterscheiden. Melanchthon sagt mit Recht: qui bene distinguit, bene docet. Moralische Salbaderei, hohles Raisonnement, unwahres Wesen — denn dies und nichts anderes wird durch moralische Aufsätze grofs gezogen — mufs man selbstverständlich von der Schule fernhalten: gleichwohl sehe ich nicht ein, warum der Schüler sich nicht an Themen heranwagen soll, durch die er versuchsweise angeleitet wird, auf eigenen Füfsen zu stehen und nicht blofs blindlings und ohne Prüfung nachzusprechen, was ihm geboten worden ist.

Warum soll er sich nicht auf einem Gebiete versuchen, wo er, wenn auch mit geringer Erfahrung ausgestattet, doch zu schärferer Beobachtung der ihn umgebenden Verhältnisse aufgefordert und geführt wird? Namentlich solche Themen halte ich hier für vollständig angezeigt, deren Begründung durch die Geschichte zu geben ist. Oder sollte das Wort Johannes von Müllers: „Grofse Männer gehören der ganzen Menschheit an“ von einem Primaner nicht bearbeitet werden können? Ein trauriger Student wäre der, welcher „über den Wert der Zeit“ nur so wenig zu sagen wüfste, als Klaucke (pag. 8) angibt! Axiom mufs es ja auch hier sein, dafs kein Aufsatz geschrieben werden darf, ohne dafs der Stoff vorher mit den Schülern besprochen ist, dafs das Material dem Schüler nahe genug liegt, damit er es ohne grofse Schwierigkeit sammeln und zu der nötigen Herrschaft über dasselbe gelangen kann.

Für Inventionsübungen, also aus logisch-rhetorischen Gründen sind und bleiben eben allgemeine Themen absolut unentbehrlich; denn die Kategorien, wie sie Klaucke in seinen Dispositionen häufig vorbringt, also Gegensätze wie: Person, Sache; Nutzen, Schaden; Inhalt, Form etc. etc., sind wohl an und für sich ganz gut, führen aber die Schüler in die methodische Rhetorik nicht ein. Und die Behandlung dieser Disziplin in praktischer Weise ist eine unabweisbare Forderung unserer Zeit, mag auch Klaucke sich in spöttischer Weise über die immer mehr zunehmende parlamentarische Redseligkeit auslassen.

Wenn überhaupt die Schüler höherer Klassen gröfsere deutsche Aufsätze nicht besonders gerne schreiben, — was ihnen in anbetracht der übrigen Anforderungen auch nicht sehr zu verargen ist —, so wird durch die Einseitigkeit, mit welcher ihnen seitens Klauckes das ganze Jahr hindurch litterarische Themen zugemutet werden, noch völlig jede Lust und Liebe geraubt. Der jugendliche Geist liebt die Abwechslung, er will sich ab und zu frei ergehen, er will auf verschiedenen Gebieten seine Schwingen probieren.

Auch mit der Praxis kommt Klaucke durch seine einseitigen Themata in Kollision. Da die Stellung der Absolutorialthemen nicht in der Hand des „deutschen Lehrers“ liegt, so könnte der Fall eintreten, dafs beim Schlufsexamen die Schüler sich plötzlich einer Aufgabe gegenüber

gestellt sehen, wie sie ähnliche während des Aufenthalts auf dem Gymnasium nie zu Gesicht bekommen hatten.

Zu leugnen ist allerdings nicht, dafs durch die stete Lektüre der deutschen Klassiker etwas von den Vorzügen sprachlicher Kunst, „eine Fülle richtiger und trefflicher sprachlicher Präsenz“ in den Schüler übergeht, dafs er, fortwährend im Zusammenhang mit schönen Gedanken, auch für das ästhetische Gefühl Nahrung und Läuterung erhält. Darum ist es auch wohl rätlich, im Jahre einige solcher Aufsätze zu geben. Doch wird das, was Klaucke erzielen will, auch erreicht durch fleifsige und sorgfältige mit Excerpieren und Nachahmungsübungen verbundene Lektüre der Klassiker.

Wer die Anschauungen Klauckes teilt, kennt entweder die Jugend nicht oder hat niemals deutschen Unterricht erteilt. Dafs die deutschen Klassiker eben ganz anders zu behandeln sind als die antiken, dafs die deutsche Sprache nicht in gleicher Weise zu betreiben ist wie die alten, darüber kann kein Zweifel obwalten. Wer eine gelangweilte Klasse vor sich sehen will, der mufs Klauckes Vorschriften folgen.

Wenn er meint, dafs der Lehrer des Deutschen auch hiedurch entlastet wird, so hat er in der That Recht; derselbe bewegt sich dann auf ausgefahrenen Geleisen; er liest seinen Lessing, Goethe und Schiller und läfst darüber Aufsätze schreiben, ebenso wie der Lehrer des Griechischen und Lateinischen seinen Homer und Horaz doziert. Damit wäre allerdings ein Radikalmittel gefunden, wie der Unsicherheit in der Methode dieser Disziplin zu steuern ist.

Was erreicht aber Klaucke überhaupt mit seinen Entlastungsvorschlägen? — Er will, dafs jede griechische, lateinische, mathematische etc. Stunde zugleich eine deutsche sein soll. J e d e r Lehrer hat die Aufgabe, auf einen angemessenen, gewählten, korrekten Ausdruck zu halten; j e d e r Lehrer hat die Pflicht, in Intervallen d e u t s c h e Aufsätze schreiben zu lassen, die über sein Gebiet gehen und zusammenfassender Natur sein sollen.

Mit der ersteren Forderung sagt uns Klaucke nichts wesentlich Neues; es ist selbstverständlich, dafs der Lehrer des Deutschen nicht allein verantwortlich gemacht werden kann für die Leistungen der Schüler in seinem Fache. Was aber die Forderung betrifft, dafs die Lehrer der anderen Fächer auch deutsche Aufsätze halten und korrigieren sollen, so will es mir scheinen, als ob Klaucke als Anwalt des deutschen Lehrers zum Hinterthürchen wieder hereinschmuggeln will, was er vorne mit viel Lärmen hinausexpediert hatte. Es läuft schliefslich auf das nämliche hinaus; nur mit dem Unterschiede, dafs der treffliche Sachwalter der zu entlastenden deutschen Lehrer eine Dezentralisation herbeiführt, die auf keinem Gebiete gefährlichere Folgen hat als auf dem des Unterrichts. Auf deutschen Gymnasien mufs Deutsch der Mittelpunkt alles Unterrichts sein, und da-

mit dies der Fall sein kann, ist es notwendig, dafs der Lehrer des Deutschen nie Fachlehrer, sondern ein klassisch gebildeter Philologe ist. Im deutschen Unterricht müssen die einzelnen Disziplinen wie in einem Brennpunkte zusammenlaufen.

Auf weitere Einzelheiten, in denen ich mit Klaucke nicht übereinstimme, einzugehen, ist hier nicht der Platz. Was nun die Aufsätze und Dispositionen selber anlangt, so bieten sie in der That eine reiche Auswahl, stellen aber andrerseits oft zu hohe Anforderungen an die Leistungskraft unserer Schüler, sowie an die denselben zur Verfügung stehende Zeit. Abgesehen jedoch von der ermüdenden Weitschweifigkeit, die sehr an die Düntzersche Langatmigkeit in dessen Erläuterungen zu deutschen Klassikern erinnert, ist das Buch in der Hand des Lehrers unstreitig von Nutzen.

Von Lessing gibt er erläuternde Übersichten und Themen zu den Litteraturbriefen und zu Laokoon. Was soll es aber nützen, die Schüler so lange und eingehend mit den Litteraturbriefen zu beschäftigen, die nur die in den Jahren 1757—1759 erschienenen Werke und davon nicht die litterarhistorisch wichtigen Dichterprodukte behandeln, während die Hamburger Dramaturgie gar nicht beigezogen ist? Was kann es für einen Wert haben, wenn Palthens Übersetzung der Fabeln Gays, Bergmanns Übersetzung der Briefe Bolingbrokes den Schülern vorgeführt werden, da doch dieselben weder von dem einen noch von dem andern Werke etwas zu Gesicht bekommen haben? Welchen Einflufs die Litteraturbriefe auf die deutsche Litteratur hatten, läfst sich in der Schule mit wenig Worten sagen.

Dagegen sind die über Laokoon gegebenen Themen sehr anregend und lehrreich. Nach der Disposition und Inhaltsangabe begegnen wir folgenden Aufgaben: Welche Grundsätze über die Poesie stellt Lessing im Laokoon auf und wie beweist er dieselben? Finden die im Laokoon aufgestellten Grundsätze in Goethes Hermann und Dorothea, in Schillers Romanzen ihre Bestätigung?

Von Schiller werden die drei Jugenddramen, sodann Don Carlos, Wallenstein, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans und einige prosaische Abhandlungen erklärt. Dafs sich jedoch die drei Jugenddramen Schillers nimmermehr zur Klassenlektüre eignen, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Von Goethe endlich sind Götz von Berlichingen, Egmont, Iphigenie auf Tauris, sowie Dichtung und Wahrheit herangezogen. —

Mag man auch mit den Vorschlägen des Verfassers nicht einverstanden sein, so mufs das Buch dennoch wegen des reichhaltigen und mit wahrem Bienenfleifs zusammengetragenen Materials, sowie wegen der vielen selbständigen und zutreffenden Gedanken jedem Lehrer des Deutschen warm empfohlen werden.

Sind auch viele Themen zu hoch gegriffen, so findet andrerseits ohne Zweifel jeder Lehrer mehrere Aufsätze, die seinem Wunsch und Zweck entsprechen.

Wenn endlich die Aufsätze selbst meist zu weitläufig angelegt und zu breit ausgeführt sind, so wird man sich doch immerhin angeregt fühlen zur Stellung einer ähnlichen, wenn auch enger begrenzten Aufgabe.

München. Johannes Nicklas.

Bemerkungen zu Sallusts bellum Jugurthinum.

Ich stelle im Nachfolgenden einige Bemerkungen zu Sallusts bellum Jugurthinum zusammen, die sich mir bei der Lektüre in der II. Gymnasialklasse ergaben, und hoffe an einigen Stellen das Verständnis der trefflichen Schrift gefördert zu haben.

c. 21, 3 Adherbal hat sich nach Cirta geflüchtet, Sallust erzählt von den Anstrengungen, die Jugurtha machte, die Stadt möglichst bald in seine Gewalt zu bringen: Igitur Jugurtha oppidum circumsedit, vineis turribusque et machinis omnium generum expugnare adgreditur, maxume festinans tempus legatorum antecapere, quos ante proelium factum ab Adherbale Romam missos audiverat. Dieser Bericht hat an sich nichts auffallendes, auffallend wird er erst dann, wenn man c. 23 von den weiteren Anstrengungen des Jugurtha liest: Jugurtha ubi eos Africa decessisse ratus est neque propter loci naturam Cirtam armis expugnare potest, vallo atque fossa moenia circumdat, turris extruit easque praesidiis firmat, praeterea dies noctisque aut per vim aut dolis temptare: denn wie paſst dies zu dem vorher erzählten vineis *turribusque* — expugnare adgreditur? ist hier von anderen Türmen die Rede? setzt nicht turris extruit voraus, daſs vorher noch von keinen Türmen die Rede war? Wenn also hier nicht ein tieferes Verderbnis vorliegt, etwa daſs c. 21,3 vineis — generum Interpolation ist, die ein vielleicht ursprüngliches vi et armis verdrängt hat, so muſs man mindestens annehmen, daſs c. 23 zu lesen ist turris extr*uctas* [que] praesidiis firmat: ohnehin hat turris extruit easque etwas auffallendes, denn der Schüler lernt in seiner Grammatik (Englmann § 262): is wird gewöhnlich weggelassen, wenn es in dem nämlichen Kasus stehen müſste wie das bezügliche Nomen und oft auch, wenn verschiedene Kasus erforderlich sind.

Zu c. 31,10 neque eos, qui ea fecere, pudet aut paenitet, sed incedunt per ora vostra magnifici läſst sich vergleichen Liv. 2, 6, 7, der das Adverbium setzt: ipse en ille nostris decoratus insignibus *magnifice incedit.*

31, 20 nisi forte nondum etiam vos dominationis eorum satietas tenet et illa quam haec tempora magis placent, cum regna — penes paucos erant u. s. w. Die Worte quam haec sind auffallend, denn sie könnten nur in dem Sinne stehen von quam haec, *quae ego desidero;* der Satz gewinnt an Deutlichkeit, wenn man quam haec streicht; sie sind vielleicht ein Zusatz desjenigen, der das Vergleichungsglied zu magis vermiſste.

31, 21 aequo animo paterer, ni misericordia in perniciem casura esset. Das richtige scheint *cessura:* Tac. hist. 1, 11 Inermes provinciae — in pretium belli cessurae erant. Nipperdey zu Ann. 15, 45, 7.

31, 29 ad hoc si iniuriae non sint, haud saepe auxili egeas. Mit diesem verkehrten Satze, der nicht einmal logisch richtig gedacht ist (denn es müfste heifsen: si iniuriae non sint, auxili non egeas) schliefst die kräftige Rede des Memmius. Offenbar fehlt der Hauptbegriff, der den Grundton der ganzen Rede bildet und den der Tribun am Schlusse seiner Rede noch einmal hervorheben mufs (§ 25 *ne tantum scelus inpunitum omittatis*): es ist also herzustellen: ad hoc si *inpune* iniuriae non sint, haud saepe auxili egeas. inpune ist vor iniuriae ausgefallen (§ 21 inpune iniuriam accepisse).

32, 5 quoniam se populo Romano dedisset; vielmehr *dedidisset:* Derselbe Fehler c. 75, 5 qui se — Metello dederant statt *dediderant.* vgl. 28,2 nisi regnum ipsumque *deditum* venissent; 46, 2 alia omnia *dederent* populo Romano; 47, 3 omnia Metello *dedere*; 54, 6 multi mortales Romanis *dediti*; Cat. 45, 4 sese praetoribus *dedit.*

41, 6 plebis vis soluta atque dispersa in multitudinem minus poterat. Warum liest man hier gegen die Autorität von P multitudin*e*? und doch gibt in multitudinem den richtigen Sinn; es heifst „die Macht des Volkes aufgelöst und zersplittert unter die Menge". Die plebs war nicht trotz, sondern gerade wegen ihrer Menge im Nachteil. Die Monarchie und Oligarchie ist der Menge gegenüber, der es an Einheit fehlt, im Vorteil. Ich reihe hier noch andere Stellen an, an denen Jordan (1876) mit Unrecht von P abgewichen scheint: 98, 4 ipse paulatim dispersos milites neque minus hostibus conturbat*os* in unum contrahit, so hat P und dies gibt den richtigen Sinn: „er selbst zieht allmählich seine zerstreuten und nicht minder als die Feinde in Verwirrung geratenen Soldaten auf einen Punkt zusammen; kurz vorher § 1 hiefs es ja manu consulere militibus, quoniam imperare *conturbatis omnibus* non poterat. Warum liest man gleichwohl conturbat*is,* wobei man noch dazu in bezug auf die Anknüpfung mit neque minus eine Nachlässigkeit des Schriftstellers anzunehmen gezwungen ist? — 96, 1 Igitur Sulla, uti supra praedictum est, sollte diese pleonastische Redeweise aus P nicht beizubehalten sein? vgl. Terenz Andria 239 nonne oportuit praescisse me ante? Siehe in meinem index zu Boetius supra praediximus und supra praemisimus, sowie ante praedictis, ante praemisit etc. — 102, 2 Warum schreibt Jordan velle de *se* et de populi Romani commodo cum eis disserere statt mit P velle de *suo?* — Vielleicht läfst sich die Überlieferung von P auch 92, 1 halten: Postquam tantam rem Marius sine ullo suorum incommodo magnus et clarus antea maior atque clarior haberi coepit. Man nimmt nach incommodo eine Lücke an, die in den verschiedenen Handschriften auf verschiedene Weise durch Einsetzung eines Verbums ergänzt ist. Alles ist vielleicht in Ordnung, wenn man trennt: *Post quam* tantam rem u. s. w. Der Ablativ mit sine schliefst sich in freierer, bei Sallust nicht seltener Weise an tantam rem an (vgl. Jacobs-Wirz zu Cat. 3, 2 supra ea); bei der

herkömmlichen Annahme eines Temporalsatzes mit postquam unter Ergänzung eines geeigneten Verbums ist die Wortstellung auffallend, denn regelrecht müfste es heifsen: Marius postquam tantam rem u. s. w. Dies spricht augenscheinlich für die Überlieferung von P. — 63, 6 adpetere non audebat. adpetere steht hier in ganz ursprünglichem Sinne (= ad + petere): „er wagte keine weitere Bewerbung", Bewerbung um ein noch höheres Amt. Es ist also nicht consulatum einzusetzen.

43, 2 alia omnia sibi cum conlega ratus. Der Ausdruck ist in seiner Kürze auffallend und schwerlich richtig; man erwartet alia omnia *communia* sibi cum conlega ratus, wie Cat. 1, 2 alterum nobis cum dis, alterum cum beluis commune est.

47, 2 huc consul simul temptandi gratia et si paterentur opportunitates loci praesidium inposuit. Der Sinn verlangt offenbar temptandi gratia, si paterentur, et opportunitate loci (vgl. 37, 4 et opportunitate loci).

48, 3 collis oriebatur in inmensum pertingens. In inmensum ist an sich auffallend und das folgende cap. zeigt deutlich, dafs dafür zu lesen ist in *transvorsum* (49, 1 igitur in eo colle, *quem transvorso itinere porrectum docuimus*); pertingens scheint fehlerhaft für pert*inens.*

49, 3 illum diem aut omnis labores et victorias confirmaturum aut maxumarum aerumnarum initium fore. Confirmaturum scheint falsch, wie schon daraus hervorgeht, dafs es keinen Gegensatz zu initium fore bildet; ich vermute dafür *consummaturum*, vgl. Tac. hist. 3, 84 quidquid tot proeliis laboris ac periculi hausissent, opere illo consummari clamitantes. Beide verba sind verbunden in dem libellus de Constantino Magno Heydenreich p. 30 omnia — consummavit et imperiali auctoritate confirmavit.

50, 1 existumans hostis crebro impetu et transvorsis proeliis iter suum remoraturos et, quoniam armis diffiderent, lassitudinem et sitim militum temptaturos. Richtiger scheint lassitudin*e* et sit*i* milit*em* temptaturos (Gegensatz zu armis).

52, 5 neque remittit — explorare. Richtig wohl neque *praeter*mittit. Caes. b. c. 2, 39, 3 quaerere praetermittit.

65, 3 hortatur, ut contumeliarum in imperatorem cum suo auxilio poenas petat. Cum suo auxilio kann schwerlich lateinisch gesagt werden; cum ist zu streichen, es ist durch die falsche Lesart in P suo exercitu (statt suo auxilio) entstanden.

81, 1 lubidinem imperitandi, quis omnia regna advorsa sint. Statt quis erwartet man *cui.*

81, 3 capta urbe operae pretium fore. Man erwartet capt*am* urb*em.*

81, 4 ne mox agitando (P C), ne moras agitando (C). Vielleicht ne mox moras agitando (c. 79, 4 ne mox); in den einen Handschriften scheint mox, in den anderen moras wegen des gleichen Anlautes ausgefallen.

88, 4 ita Jugurtham aut praesidiis nudatum, si ea pateretur, aut proelio certaturum. Vor si scheint *iri* ausgefallen.

89, 7 cibus illis advorsus famem atque sitim, non lubidini neque luxuriae erat. Man erwartet cibus *et potus*.

92, 2 omnia non bene consulta in virtutem trahebantur. Nach omnia scheint *etiam* ausgefallen.

92, 9 inter vineas sine periculo administrare. Statt inter wird in*tra* zu lesen sein; vgl. 94, 3 ipse extra vineas egressus.

93, 3 cupido difficilia faciundi animum advortit. Advortit ist offenbar Schreibfehler, durch das einige Zeilen vorher stehende animum advortit entstanden; das richtige dürfte animum *invasit* sein wie 89, 6 eius potiundi Marium maxuma *cupido invaserat*.

101, 3 ratus ex omnibus aeque aliquos ab tergo hostibus venturos. Aeque scheint verderbt; man erwartet *utique*.

102, 14 ceterum vetera omittere ac tum — legatos ad senatum missurum. Für ac tum liest Jordan actutum, doch hat dies keine Wahrscheinlichkeit, man sollte eher *iterum* erwarten.

108, 2 ad Sullam nuntiatum mittit paratum sese facere quae populus Romanus vellet, conloquio diem locum tempus ipse delegeret, consulta sese omnia cum illo integra habere, neu Jugurthae legatum pertimesceret, ... quo res communis licentius gereretur: nam ab insidiis eius aliter caveri nequivisse (So Jordan u. Dietsch).

An dieser Stelle, wo wir von der besten Überlieferung im stiche gelassen sind, hat offenbar ein schwereres Verderbnis stattgefunden; die Kritik ist aber bisher wenig tief eingedrungen, wie schon daraus zu erkennen ist, dafs Kritz durch Einfügung von *remoto*, Jacobs dagegen durch Einschiebung von *admisso* hinter quo die Stelle heilen zu können glaubt. Benützt man die in den Handschriften überlieferte Variante consul*to* und nimmt eine Verschiebung der Sätze an (in der Hdschr. π, die auch *consulto* bietet, steht *neu — pertimesceret* über der Zeile), so ist jede Schwierigkeit beseitigt, es fehlt kein Wort und es ergibt sich in natürlicher Weise folgender Gedankengang:

conloquio diem locum tempus ipse delegeret neu Jugurthae legatum pertimesceret; consulto sese omnia cum illo integra habere, quo res communis licentius gereretur: nam ab insidiis eius aliter caveri nequivisse d. h.: „er solle selbst Tag, Ort und Stunde für die Unterredung bestimmen und sich nicht vor dem Abgesandten des Jugurtha fürchten; absichtlich habe er mit diesem (mit Jugurtha) alles beim alten gelassen (absichtlich habe er nicht mit ihm gebrochen), damit ihre gemeinsame Sache ungehinderter ausgeführt werden könnte: denn anders habe man sich gegen dessen Umtriebe nicht schützen können."

Jetzt ist alles sofort klar und es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. consulto wendet Sallust in unserer Schrift noch dreimal an: 60, 5 consulto lenius agere; 64, 5 ab imperatore consulto trahi; 92, 5 opere atque consulto praeceps.

München. — Dr. Carl Meiser.

Ein Versuch zur Erklärung zweier Stellen der Äneide Vergils.

Bei der Lektüre der Äneide sind mir unter andern besonders zwei Stellen aufgestofsen, für welche ich in den mir zugänglichen neuesten Schulausgaben eine entsprechende Interpretation vermisse. In der Voraussetzung nun, dafs von diesen beiden Stellen in weiteren Kreisen eine schiefe Auffassung bestehe, kann ich es mir nicht versagen und glaube ich sogar für die richtige Interpretation des grofsen römischen Dichters einen kleinen verdienstlichen Beitrag zu liefern, wenn ich meine, wie ich glaube, einfache und richtige Erklärung fraglicher Stellen hier mitteile. Die erste ist die bekannte Stelle Än. I, 393—400. Sie enthält die schöne Vergleichung der aus dem Seesturm in einen sicheren Hafen sich rettenden Gefährten des Äneas mit einem Zug von Schwänen, welche, von einem Adler aus der Luftregion verscheucht, sich eben auf den Erdboden niederlassen.

v. 393 *aspice bis senos laetantis agmine cycnos,*
aetheria quos lapsa plaga Jovis ales aperto
turbabat caelo; nunc terras ordine longo
aut capere aut captas jam despectare videntur.
ut reduces illi ludunt stridentibus alis
et coetu cinxere polum cantusque dedere,
haud aliter puppesque tuae pubesque tuorum
aut portum tenet aut pleno subit ostia velo.

Es handelt sich zuerst um die richtige Auffassung von captas despectare in v. 396. Das tertium comparationis liegt in v. 396 und 400, den Disjunktionsgliedern aut capere aut captas jam despectare videntur entsprechen (in umgekehrter Ordnung) die beiden anderen aut portum tenet aut pleno subit ostia velo. Da nun offenbar dem capere terras das subit ostia entspricht, so müssen sich auch captas despectare videntur und portum tenet gegenüberstehen; und wenn portum tenet unzweifelhaft bedeutet: sie haben den Hafen bereits erreicht, so mufs der entsprechende Ausdruck wohl bedeuten: sie haben den Boden erreicht = ceperunt terras et despectant eas. Das despectare ist einfach Ausschmückung oder Erweiterung des Hauptbegriffes cepisse, es bezeichnet entweder blofs das gewöhnliche, natürliche Verhalten dieser Vögel (cf. Ovid. met. *pronaque cum spectent animalia caetera terram)* oder es soll damit angedeutet werden, dafs sie, unbekümmert um den Raubvogel, nicht mehr nach ihm umsehen. Inwiefern diese meine Erklärung von den gewöhnlichen abweicht, will ich, da ich dieselben als den Lesern bekannt oder leicht zugänglich voraussetze, der Raumersparnis wegen nicht weiter ausführen. Conf. Kappes, Ladewig-Schaper, Gebhardi, welcher, wie er überhaupt in bezug auf Änderung und Beschneidung des Textes nicht verlegen ist, dem v. 396 folgende Gestalt gibt: *aut capere aut terras jam respectare videntur* und dabei erklärt: „wird der Augenblick bezeichnet, in dem man wahrnimmt, wie sie sich teils niederlassen, teils in dem Schwarme, der die Erde bedeckt, nach

einem Platze zum Niederlassen sich umschauen, (!!). Wo bleibt da die comparatio?

Noch mehr Schwierigkeit scheinen die beiden folgenden Verse 397 und 398 *ut reduces illi ludunt* etc. den Erklärern gemacht zu haben. Nach denselben nehmen die einen zwei Schwärme von Schwänen an, den einen, der im Luftraum zurückbleibt, den andern, der sich auf den Boden niederläfst, aber gleich wieder auffliegt und sich mit dem ersteren vereinigt (vid. Ladewig-Schaper, 9. Aufl. Wie gekünstelt und gezwungen diese Annahme ist, brauche ich nicht darzuthun), andere ändern polum in solum, andere gleiten mit klugem Schweigen über die Schwierigkeit hinweg. Man mufs festhalten, dafs die beiden Teile der comparatio in v. 396 u. 400 klar und unzweifelhaft gegeben sind; wenn nun die mit ut reduces etc. die comparatio formell ausführenden beiden Verse etwas wesentlich Verschiedenes von 396 enthielten, hätten wir 3 Glieder der comparatio, was ein logisches monstrum wäre; sie enthalten aber nach meiner Auffassung nichts wesentlich Verschiedenes, sondern nur eine aus dem ächt poetischen Streben, ein möglichst vollständiges und anschauliches Bild aus der Natur zu geben, hervorgehende Erweiterung und unwesentliche Folge des v. 396, indem sie sagen: wie nun diese zur Erde zurückgekehrt sind und sich darüber freuen, und diese Freude kundgeben, so ... etc. Die ganze Unklarheit scheint mir die irrige Auffassung von cinxere polum verursacht haben, indem man bei polus den Begriff „Himmel“ festhielt, während mit der Annahme des eigentlichen Begriffes: der Punkt oder Raum, um welchen ein Körper im Kreise sich bewegt, daher auch der Kreis selbst, das Rätsel unschwer zu lösen ist. Es heifst also polum cinxere: sie haben einen Kreis gebildet, sich in einen Kreis zusammengestellt. Diese Erklärung stimmt vollständig mit der auch von Gebhardi angeführten Wahrnehmung überein, die wir bei Wasservögeln, bes. Enten und Gänsen, häufig machen können, dafs sie, wenn ihre Schaar irgendwie durch einen Wanderer, ein Fuhrwerk, einen durchlaufenden Hund gestört wird, nach überstandener Störung sogleich sich in einen Kreis zusammenstellen und durch lebhaftes Geschnatter ihre Freude oder Aufregung kundgeben. Das tempus perfectum in cinxere und dedere dürfte wohl keinen Anstofs erregen; entweder soll dadurch (nach Ladewig) die Schnelligkeit der Handlung ausgedrückt werden, oder es liegt (nach Kappes, dessen Auffassung ich vorziehe) eine Umstellung von cinxere und ludunt vor und *et* ist = postquam oder cum, i. e. erst bilden sie einen Kreis und erheben Geschrei, dann schlagen sie mit den Flügeln. Dafs nun cingere polum einen Kreis bilden bedeutet, erklärt sich leicht aus dem auch bei Vergil nicht seltenen Sprachgebrauch, wonach dasjenige, was durch die Behandlung irgend eines Objectes hervorgebracht wird, mit Auslassung dieses leicht zu ergänzenden Objektes selbst zum unmittelbaren Objekt der Handlung gemacht wird. Wir sagen in gleicher Weise: einen Ring, eine Kette schliefsen, wenn durch das Sichaneinander-

schliefsen von Personen ein Ring, eine Kette gebildet wird. Ähnlich sagen wir: ein Bild schnitzen, eine Statue aushauen, wo das nächste Objekt der Verba nicht das Bild, die Statue ist, sondern das Material, woraus diese Objekte verfertigt werden. So sagt Vergil I, 552: *stringere remos* = stringendo stipites oder trabes efficere remos. Ebenso I, 427 *effodiunt portus*, V. 142 *infindunt sulcos*. Ein sehr auffallendes Beispiel dieser prägnanten Kürze s. III, 284: *interea magnum sol circumvolvitur annum.* cf. Berger Stilistik § 91, 4. Also heifst cinxere polum = coetu cingentes locum fecere polum. Nach diesen Ausführungen dürfte sich von selbst folgende Übersetzung der fragl. Stelle ergeben:

Siehe 12 Schwäne in fröhlichem Zuge, welche Juppiters Vogel, vom Äther herabstürzend, vom freien Himmelsraum wegscheuchte: eben sieht man sie in langer Reihe auf die Erde sich niederlassen oder schon darauf stehend auf sie niederschauen: wie nun diese (zur Erde) zurückgekehrt mit rauschenden Flügeln spielen, indem sie sich vereinigend einen Kreis gebildet und Geschrei erhoben haben: ebenso haben Deine Schiffe und Deine Gefährten einen Hafen schon erreicht oder laufen mit vollen Segeln durch den Eingang ein (man könnte ergänzend hinzufügen: und freuen sich ihrer Rettung).

Über die zweite Stelle, von welcher ich keine mir entsprechende Interpretation finde, will ich mich kurz fassen. Es ist die viel kommentierte Stelle III, 684—86:

Contra jussa monent Heleni Scyllam atque Charybdim
inter utramque viam leti discrimine parvo
ni teneant cursus: certum est dare lintea retro.

Ich werde auf die verschiedenen mitunter sonderbaren und verwirrenden Erklärungen nicht näher eingehen; dem Sinne nach weiche ich nicht viel von Ladewig ab, die grammatischen Schwierigkeiten glaube ich durch Interpunktion und eine andere Erklärung des Ablativs parvo discrimine, der bisher für einen attributiven Abl. qual. zu viam erklärt wurde, heben zu können. Ich setze nach Charybdim ein Komma, ein zweites nach parvo und erkläre die dazwischen stehenden Worte für einen in den ablat. absol. verwandelten kausalen Nebensatz = cum sit inter utramque viam parvum discrimen leti, an welchen sich das ni teneant cursus ganz logisch anschliefst = cum facile pereant, ni teneant cursus. Darnach ergibt sich folgende Übersetzung: Dagegen (i. e. gegen den v. 682 und 83 gefafsten Entschlufs) erinnern die Weisungen des Helenus an Scylla und Charybdis, wonach (indem) zwischen beiden (dorthin führenden) Wegen nur eine kleine Entfernung vom Tode (= grofse Lebensgefahr) wäre, wenn sie nicht die genaue Richtung einhielten (oder: von der Richtung abwichen); gleichwohl ist man fest entschlossen, rückwärts (zur Scylla) zu segeln: da schlägt der Wind um und rettet sie von der drohenden Gefahr.

Eichstätt. ——————— M. Pechl.

Cliens.

Pütz stellt in seinem Lehrbuche das Wort cli-ens unter Fragezeichen zu κλόω, wornach cli-ens der Hörige bedeutet, besteht aus cliv-ens, verw. zu „cul" in aus-cul-to (lausche mit allen Ohren). „Lau"-sch-e sage ich, denn unser „cul-" in aus-cul-to (κλύ-ω) hat gleiche Abstammung mit lau-sch-en, bair. auf-lô-s-en (aufmerken). Ferner stellt sich κλυ- zu skr. çru-t (hörend), womit weiter zusammenhängt skr. çrô-shamâna (gls. „κλυ"-σόμενος), ahd. hlu-s-and, ags. hlô-s-njan (audire).

Anlangend nun das cli- in cliens (f. cluens), so böte es den erforderlichen Sinn. Cluens findet sich trefflich mit fides verbunden (Plautus Men. 4, 2, 6), cluentum fides. S. Curtius Studien 8, 348. Und was ist denn Cli-ent anders, als fidelis?

Zur Form liefse sich noch beibringen das gr. θίασος der Thyaden-Chor; μίτυλος = μότυλος, φιτύω = futuo, δρίον zu δρῦς, the tree, ligare = λογόω; θρίον zu θραύω. Der Halbvokal v spaltet sich.

Dennoch glaube ich auf die Erklärung Bezzenbergers (in seinen Beiträgen) aufmerksam machen zu sollen. Nach ihm geht cli-ens auf skr. çri- zurück. Die cli-entes sind die zum Dienste der patroni Gewärtigen; çri- nun heifst „dienen" (Benfey). Die Clienten wieder bilden das Gefolge der patroni und das Stammwort, das eben in cli- liegt, nämlich çri-tá, bedeutet „gefolgt", cli-entela das Gefolge. Mit Präfix â- heifst â-çri unterstützen (erinnert an Adjutanten), sam-â-çri beitreten, sich anlehnen. „Anlehnen" denn = çri- = cli-no, κλί-νω. Von daher die germ. Hli-n (Schutz„patronin" in der Schlacht). Grimm (Mythol. S. 828) sagt von ihr: Frigg hatte eine eigene Dienerin, die sie zum Schutze der Männer in allen Gefahren bestellte. Diese personifizierte Tutela hiefs Hlin, gls. κλίνη, an die sie sich anlehnen.

Von çri- stammt das Subst. çrajana n. das Zufluchtsuchen, das Sichanlehnen, vw. pra-çraja die Ehrerbietigkeit, Bescheidenheit, also gleichbedeutend mit modestia, der besondern Eigenschaft der Clienten. In der andern Form çarana n. der Schirm, die Hütte, die Zuflucht. Çar-: çri- = καλ-ιά das Schirmdach: κλί-σ-ιον die Hütte. Petersb. W.-B. 7, 91. Demnach verhalten sich die Formen çar- und çri- wie skr. sal-ilá (fliefsend) und sli-m (der fliefsende Schleim, vw. sal-iva. Ein anderer Stamm mit anderer Bedeutung ist çar- (kochen), woher πρό-κρις die reife Feige (vgl. cocta = πέ-πων reif).

Die Germanen, denen das ç in çal- ein h ist, haben dieses çar- („çal") in der Form die Hol-den (Mietwohnung, „καλ"ιά); die Hal-de (= κλι-τός), eig. die Neigung; hol-d (in-cli-nans), fidelis, devotus; die Hul-d, die Zuneigung. Zum weiteren Verständnis von cli-ens sei an unser Grund-hol-d d. h. der einen Grund von einem andern zu Lehen trägt, erinnert. Gerichtshol-d, der der Gerichtsbarkeit eines andern Unterworfene, zu ahd. hul-di devotio, obsequium.

Das Suff. -d wie in Mil-de, Wür-de, Beschwer-de, Gebär-de, Gefähr-de. Ags. mund-byrd (patrocinium), dessen „mund“ in fränk. Mundleute (Clienten) liegt; Schm. 2, 597.

Freising. Zehetmayr.

Bindevokal — ein Phantom.[1])

Meine Herren!

Als einen Hauptvorzug der humanistischen Schule betrachte ich es, dafs sie im besten Sinne konservativ ist. Unbeirrt durch die wechselnden Tagesmeinungen über den Wert der Bildungsmittel schreitet sie ruhig ihre Bahn; unverrückt behält sie das grofse Ziel im Auge: Harmonie der geistigen und sittlichen Ausbildung der Jugend auf Grundlage des klassischen Altertums. Aber auch innerhalb ihres eigenen Rahmens schwankt sie nicht hin und her von Text zu Text in den Schriftstellern, von Methode zu Methode im Unterricht. Nein, sie läfst zuerst in der wissenschaftlichen Welt die Geister aufeinander platzen, und erst wenn ein sicheres Resultat dort erzielt ist, nimmt sie es dankbar auf und verwendet es für ihre Zwecke.

Das ist nun aber der Punkt, wo sie Gefahr läuft, hyperkonservativ zu werden. In dem Bestreben, den Schülern nur Sicheres zu bieten, wird sie bisweilen allzu kritisch und sträubt sich zu lange gegen Dinge, die aufserhalb ihres Lagers schon fast allgemein anerkannt sind, oder sie hängt zu zähe an einem überwundenen Standpunkte fest.

In dieses Kapitel gehört der Gegenstand, auf den ich heute Ihr Augenmerk richten will. Nicht leicht wird nämlich irgendwo gegen die wissenschaftliche Wahrheit mehr gesündigt als in der von Buttmann erfundenen und in den meisten Schulgrammatiken noch immer spukenden Lehre von einem Bindevokal im lateinischen und griechischen Verbum.

Man bezeichnet damit bekanntlich jenen Vokal, der sich in vielen Formen zwischen der einfachen oder verstärkten Wurzel und der Endung findet. Der Name will besagen, dafs er als ein Hilfsvokal eingeschoben wird zu dem Zwecke, die beiden Elemente mit einander zu verbinden. B. glaubte nämlich, dieser Vokal sei zur Erleichterung der Aussprache zwischen den Endkonsonanten der Wurzel (resp. des Stammes) und den Anfangskonsonanten der Endung eingedrungen.

Diese Ansicht ist schon längst von Schleicher widerlegt. Ihm folgte Curtius in seiner Abhandlung „Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung“ und neuerdings in der Einleitung zum Verbum der griechischen Sprache.“ Sogar Westphal hält in seiner „Methodischen Grammatik“ an diesem Vorurteil nicht mehr fest.

[1]) Ursprünglich war dieser Aufsatz zum Vortrag bei einer Versammlung der Pfälzer Kollegen bestimmt; damals aber konnte er wegen vorgerückter Zeit nicht gehalten werden.

Die Hauptgründe nun, welche den Begriff Bindevokal als etwas Unhaltbares hinstellen, sind folgende:

1. Es ist durchaus falsch, dafs den alten Sprachen der Griechen und Römer die Konsonantenverbindungen, welche ohne sogenannten Bindevokal entstünden, zuwider wären. Das sieht man an Formen, wie lat. fer-s gegenüber von ter-i-s; gr. ἦγ-μεθα gegenüber von ἡγ-ό-μεθα. Bei zu harter Konsonanz weifs sich die Sprache anders zu helfen als durch Einschiebung eines Vokals; man betrachte nur lat. e d - t e, woraus e s t e, gr. τέταγ-σθε woraus τέταχθε wird.

2. Dieser Vokal bleibt in den Tempora, denen er anzuhaften scheint, durch alle Modi und sogar in den nominalen Formen des Verbs: φέρο-μεν Konj. φέρω-μεν, Opt. φέρο-ι-μεν, Imper. φερό-ντων, Inf. φέρε-εν, contrahiert φέρειν, Part. Gen. φέρο-ντ-ος.

Lat. legi-mus, legu-nto, lege-re, lege-ntis.

Diese aus den alten Sprachen selbst geschöpften Gründe zeigen schon zur genüge, dafs hier etwas viel Festeres vorliegt als ein blofs zufälliges Einschiebsel. Zur vollen Erkenntnis führt uns aber

3. der Vergleich mit den Schwestersprachen, zumal mit dem Sanskrit.

An der nämlichen Stelle hängen auch dort viele Verba einen Vokal an die Wurzel, und zwar erscheint er hier in der Urgestalt, als a. Auch dieser bleibt durch alle Modi des entsprechenden Tempusstammes; z. B.

Skr. Wz bhar, tragen, hat in der 3. Pers. Sing. Praes. Ind.: bhara-ti, Potent. bhara-i-t, woraus bharêt entstand, Imper. bhará-tu, Imperf. a-bhara-t.

Daneben kennt auch diese Sprache die einfache Verbindung von Stamm und Endung (nach Bopp etwa in 70 Wurzeln); z. B. vac-mi ich spreche, ed-ti er ifst. Es ist also auch hier nicht die Bequemlichkeit der Aussprache, welche zu der Einfügung des a geführt hat.

Nun erscheinen aber in allen Sprachen des indogermanischen Stammes im Praesens und den von ihm abgeleiteten Formen auch andere Silben zwischen Wurzel und Endung. Eine der häufigsten ist ya: z. B. die Wurzel svid (schwitzen) hat in der 3. Pers. Sg.:

Sanskrit: svid-ya-ti,
Griechisch: ἰδ-ίε-ι,
Althochdeutsch: swiz-ja-t;
im Lat. haben wir nur a: sud-a-t.

Am meisten in die Augen springend ist der Vergleich des Sanskrit mit dem Griechischen bei Verben der -nu-Klasse, griechisch νυ: so bildet die Wurzel ar in der 1. Plur: Skr. ṛ-nu-más(i), griech. ὄρ-νυ-μες (= μεν).

Niemand wird es einfallen, hier von einer Bindesilbe nu oder ya zu sprechen. Im Gegenteil, schon längst ist sie als ein stammbildendes Element erkannt, das auch für Nomina verwendet wird; lat. te-nu-is = skt. ta-nú-s, τα-νύ-πτερος; griech. θρῆ-νυ-ς der Schemel kommt von Wurzel θρα = dhar halten.

Andere solche Suffixe sind na, ta, ska, aya (griech. und lat. lauten sie: no, to, sko, ao, eo, oo).

Diese Erscheinung führt notwendig auf den Gedanken, dafs auch der Vokal a ein solches stammbildendes Element ist.[1])

Und in der that sind unzählige Nomina damit gebildet: z. B. von der Wurzel yug, binden,:

skr. yug-a-m lat. jug-o-m griech. ζυγ-ό-ν

Solche mit a gebildete Stämme verband man auch mit Personalendungen, d. h. sie wurden Verba. Mit regelmäfsigem Lautwechsel ging dasselbe im Griechischen vor Nasalen (aufser im Infin.) in ο sonst in ε über. Im Lateinischen änderte es sich zu e oder schwächte sich zu i und o.

Die nämlichen Vokale haben wir auch im sog. zweiten Aorist; nur ist hier die Wurzel nicht verstärkt.

Der gleiche Vorgang zeigt sich im Perfekt, das nicht mit -κα gebildet ist. Hier hat sich das ursprüngliche α noch im Indic. erhalten; nur in der 3. Sing. ist es zu ε geworden.

Aoriststamm λιπο (λιπε), Praesensstamm λειπο (ε), Perfektstamm λελοιπα (ο, ε) sind also nur Variationen eines und desselben Themas. Sie stellen sich genau neben μιγ-, μιγνυ-, μέμιχα-; denn die Aspiration des Gaumenlautes ist nur eine lautliche Affektion desselben.

In allen diesen einfach gebildeten Tempusstämmen sind wir, wie Sie gesehen haben, durchaus nicht berechtigt, einen nur zum Zwecke der leichteren Aussprache eingeschobenen Vokal anzunehmen.

Hat sich nun hier der „Bindevokal" als ein Phantom erwiesen, so dürfen wir um so weniger diese Bezeichnung in den zusammengesetzten Stämmen anwenden. Ich beschränke mich übrigens jetzt auf das Griechische, weil meines Wissens in den lateinischen Schulgrammatiken hier nicht von Bindevokal die Rede ist.

Vor allem kommen hier in betracht das Futurum und der sogenannte 1. Aorist im Akt. und Med.

Schon Bopp hat gesehen, dafs beide durch Anfügung von Formen des Verbum substantivum as „sein" an die Wurzel oder den Stamm entstanden sind.

Für das Futur hängt as das Suffix ya an; also as-yā-mi ich werde sein (lat. es-jo = eso = ero). Unter Abwerfung des vorderen a, was gerade bei diesem Verbum keine Seltenheit ist, wurde sya mit der Verbalwurzel verbunden, um dieser den Begriff der Zukunft zu geben; also: von der Wurzel da, geben, dā-syā-mi, was griech. lautet: δω-σίω, wie es der

[1]) Die neuerdings mit aufserordentlicher Gelehrsamkeit von Zirwik in seinen „Studien zur griechischen Wortbildung" (Wien 81, 2 Teile) verteidigte Ansicht von Lepsius, dafs -a- selbst stammhaft sei, wird wohl noch viel Widerspruch erfahren.

dorische Dialekt bietet. Wie dann der I-laut ausfiel, wie sich aus der nämlichen Form auch das contrahierte Futur entwickelte, das zu erörtern würde hier zu weit führen. Genug, dafs sich herausstellt, wie unrecht es ist, das σ von dem Vokal ο oder ε zu trennen und zu lehren, Charakter des Futurs sei σ, an den die Bindevokale des Praesens antreten.

Ebensowenig ist es gestattet, im Aorist eine solche Trennung vorzunehmen. Mag man Schleicher folgen, der glaubt, das Präteritum von as, āsa-m sei in der Weise an die Verbalwurzel angehängt worden, dafs dessen Augment a vorangestellt wurde, oder mag man mit Clemm und Curtius eine Neubildung des Stammes mit sa (= asa) annehmen, aus der dann erst ein Praeteritum gebildet wurde: für unsere Frage bleibt sich das gleich; denn sicherlich ist σα der Tempuscharakter des Aorist, nicht σ mit Bindevokal α. Dafs sich α in der 3. Person Sing. Indic. in ε, in der 2. Pers. Sing. Imp. in ο umwandelt, und dafs es im Konjunkt. der Analogie des Praesens folgt, kann nicht auffälliger sein, als dafs das α sich auch im Perfekt nur im Indikativ erhalten hat.

Die Untersuchung über das Perfekt auf κα und über das Plusquamperfekt ist noch nicht völlig abgeschlossen; darum begnüge ich mich, darauf hinzuweisen, dafs Curtius und Schleicher κα ebenfalls für ein stammbildendes Suffix betrachten, und dafs das Plusquamperfekt entweder als ein Imperfekt von praesentischen Perfekten erscheint, wie ἄνωγον von ἄνωγα, oder eine Zusammensetzung mit dem Verbum subst. erkennen läfst, also ἠνώγεα aus -εσα entstanden sein mufs. Die Formen mit ει, glaubt Curtius mit Schleicher, seien aus der 3. Person Sing. εε in die übrigen Personen eingedrungen, wie auch βασιλέας zuweilen βασιλεῖς wird nach Analogie des Nominativ Plural.

So fällt auch die nichtige Annahme von zwei Bindevokalen in diesem Tempus.

Ich komme jetzt auf den absonderlichsten Punkt der üblichen Lehre vom Bindevokal zu sprechen. Manche griechische Schulgrammatiken betrachten nämlich den Optativ als ein Produkt aus Stamm und Bindevokal οι, im Aor. I. Act. und Med. αι; ob Buttmanns Neubearbeitung auch noch an ει für Aor. I. Pass. festhält, weifs ich nicht; ja, Englmann nimmt hier einen Bindevokal ιη und ι an und erfand dieser Auffassung zu liebe sogar eine neue Personalendung εν für die 3. Pers. Plur.

Das ist aber eine vollkommene Verkennung dieser Modusbildung. Die Vergleichung mit den verwandten Sprachen lehrt uns vielmehr, dafs das ursprüngliche Suffix des Optativ ya ist. Dieses geht im Griechischen in ιη über, das sich in der 3. Plur. vor ν zu ιε verkürzte, sonst aber erscheint es oft als ι allein. Im Lateinischen haben wir noch ie in siet, i in ama-im = amem.

Jenes Moduszeichen tritt im Griechischen an den entsprechenden Tempusstamm.

	Activ.	Medium.	Passiv.
Praes.:	φέρο-ι-μι	φερο-ί-μην	
Fut.:	παύσο-ι-μι	παυσο-ί-μην	παυθησο-ί-μην
Aor. I.:	παύσα-ι-μι	παυσα-ί-μην	παυθε-ίη-ν
Aor. II.:	λίπο-ι-μι	λιπο-ί-μην	γραφε-ίη-ν
Perf. I.:	πεπαύκο-ι-μι	fehlt.	
Perf. II.:	λελοίπο-ι-μι		

3. Person Plur.: φέρο-ιε-ν, παύσα-ιε-ν, παυθε-ῖε-ν.

Wo bleiben die Bindevokale οι und αι?!

Verzeihen Sie, meine Herren, dafs ich so breit geworden bin; aber es war nötig, dem Gespenst in allen Ecken nachzuspüren, damit es nicht irgendwo wieder zum Vorschein komme und grundfalsche Begriffe von Formenbildung erzeuge.

Nachdem dessen Nichtigkeit dargethan ist, bleibt noch übrig, für das Kind einen richtigen Namen zu finden. — Curtius nennt bekanntlich dieses stammbildende Element „thematischen Vokal.“ Es hat seine Bedenken, ein unverstandenes Wort in der Schulgrammatik zu gebrauchen, wiewohl es deren genug zu lernen gibt. Was ist dem 10jährigen Knaben Accusativ, was dem 12—13jährigen Aorist? — Ein Lautcomplex, weiter nichts! Ebensogut könnte man ihm auch noch das Wort „thematisch“ einprägen. Indes, Curtius gibt selbst einen vorzüglichen Ausdruck für den Begriff. Wenn er nämlich die stammbildenden Elemente νο, το, νυ — Stammerweiterungen nennt, so ist kein Grund vorhanden, diesen Namen ihrem Vetter ο (resp. ε) zu versagen. Und jeder Schüler — das kann ich aus der Erfahrung versichern — versteht mit der Stammerweiterung ο und ε ebensogut hantieren, als mit dem Bindevokal ο und ε.

„Ja, das ist alles recht schön und gut,“ höre ich mir entgegnen; „aber die Lehre vom Bindevokal hat sich in der Schule praktisch bewährt; die dürfen wir nicht so mir nichts dir nichts aufgeben.“ Wie? Wenn der Metzger es praktisch findet, die Wurst mit Bindemitteln zu fabrizieren, wird er da nicht wegen Fälschung bestraft? Einer solchen Fälschung machen wir uns schuldig, wenn wir wider besseres Wissen den Knaben einen Bindevokal in den Mund geben, während es doch keinen gibt. Übrigens ist es des Versuches wohl wert, mit der Wahrheit einem Trugbild zu leibe zu gehen.

Ein anderer Einwand ist der, es sei nicht rätlich, den Schülern den Glauben an ihre Grammatik zu nehmen, indem man anderes lehre, als diese enthalte.

Ist aber etwas absolut Falsches darin enthalten, so ist das höchstens ein Grund, die betreffende Grammatik abzuschaffen, nicht aber, ihr nachzugeben. Hat man jedoch das Unglück, sie nicht eliminieren zu dürfen, so bleibt nur der Weg der Korrektur übrig, so gut, wie man kein Bedenken

trägt, ein falsches Geschichtsdatum im Lehrbuch oder eine falsche Lesart durch die Schüler verbessern zu lassen.

Ich bin zu ende, meine Herren! Ist es mir gelungen, Sie davon zu überzeugen, dafs der Bindevokal lange genug in der Welt rumort hat, so helfen Sie ihn auch hinaustreiben!

In alten lateinischen Grammatiken lesen wir mit einem mitleidigen Lächeln, dafs das lat. Part. Perf. auf tus, sus und xus endigt: sehen wir zu, dafs nicht künftige Geschlechter mit dem gleichen Rechte über uns sich lustig machen, dafs wir noch immer reden von einem Bindevokal heifse er *ο* oder *ε*, *οι* oder *αι*!

Frankenthal. Dr. E. Reichenhart.

Bibl. script. Graec. et Rom. edita cur. Joanne Kvičala et Carolo Schenkl. Sophoclis Oedipus Rex scholarum in usum ed. Frid. Schubert. Prag. Tempsky und Leipzig. Freytag. 1883. 40 ₰

Die Ausgabe ist in derselben Weise bearbeitet, wie die des Aias. Sie weicht in ungefähr 100 Stellen von der Dindorfschen Schulausgabe ab; unter diesen sind etwa 40, in welchen der Herausgeber mit Wecklein übereinstimmt. Ich wünschte, dafs er diesem auch bei v. 159, 657, 709, 859, 930, 1460, 1483, 1505 gefolgt wäre. Richtig scheint mir geschrieben: v. 165 *ὅπερ ὀρνυμένας*, v. 184 *ἀχὰν παραβώμιον* Nauck, v. 261 *καὶ νῷν τά* M. Schmidt, v. 425 *σῷ τοκεῖ καὶ σοῖς* Nauck, v. 808 *ὄχον* H. Stephanus. Wahrscheinlich ist auch v. 273 *τοῖς τ'* Jernstedt, v. 287 *ἔπραξα μήν* Wolff, v. 658 *χρῄζῃς* Meineke, v. 1499 *μηδ' ὁρᾶν* Nauck, v. 1477 *πάρος σήν* Kvičala; ebenso des Verf. eigene Konjekturen v. 852 *φόβον* und v. 1167 *γ' ἐκ δωμάτων*. Für unnötig aber halte ich die Änderungen v. 866 *οὐρανίᾳ αἰθέρι*, 870 *λάθᾳ*, 880 *νόμισμα*; unsicher ist v. 1219 *ἰαχέων* und 1512 *εὔχεσθ' ἔχω* (dies nach Bonitz). Zu weit ab geht v. 360 *ἦ οὐ τρανὴς λόγος* (nach Kvičala); ebenso wenig genügt v. 198 *τελεῖ γάρ, εἰ, τὸ νὺξ ἀφῇ, τοῦτ' ἐπ' ἦμαρ ἔρχεται* (Kvičala) und v. 724 f. *ὧν γὰρ ἂν θεὸς χρῄζων ἔρευναν* (Nauck); v. 18 *οἱ δ' ἑξῆς θεῶν* (Wecklein früher) erklärt der Herausgeber selbst für einen Notbehelf. Im Bezug auf v. 478, 872, 876 und 1232 verweise ich auf d. Bl. 1877 p. 114 ff. — Was Streichungen und Umstellungen betrifft, ist die Ausgabe äufserst konservativ; auf diesen Punkt will ich jedoch hier nicht eingehen.

Schweinfurt. Metzger.

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem editos explanavit E. Fr. Poppo. Editio altera, quam auxit et emendavit J. M. Stahl. Vol. IV. Sect. I. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. 1882.

Stahl, dessen Name unter den Kritikern und Erklärern des Thukydides von bestem Klange ist, läfst dem von ihm in 2. Auflage bereits bearbeiteten 3.—6. Buche der Poppo'schen Ausgabe des Thukydides nunmehr auch das 7. Buch in 2. verbesserter Auflage folgen. Diese Arbeit ist für uns von um so gröfserem Interesse, als gerade dieses Buch nicht nur durch seinen hochtragischen Inhalt und seine meisterhafte Darstellung zu den gewaltigsten Litteraturprodukten des Altertums gehört, sondern auch in Kritik und Erklärung noch überreichlich Stoff zur Übung dieser Künste

bietet. Die Noten sind, wie dies bei der Sammlung, welcher diese Ausgabe angehört, üblich ist, in lateinischer Sprache geschrieben. Müssen wir auch zugestehen, dafs das Latein, das uns hier geboten wird, im allgemeinen klar und verständlich ist, so nehmen wir doch keinen Anstand zu behaupten, dafs die Erklärung eines oft so schwierigen Textes, wie er uns hier vorliegt, durch Anwendung der Muttersprache noch wesentlich gewinnen würde. Wenn z. B. Stahl in c. 12 § 3 σωτηρία durch incolumitas erklärt, so gibt dieser vieldeutige Ausdruck durchaus nicht die wünschenswerte klare Vorstellung von der Sache. Ebenso wenig können wir Ausdrücken, wie sie sich c. 28 § 3 finden: ad τὸν παράλογον τοσοῦτον cum vi consecutionis propter sententiam referri non potest, das Lob der Klarheit zuerkennen. Das Gleiche gilt von dem Ausdruck τό τε ἄλλο ναυτικόν in c. 36 § 2. Classen sagt hier klar und deutlich: in jeder anderen Hinsicht rüsteten sie ihre Flotte so aus, wie —. Dagegen dürfte Stahls Anmerkung: significantur reliquae partes classis vel reliqua res navalis praeter proras deinde nominatas kaum die richtige Vorstellung geben. Solche Proben von Stellen, wo das Latein dem Bedürfnisse nach einer klaren und bestimmten Ausdrucksweise nicht genügt, könnten wir noch manche geben. Was den kritischen Standpunkt Stahls betrifft, so ist derselbe den Handschriften gegenüber als ein viel weniger konservativer zu bezeichnen als der Classens. Die Stellen sind sehr zahlreich, wo er teils dem Urteile anderer folgend, teils aus eigener Initiative ein oder mehrere Worte des Textes als unächte Zusätze ausmerzt, während es umgekehrt selten vorkommt, dafs er etwa Classen'schen Streichungen gegenüber den gewöhnlichen Text in schutz nimmt.

Bei der sorgfältigen und eingehenden Rücksichtnahme, die Stahl der hieher gehörigen Litteratur überhaupt zuwendet, richtet er ein ganz besonderes Augenmerk auf die im Jahre 1877 erschienene Ausgabe dieses Buches von Classen, das allerdings durch seine Bedeutung einer solchen Beachtung vor allen würdig ist. Aber trotz vielfacher Übereinstimmung dieser beiden um Thukydides so verdienten Männer finden sich doch noch sehr viele Stellen, wo sie nicht nur in der Feststellung der Texteswörte, sondern auch in der Erklärung derselben in ihrem Urteil weit auseinandergehen. So kann es nicht ausbleiben, dafs auch nach dieser Arbeit Stahls, die wir nicht gering anschlagen, in diesem schwierigen Autor immer noch manches übrig bleibt, dem gegenüber das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir auf alle die Stellen eingehen, wo uns Stahls Erklärung weniger befriedigt oder wo wir eine solche ganz vermissen; wir beschränken uns daher auf eine kleine Auslese und besonders auf solche Stellen, wo Stahl nach unserer Überzeugung Classen gegenüber unbedingt Recht hat, oder wo wir seiner Ansicht unter gar keinen Umständen beitreten können.

Gleich im 1. c. § 1 bezieht Stahl freilich in Übereinstimmung mit andern das Relativum οὓς in den Worten οὓς ἂν πείθωσι auf das vorhergehende Substantivum στρατιά, nach unserer Meinung nicht mit Recht. Es handelt sich hier nicht um ein bereitstehendes anderes Heer, das die Peloponnesier nur in empfang zu nehmen brauchten, sondern um die Frage, ob sie aufser den Bewohnern von Himera auch noch von andern Staaten mit Truppen unterstützt werden. Demnach steht ἄλλην στρατιάν im Sinne von ἄλλων στρατιάν und die ἄλλοι sind eben die, die sie dazu überreden. Dafs in c. 13 § 2 die Lesart οἱ μὲν ἐπ' αὐτομολίας προφάσει ἀπέρχονται sich nicht halten und auch nicht so, wie Classen will, verstehen lasse, darin hat Stahl vollkommen Recht; ἐπὶ προφάσει heifst eben nicht „bei einem Anlafs", sondern πρόφασις bezeichnet die causa, gewöhnlich die causa ficta, es kann aber auch die causa vera sein. Dazu kommt, dafs hier gar nicht

von Überläufern die Rede ist (von diesen ist oben § 2 αὐτομολοῦσι gesprochen), sondern von Ausreissern, von Leuten, die früher durch den hohen Sold, durch die Überzeugung von der Überlegenheit der athenischen Marine und die Aussicht auf Beute sich hatten zum freiwilligen Dienste verlocken lassen, nunmehr aber auf ihre αὐτονομία pochend diesen wieder aufgeben. Dafs hier von einem ganz bestimmten Verhältnis die Rede ist, auf das sie sich berufen, und man also nicht von einem Anlafs zu den Feinden zu entkommen sprechen darf, ergibt sich schon aus dem folgenden ganz allgemein gehaltenen Ausdruck οἱ δὲ ὡς ἕκαστοι δύνανται. Aus allen diesen Gründen halten wir hier die von Stahl rezipierte Lesart ἐπ' αὐτονομίας προφάσει für die entsprechendste.

In c. 27 § 4 heifst es ὁτὲ δ' ἐξ ἀνάγκης τῆς ἴσης φρουρᾶς καταθεούσης τὴν χώραν. Hier verursachen die Worte τῆς ἴσης φρουρᾶς Schwierigkeit. Es handelt sich an dieser Stelle um die Blokade Athens, die seit der Besetzung von Dekeleia durch die Peloponnesier beständig geworden war. Seit dieser Zeit, heifst es, fielen bald zahlreichere Haufen ins Land, bald durchzog die regelmäfsig in Dekeleia liegende Besatzung notgedrungen, d. h. wenn die Not sich Lebensmittel zu verschaffen sie dazu zwang, plündernd das Land. So versteht man, der Auffassung des Scholiasten sich anschliefsend, gewöhnlich diese Stelle. Aber, wendet Stahl ein, diese Bedeutung hat τῆς ἴσης φρουρᾶς nicht, und dann begreift man auch nicht, wie von Einfällen durch zahlreichere Truppen, als die Besatzungstruppen von Dekeleia waren, die Rede sein kann. Letzterer Einwand ist nicht stichhaltig; warum sollen während der Besetzung von Dekeleia durch die Peloponnesier nicht auch gröfsere durch aufserordentliche Streifcorps unterstützte Einfälle stattgefunden haben? Was den Ausdruck ἡ ἴση φρουρά betrifft, so scheint uns die Auffassung von ἴσος als gleich, sich gleich bleibend, regelmäfsig noch viel einfacher und natürlicher zu sein, als die künstliche Erklärung, die sich bei Stahl von dieser Stelle findet. Dieser sucht zunächst nachzuweisen, φρουρά bezeichne nicht nur praesidium, sondern auch manus, und hier sei demnach von einer dem augenblicklichen Bedürfnis entsprechenden Mannschaft die Rede. Er übersetzt die Stelle also: cum modo plures invaderent, modo ex necessitate aequalis (i. e. quanta necessitate postulabatur) manus incursiones faceret. Demnach macht die Besatzung von Dekeleia bald Ausfälle mit gröfseren Massen, bald nur mit so viel Mannschaft, als zur Erreichung des Zweckes, sich Proviant zu schaffen, genügt. Was soll aber die selbstverständliche Bemerkung, dafs die plündernde Schaar in einer ihrem Zweck entsprechenden Stärke abgeschickt wurde, und kann dies in den Worten ἐξ ἀνάγκης τῆς ἴσης φρουρᾶς liegen?

Eine sehr schwierige und bisher aller Auslegungsversuche spottende Stelle findet sich in c. 28 § 3. Am klarsten und lichtvollsten hat sich über dieselbe Classen in seinem kritischen Anhang verbreitet. Will man nicht mit demselben eine Anakoluthie an unserer Stelle annehmen, eine Annahme, die uns keineswegs so schrecklich erscheint, so ist es allerdings am einfachsten, Classens und Pluggers Vorschläge combinierend, zu lesen: τὸ γὰρ ... τὸν παράλογον (ohne καί vor τόν) τοσοῦτον ἐποίησε ... ὅσον .... ὅμως δέ. Stahl findet zwar, dafs Classens Behauptungen an dieser Stelle teilweise aller Begründung entbehren, und spricht sich mit grofser Bestimmtheit gegen dieselben aus, aber dadurch macht er uns die Auffassung der Stelle, wie er sie selbst hat, um nichts glaublicher. Wir finden die Begründung, die er hier für die Richtigkeit seiner Auffassung gibt, ebenso unklar und verworren, als unzureichend. So viel auch Stahl darüber sagen mag, immer bleibt es eine unnatürliche Zumutung, die von τό abhängigen Infinitive als erklärende Zusätze zu dem vorausgehenden Substantivum φιλονικία fassen

zu sollen. Es heifst in dem Vorhergehenden dem Gedanken nach: die Athener gerieten in einen Kampf, wie ihn niemand für möglich gehalten hätte. Enthalten nun wirklich die folgenden Infinitive die nähere Ausführung und Erklärung dieses Gedankens? Kann man sagen, der Kampf bestand darin, dafs die Athener Sizilien nicht aufgaben und ihre Landsleute in der Beurteilung ihrer Macht und Unternehmungslust gründlich täuschten? Ebenso wenig stichhaltig ist, was Stahl bezüglich der Auffassung von ὅσον und ὥστε gegen Classen geltend macht. Es ist und bleibt unnatürlich, ὅσον von dem unmittelbar vorausgehenden τοσοῦτον gewaltsam loszureifsen und das Correlativum zu ὅσον erst in dem weiter unten folgenden ὥστε zu sehen. Wenn sich Stahl in c. 30 § 3 gegen Classen ausspricht, der in den Worten καὶ ἀποκτείνουσιν αὐτῶν τοὺς πλείστους den letzten Ausdruck auf die Gesamtzahl, nicht auf die Getöteten bezieht, so hat er hier ganz gewifs recht. Schon der weiter unten folgende Satz ὀλίγοι αὐτῶν ἐν τούτῳ διεφθάρησαν deutet auf den Gegensatz πλεῖστοι δὲ ἐν τῇ ἐσβάσει hin. Demnach ist natürlich auch Classens Änderung von ἀπέθανον in ἀπέδρασαν nicht zu billigen. Endlich läfst auch wohl der im Folgenden erwähnte Verlust der Thebaner — 20 — entnehmen, dafs von einer fast völligen Vernichtung des thrakischen Corps — eine solche hätte stattgefunden, wenn von 1300 nur 250 entkommen wären — hier nicht die Rede sein kann.

Es erscheint uns nicht statthaft, in c. 35. 1 παρεσκευάσθησαν, wie Stahl thut, für gleichbedeutend mit ἐπείσθησαν zu erklären. Es handelt sich ja hier nicht darum, dafs sich die Thurier bestimmen lassen, die Athener mit Truppen zu unterstützen, sondern dafs diese Truppen beisammen waren. Die Lesart in c. 40 § 4 οὐκ ἐδόκει τοῖς Ἀθηναίοις ὑπὸ σφῶν αὐτῶν . . ἁλίσκεσθαι hat anstofs erregt, und Madvig schlägt für ἁλίσκεσθαι vor zu lesen ἀναλίσκεσθαι. Wenn nun Stahl diese Lesart mit der Bemerkung aufnimmt, ἁλίσκεσθαι sei, wie man es auch nehmen möge, abgeschmackt, so ist das zwar recht bestimmt gesprochen, aber noch nicht entscheidend. Ebenso wenig ist die Sache mit der rhetorischen Frage Stahls: quomodo enim Athenienses per se ipsos lassitudine superari aut corripi possunt? schon abgemacht. Die Antwort darauf lautet nämlich halb lateinisch halb deutsch so: facillime possunt Athenienses per se ipsos i. e. ipsorum culpa (haec enim sententia in verbis ὑπὸ σφῶν αὐτῶν inest) lassitudine viriumque defectione, die, je länger sie zaudern, um so mehr zunimmt, also durch ihre Schuld zunimmt, den Feinden zur Beute werden, indem sie von diesen entweder getötet oder gefangen werden, und dies bedeutet ἁλίσκεσθαι. Wozu soll man einen wenn auch seltenen aber recht wohl denkbaren und durch die Handschriften gebotenen Ausdruck mit einem mindestens ebenso seltsamen und blofs auf einer willkürlichen Konjektur beruhenden vertauschen?

Eine sehr schwierige Stelle, deren Text noch nicht in Ordnung ist, findet sich in c. 48 § 2. Hier heifst es: χρημάτων γὰρ ἀπορίᾳ ἐκτρυχώσειν, ἄλλως τε καὶ . . θαλασσοκρατούντων. Der Sinn ist offenbar dieser: bei den Feinden, den Syrakusanern, steht es noch schlechter als bei uns; denn wir werden sie, da wir zur See ihnen überlegen sind, durch Mangel an Lebensmitteln mürbe machen. Hier hat Stahl gewifs recht, wenn er Classen gegenüber bemerkt, dafs einerseits das folgende ἄλλως τε καὶ . . . θαλασσοκρατούντων, andrerseits der Umstand, dafs von dem Geldmangel der Syrakusaner erst weiter unten § 5 die Rede sei, es unmöglich mache, bei χρημάτων ἀπορία an Geldmangel zu denken. Selbstverständlich sind als Subjekt zu ἐκτρυχώσειν die Athener zu denken und das Objekt αὐτούς bezieht sich auf die Syrakusaner. Die Änderung von ἀπορίᾳ in ἀπορίαν wäre eine entschiedene Verschlechterung. Die ganze Stelle wäre in bester Ordnung, wenn es für θαλασσοκρατούντων hiefse θαλασσοκρατοῦντες, und diese

Änderung würden wir der von Stahl ebenfalls vorgeschlagenen σφῶν θαλασσοκρατούντων, die doch wieder eine grammatische Anomalie enthält, vorziehen.

Wenn Classen die Worte οὐκ ἄλλων ἐπιτιμήσει ἀκούοντας in § 3 desselben Kapitels übersetzt „auf die gehässige Beurteilung anderer hörend“, so gibt dies eine falsche Vorstellung. Stahls einfache Bemerkung zu ἐπιτιμήσει „insectatione, calumniosa narratione“ trägt zur Erklärung nichts bei. Wenn sich Stahl gegen Classens Auffassung von ἰδίᾳ in § 4 ebendaselbst ausspricht, so stimmen wir ihm durchaus bei. Unmöglich kann ἀποθανεῖν ἰδίᾳ „aus freiem Entschlusse“ sterben bedeuten. Nikias sagt: ich will lieber in ehrlichem Kampfe von der Hand des Feindes gleichsam einen Privattod finden, als auf schmähliche Anschuldigung hin einen vom Staate verhängten (δημόσιος) ungerechten Tod. Im Grunde schwebt also dem Redner der Gegensatz vor zwischen ἴδιος θάνατος, den auch der Feldherr in der Schlacht findet, und δημόσιος θάνατος, dem vom Staate über den Verräter verhängten Tod.

Auch darin hat Stahl Recht, wenn er sich in § 6 desselben Kapitels gegen Classens Streichung von χρήμασι ausspricht; wenn er freilich weiter ausführt, Classen lasse im Grunde den Nikias sagen: bleibt und zieht nicht deswegen, weil ihr weit überlegen seid, ab, so heifst das nicht auslegen, sondern unterlegen. Auch nach Classens Text sagt Nikias: bleibt also und zieht nicht, da ihr ja viel besser daran seid, ab. Der Satz enthält eben nicht die Begründung, warum sie abziehen, sondern nicht abziehen sollen. Aber darin hat Stahl recht, wenn er sagt, das Hauptargument dafür, dafs die Athener bleiben müssen, liegt im Geldmangel der Syrakusaner, und deswegen darf hier χρήμασιν nicht gestrichen werden. Die Änderung von Stahl dagegen, wonach statt ὡς κρείσσους εἰσί zu lesen ist ἕως κρείσσους εἰσί, halten wir für keine glückliche. Nikias ist überhaupt gegen den Abzug und kann unmöglich sagen: wir wollen bleiben, so lange wir noch besser mit Geldmitteln versehen sind. Damit wäre ja schon angedeutet, dafs sich wohl auch dieses Verhältnis zu ihren ungunsten ändern könne. Auf eine solche Eventualität darf er bei dem Rate, den er gibt, nicht entfernt hindeuten, sonst bleibt niemand. Er sagt und meint vielmehr: an Geldmitteln sind wir noch überlegen, und dadurch werden wir, so ferne wir nur bleiben, auch unsere sonstige Überlegenheit wiederherstellen.

Eine ganz besonders schwierige Stelle tritt uns in c. 55 § 2 entgegen. Da heifst es: οὐ δυνάμενοι ἐπενεγκεῖν οὔτε ἐκ πολιτείας τι μεταβολῆς τὸ διάφορον αὐτοῖς, ᾧ προσῆγοντ' ἄν . . . Stahl interpungiert μεταβολῆς, τὸ διάφορον αὐτοῖς ᾧ . . . Es ist hier von der Mutlosigkeit der Athener und ihrer Reue, die sie über die sikilische Expedition empfanden, die Rede. Die Athener, heifst es, sehen sich in einer doppelten Hoffnung betrogen. Sie hatten nämlich gehofft, Syrakus entweder durch einen politischen Umschwung, durch das Aufkommen einer ihnen ergebenen Partei, oder durch Anwendung äufserer Gewalt zu gewinnen. Aber liegt das in obigen Worten? Was heifst, fragen wir vor allem, τὸ διάφορον? Classen versteht darunter „die Veränderung, den Umschwung“. Das erscheint uns als durchaus unstatthaft; denn dann wäre τὸ διάφορον mit dem unmittelbar vorhergehenden Ausdruck μεταβολή gleichbedeutend. Stahl versteht die Stelle also: die Athener konnten den Syrakusanern weder durch eine Verfassungsänderung etwas anhaben, durch welche sie die Gegenpartei für sich gewannen, noch infolge ihrer viel besseren Kriegsrüstung. Aber wie künstlich und unnatürlich ist diese Anschauung! Nach Stahl steht τὸ διάφορον, welches Classen als gleichbebedeutend mit μεταβολή, der Umschwung, auffafst, als Kollektivbegriff für οἱ διάφοροι, die Gegner, und αὐτοῖς ist κατὰ σύνεσιν auf die vorher genannten πόλεις zu beziehen, so dafs also unter τὸ διάφορον αὐτοῖς die den demo-

kratisch regierten Staaten feindselig gesinnte Gegenpartei zu verstehen ist. Wenn dann Stahl weiter bemerkt: da nämlich in jenen Staaten die Demokratie herrscht, so können die Athener durch Einführung der Demokratie ihnen nichts anhaben, um dadurch die Volkspartei für sich zu gewinnen, so wissen wir nicht, was er damit sagen will. So viel steht fest, dafs die Hoffnungen der Athener den Syrakusanern gegenüber sich auf zweierlei gründeten: einmal auf einen inneren Umschwung, der eine ihnen freundlich gesinnte Partei ans Ruder brächte, und hauptsächlich auf ihre äufseren Machtmittel. Dafs die Thatsache, dafs in Syrakus die Demokratie herrschte, kein Hindernis für das Aufkommen einer Gegenpartei ist, die keine aristokratischen Tendenzen zu verfolgen braucht, das zeigt uns ja die Geschichte von Athen selbst recht deutlich und geht zugleich sonnenklar aus der Thatsache hervor, dafs Nikias namentlich dergleichen Verbindungen in Syrakus zu unterhalten suchte. Um es kurz zu machen, die wortreichen Bemerkungen Stahls zu dieser Stelle befriedigen uns durchaus nicht. Wir fassen sie so auf: die Athener waren nunmehr, da sie weder infolge einer politischen Veränderung einen Zankapfel unter sie (die Syrakusaner) hineinwerfen konnten, wodurch sie sie (durch das Emporkommen der ihnen freundlich gesinnten Partei) gewannen, noch infolge ihrer viel besseren Rüstung etwas ausrichteten, ganz mutlos. Das Wörtchen τι hinter πολιτείας hängt von ἐπενεγκεῖν ab und wird durch das folgende τὸ διάφορον erklärt = etwas der Art, dafs es eine Differenz bildete.

In c. 60 § 4 heifst es καὶ τἄλλα ὡς οἷον τ' ἦν ἐξ ἀναγκαίου τε καὶ τοιαύτης διανοίας ἐπορίσαντο. Hier fragt es sich, ob man ἐξ ἀναγκαίου selbständig und für sich als einen adverbialen Ausdruck fafst, oder es als Adjektivum dem τοιαύτης gleichstellt und es auf διανοίας bezieht. Classen entscheidet sich für die erste Anschauung und nach unserer Überzeugung mit vollem Recht. Anders Stahl; er übersetzt: pro consilio necessario (sola necessitate suggesto) et tali. Abgesehen davon, dafs consilium kaum der entsprechende Ausdruck für διάνοια sein dürfte, wäre hier das nachschleppende tali aufserordentlich matt und nichtssagend. Die Athener, lesen wir, trafen alle möglichen Vorkehrungen, und dazu trieb sie 1) die Not und 2) ihr Entschlufs, ihr verzweifelter Entschlufs.

Wenn Stahl c. 63 § 3 ἡμῶν statt ὑμῶν liest und ἡμῶν von φωνῆς abhängig macht, so stimmen wir ihm darin bei, nicht aber in seiner Behauptung, ὑμῶν auf οἳ zu beziehen sei schon durch die Wortstellung ausgeschlossen; gehört doch auch in c. 64 § 2 ὑμῶν, das sich unmittelbar an ἐν ταῖς ναυσίν anschliefst, nicht zu ναυσίν, sondern zu dem vorausgehenden οἱ. Wenn Stahl Classen gegenüber in c. 63 § 3 nicht οὐκ ἔλασσον sondern vielmehr πολὺ πλεῖον streicht und den Satz ἔς τε τὸ φοβερὸν . . . ἀδικεῖσθαι nicht wie Classen als erklärende Apposition fafst, so scheint er das Richtige getroffen zu haben. Nicht jedoch stimmen wir ihm bei, wenn er gleich darauf, § 4, für das unhaltbare δικαίως ἂν einsetzt δικαιοῦσαν, so viel er auch zu gunsten seiner Konjektur vorbringt. Freilich genügt auch die einfache Streichung von δικαίως ἂν nicht.

In c. 64 § 2 streicht Stahl die Worte καὶ νῆες. Schon frühere Erklärer hatten herausgebracht, dafs Schiffssoldaten keine Schiffe sind, und deswegen hier geändert. Ganz mit Unrecht. Durch eine Änderung des Ausdrucks oder gar die Ausmerzung von αἱ νῆες wird der Gedanke, der hier so kräftig und drastisch ausgedrückt ist, ganz verpfuscht. Nikias sagt: ihr Seesoldaten seid den Athenern jetzt alles; ihr seid ihnen Fufsvolk, ihr seid ihnen Marine, ihr seid ihnen, was sie von ihrem Staate noch übrig haben, ihr seid ihr grofser Name. Das heifst: was Athen an Macht und Ehre noch hat, das seid ihr, das liegt in eurer Hand. Wenn aber von der M a c h t Athens

die Rede ist, dann kann doch nimmermehr gerade die Marine Athens, der Hauptfaktor der ganzen athenischen Macht, übergangen werden, was durch Streichung von καὶ νῆες geschieht.

In c. 70 § 2 heifst es: ἐπειδὴ δ' οἱ ἄλλοι Ἀθηναῖοι προσέμισγον τῷ ζεύγματι . . Hier setzt nun Stahl aus einigen Handschriften noch καὶ ein vor οἱ ἄλλοι, während Classen ἄλλοι streicht. Wir halten καί hier für ebenso verfehlt als ἄλλοι. Die Syrakusaner hielten natürlich an dem ζεῦγμα wache. Da soll es nun nach Stahl heifsen: als aber auch die andern, nämlich die Athener, sich dem ζεῦγμα näherten, da . . . Aber, fragen wir, wer näherte sich dem ζεῦγμα noch? Die Syrakusaner gewifs nicht; denn diese waren schon dort. Ferner wird hier nicht leicht jemand οἱ ἄλλοι Ἀθηναῖοι anders fassen als die anderen Athener im Gegensatz zu einer schon erwähnten athenischen Abteilung, wovon jedoch nicht die Rede ist.

In c. 71 § 2 lesen wir διὰ τὸ ἀνώμαλον καὶ τὴν ἔποψιν τῆς ναυμαχίας ἐκ τῆς γῆς ἠναγκάζοντο ἔχειν. Es ist hier von der letzten entscheidenden Seeschlacht im Hafen von Syrakus die Rede und gesagt, das beiderseitige Fufsvolk sah dem Kampfe von der nahen Küste aus zu. Dafs hiebei die Spannung der Athener, bei denen es sich fast um den letzten Rettungsversuch handelte, eine aufserordentliche war, ist klar. Was sollen nun aber die oben angeführten Worte bedeuten? Sie enthalten offenbar eine Lücke; diese suchte Classen, ohne bei seiner Ergänzung Anspruch auf Sicherheit zu machen, durch die Worte auszufüllen: καὶ διὰ τὸ ἀνώμαλον τῆς τάξεως ἀνώμαλον καὶ τήν . . . Gewifs ist diese Ergänzung dem Sinne nach vollkommen entsprechend, man müfste denn etwa für τάξεως einsetzen wollen τόπου; denn von einer militärischen Aufstellung ist wohl hier nicht die Rede. Hiegegen spricht sich nun aber Stahl in ganz unbegründeter Weise aus und glaubt vielmehr, es sei etwa τῶν ξυμβαινόντων oder τῶν γιγνομένων ausgefallen. Classen hat den Zusammenhang ganz richtig verstanden und bei ihm liegt in dieser Beziehung der Fehler nicht. Es ist hier nicht von verschiedenen Ereignissen die Rede -- diese verstehen sich in einer Schlacht von selbst —, sondern von dem verschiedenen Standpunkt der Zuschauer, der ihnen nicht gestattet, das ganze Gefechtsterrain auf einmal zu überschauen, sondern jedem einzelnen nur eine beschränkte Aussicht gewährt. Nach dem verschiedenen Standort der einzelnen war natürlich auch das, was sie erblickten, verschieden. Die einen sehen eine für die Athener günstige Gefechtsszene und jubelten, die anderen eine für sie ungünstige und jammerten. Was sollen hier Stahls Bemerkungen: adspectus diversitas non ad res pertinet, quae conspiciebantur, sed ad diversos animorum motus, quibus conspicientes afficiebantur? Er fährt fort: nam in sequentibus verbis explicatur pro rerum quas conspiciebant diversitate etiam animos conspicientium diverse affectos esse. Stellt sich der Geschichtsschreiber seine Leser so naiv vor, dafs er ihnen erst sagen, erklären mufs, dafs die Zuschauer, die ihre Landsleute glücklich kämpfen sahen, davon anders berührt wurden, als die, welche sie im ungünstigen Gefechte erblickten? Thukydides sagt einfach: Die Spannung war die denkbar gröfste, die Stimmung die denkbar verschiedenste. Wer von seinem beschränkten Standort aus eben die Seinigen im Vorteil sah, war voll Dank und Freude, wer das Gegenteil sah, voll Jammer und Verzweiflung.

Hinter den Worten: δεινὸν οὖν ἦν οὐ καθ' ἓν μόνον in c. 75 § 1 nimmt Stahl mit Recht eine Lücke an. Die bis jetzt gemachten Erklärungsversuche entsprechen nicht; καθ' ἓν μόνον kann, wie Stahl richtig bemerkt, keine andere als die von Classen angenommene Bedeutung haben „nicht nur in einer Hinsicht“; was aber dieser weiter hinzufügt; „in bezug auf die eine Hauptsache des ganzen Unternehmens“ steht nicht da. Auch Classens

weiterer Vorschlag, statt τῶν πραγμάτων zu lesen τῶν πεπραγμένων befriedigt nicht; dagegen entspricht Stahl's Annahme, vor τῶν πραγμάτων sei etwa ein Begriff wie ἡ μεταβολή ausgefallen, dem Sinne nach vollständig.

Ganz besondere Schwierigkeiten bereitet die Stelle in c. 77 § 2, wo es heifst: ἀνθ' ὧν . . . αἱ δὲ ξυμφοραὶ οὐ κατ' ἀξίαν δὴ φοβοῦσι, τάγα δ' ἄν καὶ λωφήσειαν. Hier entsteht die Frage: was ist Objekt zu φοβοῦσι? Classen sagt ὑμᾶς nicht ἐμέ. Stahl ergänzt als Objekt nos, also den Nikias und das Heer in gleicher Weise. Wir behaupten, als Objekt zu φοβοῦσι ist blos mich und nichts anderes zu denken. Was spricht hier Nikias für einen Gedanken aus? Er sagt: ich habe Göttern und Menschen gegenüber unsträflich gelebt. Dafür, fährt er fort, habe ich einerseits trotz der traurigen Gegenwart getroste Hoffnung auf die Zukunft, andrerseits schrecken mich die gegenwärtigen Schicksalsschläge nicht nach Gebühr, d. h. nicht in dem Grade, der ihrer Gröfse entsprechend (ἄξιον) wäre. Der Satz mit ἀνθ' ὧν gibt gleichsam die Folgen, den Lohn an, der sich für Nikias aus seinem unsträflichen Leben ergibt, und zwar nach zwei Richtungen hin mit μέν und δέ. Es ist durchaus unstatthaft, den Satz αἱ δὲ ξυμφοραί . . . von ἀνθ' ὧν loszureifsen und dazu ein anderes Objekt zu ergänzen als zu dem vorhergehenden Gedanken.

Stahl hilft sich in ganz anderer Weise; er schreibt: αἱ δὲ ξυμφοραὶ οὐ κατ' ἀξίαν φοβοῦσαι τάχ' ἄν καὶ λωφήσειαν, eine nach unserer Meinung höchst unglückliche Änderung. Er bemerkt dazu: calamitates autem, quoniam praeter meritum (nos) terrent, facile videntur remissurae esse. Aber fragen wir, wie kann man an den Umstand, dafs uns Schicksalsschläge über Gebühr schrecken, die Hoffnung knüpfen, dafs sie wohl bald aufhören werden? Wenn das Unglück jemand über Gebühr erschüttert, so ist ja dasselbe nicht so grofs, dafs er sich dadurch so sehr beugen lassen sollte; er kann also nicht hoffen, dafs es so bald aufhört. Während demnach dieser Grund, an welchen Nikias seine Hoffnung knüpft, ein nichtiger ist, folgt unmittelbar wieder ein Satz mit γάρ, auf welchen Nikias seine Hoffnung, das Unglück werde bald nachlassen, stützt. Wir haben also ein wahres Durcheinander von Gründen.

Nach unserer Auffassung ist hier also von dem Eindruck die Rede, den die gegenwärtige traurige Lage auf Nikias macht. Dieser ist infolge seines guten Gewissens kein so niederschmetternder, jede Widerstandskraft lähmender, in den Augen vieler also geringer als es recht ist (οὐ κατ' ἀξίαν). Da er aber seinen Standpunkt als einen berechtigten vertritt, so dienen diese Worte dazu, um das Heer aus seiner verzweifelten Stimmung zu neuem Mut und neuer Hoffnung aufzurichten.

Zum Schlufs noch einige Worte über eine Stelle in c. 84 § 2. Hier bieten die Handschriften folgende Lesart: καὶ οἱ Ἀθηναῖοι ἠπείγοντο πρὸς τὸν Ἀσσίναρον ποταμόν, ἅμα μὲν βιαζόμενοι . . . τοῦ ἄλλου ὄχλου, οἰόμενοι . . . ποταμόν, ἅμα δὲ . . . ἐπιθυμίᾳ. Classen bemerkt dazu, und zwar nach unserer Meinung ganz richtig, die Athener suchen den Flufs aus zwei Gründen sobald als möglich zu erreichen: 1. weil sie hoffen, wenn sie hinüber wären, weniger von den Feinden zu leiden zu haben, 2. um sich durch den Trunk des Wassers zu laben. Damit ist Stahl nicht einverstanden und setzt die Worte in der Weise um, dafs er schreibt: ἅμα μὲν βιαζόμενοι . . . ὄχλου, ἅμα δὲ ὑπὸ τῆς ταλαιπωρίας, οἰόμενοι . . . ποταμόν, καὶ τοῦ πιεῖν ἐπιθυμίᾳ. Welche Gründe bestimmen ihn zu dieser gewaltsamen Änderung? Er sagt, die gewöhnliche Lesart lasse den Unterschied zwischen dem von allen Seiten erfolgenden feindlichen Anstürmen und der ταλαιπωρία der Athener nicht erkennen. Das ist nicht richtig. Die ταλαιπωρία der Athener ist die Folge des feindlichen Ansturmes, der trostlose Zustand der Erschöpfung, der sich

besonders in dem brennenden Durste äufsert. Ferner ist es nicht richtig, wenn Stahl sagt, eben durch den von allen Seiten auf sie einstürmenden Feind wurden sie an den Flufs getrieben, den sie auch wegen der Not, in der sie sich befanden, zu erreichen suchten. Die Athener stürzten also teils vom Feinde gezwungen, teils freiwillig auf den Flufs zu. Die Sache ist vielmehr diese: Der Feind greift sie von allen Seiten an, sucht sie zu umzingeln, ihren Weitermarsch unmöglich zu machen, um sie zur Kapitulation zu zwingen. Dem gegenüber suchen die Athener um jeden Preis den Flufs zu erreichen, einmal weil sie damit mehr Ruhe vom Feinde zu finden hoffen, und dann weil sie in ihrer Erschöpfung und bei ihrem quälenden Durste dort trinken und sich etwas erholen zu können glauben.

Hof. Sörgel.

Strack Hermann L. Vollständiges Wörterbuch zu Xenophons Kyropädie von Lic. Dr. Hermann L. Strack, a. o. Prof. der Theologie zu Berlin. Zugleich 3. Auflage des von G. Ch. Crusius weiland Rector am Lyceum in Hannover verfafsten Wörterbuches. Leipzig. Hahn'sche Verlagsbuchhandlung. 1881. IV und 141 nebst Verzeichnis der wichtigsten Abkürzungen. 8⁰. ℳ 2.

Die Überschrift gibt an, dafs das vorliegende Büchlein als 3. Aufl. des Crusius'schen gleichnamigen Wörterbuches angesehen werden soll. Dieses erschien 1844 und stützte sich zum grofsen Teil auf den index graecitatis von F. A. Bornemann; es gab den zahlreichen Gegnern der „Spezialwörterbücher" reichlichen Stoff zu den nicht mit Unrecht erhobenen Anklagen: man gewöhne durch Gestattung des Gebrauchs oder gar Empfehlung solcher Bücher die Schüler an maschinenmäfsiges Arbeiten, an förmliche Mosaikfertigung bei der Lesung der Schriftsteller, an Denkfaulheit u. s. f. und erleichtere ihnen das Arbeiten in geradezu unerlaubtem Mafse. Auch die „vermehrte und verbesserte" Auflage, besorgt von O. Fiebig, erschienen 1860, hatte in dieser Beziehung keine Besserung eintreten lassen. Selbst die Vermehrung des „vollständigen" Wörterbuches scheint nicht auf die Spitze getrieben worden zu sein, sonst hätte die vorliegende Auflage nicht 80 Wörter neu zufügen müssen. Kurz, das Wörterbuch war bisher der Schrecken vieler, darunter angesehener Schulmänner.

Der Bearbeiter der neuesten Auflage hat dieselbe nach denselben Grundsätzen, die er bei Bearbeitung des vollständigen Wörterbuchs zu Xen. Anabasis (1879³) in anwendung gebracht hatte, umgearbeitet, und dasselbe in jeder Hinsicht zu bessern und zu mehren gesucht.

Ein hervorragender Kenner Xenophons hat im ersten Julihefte der philologischen Rundschau 1882 p. 854 ss. das Büchlein vom Standpunkte der reinen Wissenschaft beurteilt; möge es uns gestattet sein, einiges wenige vom Standpunkt der Schule aus zu bemerken.

Vom genannten Standpunkt aus hat die Anführung der Stellen, wo einzelne Wörter oder Redensarten vorkommen (so sehr dies für die Feststellung des Sprachgebrauchs und die Textesberichtigung wichtig ist) insofern einen zweifelhaften Nutzen, da, wie männiglich bekannt, Schüler, die Parallelstellen nachschlagen, rari nantes in gurgite vasto sind. Immerhin ist es ein grofser Gewinn für die Wissenschaft, wenn ein möglichst vollständiger Überblick über den xenophonteischen Sprachgebrauch allmählich geliefert wird.

p. 39 und 40 wird das Verbum εἰμί behandelt; da hätten wir gerne gesehen, dafs unter '3) mit Dativ: mir ist d. h. ich habe, die Stelle: 4, 6, 3: ὃς γὰρ ἦν μοι μόνος καλὸς κἀγαθός gestanden hätte.

Unter den Stellen, wo die Kopula fehlt, hätte noch angefügt werden sollen: 4, 6, 3: καὶ ἐμὲ φιλῶν καὶ τιμῶν scil.: ἦν. Überhaupt hätte des im Griechischen und auch bei Xenophon (namentlich aber bei Platon und Demosthenes, die dem Schüler auf seinem späteren Lebensgang vorgelegt werden) üblichen Gebrauchs, ein Partizip als Prädikat mit dem einfachsten Prädikatsverbum εἶναι zu wirksamer Hervorhebung oder nach Krüger zur Darstellung eines bestehenden Ergebnisses zu setzen, erwähnung gethan werden sollen; cf. aufser institut. Cyri 4, 6, 3 noch 4, 2, 21: οὔτε συντεταγμένοι οὔτε μάχεσθαι παρεσκευασμένοι κατειλημμένοι ἔσονται (Krüger 56, 3, 1 Curt. 590 d). S. 67 wird καί zwischen πολύς und einem Adjektiv als pleonastisch bezeichnet, richtiger wohl, allein freilich für den Schüler erst mundgerecht zu machen, ist die Erklärung Kühners (Gr. II 796): 'in der Regel wird πολλοί als Begriffswort, als eine an einem Gegenstand befindliche Eigenschaft behandelt und mit dem folgenden Wort entweder durch das einfache καί verbunden . . . . oder zuweilen in umgekehrter Folge.' p. 85 zu μοναρχία: bekanntlich hat Th. Büttner-Wobst (Neue Jahrb. 123 u. 124 5. Hft.) den Satz zu anfang der institutio ἔννοια — ἄνδρες γεγενημένοι als Glossem gestrichen, namentlich mit Rücksicht darauf, dafs μ. im Wortschatz des X. nur noch exped. 1, 6 (im Sinne militärischen Oberkommandos) und instit. 8, 1, 4 vorkomme aufser 1, 1, 1. Mag man sich zu dieser Vermutung stellen wie man will, die Bemerkung Büttners ist richtig, dafs es in 8, 1, 4 heifst: „die Stellung, wonach ein einzelner im Staate Herrscher ist", das drückt nun freilich das von St. gegebene: „Alleinherrschaft" aus, aber für den Schüler wäre vielleicht an der Stelle 8, 1, 4 etwa „monarchische Regierungsform" klarer.

p. 120 heifst es zu σύν: 'σύν lautet in Kompositis συμ vor β, π, φ, μ, συγ vor γ, κ, χ u. s. f.'; vielleicht hätte es klarer geheifsen, das ν in σύν verwandelt sich wie auch sonst vor einem P-Laut in μ u. s. f.

Diese Bemerkungen bezwecken und vermögen nicht den Wert der Arbeit des Herrn Strack zu schmälern. Wichtig für die Schule ist es, dafs das Büchlein, wenn es auch dem Schüler Zeit erspart und ihm eine gewisse Hilfe leistet, doch nicht mehr die ungehörigen Erleichterungen gewährt, die vordem die früheren Auflagen beinahe zu einer „Stütze" oder einem „Schlauch" machten.

Bü.

Horazstudien. Alte und neue Aufsätze über horazische Lyrik von Hans Theodor Plüfs, Lehrer am Gymnasium zu Basel. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1882. X. 367 S. 8⁰. ℳ 6.

Wer die über Horaz in den letzten Jahren erschienene Litteratur verfolgt hat, dem haben gewifs die Aufsätze des Herrn Prof. Plüfs, die teils in den Fleckeisen'schen Jahrbüchern, teils in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen abgedruckt waren, grofsen Genufs geboten. Nunmehr sind dieselben gesammelt und um einige vermehrt in obigem Werk herausgegeben, und der Verf. darf überzeugt sein, dafs er sich dadurch den Dank aller Horazfreunde erworben hat. Denn seine Arbeiten zeichnen sich aus einerseits durch ein liebevolles Eingehen auf den Gegenstand und durch ein besonnenes Urteil, andrerseits durch die Frische der aus poetischem Gemüt stammenden Darstellung. Es sind dies Vorzüge, welche auch schon von den Verfassern der Jahresberichte über Horaz im Bursian'schen

Jahresbericht (1879, 4. u. 5. Heft, p. 131 ff.) und in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen (1880. Novemberheft p. 314 ff.) rühmend anerkannt worden sind. Das Verdienst seiner Arbeiten besteht vor allem darin, gegen die Kritik Perlkamp'scher Richtung wirksame Opposition gemacht und eine Reihe von Gedichten, die jene Kritik verurteilte, wieder in ihr Recht eingesetzt zu haben. Aufserdem bringt der Verf. für die Bestimmung der Abfassungszeit der Gedichte wesentlich neue Gesichtspunkte und neue Ansichten; die ganze bisherige Chronologie, so, wie sie jetzt meistens gilt, ist nach seinem Dafürhalten eine falsche und eine wertlose geworden, und zwar dadurch, dafs sie auf historische Zufälligkeiten aufgebaut wurde.

In der Vorrede hebt der Verf. seinen Standpunkt hervor: er wendet sich gegen die wilde Jagd nach Interpolationen, gegen die übertriebene Betonung der griechischen Studien und der Nachahmung des Horaz, gegen die verkehrten Datierungen und verlangt mit vollem Recht „vollständige Erklärung des einzelnen lyrischen Gedichtes aus seinen Einzelheiten und der Einzelheiten aus dem Ganzen und dann eine konsequente Anwendung der Gesetze und Forderungen der lyrischen Gattung auf das lyrische Individuum.“ Dazu ist aber nötig „1) die Gedanken des Gedichtes scharf zu erkennen, 2) die Empfindung zu bestimmen, 3) die einzelnen Züge der Darstellung zu einem poetischen Situationsbild zu vereinigen und erst daraus — wenn überhaupt möglich — die veranlassende Wirklichkeit und geschichtliche Situation zu erkennen.“ Diese Forderungen betont, wiederholt betont, zugleich aber auch in trefflicher Weise erfüllt zu haben, darin liegt der Hauptwert des Buches.

Der 1. Aufsatz (p. 1—15) ist betitelt: „Die Entstehung horazischer Lieder aus Stimmungen und Bedürfnissen ihrer Zeit“ und ist eine Erweiterung des auf der Stettiner Philologenversammlung 1880 gehaltenen Vortrags. Das Wesen der Lyrik erkennt der Verf. am deutlichsten am Chorlied der griechischen Tragödie: Der Chor ist der idealempfindende Zuschauer; darnach ist jede echte lyrische Dichtung gleichsam das Chorlied zu einer vorausgegangenen dramatischen Handlung. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend zeigt der Verf., wie auch die horazische Lyrik ihrem Ursprung nach herstammt aus mächtigen Stimmungen ihrer Zeit, und wie sie, ihrem Wesen nach, wirkliche Bedürfnisse ihrer Zeit idealisiert, wie sie also auch, ihrer Wirkung und ihrem Werte nach, echte, rechte Lyrik zu sein beanspruchen darf. Zunächst wird dies dargelegt an Od. I. 2. Pl. zeichnet nach den Historikern die geschichtliche Situation der Jahre 38—36 v. Chr. und vergleicht die dichterische Darstellung dieser Situation bei Vergil mit der bei Horaz und versetzt in überzeugender Weise die Abfassung der genannten Ode in jene Zeit. — Od. I. 35, zu der Od. 34 gewissermafsen als Vorode gehört, wird nicht angesehen als eine blofse Übungsode über das Thema „die Macht der Fortuna“, sondern angenommen als gedichtet „unter den ersten Eindrücken des Ereignisses, da die Bürgerkriege beendigt wurden durch den welterschütternden Sturz des Antonius“, als ein Gebet an Fortuna nach dem jähen Sturz des mächtigen Herrschers, sie möge, nachdem das Geschlecht der Bürgerkriege seine Waffen niedergelegt, das neue Geschlecht unter Cäsar Octavianus schirmen, das bereit ist, an beiden Enden des Reiches gegen die Barbaren zu fechten. — Wie aus den letzten Worten ersichtlich ist, bezieht Pl. den Vers 29 Serves iturum Caesarem in ultimos Orbis Britannos nicht, wie dies gewöhnlich geschieht, auf ein bestimmtes Faktum (a. 727), sondern nimmt das iturum allgemeiner „der gegebenen Falles bereit ist, zu ziehen“, ähnlich wie Od. II. 6 Septimi, Gades aditure mecum, scil. si opus sit. — Ob aber diese Auffassung mit der betonten Stellung des iturum verträglich

ist, möchte Ref. bezweifeln. — Od. I. 17 u. 22, die Oden „goldner Zeit“, sind nach dem Verf. nicht müfsig spielende Idealisierungen einer leidlich behaglichen Wirklichkeit, sondern indirekte Idealisierungen, sozusagen umgekehrte Spiegelbilder einer wüsten, wilden Zeit, ebenso wie die Sage vom goldenen Zeitalter entstanden sei im ehernen oder eisernen. Die Abfassung verlegt Pl. deshalb kurz vor 31. So sehr nun Referent die hübsche Darstellung der Situationsbilder billigt, so erscheinen ihm doch die Gründe für die genannte Datierung keines zwingend. Warum können diese idyllenartigen Lieder nicht Idealisierungen einer nach den Stürmen der Bürgerkriege eingetretenen ruhigeren Zeit sein? Und würde in derselben nicht, wenn wir ihre Abfassungszeit in die wüste, wilde Zeit versetzen, vor allem dem Gefühle der Sehnsucht nach einer behaglichen Ruhe ausdruck gegeben sein? Davon finden wir aber nichts. — Gegen das Ende des Aufsatzes spricht der Verf. die Vermutung aus, dafs wir überhaupt im ersten Buche der Oden die Gedichte der ersten Liederperiode des Dichters vor uns haben und zwar im grofsen und ganzen nach der Zeitfolge geordnet, und dafs diese erste Liederperiode noch in die dreifsiger Jahre fällt. Dieser Vermutung jedoch widersprechen mit Bestimmtheit einzelne Oden z. B. 24, 29. — Der 2. Aufsatz (p. 16—43) behandelt speziell Od. I. 2 und ist dem genaueren Nachweis der oben angegebenen Behauptung von der Abfassung um das Jahr 37 gewidmet, enthält aber zugleich eine Fülle treffender Bemerkungen für die Interpretation des Gedichts. Der 3. Aufsatz (p. 44—76) beschäftigt sich mit Od. I. 9. Dieses Lied betrachtete man gemeiniglich als eine fast wörtliche Übersetzung und sklavische Nachahmung eines Liedes des Alkaios. In scharfsinniger und völlig überzeugender Weise zeigt nun der Verf., dafs, wenn auch dem Horaz das Gedicht des griechischen Poeten entweder von vornherein im Sinne lag oder nachträglich durch den Sinn ging, wie aus der 2. Strophe deutlich zu erkennen, er doch ganz selbständig und andersartig als jener verfahren sei, und dafs ein horazisches Lied trotz deutlicher Anklänge an ein altgriechisches dennoch nur aus sich selber voll und ganz verstanden werden könne. Die dem Gedichte zu grunde liegende Idee bestimmt er folgendermafsen: „Der ältere in Lust und Leid erfahrene Mann mahnt den blühenden Jüngling in schreckhaft harter Winterzeit, so wie jetzt die Sorge um die in der Natur etwa sich ankündigenden schweren Schickungen, so jederzeit die Sorge um künftige Schickungen zu lassen und Tag für Tag die schöne Jugendzeit in geselliger Lust und Liebe zu geniefsen.“

Während die bisherigen Aufsätze ganz neu waren, ist der 4. (p. 77—126) eine Umarbeitung einer in Fleckeisens Jahrbüchern 1873 p. 111 ff. erschienenen Abhandlung über die 12. Ode des 1. Buches. Er zerfällt in drei Abschnitte: der erste enthält eine schlagende Zurückweisung der bisherigen Erklärungsversuche, speziell desjenigen von Kiefsling in den philol. Untersuchungen II. p. 99 ff. Der zweite bietet eine ebenso geistvolle als klare Interpretation des Gedichtes im allgemeinen, wie im einzelnen, während der dritte, kurze Abschnitt zeigt, dafs bei dieser Ode nicht von einer Nachahmung Pindars, sondern nur von einer Ähnlichkeit zwischen den Liedern beider die Rede sein könne. Was nun den 2. Abschnitt anlangt, so ist sein Inhalt ungefähr folgender: Hor. übersetzt fast wörtlich den Eingang eines pindarischen Gedichtes, weil ihm dieser Eingang eben dem Gefühle besonders Ausdruck zu geben schien, das er selber ausdrücken wollte; dies ist der Drang, Götter oder Heroen oder Menschen zu preisen, weil alle an dem zu grunde liegenden Ereignisse — einem Siege — teilnehmen. Durch die Einführung des Orpheus und seines naturbezwingenden Gesanges werden in uns die Vorstellungen und Empfindungen vom Siege

des mafsvoll Schönen und musisch Göttlichen über den Widerstand roher elementarer Kräfte erweckt. Diese in der Eingangssituation geweckte Idee vom Siege schönen Mafses über die Elementarkräfte wird weiter fortgeführt. Von den Göttern wird billig zuerst Juppiter als Ordner der Welt gepriesen, nach ihm Pallas, Liber, Diana und Apollo als seine Kinder, zugleich aber als seine Vasallen und Diener im Gigantenkampf, dem ebenfalls die uralten Ideen von siegreichen Kämpfen des Lichtes gegen das Dunkel, der Ordnung gegen das Mafslose zu grunde liegen. Nach den Göttern werden der Alkide und die beiden Dioskuren gefeiert, ebenfalls als Sieger göttlicher Ordnung über wilde Elementargewalten. Dann kommen die Menschen, zuerst 4, dann zweimal je 3, zuletzt Marcellus, der Sieger von Nola, und die gens Julia zusammen in 1 Strophe. Alle diese Männer und Geschlechter der verschiedensten Zeiten, Stellungen und Parteien verdienen heute gleiche Anerkennung; denn nicht der eine oder das eine allein, sondern alle und alles zusammen haben den römischen Staat geschaffen und erhalten, aber alle dem Einen, Höheren untergeordnet. Darnach gipfelt das Gedicht nicht in dem Schlufsgedanken: Juppiter im Himmel, Augustus n e b e n diesem auf Erden, sondern Caesar u n t e r Juppiter: Juppiters Gröfse ist der Hauptgedanke; die vorletzte Strophe ist deshalb konzessiv aufzufassen: „mag Cäsar auch die glänzendsten Siege aufzuweisen haben, so wird er dennoch kleiner sein als du"; deswegen auch die Anaphora in der letzten Strophe te-tu-tu, und ähnlich in der drittletzten: tibi-tu. So hat Pl. als lyrische Idee des Gedichtes folgende bestimmt: „der Dichter stellt dar, wie er, von einem freudigen, grofsen Ereignisse seiner Zeit mächtig erregt, vor den Ohren der wilden Natur, Juppiters einheitliche und ebenmäfsige Weltordnung preise, welche sich in ihren Trägern und Verfechtern, in der Götterwelt und im römischen Staate, bisher offenbart habe und sich künftig auch im Regimente des Cäsar Octavianus offenbaren werde." — Als zu grunde liegende Realität, als jenes grofse Ereignis nimmt der Verf. — freilich mit nicht ganz zwingenden Gründen — den Sieg im sizilischen Krieg vom Jahre 36 an.

Die 5 folgenden Aufsätze, welche aus dem II. Buch die Oden 1, 6, 11, 19, 20 behandeln (p. 127—184), sind sämtlich schon früher gedruckte Aufsätze und enthalten „Ehrenrettungen" der genannten Oden. Referent kann sich hier damit begnügen, auf die Besprechungen von Hirschfelder und Mewes a. a. O. zu verweisen.

Die Aufsätze 10—18 (p. 185—319) haben Oden des III. Buches zum Gegenstand ihrer Betrachtung und sind zum gröfsten Teil neu. Zunächst werden die 6 Römeroden einzeln durchbesprochen und erklärt, frühere Interpretationsversuche geprüft und zurückgewiesen. Auch hier erklärt sich Referent im allgemeinen mit den vom Verfasser gegebenen Erklärungen für einverstanden, nur hinsichtlich der 3. Ode mufs er das von Mewes a. a. O. erhobene Bedenken teilen, dafs der Verf. wesentlich Neues aus seinem eigenen Geiste beigegeben und zu viel zwischen den Zeilen herausgelesen hat. Im 16. Aufsatz werden die 6 Lieder in ihrem gegenseitigen Verhältnis betrachtet. „Das erste Gedicht war: Sinnenglück und Seelenfrieden in der Welt Juppiters, des Gigantensiegers, im Sabinerthale gewonnen um den Preis des Verzichtes auf alle Überhebung über das Mafs des Genügens und der Gleichheit. Das zweite war: Jünglingsehre im Leben und Sterben für das Vaterland und Mannesehre im Glauben an persönliche Unsterblichkeit und im Streben danach, um den Preis der Entsagung gegenüber schlaffem Lebensgenufs und eitlen Staatsehren. Das dritte Gedicht: Göttliche Berufung Roms zur ewigen Herrschaft über die ganze Welt um den Preis rauhherziger Entsagung gegenüber einer liebgeworde-

nen, aber schuldvollen Vergangenheit. Das vierte Gedicht: Göttliche Sicherheit des musischen Menschen und des musischen Herrschers um den Preis der Selbstüberwindung gegenüber gigantischem Kraftgefühl und gigantischer Leidenschaft. Das fünfte: Ehre der römischen Nationalität gegenüber dem Barbarentum um den Preis der Aufopferung des einzelnen für die Nation. Und das sechste: Kraft und Wehrhaftigkeit des römischen Volkes um den Preis dreifacher Sühne des jetzt heranwachsenden Geschlechtes für die dreifache Schuld der Eltern an die Götter. Also die Furcht vor der mangelhaften, widerspruchsvollen Gegenwart und das Verlangen nach einer vollkommeneren Zukunft im Leben des römischen Volkes sind die beiden Realempfindungen, die allen Gedichten vorausgegangen sind.“ „Was ihre Abfassung anlangt, so sind sie wohl als ein Zusammengehöriges gemeint, aber nicht von vornherein als Cyklus gedichtet; sie machen eher den Eindruck, als seien sie einzeln oder paarweise aus Einzelideen oder Doppelideen entstanden, das Ganze dann nicht nach der Chronologie, sondern nach logischer und lyrischer Zweckmäfsigkeit geordnet.“

Der 17. Aufsatz (296—313) beschäftigt sich mit Od. III. 25. Für dieses von vielen, zuletzt von Teuffel für ein schwaches Produkt horazischer Muse bezeichnete Gedicht nimmt Pl. folgende Erklärung an: „Der eigentliche Gegenstand der Darstellung ist nicht die Erhöhung Cäsars, sondern die Erhöhung des Dichters, genauer gesprochen: nicht die Empfindungen über die Verwandlung Cäsars in einen Gott, sondern die Empfindungen über die eigene Verwandlung des Dichters in einen göttlichen Sänger, welche erst eine Folge ist jener Erhebung Cäsars. Der Dichter führt uns in dramatischem Monologe oder dramatischer Monodie vor, wie ein schwacher Dichter gewöhnlicher Erden- und Lebensdinge infolge der Erhöhung Cäsars zum Gotte in den göttlichen Sänger einer bakchisch-göttlichen Welt umgewandelt wird.“ Anlafs zum Gedichte habe vielleicht die siegreiche Rückkehr Octavians aus Ägypten und Asien nach Rom und die Schliefsung des Janustempels gegeben. Auf diese Erklärung ist der Verf. geführt worden durch den Hauptvorwurf, der dem Liede gemacht wird, dafs nämlich der Dichter am Schlufs des 1. und am Anfang des 2. Teils als Gegenstand seines künftigen bakchischen Gesanges die neue Auszeichnung des in Juppiters Rat erhobenen Cäsar nenne und eben diesen Gegenstand als den Endzweck der göttlichen Entzückung kennzeichne, dann aber von demselben nichts mehr ausdrücklich verlauten lasse. Dieser Vorwurf fällt durch die angenommene Erklärung, zu der auch das auffällige Hervorheben des dichterischen Ichs trefflich pafst (quo me rapis — agor — audiar — dicam — loquar). Der 18. Aufsatz (p. 314—319) über Od. III. 27 ist ein unveränderter Abdruck des Aufsatzes aus der Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen XXXII. 649 ff. Lehrs hatte dies Lied ein blödsinniges genannt, während Pl. zu dem Resultate kommt, dafs das Gedicht zwar sprachlich manche Unebenheit, und dafs die Erklärung im einzelnen noch manches zu thun hat, dafs aber der Sinn und die Darstellung des Ganzen weder blödsinnig noch unhorazisch sind. Neu ist der 19. Aufsatz (p. 320—347) über ep. 9, der die verschiedenen Schwierigkeiten, die das Gedicht für die Erklärung bot, in vortrefflicher Weise löst. Man hielt diese Epode für ein Jubelgedicht, gedichtet in Rom auf die erste Nachricht vom Siege bei Actium. Nach Büchelers Vermutung wurde es gedichtet am Abend des 2. September 31, also nach der Schlacht; Horaz habe mit Mäcen der Schlacht beigewohnt und ein Jubelgedicht gemacht zu einem von Cäsarianern auf einem Liburnerschiff gehaltenen Siegesschmaus. Diese Vermutung weist Pl. in scharfsinniger, humoristisch gefärbter Darlegung zurück; gegen dieselbe spreche schon der Anfang mit dem sehnsuchts-

vollen quando bibam? (Antwort auf dies gebe das Nunc est bibendum nach Kleopatras Tod) — ferner der durch die Verse 10 ff. gehende bitter klagende Ton. Nach eingehender, alle Einzelheiten berücksichtigender Betrachtung kommt Pl. zu dem Schlufs, dafs das Ganze kein Siegeslied auf die Schlacht bei Actium ist, sondern dafs dasselbe eher gedichtet sei „in den nächsten Tagen, als das Landheer des Antonius die Ergebung immer noch zurückwies"; auf dies Landheer könnte sich die Stelle „Romanus eheu" etc. beziehen, da es tagelang immer noch die Rückkehr des Antonius mit treuer Sehnsucht und Zuversicht erwartete. Die Idee ist nach Pl. demnach: „Der Freund, mit dem Freunde zusammensitzend, erleichtert sich selbst und dem andern das Herz, indem er die gemeinsame Sehnsucht nach baldiger Entscheidung, den Schmerz über den bis jetzt erreichten Erfolg und den resignierten Wunsch ausspricht, wenigstens augenblicklich Verdrufs und Besorgnis zu vergessen". Das Ganze ist dann ein Gedicht „von echt epodenhaftem Gepräge, das vom Anfang bis zum Ende der zusammenhängenden Darstellung männlichen und patriotischen Schmerzes über ein nationales Unglück ist".

Wie die Sammlung mit einem Aufsatz mehr allgemeinen Inhalts begonnen hat, so schliefst sie auch mit einem solchen (p. 321—348) ab und kehrt damit inhaltlich gewissermafsen wieder zum Ausgangspunkt zurück. Betitelt ist derselbe: „Die Entstehung und das Wesen griechischer und moderner Lyrik; eine Parallele zur Lyrik des Horaz. Über Goethe. Sappho, Simonides, Pindar, Anakreontea, Goethe." Trotz der Verschiedenheit antiken und modernen Denkens und Empfindens sind Zweck, Mittel und Wirkung der Lyrik dieselben geblieben: „Die lyrische Dichtung ist und bleibt für jede Zeit ein schönes Abbild zugleich allgemeinen und wirklichen Lebens, sofern Empfindung allgemeines und wirkliches Leben ist und bleibt."

Zum Schlufs spricht Ref. sein Urteil zusammenfassend dahin aus, dafs die gesammelten Aufsätze des Herrn Prof. Plüfs das Beste und Schönste enthalten, was seit langem über horazische Poesie geschrieben worden, dafs dieselben jedem Freund und Interpreten des Dichters, auch wenn er mit manchen Einzelheiten nicht übereinstimmt, eine Fülle von Anregung und Belehrung bieten und deshalb aufs wärmste empfohlen zu werden verdienen.

Memmingen. Bauer.

Cornelii Taciti libri qui supersunt. Quartum recognovit Carolus Halm. Tomus prior libros ab excessu divi Augusti continens (IV, 373 p.). Tomus posterior historias et libros minores continens (II, 396 p.). Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXXXIII.

Treffend sagt die laudatio, in welcher Halms Gedächtnis von seinem jüngeren Freunde und Kollegen Wölfflin gefeiert wird: „Als er den Tacitus in seinem letzten Lebensjahre in vierter Stereotypauflage herausgab, was so viel bedeutete, als dafs sein Text trotz der Konkurrenz bedeutender Gelehrter der internationale für das philologische Publikum geworden war, da durfte er sich sagen, dafs er jede schwierige Stelle mehrmals reiflich überlegt und nicht mehr weiter vorzudringen vermöge." Weder die Ausgabe von Haase, welche Halms zweiter Rekognition voranging, noch die von Ritter, welche zwischen der zweiten und dritten erschien, noch die von Nipperdey, welche mit der dritten etwa gleichzeitig veröffentlicht wurde, haben eine ähnliche Verbreitung gefunden, obwohl die eine durch eine vorzügliche Einleitung, die andere durch einen bequemen

Apparat, die letztgenannte aufser diesem durch einen neuen Index sich empfahl. Halms Text ist zur neuen Vulgata geworden; nur er konnte dem Lexicon Taciteum von Gerber und Greef zu grunde gelegt werden. Da bedarf es bei dem neuen Erscheinen keiner Beurteilung mehr; nur ein Überblick der eingeführten Neuerungen, wie vorläufige Vergleichung sie erkennen liefs, soll hier gegeben werden. Der kritische Kommentar, der früher dem Texte vorausging, ist zur leichteren Benutzung unter denselben gestellt worden. Die Breviarien vor den einzelnen Büchern sind weggelassen, den Historien wurden wie bei Nipperdey die Fragmente angefügt, um zwei vermehrt, die sich aus Orosius VII 34. 5 (p. 522 Zangemeister) und Servius zu Verg. Aen. III 399 (I p. 413 Thilo) gewinnen liefsen. Der historische Index ist berichtigt und vermehrt. Die Verlagshandlung hat den Druck mit neuen Lettern hergestellt, dessen Korrektur der Herausgeber noch selbst bis auf den Dialogus besorgte.[1]) In der Revision der jüngsten kritischen Beiträge stützt sich Halm, wie seine kurze vom Januar 1882 datierte Vorbemerkung angibt, auf die Jahresberichte von Andresen; doch sind auch die älteren Emendationen und die handschriftlichen Varianten revidiert, vereinzelte neue Vermutungen mitgeteilt, während andere gestrichen wurden. So finde ich im II. Buche der Annalen mehrere Varianten des Mediceus nachgetragen: 5, 11 oportunum, 7, 7 facere 1 m, 32, 2 his, 33, 4 sirica, 34, 1 fore, 53, 12 excipere, 57, 5 convenire, 60, 16 lycum, 88, 11 haudubie. Warum 70, 9 maratus getilgt wurde, weifs ich nicht. Geändert ist der Text in diesem Buche, wenn ich bei flüchtiger Vergleichung der dritten Ausgabe nichts übersah: 22, 6 Ampsivarios und 24, 15 Ampsivarii nach Giefers und Nipperdey statt Angrivarios und Angrivarii[2]); 30, 9 uno nach Kritz statt uni; 33, 15 sed, ut locis statt sed ut, sicut locis; 43, 21 insectandi statt insectans; 48, 12 Virronem nach Nipperdey statt Varronem; 80, 16 subitum in usum nach Döderlein statt ad subitum usum. Den Historien ist namentlich die neue Kollation des zweiten Mediceus zu gute gekommen, von welcher Meiser in Fleckeisens Jahrbüchern 1882, 133 ff. interessante Proben mitgeteilt hat. Doch ist nicht alles verwertet: so fehlt II 53, 9 die Lesart des Med. percunctaretur. I 26, 10 fehlt die Bemerkung, dafs erumpentibus von der ersten Hand in erumpentis korrigiert ist, ebenso II 4, 5 dafs Meiser unter der Rasur sacerdotibus erkannt hat. Vergleicht man die Angaben II 42, 13 gladibus 1 m. und IV 15, 10 homine 1 m, so erkennt man daraus nicht, dafs der Fall (nach Meiser) nicht gleich, sondern gladibus aus cladibus entstanden, homine in nomine geändert ist. III 84, 25 wird noch latebras aus dem Med. angeführt, der nach Meisers Zeugnis latebra bietet. II 78, 1 ist die in der dritten Ausgabe stehende Lesart des Med. audientius weggefallen. Verhältnismäfsig zahlreicher als in den gröfseren Werken des Tacitus sind in den kleineren Schriften die vorgenommenen Textänderungen. Für den Agricola lag die Ausgabe von Urlichs vor, aus welcher auch einige genauere Aufschlüsse über die beiden Vaticani entnommen wurden. Mindestens an zehn der geänderten Stellen hat sich Halms Text dem von Urlichs genähert. Aus Cornelissens Ausgabe werden zahlreiche Konjekturen im Kommentar mitgeteilt. Für die Germania, die jetzt unter dem Titel de Germania liber erscheint, und den

---

[1]) Störende Druckfehler im Texte sind mir, so weit ich bis jetzt gelesen und geblättert habe, nicht begegnet. Doch haben sich v. II p. 314 drei Versehen eingeschlichen.

[2]) Im Kommentar ist zu lesen agrivarios und angrivarii statt Ampsivarios und Ampsiverii.

Dialogus sind nunmehr im Kommentar aufser dem Vaticanus 1862 und dem Leidensis noch Vaticanus 1518 und Neapolitanus berücksichtigt, der zur Germania wie bei Müllenhoff durch c bezeichnet, zum Dialogus aber Farnesianus genannt und durch F bezeichnet wird. Dem von Holder und Bährens hervorgehobenen Codex Hummelianus der Germania schenkt Halm keine Beachtung; doch treffen etwa dreifsig der neu aufgenommenen Lesarten mit Holders Ausgabe zusammen. Unter den neu in den Text gesetzten Konjekturen weise ich auf die von Heraeus zu 30, 15; 35, 2; 39, 1; 46, 5 hin.[1]) Aus der Fülle neuerer Emendationsversuche zum Dialogus verzeichnet Halm besonders zahlreiche von Bährens; mit der Ausgabe dieses Gelehrten[2]) stimmt etwa ein Dutzend der Neuerungen Halms überein. Von Vahlens Vorschlägen finde ich die zu 29, 7; 31, 32; 37, 40 in den Text aufgenommen; mehrere sind im Kommentar erwähnt. Knaut, von welchem einige Vermutungen mitgeteilt werden, ist regelmäfsig als Kraut eingeführt. Andere kleine Irrtümer, die mir schon jetzt aufgefallen sind, übergehe ich. Mit freudigem Danke ziemt es die letzte Gabe des rastlosen Forschers zu empfangen. Halms Tacitus wird eine Zierde der Bibliotheca Teubneriana bleiben.

Würzburg. A. Eufsner.

Lateinische Synonymik für die obersten Gymnasialklassen von Dr. Herm. Menge. 3. wesentlich verm. u. verb. Aufl. Wolfenbüttel. Jul. Zwifsler. 1882. gr. 8. IV u. 239 S. ℳ 2,50.

Vorliegende Synonymik, zugleich eine Ergänzung zu des Verf. Repetitorium der lat. Grammatik und Stilistik, ist dazu bestimmt, den Schülern und vielleicht auch manchem Lehrer hin und wieder eine Unterstützung zu gewähren, nicht aber als eigentliches Schulbuch in Gymnasien eingeführt zu werden. Bei der Einfachheit der Darstellung bietet sie Schülern ein recht gutes Hilfsmittel, in welchem sich viele leichter zurechtfinden mögen, als in dem vortrefflichen, aber umfangreicheren und manchmal abstrakter gehaltenen Buche von Schultz. Die neue Auflage wurde durch Ergänzungen oder genauere Fassung allenthalben verbessert. Vielleicht können einige Bemerkungen zu weiterer Verbesserung beitragen. In vielen Fällen wäre noch die Anführung von Beispielen wünschenswert, besonders bei den Abschnitten über die Nomina: wenn z. B. Nr. 224 zu der Bemerkung: „Tropisch darf nur victima gebraucht werden“ noch ein Satz wie: Decius se victimam rei publicae praebuit mitgeteilt wird, so bekommt der Schüler sicherlich eine klarere Vorstellung von diesem Gebrauche des Wortes. Die Berücksichtigung der übertragenen Verwendung der Wörter sollte viel konsequenter geschehen, da sich sonst bei dem Lernenden leicht irrige Auffassungen bilden. Wenn ihm z. B. Nr. 37 bei videre nur gesagt wird: „allgemein sehen, d. h. mit dem Gesichtssinne wahrnehmen“, so wird er daraufhin den häufigen Gebrauch dieses Wortes in übertragener Bedeutung für erkennen keineswegs voraussetzen; ähnlich verhält es sich bei expugnare, consecrare, venditare, amplecti, terere, gradus und in manchen anderen Fällen. Auch die Hervorhebung des eigentlich klassischen Sprachgebrauches wäre gleichmäfsiger durchzuführen; so ist Nr. 108

---

[1]) Vgl. meinen Bericht in diesen Blättern Bd. XVII S. 81 f.
[2]) S. oben S. 295 f.

audentia als nachklassisch zu bezeichnen, wenn es überhaupt aufgenommen werden soll. Andererseits dürfen die Grenzen nicht enger gezogen werden, als der thatsächliche Sprachgebrauch es rechtfertigt. Der Erklärung Nr. 198: „orbis terrarum Erdkreis als Inbegriff aller Länder, dagegen orbis terrae die Erdscheibe, das Erdenrund“ steht aufser anderen Stellen Cic. in Cat. 1, 4: hic, hic sunt in nostro numero, patres conscripti, in hoc orbis terrae sanctissimo gravissimoque consilio, qui de nostrum omnium interitu, qui de huius urbis atque adeo de orbis terrarum exitio cogitent entgegen. Bei iubere (Nr. 1) ist auch dessen Anwendung zum Ausdrucke eines Wunsches zu bemerken in Sätzen wie: valde jubeo gaudere te. Über contemnere hiefse es Nr. 5 statt: „aus Furchtlosigkeit oder Gleichgültigkeit etwas für gering anschlagen“ besser: „oder auf grund einer bestimmten Überzeugung von der Beschaffenheit des Objektes“, dann würde auch die Verschiedenheit dieses Wortes von neglegere klarer werden. Nr. 186 kann man praeclara nicht als ein quantitatives Attribut zu occasio bezeichnen. Mit Rücksicht auf das praktische Bedürfnis derer, die in einem solchen Buche Belehrung suchen, würde es sich empfehlen, demselben auch ein deutsches Register neben dem lateinischen beizufügen.

München. Joh. Gerstenecker.

Taylor Bayard „Goethes Faust. Erster und zweiter Teil. Erläuterungen und Bemerkungen dazu“. Leipzig. Griebens Verlag. 1882. 8⁰. 300 S.

Boyesen Hjalmar Hjorth, Prof. der deutschen Litteratur an der Cornell-Universität zu Ithaka, N.-Y. Ein Kommentar zu Goethes Faust. Autorisierte deutsche Bearbeitung von Otfried Mylius. Mit einem ausführlichen alphabetischen Wörterbuch von Erläuterungen. Leipzig. Reklam. 194 S.

Es sind etwas über hundert Jahre, seit Moses Mendelssohn seinem Freunde Lessing den Gedanken einer Faustdichtung auszureden suchte, denn das ganze Parterre müsse doch in Lachen ausbrechen bei dem einzigen Ausruf „o Faustus, Faustus.“ Aber Lessing kannte zum Glück sein deutsches Volk besser als der jüdische Freund; er begann allem Abraten zum Trotz seine Faustdichtung und damit die Reihe der modernen Faustdichtungen überhaupt. Und nun ist bereits manches Jahrzehnt verflossen, seit gerade der Name Faust im Inn- und Auslande stets rühmend genannt wird, wenn man das Höchste und Unerreichbarste bezeichnen will was deutscher Geist geschaffen. Goethe liefs Fragmente seiner Dichtung bekanntlich zuerst 1790 in der bei Göschen herausgegebenen Sammlung seiner Schriften erscheinen (das Fragment ist nun durch Seuffert in den Heilbronner Neudrucken, Heft V, wieder allgemein zugänglich geworden.) Der vollständige erste Teil des Faust ist nicht früher als erst in der ersten Cotta'schen Ausgabe (1806—1810) erschienen. Aber es bedurfte vieler Jahre, ehe das Werk Anerkennung fand. Erst nach Goethes Tod erschien im 41. Bande der Ausgabe letzter Hand (1832) der zweite Teil des Faust. Und erst seit 1870 etwa beginnen die Schleier, welche Vorurteil und Unwissenheit einerseits, scholastische Erklärungsversuche andrerseits um das Werk gezogen, sich zu lüften. Bayard Taylor, der treffliche

Übersetzer des ganzen Faust vertritt eine in Deutschland selbst leider noch nicht allgemein anerkannte Ansicht, wenn er die Überzeugung ausspricht, „dafs ohne den II. Teil die Dichtung ein Fragment und die tieferen Probleme, die ihr zu grunde liegen, ungelöst bleiben.“ Entweder wollte er eine Übersetzung des ganzen Faust oder gar nichts geben. Der I. Teil des Faust war vor ihm etwa 20mal, der II. Teil erst 5mal ins Englische übertragen worden. Kurz nach Veröffentlichung des I. Teiles veröffentlichte Taylor auch die Übersetzung des II., der in Amerika, dem Vaterlande des Übersetzers, denn auch anfangs mit selbstverständlichem Mifstrauen aufgenommen wurde, sich aber doch bald sein Publikum eroberte.

Dafs Taylor berufen sei, auch einen Kommentar zur Faustdichtung zu schreiben, ist längst in ehrenvollster Weise anerkannt, da selbst deutsche Herausgeber, vor allen Loeper bei dunklen Stellen wohl Taylors Übersetzung zur Erklärung mit herbeizogen. In seinem eigenen Kommentare, von Marie Hansen-Taylor ins Deutsche übertragen, verleugnet sich weder der geniale Dichter noch — und darauf möchten wir noch mehr Gewicht legen, der nüchterne scharfe common sense des Amerikaners, ein Vorzug, den wir früher bei deutschen Erklärern so oft schmerzlich vermifst haben. Eigentlich Neues gibt Taylor nur für einige Probleme des II. Teiles, aber sein Werk ist doch immerhin lehrreich. Mit vollstem Recht geht er von dem Grundsatze aus, Goethes Werke, vor allem seine Briefe bilden den besten Kommentar. Es würde viel neues Licht auf die Dichtung werfen, wenn man eine Biographie Goethes eigens in hinblick auf den Faust schreiben würde. Die deutsche Faust-Litteratur beherrscht Taylor ziemlich vollständig und beschränkt sich sehr oft darauf die ihm zusagendsten der verschiedenen Meinungen kurz zu citieren. Für uns Deutsche hat aber sein Kommentar noch eine besonders anregende Seite. Er citiert englische Erklärer, Parallelstellen aus englischen vor- und nachgoethe'schen Dichtern, die uns ziemlich fern liegen. Ich bin so z. B. zum erstenmale auf den Einflufs aufmerksam gemacht worden, den Pope auf Goethes Faust ausgeübt hat. Bei der hervorragenden Stellung, die Pope im 18. Jahrhundert in Deutschland einnimmt, ganz begreiflich, aber man ist nicht gewohnt bei der Lektüre Popes und seiner steifen Lehrhaftigkeit an Goethes Faust zu denken.

Wenn wir ins einzelne eingehen, so fällt auf, dafs Taylor unterlassen hat beim Vorspiel auf dem Theater auf das Vorbild in der Sakuntala hinzuweisen, das, wie wir wissen, auf Goethe gewirkt hat. Die Paralipomena schaltet Taylor an den betreffenden Stellen des Kommentars ein. Die Szene „trüber Tag, Feld“ verlegt auch er in die früheste Zeit. Ob die gewöhnliche Ansicht, Goethe habe für Gretchen an jenes in den Knabenjahren von Dichtung und Wahrheit erwähnte Gretchen gedacht, ob jene von Taylor ganz bestimmt festgehaltene Annahme richtig, möchte ich doch bezweifeln. Die lustige Leipzigerzeit und die Strafsburger Herzenserlebnisse liegen nebst manch anderem dazwischen, sollte da Goethe wieder an die kindische Liebelei zurückdenken, die ihm nur das Gefühl gekränkten Stolzes hinterlassen? Wahrscheinlich ist es zum mindesten nicht. Für den Schlufs des Maskenzuges behält Taylor leider die gewöhnten allegorischen Deutungen (Beziehungen auf Revolution u. s. w.) bei. Merkwürdig, dafs kein Erklärer hier das von Goethe klar genug bezeichnete auch erkennt. In der Szene im „Lustgarten“ erfahren wir durch den Schatzmeister, dafs „der Kanzler mit uns“ als Deputation sich dem Kaiser, der den grofsen Pan gespielt, genaht habe; und dieser habe dann unterschrieben. Schröer (II, 75) macht dazu die Bemerkung: „die Szene, in der der Kaiser zur Unterschrift vermocht ward, ohne zu wissen, was er unterschreibt, ist

hier erzählt, ohne dafs sie vorher zur Darstellung gekommen wäre. Sie mufs vor dem Zusammentreffen des Kaisers als Pan mit Plutus-Faust stattgefunden haben." Aber wir besitzen diese Szene. Vergleicht man das in der Lustgartenszene und das in Mephistopheles Eingangsreden Gesagte mit der „Deputation der Gnomen an den grofsen Pan", so geht klar hervor, dafs wir hier die Erfüllung des in der vorausgehenden und folgenden Szene Angedeutenden besitzen. Die Gnomen graben die Schätze (vgl. Mephistos Aufforderung zum Schatzgraben), der Kaiser — Pan soll sie austeilen. Die Quelle, die bequem zu geben verspricht, was kaum zu erreichen war, ist das Papiergeld als Anweisung auf das vergrabene Gut im Kaiserland. Die Gnomen fordern durch ihre Worte den Kaiser zur verhängnisvollen Unterschrift auf, und gleich nachdem er es gethan, dünkt er sich Plutus im Flammengaukelspiel, das dann freilich die durch das trügerische Finanzmittel schliefslich hervorgerufene revolutionäre Gefahr versinnbildlichen mag. Wenn Taylor in Plutus und Wagenlenker das Verhältnis zwischen Karl August und Goethe selbst dargestellt wissen will, so stützt er sich dabei auf Äufserungen des Kanzlers von Müller (S. 139). Aber auch in Homunculus (S. 178, 220) und Euphorion (S. 236) will Taylor Goethe selbst erkennen. Das Grundmotiv der klassischen Walpurgisnacht (S. 184) müsse die Entwicklung der Schönheitsidee sein. Das Verhältnis des Homunculus zu Galatea symbolisiert die Suche Fausts nach Helena. Die Gründe für und gegen diese Erklärung zu besprechen, ist hier nicht der Ort. Man sieht aber, dafs Taylor, während er sonst sich auf seine Vorgänger stützt, auch eigene Wege einzuschlagen versteht, auf denen wir seiner tiefen geistreichen Auffassung, ob wir sie nun billigen oder bekämpfen, Aufmerksamkeit schenken müssen.

Im Anhange gibt Taylor einen kurzen Auszug des Faustbuches, dem er einen Abschnitt „die Chronologie des Faust", folgen läfst, eine gleichfalls kurze aber höchst gelungene Erzählung der Geschichte des Goethe'schen Werkes.

Boyesen, der Taylors Nachfolger als Professor an der Cornell-Universität im Staate New-York geworden, hat ein Werk veröffentlicht, „Goethe und Schiller; their Lives and their Works; including a Commentary on Goethes Faust". Dieser Kommentar ist nun für sich gesondert in deutscher Bearbeitung erschienen. Seit 1874 hielt Boyesen an der Cornell-Universität alljährlich Lehrvorträge über Goethes Faust. Daraus ist denn auch der Kommentar entstanden, in dem die philosophische Seite mehr als bei Taylor betont wird. Boyesen stützt sich besonders auf Vischers „neue Beiträge zur Kritik von Goethes Faust", die bekanntlich in Deutschland im allgemeinen keine freundliche Aufnahme gefunden haben. Taylors Kommentar, den Boyesen auch benützt, ist ungleich bedeutender. Der Vortrag des amerikanischen Lehrers mufs notwendig das deutschen Lesern Allbekannte etwas breit ausführen. Aber mit Recht bezeichnet es dabei Boyesen als das Amt eines Kommentators, dafs er eher zur Aufstellung erörtbarer Fragen aufmuntere und zum Nachdenken über dieselben ansporne, als dafs er sie durch einen willkürlichen schiedsrichterlichen Spruch entscheide." Sehr richtig hebt er dabei aber einzelnes hervor. So darf es z. B. den Bühnen wie manchen Fausterklärern wohl stets aufs neue eingeprägt werden, dafs Gretchen in ihrer Beziehung zu Faust nicht mehr darstelle als eine Episode in dessen Leben (S. 73). Als Führer durch den II. Teil, dessen Erklärung bei Boyesen nur 49 Seiten (gegen 115 dem ersten Teil gewidmete einnimmt) ist er weniger zu empfehlen. Er gibt sich redlich mühe dem Werke gerecht zu werden, kann es aber doch nicht genügend erfassen. Nichtsdestoweniger würde Boyesens Kommentar sich als ein-

leitende Lektüre für Schüler wohl empfehlen, während Taylors Werk ein brauchbares Hilfsmittel für den Lehrer selbst bildet. Jedenfalls können wir beim Anblicke zweier amerikanischer Faustkommentare nur freudigen Stolz empfinden. Als Schiller den Anfang des 19. Jahrhunderts feiern wollte, sprach er die stolzen Worte, die damals fast lächerlich erschienen: die deutsche Sprache wird die Welt beherrschen. Die deutsche Litteratur hat seitdem wirklich die Eroberung der alten und neuen Welt begonnen und zum gröfseren Teile siegreich durchgeführt.

Marburg i. H. Max Koch.

Wörterbuch von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter von Dr. Hermann Dunger. Leipzig. Teubner. 1882.

Das Wörterbuch Dungers enthält vor allem die durch das Generalstabswerk, die Verfügungen des Generalpostmeisters Stephan und die neuen Reichsgesetze verdeutschten Fremdwörter und verfolgt aufserdem den Zweck, dem Bedürfnis derjenigen entgegenzukommen, welche auch andere entbehrliche Fremdwörter vermeiden wollen, aber um einen entsprechenden deutschen Ausdruck verlegen sind. Es setzt als Benützer nur Leute voraus, welche mit dem betreffenden Fremdwort als solchem vertraut sind und verzichtet deshalb auf alle Bemerkungen über Ableitung, ursprüngliche Bedeutung, Aussprache und Betonung. Die Schwierigkeit von Dungers löblicher Bestrebung liegt offenbar darin, die Grenze zwischen „entbehrlichen" und mehr oder weniger unentbehrlichen Fremdwörtern zu bestimmen. Und ich glaube nicht, dafs er hierin immer glücklich war. Um diese Ansicht zu begründen, beschränke ich mich auf einige Beispiele, die den unter dem Buchstaben L zusammengestellten Wörtern entnommen sind. Zunächst fällt mir der gewagte Versuch auf, das Wort ‚Laie‘ durch eine in jedem Fall passende bequeme deutsche Bezeichnung zu ersetzen. Das Wort ist so alt und so eingebürgert und trägt so wenig fremdes Gewand, dafs es meiner Ansicht nach gar nicht als Fremdwort, sondern nur als Lehnwort bezeichnet werden darf. Mehr ein Lehn- als ein Fremdwort ist auch ‚Letter‘. „Druckbuchstabe" ist überdies nicht ganz zutreffend, die Übersetzung „gegossener Buchstabe" aber viel zu umständlich, als dafs sie Aussicht auf Annahme hätte. Dazu kommt, dafs ‚Letter‘ ein technischer Ausdruck geworden ist und deshalb so schwer zu beseitigen sein wird, wie das eigentliche Fremdwort ‚legieren‘. Hieher gehört auch die zoologische Bezeichnung ‚Lepidopteren‘. Technische, besonders wissenschaftliche Wörter dürfen schon des internationalen Verkehrs wegen nicht verboten werden. Mit ‚Klagelied‘ und ‚Bittgebet‘ ist die eigentümliche Gebetsform der katholischen Kirche, welche Litanei heifst, durchaus nicht verständlich bezeichnet. Ebenso ungenügend ist die Übertragung ‚Gelehrtenschule‘ = Lyceum. Gelehrtenschulen sind auch die Gymnasien. ‚Lyriker‘ ist durch ‚Liederdichter‘ verdeutscht. Die Unzulänglichkeit der Übersetzung fällt sofort auf, wenn man die Frage stellt, ob Klopstock ein ‚Liederdichter‘ war. Ganz befriedigt von dieser Verdeutschung war übrigens der Verf. selbst nicht; denn er fügt zu dem Wort „Liederdichter" noch hinzu ‚lyrischer Dichter‘, ähnlich wie er ‚Lavement‘ nicht nur durch das deutsche Wort ‚Darmeinspritzung‘, sondern auch durch das Fremdwort ‚Klystier‘ erklärt. In beiden Fällen ist also der Zweck, nur Verdeutschungen zu geben, sehr in frage gestellt. Ganz falsch endlich

ist die Übersetzung von Lymphe mit ‚Blutwasser‘. Kein Mediziner versteht, wenn man von ‚Blutwasser‘ spricht, darunter die Lymphe, sondern nur das Serum.

Dem Wörterbuch vorausgeschickt ist eine einleitende Abhandlung, die namentlich auch eine historische Darstellung des ‚Fremdwörterunwesens‘ und der Versuche enthält, dasselbe zu beseitigen. Die Abhandlung bietet manches Neue und nützt dem Fachmann durch sorgfältigste Benützung der einschlägigen Litteratur. Es wäre vor allem zu wünschen, dafs sie von unserem „gebildeten“ Publikum gelesen würde, damit es die Häfslichkeit seiner sprachlichen Hanswurstenjacke recht deutlich erkenne und die bunten Lappen abtrenne. Doch ist die auch vom Verf. gehegte Hoffnung, dafs die Fremdwörter immer mehr verschwinden, bis jetzt wohl noch trügerisch. Ich will von der eigentümlichen Tücke des Schicksals nicht reden, dafs wir Bayern just nach dem Siege über die Franzosen ‚Commandeurs‘ und ‚Trainsoldaten‘ erhielten, aber solange das gebildete und ungebildete Publikum nur vor dem ‚Sekretär‘ und ‚Adjunkten‘ ‚Respekt‘ hat, wird es nicht besser werden. Möge wenigstens die Schule das Ihrige thun! Sie ist fast die einzige Stätte, von der aus die wuchernden Triebe jener Schmarotzerpflanzen beschnitten werden können, und deshalb sei Dungers Schrift den Lehrern aufs wärmste empfohlen.

München. A. Brunner.

Josef Venns deutsche Aufsätze. 21. Auflage. Wiesbaden, Gestewitz. 1882. ℳ 4.

Das Buch enthält zunächst eine theoretische Anleitung, dann Musteraufsätze mit Dispositionen, Dispositionen ohne Ausarbeitung und endlich Themen zur Auswahl ohne Dispositionsangabe. Die Aufgaben sind teils allgemeinen Inhaltes, teils behandeln sie geschichtliche Themen, teils endlich sind sie mit Rücksicht auf Werke antiker oder moderner Klassiker gestellt. Viele Themen sind neu und auch sehr brauchbar, manche freilich schon oft behandelt und einige kaum geeignet. Wie z. B. der Schüler, dem man nur bekannten Stoff zur Bearbeitung vorlegen darf, einen Polarwinter beschreiben soll, sieht man schwerlich ein. Jüngere Lehrer müssen auch aufmerksam gemacht werden, dafs die Form der Themenangabe häufig zu unbestimmt und deshalb unkorrekt ist. Mit Themen, wie: Unentschlossenheit, Dankbarkeit und dgl. weifs der Schüler nichts anzufangen. In Ländern, wo das Buch noch weniger in den Händen der Schüler ist, (einige Anstalten haben es, wie im Vorwort erwähnt wird, obligatorisch eingeführt, was uns einfach unverständlich ist) verdient es unbedenklich den Lehrern zum Gebrauch von Tertia an empfohlen zu werden. Noch mehr Freunde würde sich das Werk erwerben, wenn die Verlagshandlung darauf verzichtete, es auf marktschreierische Weise anzupreisen. Es ist Thatsache, dafs manche durch die ungezählten Prospekte abgeschreckt wurden, sich das Buch anzuschaffen. Auch die statistischen Angaben über die Verbreitung desselben sollen wegbleiben; denn es imponiert durchaus nicht, wenn man erfährt, dafs in Uruguay 32, in Australien 16 und in der Türkei 21 Exemplare des Buches abgesetzt wurden. Auf diese Weise empfiehlt man Bandwurmmittel, aber keine Bücher, die dem gebildeten Publikum dienen wollen und können.

München. A. Brunner.

Anton Czarkowski, k. k. Landesschulinspektor. Die deutsche Schul-Orthographie in Österreich auf grund des von amtswegen herausgegebenen Regelbuchs. Lemberg. 1882.

— Die deutsche Schul-Orthographie in Österreich, Preufsen, Sachsen und Bayern. Vergleichende Zusammenstellung. Lemberg. 1881.

Zwei übersichtlich geordnete Tabellen zum Gebrauche für Schulen, von welchen besonders die letztere als eine nach den amtlichen Regelbüchern verfertigte Zusammenstellung der in den deutschen Landen zur Einführung gebrachten Schreibweisen behufs einer vergleichenden Orientierung auch aufserhalb der Schule gute Dienste leisten kann. Die in der Rubrik Bayern in Einschlufs gesetzten Schreibweisen wären, als jetzt weniger zulässig erachtet, besser ausgeblieben.

Würzburg. A. Baldi.

Elemente der wissenschaftlichen Grammatik der deutschen Sprache für höhere Lehranstalten sowie zum Selbstunterrichte von Dr. Mich. Geistbeck. Leipzig. Veit & Co. 1882. ℳ 1,20.

Das Büchlein kommt einem Bedürfnis der Schule entgegen und bringt auf grund bewährter gröfserer sprachwissenschaftlicher Werke, die der Verf. mit Umsicht und Verständnis benützt hat, das für den Schüler und für jeden Freund der deutschen Sprache Wissenswerteste und Interessanteste aus der wissenschaftlichen Grammatik, ohne sich jedoch auf streitige Fragen einzulassen oder Dinge zu erörtern, über welche das letzte Wort noch nicht gesprochen ist.

Nach einer einleitenden sehr übersichtlichen Darstellung vom Begriff und Ursprung der Sprache, vom indo-germanischen Sprachstamm und dessen Familien folgt im 1. Teile die Lautlehre und dazu im Anhang ein Überblick über die Arten und das Alter der Schrift nebst einer kurzen Geschichte der Orthographie, letztere gröfstenteils nach Linnigs „Bildern zur Geschichte der deutschen Sprache“ und Michelers den Lesern dieser Blätter bekannten Abhandlung über die neuhochdeutsche Orthographie. Der 2. Teil bringt zuerst die Wortformenlehre mit einem Anhang, enthaltend die Bildung der Personen- und Ortsnamen und der Fremdwörter. Bei der Erklärung der Wortbedeutungen, zumal bei den Interjektionen wäre in anbetracht der nicht immer leicht erkennbaren Grundformen eine Beschränkung auf wenige aber zuverlässige Erklärungen wünschenswert gewesen.

Von der der folgenden Wortbildungslehre angehängten Lehre vom Bedeutungswandel der Worte sind mit Recht nur einige Hauptrichtungen gekennzeichnet worden, von den Beispielen selbst hätte manches ohne Schaden wegbleiben können. Im 3. Teil endlich findet sich das Notwendigste aus der Syntax verbunden mit einer kurzen Geschichte der deutschen Interpunktion, ein Auszug aus verschiedenen einschlägigen Werken. Den Schlufs bildet als Anhang eine Geschichte der deutschen Grammatik, die vielleicht passender am Eingange des Buches ihren Platz gefunden hätte, zumal der „Anhang“ in dem Buche ohnehin oft genug zur Geltung kommt. So enthält das Büchlein (121 S.) des Wissenswertesten für den Schüler

genug, ja es wird sich für die Verwendung beim Unterrichte noch manches vereinfachen und kürzen lassen.

Übersichtliche und verständliche Darstellung machen dasselbe zu einem empfehlenswerten Lehrmittel in der Hand eines den deutschen Unterricht mit Sorgfalt betreibenden Lehrers.

Würzburg. A. Baldi.

Le Livre du Chemin de Long Estude par Christine de Pizan. Publié pour la première fois d'après sept manuscrits de Paris, de Bruxelles et de Berlin par Robert Püschel, Docteur en philosophie. Berlin. Darmköhler. Paris, Le Sondier. ℳ 6.—.

Die vorliegende erste Veröffentlichung dieses Gedichtes der Christine von Pisa zerfällt in 3 Teile von sehr verschiedener Güte: eine Einleitung (XXII S.), den Text (6390 Verse mit Angabe der Varianten auf 270 Seiten) und ein Glossar (31 S.) Das Beste am Buche ist zweifellos der Text, welcher mit geziemender Sorgfalt hergestellt wurde; es ist hier nicht der Platz, sich auf Einzelheiten einzulassen, auch hat schon Suchier in seiner Rezension (Zentralblatt 1882 Nr. 11) verschiedene Verbesserungsvorschläge gemacht; ich will nur erwähnen, dafs die Zahl der Varianten um ein bedeutendes hätte abgekürzt werden sollen, da blofse graphische Verschiedenheiten als gänzlich wertlos am besten übergangen, beziehungsweise in der Einleitung summarisch angedeutet werden, sofern sie regelmäfsig wiederkehren (so hat z. B. G häufig y statt i: puys 15, dycelle 19, Aincoys 29, plaidoye 39, Aramys 53, vraye 54 etc.); aufserdem empfiehlt es sich, die einzelnen Varianten immer nach ihrer Bedeutung zu ordnen z. B. V. 2340 traynoit G; traisnoit C; trahynoit F statt traisnoit C, trahynoit F traynoit G.

In der Einleitung zählt der Verfasser zuerst die einzelnen Handschriften auf und gibt eine Beschreibung der Mehrzahl derselben; dann folgt die Bestimmung des Verwandtschaftsverhältnisses und des Wertes der verschiedenen Texte; den Auseinandersetzungen Püschels kann man beipflichten, nur hat er es bei Aufstellung des Stammbaumes unterlassen, A B von C D zu trennen. Was über den Dialekt gesagt wird, ist völlig unzureichend, so sind z. B. die Konsonanten gar nicht berücksichtigt worden; auch über den Inhalt des Gedichtes und über die verschiedenartigen Quellen, welche die Dichterin benützt hat, lesen wir gar nichts. Einige Bemerkungen über die Entstehungszeit und das Versmafs des Gedichtes schliefsen die Einleitung. In dem hinter dem Texte angehängten Glossar sollen wohl die weniger bekannten und schwierigeren Wörter und Redensarten angegeben sein; war dies, wie anzunehmen, die Absicht des Herausgebers, so hat er sie sehr unvollkommen erreicht, denn es wird nach der einen Seite zu viel nach der andern zu wenig geboten: Wörter wie aage, accort, aconstumer, aidier, aise, alumer, brief, cas, celestial, celestiel u. s. f. sind jedem Kenner sogar des Neufranzösischen verständlich, eine sehr grofse Anzahl angegebener auch dem, der sich nur einigermafsen mit dem Studium des Altfranzösischen beschäftigt hat; anderseits bedürften nicht wenige Ausdrücke der Erläuterung, so vor allem einzelne Eigennamen (Barbarie, Corinens, Isles fortunes u. a.). Das Papier ist gut, der Druck deutlich und korrekt (es fiel mir nur ein Druckfehler Qni statt Qui V. 3649 auf).

Augsburg. G. Wolpert.

Shakespeare für Schulen. Ausgewählte Dramen. Mit Einleitungen, erklärenden Anmerkungen und Abrifs der Shakespeare-Grammatik. Herausgegeben von Dr. Karl **Meurer**. III. Macbeth. 1882. Verlag von Römke u. Cie. in Köln.

Der Herausgeber hat schon durch sein „Shakespeare-Lesebuch für Schulen“ den Beweis gegeben, dafs er trefflich berufen ist, an die Aufgabe, einen „Shakespeare für Schulen“ herauszugeben, heranzutreten. Den beiden bereits erschienenen Dramen Merchant of Venice und Julius Caesar ist nun auch Macbeth gefolgt. Da die Ausgabe speziell für Schulen bestimmt ist, so sind auch aus diesem Drama alle anstöfsigen Stellen entfernt worden. Wenn Shakespeare an einer Schule gelesen werden soll, so ist ein solche Ausscheidung nicht zu vermeiden. Aber dadurch, dafs unser Herausgeber auch auf höhere Töchterschulen Rücksicht nimmt, ist er manchmal gezwungen, einen Mafsstab in seinen Streichungen zu nehmen, der entschieden in hinsicht auf Gymnasialschüler als übertriebene Ängstlichkeit erscheint. So hat der Herausgeber die für die Lady charakteristischen grausamen Worte in der 7. Szene des 1. Aktes weggelassen, Worte, die nicht blofs ein Gymnasialschüler, sondern auch eine Schülerin in der höchsten Klasse einer Töchterschule gewifs „ohne Gefahr sittlicher Schädigung“ lesen darf. Die Anmerkungen halten sich im richtigem Mafse und suchen nur wirkliche Schwierigkeiten zu heben, so dafs dem Schüler immer noch ein gutes Stück Arbeit übrig bleibt. Die Einleitung erstreckt sich in kurzer, aber für den Schüler genügender Weise auf Inhaltsangabe, Entstehungszeit des Stückes, über dessen Quellen und Komposition, und über den Versbau. Als eine angenehme Zugabe folgt dem Stücke ein Abrifs der Shakespeare-Grammatik, der auf die hauptsächlichsten grammatischen Eigentümlichkeiten des Dichters hinweist und dieselben mit Beispielen aus dem Text des Dramas selbst belegt. Da auch die Ausstattung und der Preis des Büchleins (eine Mark) den Schulzwecken angemessen ist, so ist diese Ausgabe allen Lehrern, welche dieses vollendetste Werk Shakespeares ihren Schülern vorführen wollen, warm zu empfehlen.

München. **Steinberger.**

Die eigentliche Hauptfrage im gegenwärtigen Mittelschulstreit. Von Dr. G. **Neudecker**, Privatdocent an der Universität Würzburg. Würzburg. Stuber. 1883. Pr. 50 ₰ S. 16.

In dem vorliegenden Schriftchen, welches in dem Mekka der neuen pädagogischen Offenbarungen das Licht der Welt erblickt hat, soll laut einer Zuschrift der Verlagshandlung die wahre Bedeutung des sprachlichen Unterrichts „in neuer und überraschend klarer Weise“ festgestellt sein. Selbst auf die Gefahr hin, vom Herrn Verfasser auch zu dem grofsen Haufen der Reaktionäre geworfen zu werden, bekenne ich mich zu der Ansicht, dafs ich etwas Neues nicht darin habe entdecken können; man müfste denn die Bezeichnung 'neu' auch dann gelten lassen, wenn in einer Erörterung über die Begriffe 'allgemeine' und 'klassische Bildung' 100mal Gesagtes zum 101.male, mit philosophischem Aufputz versehen, vorgetragen wird. Die Ausführungen lassen sich in folgenden Sätzen zusammenfassen: Bei der dermaligen Einrichtung des Gymnasiums überwiegt die ästhetische Seite, wie sie im Sprachstudium zur Erscheinung kommt, zum Nachteile der wissenschaftlichen, als deren Vertreterin die Mathematik anzusehen ist. Es mufs also

das mathematische Denken mehr geübt, und durch die Naturwissenschaften der Sinn für das Thatsächliche geweckt werden.

Die zwei letzten Punkte übergehe ich, da betreffs derselben eine Beweisführung kaum versucht ist. In der Erörterung über den ersten Punkt wird behauptet, dafs der Schwerpunkt der klassischen Studien ausschliefslich auf die Erzielung sprachlicher Fertigkeit gelegt werde. Als Vorschule zur philologischen Gelehrsamkeit verweile das Gymnasium beim Worte um des Wortes willen. Der thatsächliche Betrieb der Lektüre hinterlasse den leidigen Hang zur Phrase, zur leeren Rhetorik. Bei einem mit den wirklichen Verhältnissen weniger vertrauten Leser müssen diese Behauptungen den Eindruck hinterlassen, als ob auf dem Gymnasium beim Schreiben und Lesen nirgends auf den Kern der Sache und auf den logischen Zusammenhang eingegangen werde, während man bisher des Glaubens lebte, dafs gerade das humanistische Gymnasium den Hang zur Phrase bekämpfe, auf Klarheit der Erkenntnis und auf das Verständnis des Inhalts hinarbeite. Wenn weiter bemerkt wird, die vom Gymnasium genährte Neigung, sich mit Worten zufrieden zu geben, sei der Grund zu der erschreckenden Oberflächlichkeit und Denkträgheit, die man unter den Studierten häufig antreffe, so ist das eine jener vagen, allgemeinen Behauptungen, die eine ernstliche Widerlegung kaum verdienen. Ob die Mehrzahl der Studierten in den früheren Jahrhunderten anders geartet war als jetzt, entzieht sich meiner Beurteilung, aber οἷοι νῦν ἄνθρωποί εἰσιν, ist die gröfsere Zahl der Menschen und demzufolge auch der Studierenden mit einem mittleren Mafs von Begabung und Willenskraft ausgestattet, und ich befürchte, dafs auch die Mathematik und Naturwissenschaft, ja selbst die Logik und Erkenntnistheorie, dieselben nicht in scharfe Denker und energische Geister umschaffen wird. Vielleicht dürfte Herr Neudecker, der ja als Lehrer an einem Realgymnasium wirkt, selbst schon diese Erfahrung gemacht haben.

Wenn der Verfasser nicht selbst ausdrücklich versicherte, dafs er ein Philologe sei, so würde man dies nach seinen Ausführungen kaum vermuten. Wir wollen das Verdienst eines Mannes, der nach gewonnener besserer Einsicht, unbekümmert um die Vorurteile des Standes, seinen Zunftgenossen derb die Wahrheit sagt, nicht schmälern. Aber die augenscheinliche Gereiztheit, mit der Hr. N. gegen den 'Philologismus' und die 'Beherrscher der Schule' vorgeht, mufs doch etwas stutzig machen; ein erzürnter Richter ist kein unbefangener Richter. Der Verfasser hat sich auch bereits den Sprachgebrauch jener zu eigen gemacht, die das humanistische Gymnasium als das 'litterarische' bezeichnen, während sie mit merkwürdiger Bescheidenheit für das Realgymnasium den Ausdruck „wissenschaftliches Gymnasium" reserviert haben. Wenn er sich nicht verhehlt, dafs er auf die Zustimmung seiner Fachgenossen kaum werde rechnen können, so hat er sich in dieser Voraussetzung, denk' ich, nicht getäuscht. Wenige von ihnen werden sich z. B. zu seiner Ansicht aufschwingen können, dafs das Ziel des Homerverständnisses in der Schule mittels einer guten Übersetzung, wenn solche von reichlicher Vorführung antiker Bildnerei und richtig geleitetem Besuch archäologischer Sammlungen unterstützt sei, sicherer und leichter erreicht werde als durch die Lektüre des Originals. Ja die meisten derselben werden so verstockt in ihrem Philologismus sein, dafs sie seiner weiteren Ansicht, die meiste Zeit sei auf die Lektüre unserer poetischen Nationallitteratur zu verwenden, nicht beipflichten werden. Wenn sie auch die Schöpfungen der nationalen Kunst und Wissenschaft so hoch halten, wie irgend einer, so sind sie doch auch der Meinung, dafs, wenn das Studium und die Lektüre der deutschen Meister zum Mittelpunkte des gymnasialen Unterrichts gemacht würde, gerade die Wirkung herbeigeführt würde,

welche nach dem Verfasser durch das Studium der alten Sprachen angeblich herbeigeführt wird, eine einseitige ästhetische Bildung. Eben die Schwierigkeiten, welche die alten Sprachen sowohl hinsichtlich der Form als auch des Inhaltes dem Verständnisse entgegenstellen, schärfen und schulen die Denkkraft in einer Weise, wie es die in der Muttersprache geschriebenen Werke nimmermehr zu thun vermögen. Die Lektüre mehrerer hervorragender Werke unserer Meister und eine kurze Belehrung über den Entwicklungsgang unserer Nationallitteratur in der Schule wird auch fernerhin die Zöglinge unserer höheren Schulen veranlassen, in ihren Mufsestunden das Studium unserer Dichter und Denker zum Gegenstande ihrer Erholung und Unterhaltung zu machen, eine Beschäftigung, die sie ebendeshalb, weil sie eine freie ist, auch in ihrem späteren Leben nicht ganz beiseite setzen werden.

München. A. Deuerling.

Lehrbuch der Erziehung von Schwarz und Curtmann. Ein Handbuch für Eltern, Lehrer und Geistliche. Herausgegeben von H. Freiensehner, evang. Pfarrer. Achte Aufl. II. Teil: Schulerziehungslehre. Leipzig und Heidelberg, Winter 1882. XII und 739 Seiten. 8⁰ Preis 6 ℳ.

Die 8. Auflage des I. Teils dieses bekannten Lehrbuches ist im Jahrgange 1881 S. 135 ff. dieser Blätter angezeigt worden. In der Vorrede zu derselben versprach F., den II. Teil vollständig umgearbeitet baldmöglichst folgen zu lassen. In der Vorrede zum II. Teil erklärt er nunmehr, dafs er diesen nicht vollständig, sondern nur mehr als den I. Teil umgearbeitet habe. Eine genaue Darlegung der an der 7. Auflage vorgenommenen Änderungen würde die Leser dieser Blätter kaum genug interessieren. Die 8. Auflage hat die Beschränkung des Werkes auf das Volksschulwesen vervollständigt, indem die Methodik des höheren Schulwesens ganz gestrichen wurde. 12 §§ sind nahezu selbständige Arbeit Freiensehners, und viele andere haben gröfsere Zusätze erhalten, so dafs trotz der erwähnten Weglassung der II. Band um etwa 4 Bogen vermehrt erscheint.

Der ganze Band zerfällt in 2 Hauptteile, deren erster von den Voraussetzungen der Schulerziehung und der Organisation der Schulen handelt (S. 11—169), während der zweite die Ausführung der Schulerziehung bespricht, wie sie durch Schulunterricht (Seite 170—652) und Schulzucht (S. 653—691) bewerkstelligt wird. Der Schwerpunkt des Ganzen liegt im Abschnitt über den Schulunterricht, welcher wiederum aus der allgemeinen Unterrichtslehre (S. 180—328) und speziellen Unterrichtslehre oder Methodik (S. 329—652) besteht. Eine Einleitung über Begriff, Notwendigkeit und Bedeutung der Schule und über Aufgabe und Einteilung der Schulerziehungslehre ist vorausgeschickt. Ein Anhang (S. 692—723) behandelt die Fortbildungsschule und den Unterricht der Viersinnigen.

Auf dem Standpunkte der protestantischen Orthodoxie stehend, verlangt der Verfasser überall vom Lehrer, dafs er aus innerster Überzeugung diesen Standpunkt mit ihm teile. Dabei bekommt man den Eindruck, als ob dies etwas ganz Leichtes und Selbstverständliches wäre, und lediglich den Lehrer selbst die Schuld träfe, wenn er am Glauben Schiffbruch gelitten hätte. Das ungeheuere Mifsverhältnis, welches zwischen der Geistesbildung unserer Zeit und der orthodoxen Kirchenlehre thatsächlich be-

steht, ist entweder gänzlich übersehen oder doch wenigstens verschwiegen. Man erfährt vom Verfasser nichts über den verderblichen Zwiespalt zwischen dem Kirchendogma und dem wissenschaftlichen Denken, welcher gar oft den Geist gerade der gewissenhaftesten Lehrer zermartert, und es ist kein Mittel angegeben, wie dieser Zwiespalt geheilt oder auch nur gemildert werden kann. Man liest blofs, dafs „zwischen einem Teil der Lehrerwelt und der Geistlichkeit ein schroffer Gegensatz in den religiösen Grundanschauungen und infolge dessen auch hinsichtlich aller übrigen Lebensanschauungen besteht", dafs also jener innere Kampf bei einem Teil der Lehrerwelt mit dem vollständigen Sieg der Vernunft über das Dogma geendet haben mufs. Nirgends wird der gute Wille der meisten Lehrer, den Kirchenglauben zur eigenen Überzeugung zu machen, anerkannt, sondern der den Geist des Lehrers beunruhigende Kampf zwischen Rationalismus und Orthodoxie lediglich als eine Spaltung zwischen den beiden Ständen der Geistlichen und der Schulmänner aufgefafst, welche aufser der Verschiedenheit der religiösen und pädagogischen Grundanschauungen auch noch das Verlangen der Lehrer nach möglichster Selbständigkeit und nach einer fachmännischen Leitung und Beaufsichtigung zum Grund habe. Diese Auffassung scheint mir denn doch etwas zu oberflächlich und schmeckt einigermafsen nach dem beliebten Vorwurf, dafs man nicht glauben wolle, weil man eben durch die eigene Schlechtigkeit daran gehindert werde. Nicht ohne Genugthuung konstatiert der Verf. (S. 54), dafs der Rationalismus unter den Geistlichen fast keine (offenen?) Anhänger mehr zählt, und verwirft den Wahn der Rationalisten, die Moral durch Belehrung erzeugen und auf das Wissen gründen zu können. Das Mifsverständnis des Sokratischen Lehrsatzes blickt hier, wie im I. Teile, durch. Unter Wissen verstand Sokrates die persönliche feste Überzeugung. Dafs aber nur aus persönlicher Überzeugung echte Moralität hervorgehen kann, scheint zweifellos. Die Orthodoxen wollen, dafs aus dem Glauben die Moralität hervorgehe, die Rationalisten, dafs sie aus persönlicher Überzeugung komme. Beide Standpunkte wären recht gut vereinbar, wenn man dem Glauben eine Form gäbe, in welcher er ohne Zwang der persönlichen Überzeugung eines zum selbständigen Denken gereiften Menschen einverleibt werden könnte. Wenn die neuere Orthodoxie sich darin gefällt, die Spitzen und Ecken des kirchlichen Dogmas möglichst zu verschärfen, und so die Einfügung desselben in die persönliche Überzeugung der Schulmänner nach Kräften erschwert, so trägt sie sicherlich selbst einen grofsen Teil der Schuld an dem so widernatürlichen und schädlichen Zerwürfnis zwischen Theologie und Pädagogik. Von solcher Erkenntnis ist natürlich der Verfasser weit entfernt, welcher unbedenklich die ganze Schuld dem Lehrerstande aufbürdet, weil er seinen kirchlichen Parteistandpunkt für den einzig richtigen hält. Ob aber bei Abfassung eines wissenschaftlichen Werkes kirchliche oder politische Parteimeinung mafsgebend sein darf, ist doch sehr fraglich. Referent hat diesen wichtigen Punkt bereits in der Besprechung des I. Teils berührt, und seine dort ausgesprochene Befürchtung, dafs unvermerkt immer mehr in Engherzigkeit hineingerät, wer nicht eine allgemein menschliche Erziehungslehre schreiben will, sondern eine spezifisch christliche, ist vom II. Band vollkommen bestätigt worden. Denn dieser bietet schon nicht mehr eine christliche Erziehunglehre, sondern eine ausschliefslich protestantische, und auch nicht einmal mehr eine allgemein protestantische, sondern nur eine solche für die jetzt tonangebende Richtung in der evangelischen Kirche.

S. 12 heifst es: „Die Schule hat weiter mitzuwirken, dafs alle Anlagen des Kindes naturgemäfs und harmonisch zur Entfaltung kommen".

Aber das Kind hat auch schlechte Anlagen, z. B. zur Völlerei, Sinnlichkeit, Trägheit u. s. w. Diese darf man wohl nicht sich entfalten lassen, sondern mufs ihre Entwickelung hintanhalten.

S. 26 wird bemerkt: „Es gibt allerdings einen roten Faden, der sich durch alle monotheistischen Religionen hindurchzieht; . . . aber dieser läfst sich nicht von dem ganzen Gewebe gesondert verfolgen. Man würde das Gewebe selbst zerreifsen". Bei einigem guten Willen und etwas Vorsicht risse der rote Faden sicherlich nicht. Sind doch die orthodoxen Theologen höchst gewandt in der Verfolgung des durch das ganze alte Testament sich hindurchziehenden roten Fadens des Heils, ohne dafs sie hiebei eine Zerreissung der ganzen Bibel befürchten.

Besondere Vorschulen vor den Latein- und Realschulen werden verworfen; hiefür ist mit Recht als Grund angeführt, dafs es zur Ausfüllung der zwischen Armen und Reichen, Vornehmen und Geringen gähnenden ungesunden Kluft dienen kann, wenn die Kinder aller Stände wenigstens einige Jahre lang zusammen auf einer Schulbank sitzen. Allein das Gleiche liefse sich für die Simultanschulen sagen, deren Gegner der Verfasser natürlich sein mufs; denn auch die Kluft zwischen den Konfessionen wird gemäfsigt, wenn Katholiken, Protestanten und Juden längere Zeit friedlich neben einander auf einer Schulbank sitzen müssen und wahrnehmen, dafs sie eben doch alle zum genus homo sapiens gehören, trotz konfessioneller Unterschiede.

S. 27 wird mit dem Begriff Toleranz ein sophistisches Spiel getrieben. Dort heifst es: „Die Simultanschulen sollen Toleranz erzeugen. Ob dies Anstalten möglich ist, die selbst intolerant sind, indem sie konfessionelles Leben nicht tolerieren, mufs bezweifelt werden". Also: Wer die Intoleranz nicht duldet, ist selbst intolerant.

Auf der nämlichen Seite wird behauptet: „Die Quelle wahrer Toleranz ist das Christentum." Was sagt zu dieser Behauptung die Geschichte? War nicht von der Ermordung der Hypatia in Alexandrien an bis zu den neuesten Judenhetzen das Christentum auch die Quelle der greulichsten Intoleranz? F. meint eben mit „Christentum" den Protestantismus, für welchen der Satz ziemlich richtig ist.

S. 105 könnte der Abschnitt über die pädagogische Ausbildung der Lehrer an Gymnasien und Realschulen gestrichen werden, weil ja das Buch blofs die Volksschule ins auge fassen will.

S. 172 wird ein rednerischer Ergufs von Francesco de Sanctis als trefflich bezeichnet, der nichts als schillernde Halbwahrheit enthält. Dafs vor der Wissenschaft von einem Dinge dieses Ding erst selbst da sein mufs, ist eine triviale Selbstverständlichkeit. Dafs aber die Wissenschaft immer erst dann blüht, wenn die betreffenden Künste abgestorben sind, ist eine unwahre Behauptung, welche von einem grofsen Mifsverständnis des Verhältnisses der Theorie zur Praxis zeugt. Die Theorie wird aus der Praxis abgezogen, und ihr Studium bewahrt die spätere Praxis vor Fehlern. Hätte Francesco de Sanctis Recht, so müfste z. B. die Kunst des Schachspiels jetzt ausgestorben sein, weil man eine Reihe vortrefflicher Schachbücher besitzt. Aber diese Kunst ist so wenig ausgestorben, dafs vielmehr im Gegenteil aus dem Studium der vorhandenen Schachtheorien sich ein höchst korrektes und bewunderungswürdiges Spiel der jetzt lebenden weltberühmten Meister entwickelt hat.

Was S. 241 steht, ist sehr beherzigenswert: „Wie viel mehr sind die Schulobern, die Leiter des Unterrichts, verbunden, durch angemessene Einrichtungen die Wahrheit des Unterrichts zu fördern und deren Hindernisse zu beseitigen". Ebenso die Mahnung S. 349: „Sorgen wir, dafs die minder

klar entwickelten, aber gleichwohl lebhaften Begriffe, worauf wir den religiösen Glauben der Jugend bauen, nicht das Licht später eintretender Klarheit zu scheuen haben". Sehr richtig ist auch die Bemerkung S. 516: „Es ist thöricht, den Schülern Zumutungen zu machen, denen man selbst nur mit Mühe oder Ungeschick nachkommen könnte. Und doch kommt in den Lehrbüchern des Stils dergleichen hundertmal vor." Ferner die Bemerkung S. 683: „Die jüngeren Schulkinder sollte man übrigens von Seite der Schule nicht zum Besuche der Kirche anhalten, sondern es den Eltern überlassen, wie oft sie dieselben mitnehmen wollen". Endlich die Stelle S. 687: „Die körperlichen Züchtigungen, so sehr man sie als veraltete Ausbrüche der Rohheit zu verdächtigen gesucht hat, können doch nach dem Urteil fast aller praktischen Pädagogen weder im Hause noch in der Schule entbehrt werden". Damit soll natürlich der Vorrat des in dem Werke enthaltenen Brauchbaren nicht erschöpft sein, sondern ich wollte diese wenigen Stellen nur zum Beweise hervorheben, dafs der Schulmann Richtiges und Interessantes in dem Buche allenthalben finden kann, auch wenn er mit dem Hauptstandpunkt des Verfassers und manchen damit zusammenhängenden Urteilen nicht einverstanden ist.

Bayreuth. Wirth.

Wissenschaftliche Propädeutik. Zur Ergänzung und Vertiefung allgemein-humaner Bildung bearbeitet von Reinhold Biese. Leipzig. Fues's Verlag. 1882.

In dieser Schrift werden auf Grund des Studiums eingehenderer Werke der deutschen Jugend neueste Theorieen und Anschauungen über die Entwicklungsgeschichte der Menschheit, über Entstehung von Sprache und Schrift, über die ethisch-religiöse Weltanschauung und die Poesie der Griechen, endlich über Wissenschaft, Psychologie und Physiologie, über Protoplasma und Descendenz in meist klarer Darstellung vorgetragen. Die Natur mancher der hier behandelten Fragen bringt es mit sich, dafs Hypothesen an Stelle erweisbarer Behauptungen treten; auch findet sich der Verf. mit Problemen, welche nicht aufhören werden die Forschung zu beschäftigen, ziemlich rasch ab; so z. B. wird Noirés Vermutung über den Ursprung der Sprache eine „wirklich befriedigende Erklärung" genannt. Die Ausführungen der Schrift sollen nun dazu dienen eine in unserer Gymnasialbildung vorhandene beträchtliche Lücke auszufüllen. Der Verf. ist überhaupt auf unsere Gymnasien nicht gut zu sprechen, er ist der Meinung, dafs sie „auf dem aus der Reformationszeit überlieferten Standpunkt der überwiegend grammatisch-formalen Vorbildung verharren". Ein Blick in manche der neuesten Verordnungen über den Gymnasialunterricht hätte ihn belehren können, dafs im Gegenteil in unserer Zeit die Absicht vornehmlich darauf gerichtet ist auf Grund einer tüchtigen grammatischen Vorbildung den Inhalt und die Bedeutung der Schriftwerke erfassen zu lehren. Noch schlimmer wo möglich stünde es nach dem Verf. mit dem Geschichtsunterricht der Gymnasien, „in diesem Fache nehme der Schüler nicht viel mehr als gedächtnismäfsiges Wortwissen aus der Schule mit". Wenn der Verf. das Unglück hatte seine Vorbildung auf einem Gymnasium zu empfangen, wo dieser Erfolg erzielt wurde, oder wenn ihm derlei zugetragen wurde, so hat er damit nicht das Recht, auf seine Erfahrung jene allgemeine Behauptung zu gründen. Wir geben gerne zu: das Zahlenwerk bedarf noch einer Einschränkung, und wir

freuen uns, mit dem Verf. darin ganz übereinzustimmen, dafs wir es ebenfalls für weit wertvoller erachten, den Schüler zu lebendiger Anschauung und allseitigem Verständnis einzelner hervorragender Geschichtsperioden anzuleiten als durch Ausdehnung der Forderungen dürres und oberflächliches Wissen zu veranlassen, aber Kenntnisse in der Geschichte auch in dem Sinne Bieses können ohne eindringende Gedächtnisarbeit überhaupt nicht gewonnen werden und, was insbesondere die Menge der Zahlen betrifft, so müssen wir jedenfalls daran festhalten, als an einer Forderung der allgemeinen Bildung, dafs der Gymnasialschüler die wichtigsten Thatsachen der Weltgeschichte, welche unter Einhaltung eines vernünftigen Mafses für die Schule festgesetzt werden, zeitlich genau zu bestimmen weifs. Wir gehören nicht zu denjenigen, welche gern alles beim alten lassen, nur um in ihrer Ruhe nicht gestört zu werden; unsere Gymnasien können ihre Stellung nur behaupten, wenn sie unter energischer Festhaltung des Prinzips der klassischen Bildung stets bemüht sind, billigen Zeitforderungen nachzukommen; um so entschiedener weisen wir den wegwerfenden Ton zurück, in welchem sich Biese über die gegenwärtige Gymnasialbildung überhaupt ausspricht. Die Lücke im Wissen des aus dem Gymnasium entlassenen „wissenschaftlich strebsamen jungen Mannes", welche durch die Mitteilungen dieser Schrift über die Resultate der neueren Forschung betreffs der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, der Sprache und Schrift, der Kunst und Poesie der Griechen ausgefüllt werden soll, erkennen wir zudem als thatsächlich nicht einmal vorhanden an: der Gymnasialunterricht bietet dem Lehrenden hinreichend Gelegenheit davon zu sprechen und auf wissenschaftliche Werke hinzuweisen; auch wird die Einführung in die Naturwissenschaften der Lehren vom Protopasma und der Descendenz nicht entbehren. Um aber den mannigfachen Bildungsstoff, welcher heutzutage dem jugendlichen Geiste zugeführt wird, gleichsam durch ein einheitliches Band zu verknüpfen und einen umfassenden Einblick in die treibenden Kräfte der menschheitlichen Kultur zu gewähren, zu diesem Zwecke reicht der Inhalt der vorliegenden Schrift nicht aus.

Schweinfurt. **Fleischmann.**

Dr. J. O. Gandtner, Geh. Oberregierungsrat und vortragender Rat im Kgl. preufsischen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten. Elemente der analytischen Geometrie. Für den Schulunterricht bearbeitet. Fünfte Auflage. Herausgegeben von E. Gruhl, Direktor der Realschule I. O. zu Barmen. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. 1881. 92 S. Preis 1 ℳ

Zweck dieses Schulbuches ist „als Leitfaden bei dem Unterrichte in der Realprima zu dienen", indem sich „der Unterricht in der analytischen Geometrie nur dann fruchtbringend erweist, wenn er sich auf die Elemente beschränkt und die Schüler nicht nur zu einem sichern Wissen, sondern auch zu einem durch vielfache Übungen erzielten eigenen Können führt."

Die „Elemente" umfassen die Gleichungen des Punktes und der Geraden, den Kreis, die Parallelkoordinatentransformation, die Parabel, Ellipse und Hyperbel, welche vorerst als geometrische Örter definiert werden. Erst im 7. Kapitel wird die Verwandtschaft derselben aufgedeckt. Hieran reihen sich zahlreiche Übungsaufgaben.

Was den ersten Teil betrifft, so mufs Ref. bekennen, dafs es ihm auch für ein Schulbuch passender und zweckdienlicher erscheint: Kreis, Ellipse, Parabel und Hyperbel als Kegelschnitte zu betrachten, denn als geometrische Örter, deren Auffindung dem Schüler immer als etwas Zufälliges und Künstliches erscheinen wird.

Das Polarkoordinatensystem ist sehr spärlich in Anwendung gebracht worden; nur am Schlusse finden die Polargleichungen der Kegelschnitte kurze Verwendung. Nach des Ref. Ansicht hätte das Polarkoordinatensystem unbeschadet der Elementarheit des Buches mehr Berücksichtigung erfahren können, wenn manches etwas zu breit gegebene (z. B. der Beweis, dafs jede Gleichung ersten Grades zwischen x und y eine Gerade repräsentiere) kürzer gefafst worden wäre.

Der zweite Teil, die Übungsaufgaben enthaltend, verdient volle Anerkennung.

Im ganzen ist das Buch trotz der zwei oben gerügten Mängel für alle Lehranstalten, an denen die Elemente der analytischen Geometrie vorgetragen werden, recht empfehlenswert.

Neustadt a. H. Dr. V. Nachreiner.

Geistbeck, Dr. Michael, Leitfaden der Geographie für Mittelschulen. Erster Teil, geographische Grundbegriffe, Übersicht über die Erdoberfläche, das Königreich Bayern. Dritte Auflage, München Zentralschulbücherverlag. Preis 50 ₰.

Das äufserst klar und vollständig geschriebene Büchlein behandelt den Lehrstoff der ersten Lateinklasse, wenn auch das Pensum des Sommers vor dem des Winters.

In den Grundbegriffen der physikalischen Geographie sind nur Kleinigkeiten zu beanstanden: Die Definition von Tiefland, und die allzuzahlreiche Angabe von Bergformen. In den Grundbegriffen der mathematischen Geographie ist die Definition der Längengrade fehlerhaft, und mangelt die Anführung der scheinbaren Sonnenbahn, der Ekliptik, welche wegen ihrer Bedeutung für die Zonen doch schon auf der untersten Stufe des Geographieunterrichtes, natürlich möglichst einfach erwähnt werden müfste. Bei der Übersicht über die Erdoberfläche ist für die Lateinschule überflüssig die Behandlung der aufsereuropäischen Erdteile.

Die Geographie von Bayern ist sehr schön, kurz und bündig aber ganz vollständig behandelt, und nichts, was von Klima, Bevölkerung etc. interessieren könnte, ausgelassen.

Einfache statistische Kärtchen über Höhenschichten, Flufsgebiete, Tiefe der Seen, Jahrestemparaturen, Bevölkerung und deren Dichtigkeit etc. machen das Büchlein besonders wertvoll; zu beanstanden wäre nur, dafs der Flächeninhalt und die Einwohnerzahl der Kreise nicht neben einander stehen, dafs ersterer nicht abgerundet ist, und dafs keine Tabellen über Berghöhen und Einwohnerzahl der Städte vorhanden sind.

Auch sind die Beiwörter herrlich, berühmt etc. allzuoft gebraucht.

Das Büchlein wird in der Hand und unter der Leitung eines Lehrers vorzügliche Dienste leisten und sei hiemit zum Gebrauche wärmstens empfohlen.

Neuburg a/D. A. Schmitz.

Literarische Notizen.

☞ Das Bibliographische Institut in Leipzig hat seine Vorbereitungen zur Herausgabe eines kleineren **„Lexikons der Pädagogik“** abgeschlossen und denkt mit diesem nunmehr an die Öffentlichkeit zu treten. Das Werk soll zu einem sehr mäfsigen Preise und in Lieferungen erscheinen, deren erste in einigen Wochen zu haben sein wird. Weitere Mitteilungen hierüber folgen.

Griechische Denksprüche in Vers und Prosa. Als Memorierstoff gesammelt und nach dem Lehrgange des grammatischen Unterrichtes geordnet von Dr. F. F. Rothe. Mit erkl. Anm. und einem Wörterverzeichnis. 1882. Magdeburg. Heinrichshofens Verlag 8. X 130 und 95 S. ℳ 2. Es sind alle Teile der Formenlehre, einschliefslich der Verba auf μι und der Verba anomala berücksichtigt; ein Anhang enthält kurze Abschnitte aus Hesiod, Tyrtäus, Theognis und anderen Dichtern. Der Verfasser hat sein Buch für Quarta und aufserdem zur Benützung in Tertia und Sekunda neben der stehenden Klassenlektüre bestimmt, ferner hofft er, dafs wegen des in klassisch schöner Form dargebotenen bedeutenden Inhaltes noch mancher auch in späteren Jahren gern das Buch durchblättern werde. In der That verdient es wegen der vortrefflichen Auswahl alle Beachtung.

Lateinische Phraseologie für die oberen Gymnasialklassen von Dr. K. Meifsner. 3. Auflage. Leipzig, Teubner. 1882. gr. 8. VIII u. 192 S. ℳ 1,60. Die Einrichtung des Buches blieb die nämliche wie bei der B. 17 S. 184 besprochenen 2. Auflage; abgesehen von einzelnen Verbesserungen und Ergänzungen wurde jetzt in zweckmäfsiger Weise auch ein deutsches Register beigegeben.

Lexikon der klassischen Altertumskunde von Dr. Oskar Seyffert. Kulturgeschichte der Griechen und Römer. Mythologie und Religion, Litteratur, Kunst und Altertümer des Staats- und Privatlebens. Mit 343 Abbildungen und einem Plan der Ausgrabungen in Olympia. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882. Preis ℳ 7,50 (hübsch gebunden). Der Verf. erhebt nach dem Vorworte keinen weiteren Anspruch, als dem gebildeten Publikum ein bequemes Hilfsmittel zur leichten Orientieruug über aufstofsende Fragen der klassischen Altertumskunde innerhalb der auf dem Titel angegeben Grenzen durch zusammenfassende und Einzelartitel in gemeinverständlicher Form und zweckmäfsiger Ausführlichkeit zu bieten.“ Dafs das Buch in vielen Dingen sich an Lübkers Reallexikon anlehnt, kann ihm nach seiner Tendenz nicht zum Vorwurf gereichen; sind ja doch auch noch andere einschlägige Spezialwerke mit Sorgfalt und Takt benützt, so dafs es in vielen Punkten, besonders auch rücksichtich der Abbildungen, als eine Ergänzung des Lübker'schen Werkes betrachtet werden kann. Die geographischen Namen sind, mit Ausnahme der mythischen, absichtlich ausgeschlossen. Die Einrichtung des Buches und die Anordnung des Stoffes erscheint im ganzen als zweckmäfsig; der Unkundige würde freilich z. B. Daunus nicht unter Diomedes suchen.

Reallexikon der deutschen Altertümer. Von Dr. Ernst Götzinger. Leipzig, Woldemar Urban. 1881. Elegant und solid gebunden 20 ℳ. S. 803 Gr. 8. Der dem 7. Hefte dieser Blätter beigegebene Prospekt enthielt eine stattliche Zahl von äufserst günstigen Besprechungen des vorliegenden Werkes. Wir können mit gutem Gewissen bezeugen, dafs dieselben nicht auf Übertreibung beruhen. Wenn man von dem Post-, Verkehrs- und Strafsenwesen absieht, so hat in Götzingers Reallexikon so ziemlich alles, was zum Verständnis der Vergangenheit unseres Volkes in Rücksicht auf

Kunst und Gewerbe, Bildung und Wissenschaft, Staatswesen, rechtliche und soziale Verhältnisse gehört, eine leichtverständliche und zugleich auf Benützung der besten wissenschaftlichen Hilfsmittel beruhende Darstellung gefunden. Diesem Zwecke dienen sowohl zusammenhängende Artikel, wie z. B. über das Mönchs- und Münzwesen, über Malerei, Musik, Rittertum, über romanischen, gothischen und Renaissancestil, als auch kürzere Erklärungen, wie z. B. der Ausdrücke Gassenhauer, Halsberg, Kreuzer, Kurtisan, Patronat. Vor allem möchten wir der Einführung des Werkes in die Lehrerbibliotheken der Gymnasien das Wort reden, wobei wir uns im Einklang sehen mit der würtemberg'schen Kultusministerialabteilung für die Gelehrten- und Realschulen, wenn diese voraussetzt, „dafs der Vertreter des deutschen Unterrichts, wenn die Mittel der Anstalt es gestatten, die Anschaffung des zweckmäfsigen Lehrmittels in dem Lehrkörper vorschlagen und zum Beschlufs erheben lassen wird.“ Dürfen wir einen Wunsch aussprechen, so wäre es der, dafs der Preis des allerdings sehr hübsch ausgestatteten Buches ermäfsigt würde, damit es auch dem einzelnen Lehrer zugänglicher wäre. Denn nicht blofs beim Unterricht im Deutschen, sondern auch in der Geschichte kann es ihm wichtige Dienste leisten. Nicht jeder hat Gelegenheit oder Mufse gelehrte Spezialwerke nachzuschlagen. In Götzingers Buch findet man nicht nur bündigen und zuverlässigen Aufschlufs über die einschlägigen Punkte, sondern auch, wenn man näher in den Gegenstand eindringen will, vielfach Angabe der betreffenden Einzelforschungen.

Schule und Haus. Offenes Sendschreiben an Hrn. Prof. Dr. Ubbelohde in Marburg, Mitglied des preufs. Herrenhauses. Von Dr. Friedr. Aly, Gymnasiallehrer in Magdeburg. Grünberg i. Schl. 1882. Friedr. Weifs' Nachf. S. 35. Preis 60 Pf. Eine derbe, aber gelungene Abfertigung des Prof. der Jurisprudenz Ubbelohde, welcher in den Publikationen des liberalen Schulvereins für Rheinland und Westfalen unter dem Titel: „Ein ungeeignetes Mittel der Schule, die häusliche Überbürdung der Schüler zu vermeiden“, von angeblichen Erlebnissen mit seinem Sohne ausgehend, heftige Angriffe auf die Schule und ihre Lehrer im allgemeinen richtete. Man mufs gestehen, dafs Hr. Dr. Aly eine schneidige Klinge führt, dafs er aber das Mafs der erlaubten Abwehr nicht überschreitet, indem er das Ungereimte und Phrasenhafte der Ubbelohde'schen Beschuldigungen nachweist. Er zeigt, wie oft Haus und Eltern die üblen Folgen ihrer Erziehung oder vielmehr Nichterziehung auf die Schule abladen. Die Überbürdung in dem Sinne, wie sie gewöhnlich behauptet wird, leugnend, erklärt er, dafs der Stand der preufsischen Gymnasiallehrer an Pflichttreue und Selbstlosigkeit hinter keinem andern Stande zurückstehe, an wissenschaftlichem und idealem Streben die meisten anderen Stände übertreffe. Im Anhange folgt eine Besprechung der neuen preufs. Lehrpläne vom 31. März 1882 (erschienen bei W. Hertz) in Berlin).

Die Wünsche der preufsischen Gymnasiallehrer. Grünberg i. Schl., F. Weifs' Nachfolger. Preis 40 Pf. S. 24. Die Gymn.-Oberl. C. O. Meyer und Dr. Gantzer und die Gymn.-Lehrer J. Sander und Dr. Aly in Magdeburg erbringen in vorliegendem Schriftchen den Nachweis, dafs das Streben der preufs. Gymn.-Lehrer nach Gleichstellung mit den Richtern der I. Instanz wohl begründet sei. Das 1. Kapitel enthält eine Statistik der preufsischen Gymnasien mit Rücksicht auf den angegebenen Zweck; als Gesamtresultat ergibt sich, dafs die Zahl der definitiv angestellten Lehrer, soweit sie bei der Berechnung berücksichtigt werden konnten, 2048 beträgt. Als Durchschnittszeit für die Zeit vom Abiturientenexamen bis zum Staats-

examen ergeben sich 5,73, bis zur definitiven Anstellung 8,41 Jahre. Das durchschnittliche Lebensalter beim Staatsexamen ist 25,35, bei der definitiven Anstellung 27,98 Jahre. Das II. Kapitel handelt von der Anstellung, den unseren Assistenten und Klassenverwesern analogen wissenschaftlichen Hilfslehrern, rücksichtlich deren beklagt wird, dafs sie oft mit der gröfsten Stundenzahl und dazu nicht selten in den verschiedensten Klassen bedacht seien und dafs deren definitive Anstellung an den städtischen Anstalten aus übel angebrachter Sparsamkeit häufig möglichst weit hinausgeschoben werde, ferner von den Prüfungszeugnissen, vom Nebenerwerb und der Gehaltssteigerung, bezüglich deren das System der Alterszulagen verlangt wird.

Das ungarische Unterrichtswesen am Schlusse des Schuljahres 1879—80. Im Auftrage des ungar. Ministeriums für Kultus und Unterricht, nach amtlichen Quellen dargestellt. Buda-Pest. 1882. Das Buch enthält genaue statistische Nachweise über die ungarischen Volksschulen, Mittelschulen, Hochschulen, Fachschulen, Humanitätsanstalten und die allgemeinen Kunstinstitute.

Die Schule, betrachtet vom Gesichtspunkt der volkswirtschaftlichen Entwicklung des modernen Lebens. Eine Studie über das epochemachende Werk „Fortschritt und Armut" von Henry George, mit besonderer Rücksicht auf die Schule. Vortrag, gehalten vor dem deutsch-amerikanischen Lehrertag zu Davenport, Jowa, am 5. August 1881 von A. Schneck. Milwaukee. Druck von Dörflinger. 1882. Der kalifornische Nationalökonom Henry George hat es in dem oben angegebenen Werke in frage gestellt, ob in der That fortschreitende Volksbildung zur Heilung der auch in Amerika überhandnehmenden sozialen Schäden führe; er hat die Frage schliefslich verneint: die Steigerung der persönlichen Tüchtigkeit der einzelnen erleichtere keineswegs den Kampf ums Dasein in den Massen; die Vermehrung der Güterproduktion bedinge für die Arbeit keine bessere, sondern eher eine immer geringer werdende Belohnung. Als Universalmittel zur Lösung der sozialen Frage schlägt daher Henry George Aufhebung des Privatbesitzes in bezug auf Grund und Boden vor. Der Verfasser des Vortrages stimmt diesen Ausführungen des Nationalökonomen ohne viel Kritik bei und kommt zu dem Schlusse: die Volkserziehung müsse auf die Widerstandsfähigkeit der Massen gegen den Druck der materiellen Lage berechnet werden. Wenn er zu diesem Zweck Anleitung zu richtigem Denken, Verbindung der Arbeitsschule mit der Denkschule, Schulzwang, Gesundheitspflege und Turnunterricht empfiehlt, so sind dies Forderungen, an welchen auch abgesehen von der Theorie des Henry George wenigstens in Deutschland festgehalten werden wird.

Ein herzliches Wort an unsere Jugend, hauptsächlich den Zöglingen der Seminare und geistlichen Akademien gewidmet. Aus dem Russischen. Bevorwortet von Hermann Dalton. Bremen. Verlag von C. Ed. Müller. 1882. Verfasser ist der russische Geheimrat Pobedonosceff, Oberprokureur des „Heiligen Synods", ein Amt „das am ehesten mit dem eines Kultusministers in Deutschland verglichen werden kann". Veranlafst ist die in ernstem und würdigem Tone gehaltene Ansprache durch das Ereignis, welches die furchtbare Gefahr des Nihilismus in Rufsland vor aller Welt offenbarte, durch die Ermordung Alexanders II. Wurzel alles Übels ist dem Verf. der Hochmut, und ihm „graut bei dem Gedanken, dafs die Jugend meist auf dieser breiten Bahn einhergeht". Das einzige Heilmittel dagegen ist Rückkehr zu dem alten Kirchenglauben, denn „in unserer Vorstellung vom Wissen verfallen wir einem Grundirrtum des Rationalismus, wenn wir das Wissen an und für sich als eine Grundkraft

betrachten, die dem menschlichen Leben Bedeutung verleiht". Man sieht: in dem Urteil über die geistige Bewegung der Zeit und in der Aufstellung des Endziels, dem man zustreben mufs, stimmt dieser Vertreter der russischen Staatskirche mit der katholischen und protestantischen Orthodoxie durchaus überein.

Über die philosophische Propädeutik als geeignete Disziplin für die Konzentration des gymnasialen Unterrichtes von Dr. Konrad Jarz, k. k. Gymnasialprofessor. Wien. 1882. Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn. 35 S. Der Verf. weist nach, wie er durch Beispiele aus den verschiedenen Lehrgegenständen den Unterricht in der formalen Logik und Psychologie zu beleben wisse — hierin liegt unseres Erachtens der Wert der Schrift — und gründet darauf seine Anschauung, dafs in diesen beiden Disziplinen der Mittelpunkt des Gymnasialunterrichtes zu finden sei. Da nach dem österreichischen Organisationsentwurf „der Schwerpunkt des Gymnasialunterrichts nicht in der klassischen Litteratur noch in dieser zusammen mit der vaterländischen, sondern in der wechselseitigen Beziehung aller Unterrichtsgegenstände auf einander" zu suchen ist, so erklärt sich leicht, dafs über eine derartige Bestimmung des Schwerpunktes Zweifel entstehen. Wenn dieselben im Sinne des Verf.s gehoben werden sollen, so müssen allerdings zunächst die 47 Lehrstellen für philosophische Propädeutik an den österreichischen Gymnasien, für welche gegenwärtig noch Lehrer fehlen, in entsprechender Weise besetzt werden.

Leitfaden für den ersten geschichtlichen Unterricht an Mittelschulen von Chr. Mayer, k. Realschulrektor. II. Abteilung. Die mittlere Zeit. München, Zentral-Schulbücher-Verlag. In bündiger Form und kerniger Sprache ist hier das Wichtigste aus der deutschen Geschichte des Mittelalters erzählt. Am Schlufs ist das Wesentlichste aus der bayerischen Geschichte dieses Zeitalters angefügt; das Büchlein enthält sonach genau den Lehrstoff, wie er für unsere 4. Klasse pafst. Auch wegen seiner objektiven Darstellung und des billigen Preises verdient dasselbe empfohlen zu werden.

Geschichtslesebuch aus den Originalberichten zusammengestellt von Hermann Sevin. Vierter Teil: Das Mittelalter. Mannheim, Bensheimer. 1881. Preis ℳ 6. S. 640. Dieses Geschichtslesebuch gibt aus vielen mittelalterlichen Quellenschriftstellern Auszüge in deutscher Übersetzung. Die Auswahl war nicht immer glücklich, und Übersetzung, sowie Anmerkungen lassen zu wünschen übrig; immerhin verdient das Bestreben des Verfassers, den geschichtlichen Unterricht zu beleben, Anerkennung.

H. Hoffmeister, Geschichte der beschreibenden Geographie und Länderentdeckung. Berlin. 1881. Ein gut geschriebenes Buch, durch das man sich leicht und in kurzer Zeit über Geschichte der Erdkunde unterrichten kann. Besonders dankenswert ist der Abschnitt über die neueste Zeit (S. 113—167), worin die Geographen und Entdecker von A. v. Humboldt bis Oskar Peschel übersichtlich behandelt werden.

Übersicht über die deutsche Geschichte bis 1648 in Fragen und Antworten von Dr. Wilh. Götz. Nürnberg, Korn. 1883. S. 50. Pr. 70 ₰. Der Verfasser beabsichtigt, für den Lehrer der deutschen Geschichte, der sich überzeugen will, ob sich die Schüler das Wesentliche angeeignet haben, die Hauptpunkte des Stoffes zu fixieren. Diese Absicht zwang ihn zu einer sehr gedrängten Diktion, die allerdings hie und da unserer Sprache Gewalt anthut. Dafs möglichste Vollständigkeit bezweckt wurde, wird man nicht mifsbilligen, da ja der Lehrer das, was er nicht behandeln will oder wo-

rüber das zu grunde gelegte Lehrbuch schweigt, in der Fragestellung übergehen kann. Bei den Allamannen wäre als besonders wichtig ihr erstes Auftreten a. 213—214 noch zu erwähnen, wo Caracalla, der deshalb den Beinamen Alemannicus erhielt, sie nach Aurelius Victor besiegte, ebenso bei den Gothen ihr feindliches Zusammentreffen mit den Römern a. 251 bei Forum Trebonii in Mösien, wo Decius als der erste römische Kaiser im Kampfe gegen die Barbaren fiel. Eine besondere Erwähnung dürfte die Entstehung des nunmehrigen bayrischen Frankens nach dem Untergang des thüring'schen Reiches verdienen, desgleichen dafs Kaiser Otto II. die Ostmark selbständig von Bayern stellte. S. 3 vorl. Zeile ist zu lesen Hadrian 117—138, S. 20 Z. 7 vor zeitweise 'letzterer' einzusetzen, S. 21 Z. 14 statt zweierlei zu lesen 'zweifache'.

Rassenbilder, zum Gebrauch beim geographischen Unterricht herausgegeben von Alfred Kirchhoff. Kassel. Verlag von Theod. Fischer. 1883. Das von Hrn. Professor Kirchhoff in Halle ins werk gesetzte Unternehmen, das noch im Laufe dieses Jahres beendigt werden soll, wird aus 4 Lieferungen, jede aus 3 etwa wie Wandkarten zu gebrauchenden Blättern bestehen. Für jeden der dargestellten Rassenköpfe hat ein bestimmtes, besonders charakteristisches Individuum als Vorlage gedient, so bei Lief. 1 ein Schwarzfufsindianer vom obersten Missouri, ein ostafrikanischer Neger und ein Papua von Neuguinea. Dazu erscheint eine kurze Erläuterung in deutscher, französischer und englischer Sprache. Preis der Lieferung ℳ 3,60, des einzelnen Blattes ℳ 1,20. Die Ausführung ist sorgfältig, die Wahl der Charakterköpfe, wie sich von dem kundigen Herausgeber erwarten läfst, eine geschickte. Bei dem verhältnismäfsig billigen Preise werden wohl viele höhere Lehranstalten die Gelegenheit ergreifen, das zur Belebung und Veranschaulichung des geograph. Unterrichts dienende neue Lehrmittel auf Regiekosten anzuschaffen.

Bibliographie.

Anhang zu Homers Ilias von Ameis-Hentze. VII. Heft. Erläuterungen zu Gesang XIX—XXI. Leipzig, Teubner. 1883. Pr. ℳ 1,50.

Sophoclis Antigone scholarum in usum edidit Frid. Schubert. Pragae et Lipsiae, Tempsky et Freytag. 1883. Pr. 40 ₰

Plutarchs ausgewählte Biographien. 3. Bändchen. Themistokles und Perikles von Dr. Fr. Blafs. 2. verbesserte Auflage. Leipzig, Teubner. 1883.

M. Tullii Ciceronis de officiis libri III. Für den Schulgebrauch erklärt von C. F. W. Müller. Leipzig, Teubner. 1882.

C. Sallusti Crispi bellum Catilinae, bellum Jugurthinum. Ex historiis quae extant orationes et epistulae. Recensuit Aug. Scheindler. Pragae, Tempsky. Lipsiae, Freytag. 1883. ℳ 1.

Titi Livi ab urbe condita liber XXVIII. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. F. Friedersdorff, Direktor des Gymnasiums zu Allenstein. Leipzig, Teubner. 1883. Preis 1,20 ℳ

P. Ovidi Nasonis carmina selecta. Scholarum in usum edidit H. St. Sedlmayer. Pragae et Lipsiae, Tempsky et Freytag. 1883. Pr. 80 ₰.

Altitalische Studien. Herausgegeben von Dr. C. Pauli, Rektor des Realprogymnasiums zu Ülzen. 1. Heft. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung. 1883.

Konkurrenzen in der Erklärung der deutschen Geschlechtsnamen von Karl Gustav Andresen. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1883. Preis 3 *M.*

Beiträge zur Formenlehre der Poesie. Von C. Richter, Seminardirektor. 2. verbesserte Auflage. Berlin, Stubenrauch. 1883. Pr. *M.* 2.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. 1. Teil. Für die unteren und mittleren Klassen. Von Dr. Bernh. Schulz, Regierungs- und Schulrat. 6. verm. Aufl. Paderborn, Schöningh. 1883.

Französische Schulgrammatik mit Übungs- und Lesestücken von Otto Ciala. Mittlere Stufe. 2. Aufl. umgearbeitet von H. Biehler. Leipzig, Teubner. 1883.

Hauptregeln der franz. Syntax nebst Musterbeispielen. Von Dr. Z. Brunnemann. Leipzig, Verl. von Koch. 1883.

Turnspiele nebst Anleitung zu Wettkämpfen und Turnfahrten für Lehrer, Vorturner und Schüler höherer Lehranstalten herausg. von Dr. Kohlrausch und Marten. Hannover, Carl Meyer (Prior). 1883. Pr. 50 Pf. Kartonniert 60 Pf.

Das Wissen der Gegenwart. Licht und Wärme von E. Gerland. Leipzig, Freytag. Prag, Tempsky. 1883. Pr. *M.* 1.

Personalnachrichten.

Ernannt: Ass. S. Röckl am Ludwigsgym. in München z. Studl. in Lindau; Stdl. L. Kraus in Zweibrücken z. Gym.-Prof. in Neustadt a/H.; Ass. Dr. Fr. Vogel in Regensburg z. Stdl. in Zweibrücken; Ass. A. Winter in Augsburg z. Stdl. in Germersheim; Ass. M. Eder in Münnerstadt z. Stdl. in Dinkelsbühl.

Versetzt: Stdl. H. Vofs am Realgym. in Speyer ans Gym. in Neustadt a/H.

Quiesziert: temporär Stdl. H. Grandauer in Germersheim; dauernd der temp. quiesz. Stdl. am Wilh.-Gym. in München L. Mayer.

Gestorben: der qu. Subr. zu Miltenberg Ph. Lehmann; der qu. Subr. K. F. Beck in Dürkheim; der Direktor des Studiensemin. J. Prem in Aschaffenburg; die qu. Gym.-Prof. A. Reindl in München und Dr. A. Feistle von Dillingen.

Der Verein pfälzischer Gymnasial- und Studienlehrer.

Aktenmäfsige Mitteilung infolge eines Beschlusses der XVI. Vereins-Versammlung.

Zu einer Zeit, wo die Pfalz nur zwei, dazu einander nicht blofs räumlich etwas ferne stehende Gymnasien, Speier und Zweibrücken und 10 Lateinschulen [1]), auch weit weniger Eisenbahnen besafs und die grofse Mehrzahl der Lehrer an diesen Anstalten aus dem jenseitigen Bayern stammte, war gelegentlich des 300jährigen Jubiläums des Zweibrücker Gymnasiums am 9. August 1859 die Idee angeregt worden, „zur engeren

---

[1]) Neugegründet sind indes Bliescastel, Homburg, St. Ingbert, Landstuhl, Ludwigshafen, Winnweiler, abgesehen von der 1874 entstandenen Privatlateinschule in Deidesheim.

Verbindung und Verbrüderung der beiden Gymnasien der Pfalz eine jährliche Zusammenkunft ihrer Lehrer, wo möglich um Pfingsten, zu veranstalten". Zum erstenmale geschah dies am 9. Juni 1862 in Kaiserslautern und es wurde damals unter dem Vorsitze des Prof. Butters von Zweibrücken über die deutsche Rechtschreibung eine Beratung gepflogen, deren Resultat war, im allgemeinen, vorbehaltlich einzelner noch zu bestimmender Abweichungen, an das Schriftchen von Klaunig „über deutsche Rechtschreibung" (Leipzig. 1857) sich anzuschliefsen und auch die lateinischen Schulen der Pfalz hiezu einzuladen. Das Protokoll über diese Zusammenkunft ist unterzeichnet von J. Fischer († Lycealrektor), Butters, Borscht (†), Ochs (†), Emmert (†), Nusch, Heel, Öffner, Lehmann, Dreykorn. Rektor Dittmar fehlte wegen Unwohlseins.

Bei der zweiten Versammlung zu Neustadt a/H. am 26. Mai 1863 beteiligten sich nach Einladung an sämtliche Anstalten bereits 42 Collegen, so dafs unter Leitung des Rektors Fischer aus Speier in die Beratung von Statuten eines zu gründenden Vereines eingetreten werden konnte, welcher sich baldigst konstituierte (Mitgliederzahl 81) und in § 2 der Statuten als Vereinszweck aufstellte: „Die Erörterung rein wissenschaftlicher, pädagogischer und sozialer — die Stellung der Lehrer und der Schule betreffender — Fragen" und erwartete als erste und unmittelbare Folge hievon die Förderung eines kollegialen Zusammenlebens.

Die jährliche Versammlung wird nun gewohnheitsmäfsig meistens am Sonntag nach Trinitat. gehalten, der Vorsitz wechselt statutengemäfs alle 3 Jahre zwischen den pfälzischen Gymnasien,[1]) unabhängig von dem (1 Jahr vorhergewählten) Versammlungsort. Die Bestimmungen über Ausschufs, Vorträge und obligaten Besuch der Versammlungen mögen hier übergangen werden.

Mit Ausnahme der Kriegsjahre 1866 und 1871 sind jährlich seitdem Versammlungen abgehalten worden; in der Regel war das Programm an Vorträgen und Thesen zu reich, um alle vorgemerkten Gegenstände zu erledigen, so dafs immer einige Themata in wegfall kommen mufsten.

Der Besuch war im ganzen ein guter, durchschnittlich etwa sechzig Kollegen; da einige weiter aufsen gelegene Anstalten nicht an einem Tage das Centrum erreichen und wieder heimkommen können, so ist der Prozentsatz, selbst bei ca. 138 Gesamtmitgliedern, nicht zu gering.

Da aber die Pfalz von wissenschaftlichen Sammelstellen weit entfernt ist (die drei neuesten Gymnasien haben überdies erst Anfänge einer Lehrerbibliothek), so ist es immerhin ein erfreuliches Zeichen, dafs an Vorträgen und Thesen noch kein Mangel war. Eine einfache Aufzählung der wirklich zum Vortrag gekommenen Themata mag dies bestätigen.

1864. 29. Mai. Erste ordentliche Jahres-Versammlung in Winzingen.

Hier wurde die Frage, wie der Verein zu dem bayrischen Gymnasiallehrerverein stehen sollte, dahin entschieden, dafs in Anfragefällen (bezügl. Standesinteressen) an pfälzische Gymnasiallehrer oder Studienlehrer die Antwort der Verein als solcher, nicht der einzelne Lehrer übernehmen und der Verein als solcher dem allgemeinen bayr. Gymnasiallehrerverein beitreten solle. (Letzteres kam nicht zur Ausführung; aber fast alle Kollegen der Pfalz sind Mitglieder jenes Vereines.) — Prof. Butters regte hier behufs Herstellung eines pfälzischen Idiotikon die Sammlung

[1]) Von 1864 an je 3 Jahre wechselnd Speier, Zweibrücken, Speier, Landau, Kaiserslautern, 1882 Zweibrücken.

von Provinzialismen an. Rektor Dr. Fischer erörterte in einem Vortrag die Frage: Wie stehen die gelehrten Schulen zu den Zeitforderungen? Aus diesem Anlafs wurde eine Resolution angenommen, dafs das Gymnasium nicht überbürdet werden dürfe durch Hereinziehen der Naturwissenschaften und anderen Sprachen — und aus diesem Grunde die Gründung der Realgymnasien begrüfst. Ebenso fand man die bisherige Einrichtung der Absolutorialprüfung nicht zweckmäfsig, insoferne die formelle Behandlung der alten Sprachen zu stark betont werde zum Nachteile eines reellen Gewinnes und praktischer Fertigkeit.

1865. 28. Mai. II. Versammlung in Frankenstein.

Stdl. Dreykorn sprach für das Klafslehrersystem gegen das Fachlehrersystem und erzielte eine Resolution in gleichem Sinn (gegen die Bestrebungen, Fachlehrer für Geschichtsunterricht einzuführen). Stdl. Gustav Krafft wünscht behufs gleichmäfsiger Vorbereitung zum Eintritt in die Lateinschule den Wegfall der Forderung einer Kenntnis der latein. Deklination und dafür gründlichere Vorbildung im Deutschen und im Rechnen, sowie Fertigkeit im Latein-Lesen und Schreiben, worin ihm die Versammlung beistimmt. (Desgl. die neue S.-O. v. 1874).

1867. 23. Juni. III. J.-V. in Dürkheim.

Subr. Resser hielt einen Vortrag über die Licht- und Schattenseiten der lat. Grammatik von Englmann, sprach sich jedoch für Beibehaltung derselben aus. Der Verein beschliefst, diese Bemerkungen mit denen des Stdl. G. Krafft an den Verfasser zu senden. (Vgl. die Vorrede zur 8. Aufl. der Englmannschen lat. Gram.) Stdl. Dreykorn empfahl einen Kanon der Schullektüre des Euripides (Alc., Suppl., Heracl., Herc. f., Phoen., Iphig. T. u. A., Medea, Bacch.) welche erst nach der des Sophokl. stattfinden solle. (Vgl. diese Blätter IV, 159—162.)

1868. 14. Juni. IV. J.-V. in Kaiserslautern.

Subr. Völker behandelt die milit. Berechtigungsfrage der Lateinschulen, worauf die Versammlung beschliefst, die Thesen (in diesen Blättern) zur Veröffentlichung zu bringen (dazwischen erschien V. 260—65, wie es scheint unabhängig, ein ähnlicher Aufsatz von Fr. Polster aus früheren Zeitungsartikeln desselben skizziert), die jenseitigen Studienanstalten ins Interesse zu ziehen, auch der K. Regierung von diesem Beschlusse Kenntnis zu geben. (Die Angelegenheit hat ihren vorläufigen Abschlufs durch die Schöpfung sechsklassiger Realschulen gefunden). Rektor Dr. Fischer spricht über eine schriftliche Äufserung des Subr. Kuby über mangelnden Fortschritt der gymnasialen Leistungen seit 20—30 Jahren, woran sich verschiedene Richtigstellungen knüpften.

1869. 30. Mai. V. J.-V. in Edenkoben.

Rektor Dr. Fischer motiviert seinen Antrag, die Abstellung des bisherigen Lokationssystems und der zu diesem Zwecke gehaltenen Skriptionen anzustreben; eine längere lebhafte Debatte, welche auch gegen Schulpreise sich richtet, führt zur Annahme des Antrages und zu dem Beschlusse, der K. Regierung Kenntnis hievon zu geben. (Vgl. d. neue S.-O.) Subr. Resser spricht über Geographieunterricht und die Versammlung wünschte die Veröffentlichung seines Vortrags. Prof. Butters sprach über Deklamation und Rezitation, Prof. Sand über die Hindernisse gedeihlichen Studiums.

1870. 19. Juni. VI. J.-V. in Winzingen.

Rektor Fischer (Zweibrücken) sprach über die Hauptaufgaben der Erziehung in der Gegenwart; Prof. Sand über die Heilmittel des languor scholasticus, die Debatte führte insbesondere zur Annahme eines Antrags von Prof. Butters, die Ansicht der Versammlung „über zu grofse Häu-

fung des Memorierstoffs vorzüglich in Religionslehre und Geschichte für die Absolutorialprüfung" in der Presse zur öffentlichen Kunde zu bringen. Prof. Hahn sprach über den ‚Mifsbrauch der Presse' besonders in pädagogischem Interesse.

1872. 2. Juni. VII. J.-V. in Landstuhl.

Rektor Dr. Fischer sprach in seiner Eröffnungsrede über die nationale Aufgabe und Bedeutung der humanistischen Bildung. Prof. Sand spricht über die Schrift „Gebrechen und Heilung der humanistischen Gymnasien. 1872", welche verschiedene Beurteilung in der nachfolgenden Debatte erfuhr. Ass. Mehlis berichtete über einen archäologischen Fund bei Waldmohr. Prof. Dreykorn über propädeutisch-philosophischen Unterricht an Gymnasien, für welche er aber nicht akroamatische, sondern sokratisch-dialogische Methode im Anschlufs an ein Lehrbuch empfiehlt. (Vgl. d. n. S.-O.) Prof. Hahn kritisiert die üblichen „Schulausgaben der Klassiker", wobei er Bauers Ausgaben einiger Euripidesstücke als Muster empfiehlt.

1873. 15. Juni. VIII. J.-V. in Winzingen.

Stdl. Nusch empfiehlt neben den klassischen Autoren auch besonders die Pflege der hervorragendsten deutschen Dichter und gibt ein Beispiel an Goethes Hermann und Dorothea, erörtert den Betrieb der Poetik (in der I. Gymnasialklasse) ohne Lehrbuch. Rektor Dreykorn referiert über seine ‚Auslese aus den lat. Dichtern'. Prof. Britzelmayer befürwortet die Lesung einiger Plautinischer und Terenzischer Stücke in den oberen Klassen, was die Versammlung unter Wahrung der Zeit für Horaz billigt. Auf eine von der Redaktion dieser Blätter ergangene Anfrage betr. der Mitbenützung der Blätter für das bayr. Gymnasialschulwesen seitens der Lehrer an bayr. Realschulen erklärte sich nach eingehender Diskussion die überwiegende Majorität dagegen.

1874. 7. Juni. IX. J.-V. in Winzingen.

Rektor Dreykorn spricht, einem Wunsche der letzten Versammlung entsprechend, über „unsern Verein in seinem Entstehen und bisherigen Fortbestande". Stdl. Mehlis hatte einen Vortrag „über den Geschichtsunterricht an den humanistischen Anstalten" angeboten, beschränkte sich aber wegen der inzwischen eingetretenen Veröffentlichung der neuen Schulordnung auf einige didaktische Bemerkungen dazu. Prof. Heel zeigte an selbstgezeichneten Wandtafeln, wie der gymnasiale Unterricht in der Astronomie zu erteilen sei. Stdl. Dr. Harster wies „einige Spuren des modernen Assoziationswesens im Altertum" auf.

1875. 30. Mai. X. J.-V. in Landstuhl.

Prof. Mezger sprach über „die Behandlung Cäsars in der Schule". Die von Rektor Dr. Markhauser zur Beratung schon im J. 1874 gestellte, teilweise durch die neue Schulordnung antiquierte und in der Provinz Sachsen inzwischen behandelte Frage über den grammatischen Unterricht im Deutschen in unteren Klassen führt zur Annahme folgender Thesen: 1) grammatischer Unterricht ist in unteren Klassen notwendig, 2) er ist in abgesonderten Lehrstunden und einer an den lateinischen Unterricht thunlichst sich anschliefsenden planmäfsigen Ordnung zu geben; die schriftlichen Arbeiten schliefsen sich teils an den gramm. Unterricht teils an die Lektüre an, 3) es ist ein bestimmtes Lehrbuch dabei zu grunde zu legen.

1876. 6. Juni. Vereinigten sich die Pfälzer Kollegen, laut vorjährigem Beschlusse, mit der XVI. Versammlung mittelrheinischer Gymnasiallehrer in Speier, wozu auf Antrag des Vorsitzenden, Rektor Dr. Markhauser, die K. Regierung den Pfingstdienstag freigegeben hatte.

Hier hielt nun zunächst Stdl. Dr. Harster einen Vortrag über Walther von Speier (vgl. auch dessen Programm Vualtheri Spirensis Vita et Passio Sancti Christophori Martyris, Speier 1878). Der Unterzeichnete behandelte kritisch die Stelle Soph. Ajac. 600—5 (vgl. auch Progr. der St.-A. Zweibrücken. 1879, p. 14). Von den Thesen des Prof. Mezger wurde besonders diejenige, welche die Lektüre des Demosthenes der III. Gymnasialklasse zuweist, und die über Betreibung des stilistischen Unterrichts in Latein und Griechisch (gegen den ausschliefslichen Gebrauch gedruckter Stilübungsstoffe) verhandelt. Näheres berichtete Dr. Thielmann in Masius N. Jbb. 115, 273 f.

1877. 3. Juni. XI. J.-V. in Annweiler.

Prof. Bischoff sprach über die Einleitung in das platon. Symposion, Studl. Dr. Mehlis über Reihengräber am Mittelrhein, Prof. Mezger hier anknüpfend über das römische pilum. Prof. Hahns These „über die Lektüre prosaischer Abhandlungen und hervorragender Erzeugnisse der Redekunst in Prima“ mit Hinweis auf Gottl. Dittmars Buch „die deutschen Klassiker“ wurde von ihm begründet; die etwas fruchtlose Debatte mufste aus Zeitmangel abgebrochen werden.

1878. 23. Juni. XII. J.-V. in Dürkheim.

Hier sprach Stdl. Dr. Thielmann über die zu bessernde übliche Aussprache des Latein auf unsern Schulen, Subr. Sucro über Verteilung des altsprachlichen Unterrichts in den beiden bez. drei oberen Klassen der Lateinschule. Stdl. Dr. Mehlis gab eine Anregung zur Sammlung von Notizen über Römerfunde in der Pfalz.

1879. 29. Juni. XIII. J.-V. in Neustadt a/H.

Stdl. Dr. Wollner behandelte die Tropen beim Übersetzen aus dem Deutschen in das Latein. Subr. Sucro gab als Nachtrag zu seinem vorjährigen Vortrag, unter Berücksichtigung der früheren Beschlüsse des Zweibrücker Kollegiums, einen Überblick der Verteilung des lateinischen Lehrstoffes besonders zur Entlastung der vierten Klasse.

1880. 30. Mai. XIV. J.-V. in Neustadt.

Stdl. Riedel: über den Betrieb des französischen Unterrichts an Kl. III—V, mit Thesen über Abgrenzung des Lehrstoffes, gemeinsame Lehrbücher, engen Anschlufs an das Lateinische, Betonung von copia verborum und Phraseologie, Erleichterung der Korrekturlast in der Pfalz, Beginn des franz. Unterrichts übh. erst in Kl. V und dann 2 Jahre lang in wöchentl. 3 Stunden. Auf Anregung des Unterzeichneten wurde mit grofser Majorität die Resolution angenommen, der französische Unterricht solle auch in der Pfalz mit der I. Gymnasialklasse beginnen, zugleich fast einstimmig die weitere: Die is. Lateinschulen behalten den französischen Unterricht wie bisher, dispensieren jedoch die zum Eintritt in eine vollst. Anstalt bestimmten Schüler.

Prof. Wollner besprach den Betrieb der latein. Stilübungen am Gymnasium, indem er 1. deren Unentbehrlichkeit, 2. Erleichterung der Grammatikregeln, 3. gute deutsche Texte, 4. Wort- und Phrasenschatz aus der ganzen bes. hist. Lektüre, 5. sachlichen Anschlufs des Übungsstoffes an die Lektüre, 6. reflektierende Schreibart für Prima, 7. Verwerfung des Stoffes aus Neulateinern, 8. Verwerfung der (schwierigen) Extemporalien, 9) Korrektur der Schüler zu hause — als Hauptpunkte bespricht. — Rektor Dr. Simon interpretiert darauf Hor. Ep. I, 5 in neuer Weise.

1881. 19. Juni. XV. J.-V. in Neustadt.

Stdl. Osthelder kritisiert scharf die Glaubwürdigkeit der Kommentare Cäsars über den gall. Krieg. Stdl. Fugger hielt einen Vortrag über Fr. Gottl. Welcker (s. diese Blätter. 1881), Stdl. Steigenberger über Goethes Scheu vor unangenehmen Eindrücken.

1882. 11. Juni. XVI. J.-V. in Kaiserslautern.

Ass. Prestel sprach über die Bedeutung der griech.-röm. Autoren für die vergl. Sprachwissenschaft und Ethnographie (insbes. auch betr. Barbarensprachen und Stammes- und Sprachverwandtschaft der einzelnen Völker), woran sich eine Debatte seitens des Stdl. Dr. Keiper knüpfte; dieser selbst sprach dann über die jüngst durch Hormuzd Rassam entdeckten Cyrusinschriften (vgl. dess. Progr. der. St. A. Zweibrücken 1882).

1883. 27. Mai. XVII. J.-V. in Neustadt a/H.

Der Unterzeichnete regte vor allem die im vor. Jahre vom Programm abgesetzte (vgl. 1864) Sammlung von Materialien zu einem pfälzischen Idioticon aufs neue an und fand Zustimmung und Bereitwilligkeitserklärung der Versammlung; Stdl. Dr. Mehlis fordert in ähnlicher Weise für die pfälz. Subkommission zur Herstellung einer Landeskunde Bayerns und der Pfalz zu litterarhistorischen Mitteilungen auf, mit gleichem Erfolge; Subrektor Schmid aus Pirmasens sprach über eine Reorganisation der pfälzischen is. Lateinschulen nach der Richtung eines mehr praktischen Zwecken dienenden Lehrziels; die Debatte wurde vertagt, da Rektor Dr. Markhauser über die disziplinare Überwachung der Schüler während der Ferien (betr. Zechgelage u. a.) noch die Ansicht des Verfassers hören wollte, welche für gegenseitige Selbsthilfe der Anstalten eintrat. Stdl. Steigenberger von Grünstadt verzichtete auf seinen Vortrag (der inzwischen als Programm erschienen ist). — Ein vom Ausschufs des bayr. Gymnasiallehrervereins eingetroffenes Begrüfsungstelegramm wurde mit grofser Freude aufgenommen und erwidert.

Je lebhafter bedauert wird, dafs wegen der weiten Entfernung eine Beteiligung an den Versammlungen des jenseitigen Vereins sehr erschwert ist, um so inniger wünschen wir, dafs pädagogisches Interesse und wissenschaftliches Streben uns mit den übrigen vaterländischen Kollegen verbinde und bei fröhlich pfälzischer Geselligkeit jeder aus den Vereinsversammlungen auch ferner reiche Anregung und Auffrischung zu seinem Berufe mit nach hause bringen möge.

Zweibrücken. Autenrieth.

Literarische Anzeigen.

Janssens Geschichte des deutschen Volkes und die philologische Kritik.

Auf Seite 159 und 160 des gegenwärtigen Jahrgangs dieser „Blätter“ findet sich eine sehr empfehlende Besprechung des dritten Bandes der „Geschichte des deutschen Volkes von Janssen (Freiburg. 1881)“. Es wird die überraschende Neuheit der geschichtlichen Ergebnisse hervorgehoben mit Anführung eines Urteils des Strafsburger Historikers Baumgarten, der sich wohl sehr verwundern wird, seine ironischen Worte in der Weise verwertet zu finden; dann wird die Objektivität der Darstellung gerühmt und endlich dem Werke eine grofse historische und hohe nationale Bedeutung zugeschrieben — all dies ohne weiteres Eingehen auf das Geschichtswerk selber, in Form unbewiesener Behauptung.

Freilich ist die Rezension kurz; aber doch durfte ein Satz wie der: „Janssen läfst lediglich die Quellen reden“ nicht ohne Beweis bleiben. Lassen wir ein Wörtlein weg — und die Behauptung ist unwidersprechlich richtig. Quellen läfst Janssen reichlich reden, er benützt oft genug die Bücher, deren Aufzählung volle 14½ Seiten füllt. Aber ob er die Quellen reden läfst, das ist eine andere Frage. Der Unterschied ist klar. Er ist ähnlich, wie wenn von einer kritischen Ausgabe eines Autors gesagt wird, es seien „Handschriften“ dazu benützt worden, oder wenn gerühmt werden kann, sie sei mit Benützung des ganzen handschriftlichen Apparats auf die beste Handschrift gegründet. Wenn Janssen stets die Quellen reden läfst, so hat er wohl eine strenge Sichtung unter den mancherlei sich oft so widersprechenden Berichten vorgenommen; er hat ihre Glaubwürdigkeit geprüft; er schöpft stets aus der reinsten, lautersten, unanfechtbarsten Quelle. Wenn wir unserm Rezensenten aufs Wort glauben dürfen: ei, welch' hohe Bedeutung gewinnt dann Janssens Buch um seiner Methode willen gerade für uns Philologen! Lassen wir den Streit um den Inhalt den Historikern und Theologen — mögen sie entscheiden, ob Janssen wider seine Kritiker oder die Kritiker, voran Köstlin[1]), wider ihn in der Sache recht behalten: wir halten uns an die Methode.

Bevor wir daran gehen, die Geschichte des peloponnesischen Krieges objektiv zu schreiben oder eine neue Darstellung der punischen Kriege zu geben, wollen wir zur Vorbereitung ein Kapitel aus Janssen studieren. Er hat einen so heiklen Gegenstand, er hat eine von den tiefsten Fragen und Gegensätzen erregte und gespaltene Zeit rein aus den Quellen dargestellt; von ihm läfst sich am besten für minder schwierige Aufgaben lernen, was es heifst „mit seiner Subjektivität in den Hintergrund zu treten“.

---

[1]) Vgl. vor allem dessen grofses Werk: „Martin Luther. Sein Leben und seine Schriften. 2. neu durchgearbeitete Auflage. Elberfeld. 1883. 2 Bde.“

aus, offenbar die zuverläfsigste, vielleicht die einzige Quelle über Luthers Ende.

Doch bevor wir noch die Quelle einsehen, ist die Einschränkung zu machen, dafs Ratzeberger, Leibarzt des sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich, durchaus nicht, wie man nach Janssen zu vermuten berechtigt wäre, bei dem Ende Luthers persönlich zugegen gewesen ist. Janssen setzt etwas viel historische Detailkenntnis bei seinen Lesern voraus. Vielleicht hätte er es nicht gethan, wenn er die Verbreitung seines Buches in die weitesten Kreise geahnt hätte. Er setzt aber noch mehr voraus. Denn indem wir in Ratzeberger blättern, finden wir, dafs man nur durch Einsicht der Quelle selber Janssens Citat richtig verstehen lernt. Darf ein Historiker seinen Lesern solche Arbeit zumuten? Kann Janssen erwarten, dafs die Tausende derer, die Belehrung bei ihm suchen, Neudeckers „Geschichte Ratzebergers“ nachschlagen? Der Verleger dürfte sich dazu gratulieren.

Janssen führt zwei Stellen aus Ratzeberger an, die er aber in ein Citat vereinigt. Dem ganzen Citat setzt er selber die Worte „Vor seinem Tode“ voraus. Es ist dies etwas ungenau. Denn offenbar sollen diese Worte sich nur auf die „Rohrbrunnen-Geschichte“ beziehen, da das „Kreide“-Citat seine eigene, der Quelle entnommene Zeitbestimmung hat („Abends vor seinem Ende“). Welche Zeit „vor seinem Tode“ ist nun wohl gemeint? Dem Zusammenhang nach eine sehr kurze. Es geht ja der Satz voraus: Seine letzte Stunde war nahe. Wie wird man indes überrascht, wenn man nun Ratzeberger selbst vergleicht! Mit dem Abend vor Luthers Ende hat der „Rohrbrunnen“ gar nichts zu thun. Der Janssen'sche Zusammenhang trügt. Der Quelle ist nur zu entnehmen, dafs die Geschichte während des letzten Aufenthalts Luthers zu Eisleben, d. h. in der Zeit vom 29. Januar bis 18. Februar 1546 sich zugetragen hat, und zwar nicht in dem letzten Abschnitt derselben; denn erst auf der nächsten Seite (134) beginnt Ratzeberger „Von D. Lutheri Kranckheit und seinem seligen absterben zu Eifsleben“ zu handeln.

Wie? Die Geschichte hat sich wirklich zugetragen? Ratzeberger schickt der Erzählung „man saget“ voraus. Janssen läfst die Worte weg. Warum auch nicht? Da man ja doch einmal die Quelle nachschlagen mufs, mag sich der geneigte Leser auch die weggelassenen Worte „man saget“ freundlichst ergänzen.

Die Sache wird indes doch allmählich verdriefslich. Es droht uns eine endlose Untersuchung. Denn was dem Janssen recht ist, ist doch dem Ratzeberger billig. Noch sind wir mit dem Citator nicht fertig, und schon sehen wir uns zur Kritik seines Gewährsmannes genötigt. Worauf geht die Ratzeberger'sche „Sage“ zurück? Die nächsten Sätze lassen vermuten, dafs sie einer schmerzlichen Aeufserung Luthers gegen seine Freunde ihre Entstehung verdankt. Es sei noch aufserdem auf Köstlins Schrift: „Luther

und J. Janssen“ (Halle 1883, 3. Aufl.) S. 67 u. 68 verwiesen. Wir eilen, ohne uns weiter mit Nebenuntersuchungen aufzuhalten, zur Prüfung des zweiten Citats aus Ratzeberger.

Zuerst drängt sich uns eine kleine Ehrenrettung des übel behandelten Arztes auf. So ungeschickt war der Mann doch nicht, dafs er die Worte: „Im Leben war ich, o Papst, deine Pest, im Tode werde ich dein Tod sein“ für einen Vers gehalten hätte. Er teilt einen wirklichen Vers mit: „Pestis eram vivus, moriens ero mors tua papa“. Die Übersetzung gehört Janssen an. O es belohnt sich, die Citate unseres Historikers nachzuschlagen!

Und wenn er nur eine glücklichere Hand im Citieren hätte! Wenn Ratzebergers Meinung ist, dafs Luther damals (als ein Sterbender!) den Vers verfertigt hat, so zeigt er sich schlecht unterrichtet. Denn thatsächlich hat Luther ihn schon 1530 zu Altenburg im Hause Spalatins[1]) ausgesprochen und dann später öfters wiederholt, gelegentlich auch als seine „Grabschrift“ bezeichnet. Vielleicht beschränkt sich darauf der geschichtliche Wert jener Mitteilung, die an innerer Unwahrscheinlichkeit leidet. Man darf nie vergessen, dafs Ratzeberger kein Augenzeuge des Todes Luthers gewesen ist und seine Erzählung erst Jahre lange nachher verfafst hat.

Nach alle dem bleibt als unanfechtbarer, hieher gehöriger Kern des Ratzeberger'schen Citates nur der Satz: „Den abendt zuvor vor seinem Ende zu Eifsleben war er mit Doctore Jona und Michaele Caelio seinen hausgenossen heimlich guter Dinge“. Damit wissen wir nun freilich recht wenig von den letzten Lebensstunden des Reformators, aber doch etwas sicher Beglaubigtes. Hier geht die Nachricht auf Augenzeugen zurück, und niemand zweifelt an der Wahrheit ihrer Mitteilung. Ohne Todesfurcht verkehrte der Schwererkrankte in traulicher, familiärer Weise mit seinen Freunden. Denn diesen Sinn hat hier das Wort „heimlich“. Unser unberechenbarer Historiker, der seinen Lesern einen lateinischen Vers übersetzen zu müssen glaubt, setzt hier voraus, dafs sie diese so sehr von dem jetzigen Gebrauch des Wortes abweichende Bedeutung von „heimlich“ kennen. Warum sollten sie sich nicht auch der betreffenden Stellen aus Grimms Wörterbuch (IV, 2 S. 874 und 875) erinnern?

Indes ruft die Erwähnung des Dr. Jonas und Michael Cölius einen beunruhigenden Gedanken hervor. Wie? sollten uns diese Freunde Luthers keinen Bericht von dem hinterlassen haben, was sie in der

---

[1]) Vgl. den Abschnitt „Luthers eigene lateinische Poësie“ in der für Philologen besonders interessanten Schrift von Osw. Gottl. Schmidt. Luthers Bekanntschaft mit den alten Klassikern. Leipzig. 1883. Zu der dort auf S. 43 angeführten Litteratur ist noch hinzu zu fügen: Götze, Georg Henr. exercitatio theol. in dictum Lutheri: Pestis eram etc. Lubec. 1712. 4.

Nacht auf den 18. Februar 1546 erlebten? Ihr Bericht hätte doch Anspruch, als erste Quelle benützt zu werden, um so mehr, als ja Janssen selber ihre Glaubwürdigkeit indirekt zugibt? Wenn dieser authentische Bericht vorliegt, ist es Unkunde oder Absicht, dafs unser objektiver Geschichtsschreiber des deutschen Volkes ihn völlig tot schweigt?

Aber er mufste den Bericht kennen. Denn Ratzeberger fährt fort, und unser Erstaunen wächst bei der Entdeckung, dafs Janssen aus der sekundären Quelle schöpft, wenn sie „Sage" überliefert, sie aber nicht mehr in anspruch nimmt, wenn sie offenbar aus Originalberichten sich ableitet — Ratzeberger schreibt (S. 138): „Darauf ist er seiner gelegenheit nach ans fenster gegangen und sein gebete mit blossem Haupte kegen himel zu unserem Hern Gott gesprochen, Darnach sich niedergelegt und zu morgens fruhe zwischen drey und vier uhren sanfteglich In Gott dem Hern entschlaffen, wie solches ferner In der gedruckten Historia seines Abschiedes von dieser welt weitleuftig zu lesen ist."

Wo ist die gedruckte Historie? Wo findet man den weitläufigen Bericht? Man sehnt sich auf einen so unerquicklichen kritischen Gang hin nach einem Ruheplatz. Unter den Janssen'schen Quellen ist pag. XXXVIII „Walch J. G., Martin Luthers sämtliche Schriften. 24 Bde. Halle 1739—1750" angeführt. Hier findet sich im 21. Bd. auf S. 279—296 „Dr. Justi Jonä und M. Michael Cölii Bericht von Lutheri Absterben."

Seit drei Jahrhunderten nimmt jede „objektive" Darstellung des Lebensendes Luthers auf diesen Bericht rücksicht — und Janssen schweigt von ihm? Er hält den Doktor Jonas und Michael Cölius für glaubwürdige Zeugen, wenn Ratzeberger aus ihnen schöpft — und mifstraut ihnen, wenn sie die lautere Wahrheit ihrer Erzählung „vor Gott und auf unser eigene letzte Hinfahrt und Gewissen" (S. 296) beteuern? Es soll ihm gelungen sein, eine „objektive" Darstellung der Reformationsgeschichte auch nach ihrer innern Seite hin gegeben zu haben (eine Leistung, die etwas Unmögliches voraussetzt) — und es wird ihm zu schwer, bei der Erzählung eines äufseren Vorganges das eigenwillige Belieben der „Subjektivität" zu unterdrücken? Janssen, nicht der Historiker, sondern der Freund der Wahrheit, möge selber urteilen, ob ein Auszug nicht „objektiv" die Quelle wiedergibt, der etwa so lautet:

„In Eisleben erlebte er zuletzt doch noch die Freude, dafs ein glücklicher Vergleich unter den Grafen geschlossen wurde.[1]) Überdies konnte er noch viermal während der Zeit predigen; zweimal nahm er am heiligen Abendmahl teil. Er war körperlich erschöpft und fühlte sein Ende nahen. Bis in die letzten Stunden hinein beschäftigte ihn die Arbeit seines Lebens: Dank gegen Gott, dafs er ihm seinen lieben Sohn Jesum Christum offen-

[1]) Vgl. hiefür Luthers Briefe, gesammelt von de Wette Bd. 5, 791 f.

baret habe, Kampf[1]) wider Papst und Konzil, die „mit dem Evangelium hart zürneten".

Kurz vor seinem Ende, so berichten glaubwürdige Augenzeugen, hat er mit den wiederholten Worten: Pater, in manus tuas commendo spiritum meum. Redemisti me, Deus veritatis (Psalm 31, 6), seinen Geist in die Hände Gottes befohlen. In der Nacht auf den 18. Februar ist er im festen Glauben, nun zu seinem Heiland zu kommen, sanft eingeschlafen."

Dagegen halte man nun noch einmal Janssens Darstellung. Wer ist schuld daran, wenn das Gefühl zunehmender Enttäuschung, das uns bei der Untersuchung begleitet hat, nun in ganzer Stärke hervortritt? Unser „objektiver" Historiker, der „lediglich die Quellen reden läfst."

Doch berechtigt uns die eingehende Behandlung einer Stelle zu einem Urteil über das ganze Werk? Es wäre zuviel geschlossen, wenn man folgern wollte, die „Subjektivität" des Geschichtsschreibers träte überall so peinlich in den Vordergrund. Aber wer wollte leugnen, dafs allenthalben die Möglichkeit im auge behalten werden mufs, ob man es nicht mit einer ähnlich aus „den Quellen" fabrizierten Darstellung zu thun hat? Wer es über sich gewinnt, an einer, wie die Dinge einmal liegen, besonders beachteten Stelle mit solchem Hohn auf die Anforderungen objektiver Quellenbenützung, kritischer Prüfung, ästhetischer Darstellung zu werke zu gehen, darf dem vom Standpunkte unparteiischer philologischer Kritik aus irgendwo unbesehens recht gegeben werden? Gewifs nicht, selbst wenn weniger oft, als es doch thatsächlich der Fall ist, die Prüfung herausstellte, wie willkürlich der „Text" der Reformationsgeschichte aus den „Quellen" zusammengeklaubt ist.

Aber vielleicht ist Janssen Berichtigungen zugänglich. Vielleicht sind die rasch folgenden neuen Auflagen seines Werkes wesentlich umgearbeitet. In der That wird die gegenwärtig erscheinende Ausgabe in Lieferungen, wenn sie den Text der letzten Buchausgabe wiedergibt, über Luthers Tod nur die Worte enthalten: „Er war körperlich und geistig erschöpft; seine letzte Stunde war nahe; er starb in der Nacht auf den 18. Februar."

Wie? heifst das den Text verbessern, wenn man eine Variante streicht und nun gar nichts dafür setzt? Nach wie vor erfährt man nichts von der „objektiven" Thatsache, dafs Luther, bis zum letzten Augenblicke treu der Lehre, wie er sie gepredigt, eines so ruhigen und sanften Todes gestorben ist, dafs die anwesenden Freunde an ihm den Spruch erfüllt fanden: „Wer mein Wort hält, wird den Tod nicht sehen ewiglich" (Joh. 8, 52). Ist nicht ein Hinweis auf den „Bericht" der Augenzeugen durchaus nötig, um die mifsverständlichen und leicht zu falschen Schlüssen führenden Worte: „er war ... geistig erschöpft" gebührend zu beschränken?

---

1) Der Auszug bekäme eine „subjektive" Färbung, wenn der Katholik hinzufügte: der „unselige" Kampf, der Evangelische aber: der „ihm aufgedrungene" Kampf.

Immerhin scheint Janssen durch das Weglassen der früheren Citate zuzugestehen, dafs sie den objektiven Sachverhalt falsch gezeichnet haben. In seiner Schrift „Ein zweites Wort an meine Kritiker" (Freiburg. 1883. S. 71) raubt er uns auch die Freude dieser Annahme. Der Zusammenhang der angeführten Auslassung ist höchst beachtenswert.

Sie enthält eine entschiedene Verwahrung dagegen, als habe er mit der früheren Darstellung ein Verdammungsurteil über Luther aussprechen oder auch nur andeuten wollen. „Wenn ich einen Kritiker (sagt er dabei), der mir vorgeworfen, ich liefse Luther „im Vorgefühle der seiner harrenden Höllenpein zum Teufel fahren", in meiner Schrift[1]) gefragt habe: Das also soll in meinem Buche stehen? ..... so hat Köstlin kein Recht zu sagen, ich hätte meine Frage, „mit scheinbarem Entsetzen" gestellt."[2])

Zuletzt schliefst er mit den Worten: „Aus der um mitte Dezember vorigen Jahres erschienenen neuesten Auflage des dritten Bandes meines Werkes S. 549 mag Köstlin ersehen, ... ob ich den früheren Mitteilungen einen besonderen Wert für die Geschichte des deutschen Volkes beilege."

Welch verhängnisvolle Worte entschlüpfen hier der ahnungslosen Feder Janssens! Er gesteht zu, dafs er den früheren Mitteilungen nicht etwa nicht mehr (dazu würde ein beigefügtes „noch" gehören), sondern überhaupt nicht einen besonderen Wert für die Geschichte des deutschen Volkes beilegt. Ei, warum hat er sie denn dann in den früheren Auflagen Tausenden von Lesern aufgetischt? In welch' eigentümliche Lage versetzt er dieselben? Welchen Teil seiner Mitteilungen sollen sie für wertvoll, welchen für wertlos zu dem bezeichneten Zwecke halten? Und welchen anderen Wert haben die Mitteilungen, die für die Geschichte des deutschen Volkes ohne besonderen Wert sind?

Überhaupt nach welchem Mafsstab „wertet" Janssen die Auswahl seiner Mittheilungen? Offenbar nicht zu allererst nach dem der Wahrheit oder Unwahrheit. Denn nicht etwa, weil er die frühere Darstellung von Luthers Tod nunmehr für unwahr oder halbwahr erkannt hat, unterdrückt er sie jetzt. Würde Janssen dies einräumen, so wäre der Leser wenigstens nachträglich beruhigt. So aber soll er sich mit dem Machtspruch

[1]) Gemeint ist: „An meine Kritiker" Freiburg. 1882. S. 107.

[2]) Nebenbei bemerkt, citiert Janssen hier sich und Köstlin ungenau. Köstlins Worte (in der angeführten Schrift: Luther und Janssen S. 68) lauten: Janssen freilich ruft mit scheinbarem Entsetzen aus: „Das also soll in meinem Buche stehen!" In der That findet sich bei Janssen (a. a. O. S. 107) dieser Ausruf, nicht aber, wie er nun citiert, eine Frage an seine Kritiker. Wer die Stelle nachliest, wird den Unterschied zwischen Ausruf und Frage erkennen. So wenig „fragt" Janssen den Kritiker, dafs er sich vielmehr selber gefragt weifs und darum fortfährt: Statt aller Antwort verweise ich den Herrn Rezensenten u. s. f. — Akribie ist nun einmal Sache Janssens nicht!

begnügen, dafs nun eben einmal den früheren Mitteilungen ein besonderer Wert für die Geschichte des deutschen Volkes nicht beizulegen ist.

O nein, sie haben einen ganz besonderen Wert. Sie verraten deutlich, dafs der Mafsstab, nach dem Janssen hier gewertet hat, — Tendenz ist. Weil sie dem Bilde Luthers so, wie es Janssen vorschwebt, und wie er es seinen Lesern vor augen führt, einen letzten, abschliefsenden Zug verleihen, darum hat er die willkürlich behandelten Ratzeberger'schen Mitteilungen unter völliger Verschweigung der primären Quelle für wert gehalten, der Geschichte des deutschen Volkes einverleibt zu werden. Die hinter der angeblichen Objektivität stehende Subjektivität des Geschichtsschreibers ist hier unverhüllt hervorgetreten; warum gerade hier, ist leicht zu sagen.

Das führt uns zu einem doppelten Schlufswort.

Reine Objektivität, wie sie der frühere Rezensent Janssen zuerkennt, ist überhaupt unmöglich. Es darf hier vielleicht an die schönen Worte erinnert werden, mit welchen Schleiermacher (Geschichte der christlichen Kirche, herausgegeben von Bonnell. Berlin 1840. S. 3 etc.) die Schranken der historischen Darstellung angedeutet hat. „Bei dem besten Vorsatz, (sagt er) uns alles Urteils zu enthalten, müssen wir doch in das Urteil eingehen. Wir wollen nicht dialektisch sagen, dafs schon das Auffassen des Gegenstandes ein Urteil in sich schliefst; allein jeder Gegenstand ist unendlich, und die Darstellung ist immer eine Auswahl. Einiges wird immer müssen übergangen werden.“ Gilt dies schon bei der Darstellung eines äufseren, mit den Sinnen wahrnehmbaren Vorganges, so zeigt sich der Unterschied der Auffassung noch viel mehr, wenn die Motive der handelnden Personen, der innere Zusammenhang der erzählten Ereignisse zur anschauung gebracht werden soll. „Es wird jeder einsehen, dafs, wo es entgegengesetzte Parteien gibt, jede geschichtliche Darstellung, wenn sie den Gegensatz betrifft, eine andere ist, als die Darstellung von der entgegengesetzten Partei.“ Je offener dann der Historiker seinen Parteistandpunkt zugibt, desto besser ist der Leser daran. Er weifs, wessen er sich zu versehen hat. Dafs aber Janssen von einem ausgesprochenen Parteistandpunkte aus geschrieben hat, hätte nicht in abrede gestellt werden sollen. Von dem Bemühen, dem Gegner gerecht zu werden, zeigt er allzu wenig Spuren. Er könnte in dieser Beziehung viel von W. Maurenbrecher lernen, der in seiner „Geschichte der katholischen Reformation I. Band“ (Nördlingen. 1880) sich ernstlich bemüht, einen höheren Standpunkt als den der einen Partei festzuhalten. Noch mehr ist zu bedauern, dafs von der trefflichen Schrift A. F. C. Vilmars „Luther, Melanchthon, Zwingli“ (Frankfurt a. M. 1869),[1] in welcher er die Bedeutung Luthers für das Gesamtleben der Kirche in grofsen Zügen und durch-

[1]) Ein neuer Abdruck dieser Biographie Luthers ist jüngst bei C. Bertelsmann in Gütersloh erschienen.

aus nicht in konfessioneller Einseitigkeit zu schildern versucht, keinerlei Notiz genommen worden ist.

Alles hängt eben für die innere Geschichte der Reformationszeit davon ab, wie man sich zur Person Luthers und zu seinem Berufe stellt. Für Janssen aber ist Luther, gelinde gesagt, eine höchst unsympathische Persönlichkeit. Deshalb darf man sich wundern, dafs er „eine ausführlichere Schrift über Luther" (Zweites Wort S. 101), also eine biographische Arbeit im Werke hat. Janssen ist so wenig zu einer Biographie Luthers berufen, wenn auch der Gegensatz ein anderer ist, als es David Straufs zu sein bekannt hat. Ich kann es mir nicht versagen, die in mehrfacher Hinsicht beachtenswerten Worte mitzuteilen, in welchen sich der Vertreter des „neuen" Glaubens, eines so ganz anderen als den Luther hatte, in rühmenswerter Offenheit hierüber ausspricht.

„Ich könnte," gesteht er[1]), „kein Leben Luthers schreiben. Ich verehre den grofsen Befreier mit inniger Dankbarkeit; ich bewundere seine Mannhaftigkeit, seinen überzeugungstreuen Mut; ich fühle mich angezogen durch so manche Züge voller, gesunder Menschlichkeit, die sein Leben wie seine Schriften bieten: aber Eines ist, was mich innerlichst von ihm scheidet, was mir, klar vorgestellt, jeden Gedanken einer biographischen Arbeit über ihn unmöglich macht. Ein Mann, bei dem alles von dem Bewufstsein ausgeht, dafs er und alle Menschen für sich grundverdorben, der ewigen Verdammnis verfallen wären, aus der sie nur durch das Blut Christi und ihren Glauben an dessen Kraft erlöst werden können, — ein Mann, dessen Kern dieses Bewufstsein bildet, ist mir so fremd, so unverständlich, dafs ich ihn nie zum Helden einer biographischen Darstellung wählen könnte. Was ich auch sonst an ihm bewundern und lieben möchte: dieses sein innerstes Bewufstsein ist mir so abscheulich, dafs von Sympathie zwischen mir und ihm, wie sie zwischen dem Biographen und seinem Helden unerläfslich ist, niemals die Rede sein könnte." —

Straufs hat mit klarem Geist den Schlüssel genannt, der das Verständnis Luthers öffnet: Sympathie mit seinem Grundbewufstsein. Nach allem Mitgeteilten möge der Leser selbst urteilen, wie es bei Janssen mit dieser Sympathie bestellt ist. Richtige Behandlung der Quellen und die nötige Akribie vorausgesetzt, mag ihm die Lebensbeschreibung des durch seinen Übertritt zur römischen Kirche bekannten Grafen Leopold von Stolberg gelungen sein: hier hat es ihm wenigstens nicht an innerer Teilnahme gefehlt. Seine Biographie Luthers aber wird (so ist zu fürchten) zur Karrikatur. —

Nördlingen. J. Haufsleiter.

---

1) David Straufs, gesammelte Schriften Band I S. 40 (Bonn. 1876).

Xenoph. Hellenica.

I, 1, 36

heifst es von den Schiffen des Klearchus, welche den athenischen Wachschiffen in den Dardanellen entronnen waren, αἱ δὲ ἄλλαι ἔφυγον εἰς Σηστόν, ἐκεῖθεν δὲ εἰς Βυζάντιον ἐσώθησαν.

Schon Kurz hat in seiner trefflichen Ausgabe der griechischen Geschichte darauf aufmerksam gemacht, dafs Σηστὸν unmöglich richtig sein könne, weil dieses damals im Besitze der Athener gewesen sei und fügt bei: man erwartet εἰς Ἄβυδον. Da aber nicht wohl einzusehen ist, wie das unpassende Σηστὸν statt des passenden Ἄβυδον in die Handschriften gekommen sein soll, so wird man sich kaum zu einer solchen Änderung entschliefsen können.

Zurborg will in einem Artikel der Philologischen Rundschau die Schwierigkeit dadurch lösen, dafs er ἔφευγον statt ἔφυγον schreibt, was er auch bereits in seine Ausgabe der griechischen Geschichte aufgenommen hat. Er erklärt dieses Imperfekt als Imperf. Conatus und übersetzt es mit sie beabsichtigten, nach Sestus zu fliehen. Nun ist wohl kein Zweifel, dafs das Imperf. diese Bedeutung haben kann und ebenso, dafs ἔφυγον leicht aus ἔφευγον entstehen konnte. Allein es ist unwahrscheinlich, dafs der sonst tüchtige Klearch nichts davon wufste, dafs Sestus im Besitze der Athener war, die es schon seit längerer Zeit hatten. Ferner setzt ἐκεῖθεν, wie mir scheint, fast mit Notwendigkeit voraus, dafs die spartanischen Schiffe nicht blos beabsichtigten, in den Hafen von Sestus einzulaufen, sondern wirklich eingelaufen waren, dann aber weiter fuhren, weil sie sich nicht sicher glaubten und weil ja Byzanz ihre Bestimmung war.

Ich glaube, dafs man ἔφυγον beibehalten mufs und dafs Σηστὸν entweder ein lapsus memoriae ist oder dafs statt Σηστὸν ein anderer ähnlich lautender spartanischer oder neutraler Hafen gelesen werden mufs. Vielleicht war statt Σηστὸν in den Handschriften in möglicherweise abgekürzter Form Σηλυβρίαν gestanden, von dem es I, 1, 21 heifst: Σηλυβριανοὶ δὲ (Ἀλκιβιάδην) ἐδέξαντο μὲν οὔ, χρήματα δὲ ἔδοσαν. Freilich ist Selybria von der Dardanellenstrafse in gerader Richtung fast ebenso weit entfernt als Byzanz. Allein die Alten fuhren ja gewöhnlich an der Küste hin und die entflohenen spartanischen Schiffe wollten vielleicht absichtlich nicht den geraden Weg einschlagen, um der Verfolgung zu entgehen.

II, 1, 15

καὶ προσβαλὼν πόλει τῶν Ἀθηναίων συμμάχῳ ὄνομα Κεδρείαις τῇ ὑστεραίᾳ προσβολῇ κατὰ κράτος αἱρεῖ gehört jedenfalls τῇ ὑστεραίᾳ nicht zu προσβολῇ, weil von keinem vorausgehenden Angriff die Rede ist, sondern es ist ἡμέρᾳ zu ergänzen. Allerdings ist dann προσβολῇ überflüfsig, da κατὰ κράτος genügt. Ob es aber deswegen unmöglich und daher auszulassen ist, wie Zurborg gethan hat, möchte ich doch bezweifeln.

II, 3, 40

εὔδηλον γὰρ ἦν, ὅτι τούτων ἀπολομένων καὶ οἱ μέτοικοι ἅπαντες πολέμιοι τῇ πολιτείᾳ ἔσοιντο. Zurborg setzt vor τῇ πολιτείᾳ ein τῇδε ein. Dieses wäre natürlich, wie auch sonst demonstrativum der ersten Person und also durch unser oder jetzig zu übersetzen. Dafs τῇδε ganz passend wäre und dafs es vor τῇ leicht ausfallen konnte, unterliegt keinem Zweifel. Ob es aber deswegen notwendig ist, τῇδε einzusetzen, möchte ich doch bezweifeln. Da nämlich an keine andere Verfassung als an die damalige der Dreifsig gedacht werden kann, so dürfte der blofse Artikel genügen. Wenn also im vorausgehenden Satze τῇδε τῇ πολιτείᾳ und ἡμῖν dagegen an unserer Stelle blos τῇ πολιτείᾳ steht, so scheint dies mehr eine Abwechslung von gleichberechtigten und gleichbedeutenden Ausdrücken zu sein.

Zurborg hat in dem Jahresberichte des philologischen Vereines S. 212 mein Programm über Xenoph. Hellenica vom Jahre 1880 in wohlwollender Weise berücksichtigt und ich erlaube mir nun hiezu einige Bemerkungen zu machen.

1) Nebst den Stellen, die ich zu V, 1, 4 angeführt habe, um nachzuweisen, dafs der Grieche seinen Superlativ im Sinne eines verstärkten Komparativs gebraucht, habe ich seither noch verschiedene andere gefunden. Eurip. Androm. 6. οὔτις δυστυχεστάτη ἐμοῦ πέφυκε. Eurip. Iphig. Aul. 1594 ταύτην μάλιστα τῆς κόρης ἀσπάζεται. Aesch. Eumen. καὶ νῦν τυχεῖν με τῶν πρὶν εἰσόδων μακρῷ ἄριστα δοῖεν. Diod. Sic. 20, 72 ποικιλώτατον συνέβη γενέσθαι φόνον τῶν προγεγονότων. Xenoph. Memorab. I, 2, 64 φανερὸς ἦν θεραπεύων τοὺς θεοὺς μάλιστα τῶν ἄλλων ἀνθρώπων. Xenoph. de republ. Athen. II, 1 τῶν συμμάχων, οἳ φέρουσι τὸν φόρον, καὶ κατὰ γῆν κράτιστοί εἰσι.

3) In VII, 2, 22 ist die Leseart der Vulgata geradezu unmöglich, weil sie den der ganzen Darstellung des Xenophon widersprechenden Gedanken enthalten würde, dafs Chares der Anführer des ganzen phliasischen Heeres ist. Ich würde mich deswegen für die Lesart der Handschriften entscheiden, auch wenn ich gar keinen Anhaltspunkt dafür hätte, dafs προϊέναι mit dem Genetiv konstruiert wird. Allein es liegt ja in dem Begriffe von πρό, dafs es auch in der Zusammensetzung mit dem Genetiv verbunden wird und es finden sich deshalb auch bei vielen mit πρό zusammengesetzten Verben verschiedene Genetive, wie es der Thesaurus nachweist. Mir wenigstens scheint Xenoph. Anab. V, 1, 4 οἱ δὲ πελτασταὶ προδραμόντες στάδια πέντε ἢ ἓξ τῶν ὁπλιτῶν προσέβαλον πρὸς τὸ χωρίον die Konstruktion von προϊέναι mit dem Genetiv ebensogut zu beweisen, als wenn es προϊόντες statt προδραμόντες hiefse.

Dillingen. K. Geist.

Annulus Polycratis.

Constitit in tecti pinnis, laetusque tuetur
  Urbem rex Samius suppositamque Samum.
Cuncta mihi haec parent, sic est affatus amicum
  Aegypti regem, nonne beatus ego?

Usus amore deum magno es, quique ante fuere
  Aequales, vi nunc imperioque premis.
Sed vindex superest, nequeo te dicere faustum,
  Integer atque vigil dum tuus hostis erit.

Vix haec fatus erat, cum nuntius ecce! tyranno
  Missus Mileto splendida verba refert:
Jam sacras fer Dis epulas laurique virentis
  Purpuream laeta contege fronde comam.

Hostis transfixus cecidit, Polydorus et illuc
  Dux mandata tibi grata referre jubet.
Tunc nigra e pelvi — regemque exterret utrumque —
  Depromit notum sanguineumque caput.

Rex horret trepidoque simul sic infit ab ore:
  Ne dubia nimium fidere sorte velis!
Ludibrium maris et venti tua classis oberrans
  Incerto casu caerula rura secat.

Vix ea fatus erat, laetus quum clamor ad aures
  Accidit et strepitu litora curva sonant.
Malorum innumeram pandens ad litora silvam
  Externis opibus classis onusta redit.

Miratus rex illa: tibi fortuna benigna est,
  Inquit, adhuc, variam sed tamen esse time!
Instant Cretenses bellique marisque periti,
  Navibus atque citis litora vestra petunt.

Vix finem fecit, cum classis ovantia tollit
  Signa et mille simul, vicimus, ora sonant.
Jam terror Cretensis abit, nimbique fugarunt
  Hostilem classem, bella peracta iacent.

Audiit hoc hospes pallens et „dico beatum
  Te quidem, ait, sed stant fata tremenda tua.
Invidiam timeo superum; nam gaudia vitae
  Nunquam terrigenis intemerata dabant.

Et mihi ridebat quondam fortuna secunda
Inque meis coeptis usque beatus eram.
Ast habui natum — mors hunc mihi sustulit atra,
Duraque placavi sic ego fata deûm.

Tuque precare Deos, si vis vitare dolores,
Ut nimium fausto dent quoque damna tibi.
Nullusdum laetus transegit tempora vitae,
Cui Di fausta dabant usque favente manu.

Sin tibi di mala fata negant, tunc ipse, monebo,
In te felicem fata maligna voces;
Omnibus ex rebus, summe quam diligis ipse,
Hanc tibi subtractam conice in ima maris.

Respondit Samius princeps, formidine tactus:
Omnes vincit opes annulus hicce meus.
Hunc furiis voveo, fortunae forte mihique
Parcent, his verbis in mare iecit eum.

Altera vix subiit lux, cum piscator in aulam
Ad regem laeta fronte citusque venit.
Rex! cepi piscem, quantus mea retia nunquam
Intravit, dono laetus ego huncce tibi.

At coquus ut secuit piscem, formidine captus
Ad dominum properat fronte stupente suum.
Annulus ecce fuit, rex, inter viscera piscis,
En fortuna tibi iam sine fine favet.

His factis hospes stupuit, dixitque: manere
Hic ego non possum, non tibi amicus ero.
Perdent te superi, fugio, ne me quoque perdant —
Dixit et in patriam nave volante redit.

Ad ripas Quicae. Fr. Scholl.

Kritische Bemerkungen zu Caes. bell. gall.

Als vor einigen Jahren Hr. Dir. W. Paul seine kritischen Bemerkungen veröffentlichte, freute ich mich, dafs einmal mit Entschiedenheit vorgegangen werde, die mancherlei Verderbnisse zu entfernen, durch welche das bellum gallicum entstellt ist. Eine grofse Zahl dieser Verbesserungen ist nunmehr in der Ausgabe von Holder aufgenommen und sind andere hinzugefügt. Diese Ausgabe ist anderwärts schon mehrmals besprochen worden, und in der That lassen sich ziemlich viele Ausstellungen daran machen; vor allem ist durch die allzu genaue Anlehnung an die bessere Handschriften-

familie die Schreibung einzelner Worte eine sonderbare und dabei inkonsequente geworden. Diesen Punkt will ich jedoch gegenwärtig aufser acht lassen, und nur diejenigen Änderungen und Besserungen aufzählen, die mir dringend nötig erscheinen; in der Mehrzahl stimme ich mit anderen Kritikern überein.

I, 2, 4 ist qua ex parte für qua ex re nur gesetzt worden, weil parte zweimal vorausgeht, einmal ergänzt wird.

I, 3, 3, halte ich für die allein richtige Lesart: lege confirmant. [Ad eas res conficiendas] Orgetorix [deligitur. Is] sibi legationem ad civitates suscepit.

I, 4, 4 ist ut Helvetii arbitrantur zu streichen oder statt der drei Worte Helvetiis zu schreiben.

I, 12, 4 ist der Satz nam — divisa est nicht zu streichen.

I, 14, 4 finde ich einen Sinn nur wenn statt eodem gesetzt wird eodem illo cf. IV, 11; V, 40; VI, 37; VII, 17, 22, 26, 53.

I, 17, 6 halte ich für richtig necessario eam rem.

I, 27, 5 hat nocte intermissa eine abweichende Bedeutung; mir scheint nach III, 15 nötig noctis interventu.

I, 29, 2 ist gewifs das von Paul eingesetzte rationum richtig.

I, 44, 5 gibt nur einen Sinn, wenn bei idque se ea spe petisse die Worte ea spe getilgt werden.

I, 44, 10. Da suspicor schon heifst: Ich mufs argwöhnen, so ist debere zu streichen; ebenso wahrscheinlich auch I, 45, 3 bei liberam debere esse Galliam.

II, 8, 3 ist Holders Lesart rediebat doch offenbar nur ein grober Fehler.

II, 22, 1 steht delectus wohl irrig für deiectus.

II, 25, 1 scheint mir das richtige Klufsmann gefunden zu haben: deserto loco proelio excedere ac tela vitare. cf. III. 4; IV, 33; VII, 80; VIII, 19.

II, 29, 3 ist für despectus, da es auf die Aussicht hier gar nicht ankommt, sicher deiectus das Passende.

III, 2, 5 ist bei sibi persuasum habebant das ungrammatische sibi zu streichen.

III, 5, 1 ist tela nostris deficerent grober Fehler eines Abschreibers.

III, 9, 6 Holders Lesart quarum, läfst sich nicht konstruieren; wenn in cod. X steht posse quam, so liegt eben die Vermutung nahe, dafs die Stelle ursprünglich gelautet hat: tamen se plus navibus posse quam Romanos; hos neque ullam facultatem habere navium —

IV, 1, 3 ist bellicossissima entschieden falsch geschrieben.

V, 12, 4 bin ich immer noch der Ansicht, dafs nicht aut aere, sondern aut nummo aureo falsch zugesetzt ist.

V, 27, 5 halte ich alterae legioni ebenfalls für einen Schnitzer, wie VII, 89, 5 toto exercitui.

V, 31, 5, dafs der Satz omnia — augeatur Interpolation ist, scheint unwahrscheinlich; er gibt den besten Sinn, wenn er in § 3 hinter res disputatione ad mediam noctem perducitur gesetzt wird.

V, 39, 4 nehme ich an adepti, weil die Gallier noch keinen Sieg erfochten haben, grofsen Anstofs.

V, 49, 2 scheint doch nach II, 4, 5 armata das richtige.

VI, 8, 8 ist comitati eos jedenfalls interpoliert; dasselbe glaube ich von

VI, 32, 4 Id castelli nomen est. Hoc fere est in mediis Eburonum finibus.

VI, 35, 4 scheint durchaus notwendig der scharfe Ausdruck des Gegensatzes, also at trans.

VI, 40, 6 halte ich für etiamnunc nötig: etiamtunc.

VII, 8, 4 fordert der Gedanke: fama ac nuntiis.

VII, 17, 7 fordert die Grammatik parentare statt parentarent; ebenso VII, 54, 4 redisse.

VII, 19, 2 ist statt saltus eius paludis nach VIII, 13 transitus eius paludis zu lesen.

VII, 35, 4 halte ich ita apertis quibusdam cohortibus nicht für richtig: ich dachte schon an compensatis statt captis, nehme aber noch an quibusdam anstofs; ebenso unrichtig ist

VII, 47, 1 clivum nactus statt des allerdings falschen contionatus.

VII, 56, 2 mufs es jedenfalls heifsen: nam ne — converteret, ut nemo non ei tum quidem necessario faciundum existimabat.

Schweinfurt. K. Metzger.

Kleine lexikalische Beiträge aus Fronto.

Wie bisher in grammatikalischen Werken die Syntax Frontos nicht genügend berücksichtigt war, so ist auch in den Lexika dessen Wortschatz noch nicht vollständig verwertet. Ich kann nun einige Beiträge liefern, beschränke mich aber auf solche und beabsichtige nicht etwas Abgerundetes. Mithin übergehe ich alles, was in den Lexika schon bemerkt ist, ebenso die Neubildungen Frontos, die bei Naber und Klufsmann verzeichnet sind, endlich halte ich es auch nicht für nötig, in der silbernen Latinität häufig gebrauchte Worte zu notieren.

Ich beginne mit den Verba: *Aspellere vertreiben* S. 92, 9 M.[1]) Das Wort ist vorklassisch; bei Fronto ist indessen die Lesart nicht ganz sicher. *Basiare küssen* S. 26, 13 F. und 29, 5 M. Vgl. darüber J. Süfs in den Acta sem. philol. Erlang. I, 46. *Battere = batuere,* das französ. *battre.* S. 55, 7 F: *Quom Persarum disciplinam memorares, bene „battunt" ais. Cluere sich genannt hören* S. 63, 2 F. Aufser bei Varro nur im älteren

[1]) M = M. Aurel. F = Fronto. V = L. Verus. A = Antoninus Pius. Ich citiere nach der Naber'schen Ausgabe.

und späteren Latein verwendet. *Coeptare anfangen* S. 209, 7 F. *Comprecari anflehen* S. 122, 8 F. *Confabulari mit einander plaudern* S. 118, 9 F und 116, 15 V. Von Fronto und Gellius aus der älteren Latinität wieder aufgenommen. *Constrepere lärmen* S. 210, 19 F. Nur bei Fronto, Gellius und Apuleius nachgewiesen. *Consudare schwitzen, sich plagen* S. 69, 19 M. Bei Plautus, Cato und Columella. *Demeare abgehen* S. 66, 12 F. Nur bei Apul. und Mart. Cap. *Devellere wegreissen* S. 128, 20 F. *Dilapidare verschwenden* S. 16, 3 F. Vor- und nachklassisch. *Elavere herauswaschen* S. 64, 18 F. Von Fronto selbst als plautinisch bezeichnet. *Expergere erwecken* S. 207, 18 F und 10, 13 M. *Fraglare* braucht Fronto für *flagrare.* Vgl. S. 5, 9 und 50, 9 F. 27, 16 und 34, 1 M. *Gargarissare sich gurgeln* S. 69, 14 M. Sonst gewöhnlich *gargarizare* oder *gargaridiare. Impiare beflecken* S. 205, 3 F. Bei Plautus, dann erst wieder bei Seneca und Apuleius. *Ineptire Possen treiben* S. 73, 23 F. Bei Ter. und Catull. *Offirmare befestigen, verstocken* S. 208, 1 F. *Praepollere die Uebermacht haben* S. 21, 15 F. *Protelare vertreiben* S. 42, 1 F. Im älteren Latein, dann bei Fronto, Apul. und Tertull. *Reiectare wieder auswerfen, w. ausspeien.* S. 69, 14 M. *Reparcere* mit Dativ *sparsam sein mit etwas* S. 133, 17 F. Vorklass. und spätlat. *Resecrare wiederholt bitten* S. 99, 13 F. In dieser Bedeutung nur bei Plautus.

Ich gehe über zu den Substantiva: *Dialecticus der Dialektiker* S. 152, 18 F. *Epichirema* eine Art Syllogismus S. 9, 11 M. Epitaphium die Grabschrift 147, 10 M. *Gallicinium die Zeit um den Hahnenschrei* S. 31, 16 M. Bei Petr., Apul. und Späteren. *Incitator der Anreizer* S. 146, 4 F. Tritt erst im Spätlatein wieder auf. *Margaritum die Perle* S. 48, 4 F. Vgl. Neue Formenl. 1,549². *Matercula das Mütterchen* S. 70 2 M. *Mensula das Tischchen* S. 74, 19 F. *Metaphora* S. 181, 5 F. *Modulatus, us die Musik* S. 202, 16 F. Sen. und Tert. *Naulum der Schiffslohn* S. 16, 21 M. Bei Iuv. und Späteren. *Paronomasia* S. 107, 24 F. *Pausa das Innehalten* S. 233, 16 F und 30, 8 V. Vorklassisch, dann wieder bei Fronto, Gell. und Apul. *Philologus* S. 28, 22 M. *Precator der Fürbitter* S. 192, 17 F. Bei Plaut. und Ter., dann im Spätlatein. *Pyrrica der Waffentanz* S. 12, 12 F. *Rescriptio der Erlass* S. 116, 2 V. In den Digesta. *Savium der Kuss* S. 25, 1 F. Tritt im vorklass. Latein auf, bei Cic. nur in den Briefen ad. Att. 16, 11, 8; dann bei Apul. *Strofa die List* S. 55, 9 M. *Substantia die Wesenheit* S. 140, 17 F.

Es folgen die Adiectiva: *Catafractus gepanzert* S. 208, 11 F. Nur bei Späteren. *Inculpatus nicht tadelnswert* S. 203, 14 F. Bei Ov., dann bei Fronto, Gellius und den Juristen. *Jurgiosus zänkisch* S. 74, 6 F. Bei Fronto, Gell. und Apul. *Minusculus etwas klein* S. 70, 5 M. *Minutulus ganz klein* S. 66, 25 M. Bei Plaut. und im Spätlatein. *Multifarius vielfältig* S. 54, 9 F. Bei Fronto, Gell. und Späteren. *Pauculi sehr wenige* S. 21, 6. 218, 6 F. 9, 17. 17, 14. 32, 3. 56, 16 M. *Plusculi etwas viele* S. 35, 15 M.

Pompaticus prunkend S. 55, 1 F. Auch bei Apul. und Späteren. *Pullus „Kleinerle“* S. 94, 16 A. Als Liebkosungswort auch bei Plautus, Hor. und Suet. *Reprehensibilis tadelnswert* S. 44, 2 M. Taucht erst bei Späteren wieder auf. *Ridicularius spasshaft* S. 62, 23 F. Im alten Latein, auch bei Gell. *Sycophanta ränkevoller Ankläger* S. 147, 14 F. Plaut., Ter.. Gell. *Usurarius verzinst* S. 183, 7 F. Bei Plaut. und den Juristen. *Vialis zum Wege gehörig* S. 47, 25 M: *deos viales.* Plaut. und Servius.

Viele Worte haben im Laufe der Zeit ihre Bedeutung verändert. Bei Fronto sind die auffallendsten Beispiele dieser Art folgende: *Aegritudo Krankheit des Körpers* S. 86, 1 F. In dieser Bedeutung ist das Wort nachaugusteisch. Ebenso sind die folgenden Worte in einer Bedeutung gebraucht, die sie erst in nachaugusteischer Zeit annahmen: *Affectio Zuneigung* S. 27, 14 M. S. 106, 12. 167, 28 A. *Alvus Diarrhoe* S. 91, 30 M. *Codicilli Zusätze zu einem Testament* S. 183, 11 F. *Commodus gesund, wohl:* S. 57, 12 M *te commodiorem esse.* S. 60, 13 M *aegrum commodiorem sibi facere.* S. 83, 3 M *de domnula commodiora deis iurantibus indicantes.* S. 82, 6 M *commode valeant.* S. 83, 7 F *commode valeo.* S. 83, 22 F. *Ego commodius me habeo.* S. 88, 7 F *commodissime valeo.* Dagegen bedeutet das Wort S. 31, 13 M *heilsam*: *Caelum Neapolitanum plane commodum sed vehementer varium. Compendium itineris Richtweg* S. 101, 4 F. *Confert nützt* S. 71, 5 M. *Dedicare (zum ersten Gebrauche) einweihen* S. 57, 1 F: *vivarium. Devertere wenden, ausschlagen lassen* S. 85, 3 M: *Omne votum tuum dei tibi ad usum tuum devertant. Intempestivus zur Unzeit handelnd* S. 74, 12 F. *Laxamentum ein (weiter) Raum* S. 66, 14 F. (S. 196, 7 F = *Spielraum). Lectio die Lectüre,* konkret S. 23, 5 F. *Livere alicui einen beneiden* S. 69, 14 M. *Medicamentum Schminke* S. 64, 22 F. *Modulus Melodie* S. 226, 8 F. *Natales Abstammung, Herkunft* S. 189, 3 F. *Necessitas Bedrängnis* S. 3, 10 M. *Suspirium Beklemmung der Brust* S. 87, 26 F.

Daran schliefse ich eine Anzahl von Wörtern an, die schon in klassischer oder vorklassischer Zeit in der gleichen Bedeutung wie bei Fronto auftreten, aber nur in vereinzelten Fällen: *Distrahere einzeln verkaufen* S. 37, 15 F. *Educere erziehen* S. 233, 3 F. Plaut., Cic. u. a. *Esse ad aliquid zu etwas beitragen, nützen* S. 60, 12 M. Cat., Caes., Cic. *Expeditio Besprechung* S. 126, 8 F: *rerum gestarum* Cornif. 4, 56, 68. *Frux Tüchtigkeit* S. 129, 1 F: *milites — ad frugem atque industriam converteres.* Plaut., Cic., Gell. *Globus Club, Clique* S. 195, 12 F: *equitum.* Nep., Sall. u. a. *Globus = Menge* S. 253, 15 M *argumentorum globis.* Sonst meines Wissens nur von Menschen gebraucht. *Instabilis nicht feststehend.* S. 208, 13 F. *Equi lubrico instabiles.* Liv. u. a. *Miser krank.* S. 92, 4 F *Fauces miseras habeo.* Plaut. u. a. *Pangere bepflanzen.* S. 225, 21 F *hortus, qui crebro pangitur.* Prop. u. a. *Parvolae kleine Mädchen.* S. 82, 5 M. *Parvuli* schon bei Ter. *Porrigi sich erstrecken.* S. 203, 13 F *Imperium populi Romani ad flumina hostilia porrectum.* Liv. u. a. *Praevertere zuvor-*

kommen S. 237, 21 F. Plaut., Caes., Gell. u. a. *Profanare weihen* S. 226, 22 F. Cat. u. a. *Recordari überlegen*, *bedenken* S. 167, 14 F: *cuncta*. S. 188, 19 F: *periculum actoris*. S. 30, 4 V *quom me recordor tibi scribere*. So bei Ov. und Just. *Salubritas Gesundheit, Wohlsein* S. 82, 6 F. Plaut. bei Non. 220, 16. Tac. u. a.

Allein bei Fronto oder nur noch bei gleichzeitigen und späteren Schriftstellern ist Folgendes zu finden: *Difficultas Mühe*, *Anstrengung*. S. 64, 3 F *quanta difficultas — in verbis probandis adhibenda sit*. *Filius* ist von Fronto S. 232, 10 in der allgemeinen Bedeutung „*Kind*" gebraucht. Er beklagt sich darüber, dafs ihm, so oft er wieder ein Kind bekam, das nächstältere schon gestorben war. Das waren aber immer Mädchen: *has orbitatis vices perpessus, ut numquam mihi nisi orbato filius nasceretur*. *Levis gesund*. S. 79, 22 M *Mater iam levior est*. Ähnlich S. 80, 7 F. *Obnoxius schädlich*. S. 59, 18 F *Invidia perniciosum inter homines malum —, sibi aliisque pariter obnoxium*. *Phalerae* vom Schmucke der Rede gebraucht S. 54, 14 F. Symmach., Sidon. Apoll., Mart. Cap. *Praeditus vorgesetzt*. S. 47, 19 M *deus ei rei praeditus*. S. 146, 3 F *Mercurius nuntiis praeditus*. So noch bei Apul. *Praetervehi überschreiten*. S. 65, 4 F *qui equitum censum praetervehare*. *Progredi in aliquem vorgehen gegen jemand* S. 167, 5 F *inclementius enim progressus es in Carium Maximum*. *Signatus deutlich*. S. 153, 5 F *nonnihil interdum elocutione novella parum signatum*. So bei Tert. *Subvenire einfallen*. S. 63, 8 F *quae vix aliis quaerentibus subvenirent*. Ebenso S. 73, 3 und 149, 10 F. So auch bei Apul.

Zum Schlusse führe ich einige Redensarten aus Fronto an: *Animos tollere ein hochmütiges Wesen annehmen*. S. 75, 12 M *C. Aufidius animos tollit*. Cf. Plaut. Trucul. 2, 8, 10. Ter. Hec. 3, 5, 56. Cic. dom. 55, 141. Sall. Iug. 101, 7. *Have* ist als Grufs am anfange eines Briefes auffallend. Während es sonst eine Begrüfsungsformel bei Begegnungen ist, stellen es Fronto und M. Aurelius an die Spitze von Briefen; am Schlusse gebrauchen beide *vale*. *Ave* findet sich S 43, 55, 68, 69, 70, 92. Es steht auch am anfange eines Briefes des Augustus bei Gell. 15, 7, 3 und am Schlusse eines Briefes des Catilina bei Sall. Cat. 35. *Se dare* mit adv. *sich fügen*. S. 75, 18 M *Sed tamen negotium belle se dedit*. *Mentionem alicuius rei habere einer Sache erwähnung thun*. S. 99, 18 F *Quoniam mentio παραλείψεως habita est*. Liv., Vell., Quinct. *Jeiunium polluant das Fasten nicht halten* S. 32, 9 F. Cf. Nigid. bei Isidor. orig. 20, 2, 10. *Unius humanae prolis aetate in einem Menschenalter*. S. 204, 1 F. *Salutem respondere den Gruss erwidern* S. 136, 7 F. Während der Briefschreiber sich zuerst nach der Gesundheit dessen, an den der Brief gerichtet war, zu erkundigen pflegte und dann erst sein eigenes Wohlbefinden meldete oder letzteres ganz unterliefs, begnügt sich M. Aurelius S. 68 und 69 mit der Mitteilung seines Gesundheitszustandes: *Nos valemus*. Sonst ist mir kein Beispiel der Art bekannt.

Memmingen. —————— E. Ebert.

Aristophanis Aves. Annotatione critica, commentario exegetico, et scholiis graecis instruxit Fredericus H. M. Blaydes. Halis Saxonum, in orphanotrophei libraria. 1882. XX u. 510 S. 8⁰. 10 *M.*

Nachdem wir in diesen Blättern bereits die früher erschienenen Ausgaben der Thesmoph., der Lysistrata und der Ekklesiazusen gekennzeichnet und besprochen haben, bedarf es eigentlich nur der Bemerkung, dafs die vorliegende Ausgabe der Vögel den anderen in allen Stücken gleicht und dieselben Vorzüge und Mängel aufweist. Denn wenn man auch manchmal meinen möchte, dafs der Verf. sich bei diesem Stücke etwas mehr in der Litteratur umgesehen und sich mühe gegeben habe, dem Umfange des Buches den Gehalt entsprechend zu machen und demjenigen, der sich durch die Fülle des Materials durchgearbeitet, das Bewufstsein zu geben, dafs er alles bisher Geleistete im grofsen und ganzen kennen gelernt habe, so ist doch wieder so viel übersehen, sind die Unrichtigkeiten und Fehler so zahlreich, dafs die Ausgabe nicht einmal die Aufgabe erfüllt, die ihr zunächst zufällt, genaue Angaben über die handschriftliche Überlieferung zu bieten. Wissenschaftlichen Wert wollen wir dem Werke in keiner Weise absprechen; aber es hat diesen Wert eigentlich nur für denjenigen, welcher eine neue Ausgabe arbeitet, nicht für denjenigen, welcher das Stück für sich studieren will. Keine Ausgabe und keinen Kommentar könnte man einem solchen weniger empfehlen. Der wissenschaftliche Wert beruht in einigen guten Konjekturen, in verschiedenen Anregungen und Winken, welche auf das rechte Verständnis, beziehungsweise auf die richtige Verbesserung der einen und anderen Stelle führen können. Der Geist, der in dem Buche herrscht, die Methode, in der die adnotatio critica und der Kommentar abgefafst ist, kann alles mehr als wissenschaftlich heifsen.

Wer kann, wenn er die adnotatio zu 404 f. gelesen, sicher wissen, ob ἔχουσιν in den Handschriften steht oder fehlt. Ebensowenig wird man sich bei 435 auskennen. Ganz irre führt die Angabe zu 374 ἢ διδάξειαν R. Jeder wird denken, dafs der Rav. ἢ διδάξειαν für ἢ φράσειαν biete, während augenscheinlich die bei dem vorausgehenden Verse bereits notierte Lesart χρήσιμον ἢ διδάξειαν gemeint ist. Charakteristisch ist die Note zu 419: κρατεῖν ἂν ἢ τὸν ἐχθρὸν ἢ φίλοισιν ὠφελεῖν ἔχειν vulgo. Quod pro ἢ κρατεῖν ἂν τὸν ἐχθρὸν ἢ φίλοισιν — dictum accipit Elmsleius ad Med. 820. Sed displicet haec particulae ἢ collocatio. Vide igitur an reponendum sit μᾶλλον κρατεῖν ἂν ἐχθρὸν ἢ φίλον τιν' ὠφελεῖν ἔχειν. Vel κρατεῖν ἂν ἐχθρὸν (vel ἐχθροὺς) μᾶλλον ἢ φίλους ἂν etc. Vel ἂν ἢ κρατεῖν τιν' ἐχθρὸν ἢ φίλον τιν' —. Nun heifst es zuletzt: Correctionem feci quae maxime probabilis videtur. Recte iam procedent omnia. Hiernach erwartet man eine Verbesserung im Text, welche die vor allem anstöfsige Stellung von ἢ beseitigt. Denn dafs φίλοισιν ὠφελεῖν kein Bedenken hat, ist eine bekannte Sache, mag auch das von mir Cur. epigr. p. 41 aus den Inschriften beigebrachte [ὠφελ]εῖν τῷ δήμῳ auf falscher Ergänzung beruhen. Was aber finden wir im Text? κρατεῖν ἂν ἢ τὸν ἐχθρὸν ἢ φίλον τιν' ὠφελεῖν ἔχειν. Doch der 50 Seiten umfassende Anhang Addenda et Corrigenda bringt vielleicht das Gewünschte. Aber auch da finden wir nur: Qu. κρατεῖν ἂν ἢ τιν' ἐχθρὸν ἢ φίλον τιν' ὠφελεῖν ἔχειν.

Das Verfahren, ein oder auch zwei Dutzend Konjekturen zu einer Stelle zum besten zu geben, kennen wir bereits zur genüge. Ganz widerlich ist es, wenn zu jedem harmlosen Wort ein anderes, das ungefähr denselben Sinn hat, konjiziert wird, wie 1169 ἐσθεῖ] An σπεύδει? Hie und da hat sich der Verf. selbst belehrt, dafs dem Dichter nicht blofs Ein Ausdruck zu gebote stand. Doch die Konjektur mufste angebracht werden,

z. B. 1232 ἐπ' ἐσχάραις] corrigendum suspicabar ἐφ' ἑστίαις. Sic Soph. O. C. 1495 βούθυτον ἑστίαν ἁγίζων. Sed vetat Eur. Alc. 119, Phaet. fr. 4. Recht bezeichnend ist in dieser Beziehung die Note zu 621 τοῖς κοτίνοις] An ταῖς? Utriusque generis perhibetur esse haec vox. Hätte der Dichter 726 μετρίῳ πνίγει τ'· οὐδ' ἀποδράντες geschrieben, so würde Blaydes bemerkt haben: Qu. μετρίῳ πνίγει· κοὐκ ἀποδράντες und hätte damit einen Fehler verbessert. Nun hat aber zufällig der Dichter das Richtige geschrieben und so blieb Blaydes nichts anderes übrig als das fehlerhafte μετρίῳ πνίγει τ'· οὐδ' als seine Vermutung daneben zu setzen. Denn eine so leichte Änderung wie die von κοὐκ in τ' οὐδ' konnte er sich nicht entgehen lassen.

Vergleicht man auch die endlosen Konjekturen, so ist gewöhnlich nicht einmal viel Scharfsinn dahinter. Meistens hat man gewöhnliche Fabrikarbeit und der Hauptkunstgriff liegt in der willkürlichen Umstellung der Worte. Auch Fehler bleiben nicht aus, wie δημοσίᾳ ὅπως ταφῶμεν vel δημοσίᾳ οὖν ἵνα ταφῶμεν in der Note zu 396, die ein Muster ist der in der adnotatio critica häufigen Unordnung und Verwirrung.

Die Erklärung ist höchst mangelhaft und oberflächlich. Dafs der Verf. dem Verständnis des Komikers in keiner Weise gewachsen ist, haben wir schon früher zu bemerken Gelegenheit gehabt. Was soll dem im Munde des Sykophanten so passenden οὐδὲν ἔχοντες 1410 gegenüber das nichtssagende ὧδε νέμοντες, hic pascentes? Es ist die oben beschriebene Fabrikarbeit, der Sinn kommt nicht in betracht! Die selbständige Auffassung des Verf. beschränkt sich mehr auf das Grammatische und das Sprachliche überhaupt. Aber auch dabei hängt derselbe oft am Äufserlichen, ohne den Grund der grammatischen Erscheinung ins auge zu fassen und den verschiedenen Sachverhalt bei verschiedenen Stellen zu würdigen. Zu 473 heifst es: ἀποθνήσκειν vulgo. Sed postulatur, ni fallor, aoristus. Qu. ἀπολέσθαι vel ἀποπνεῦσαι. Keines von beiden ist recht passend. Dagegen ist ἀποθνήσκειν ebenso richtig als es bei unabhängiger Rede ἀποθνήσκει als praes. histor. sein würde. 671, wo die Handschriften καὶ φιλῆσαί μοι δοκῶ geben, ist die Emendation κἂν über jeden Zweifel erhaben. Blaydes bemerkt: nescio an praestet καὶ φιλήσειν μοι δοκῶ. Aber es ist ein Unterschied zwischen „ich könnte sogar sie küssen“ und „ich gedenke sie auch zu küssen“. Dafs das erstere hier passender ist, geht schon aus καί hervor. Vgl. den Kommentar zu 671, wo wir unter den Citaten lesen: Amphis Athen. p. 8 C τοῦτον ταχέως νόμιζε καὶ (imo κἂν) τάξιν λιπεῖν. Es liefsen sich allerlei derartige Beispiele anführen. Wir wollen nur noch eines erwähnen, welches das oberflächliche Verfahren des Verfassers besonders kennzeichnet und allgemeines Interesse hat. An den Worten 956 f. τουτὶ μὰ Δί' ἐγὼ τὸ κακὸν οὐδέποτ' ἤλπισα, οὕτω ταχέως τοῦτον πεπύσθαι τὴν πόλιν ist nicht das Geringste auszusetzen. Blaydes bemerkt zu 956: οὔποτ' ἤλπισ' ἂν Brunck, οὐδέποτ' ἤλπισ' ἂν Dobr. Qu. οὐδέποτ' ἤλπισ' ἂν vel οὐκ ἂν ἤλπισα. Postulatur certe particula ἄν. Dafür werden eine Reihe von Belegstellen citiert. Unter diesen sind die meisten solche, bei denen ἄν zwar bei ᾤετο oder ᾤμην steht, aber zu dem abhängigen Infinitiv gehört, wie τάδε γὰρ εἰπεῖν τὴν πανοῦργον — οὐκ ἂν ᾠόμην — οὐδὲ τολμῆσαί ποτ' ἄν. Es wird sogar die Stelle ἐγὼ δ' οὐδέποτ' ἂν οἶμαι — οἰκειοτέρους λόγους ῥηθῆναι τούτων citiert, ohne dafs der Verf. sich durch das Präsens über das richtige Sachverhältnis aufklären läfst. Andere Fälle wie τίς ἂν τόδ' ἤλπισεν βροτῶν τόδε; haben den Potentialis der Vergangenheit, welcher hier nicht am platze ist, weil eine bestimmte Person in frage kommt. Sollte ἄν zu dem abhängigen Infinitiv gehören, so müfste der Aor. πυθέσθαι stehen. Freilich ist ein Beispiel angeführt, wo auch der Infinitiv des Perfekts steht: Eur. Suppl. 790 τὸ μὲν γὰρ οὐκ ἤλπιζον ἂν πεπονθέναι. Allein gerade dieses Beispiel zeigt

so recht die Oberflächlichkeit, mit welcher alle möglichen und unmöglichen Belegstellen zusammengerafft sind. Man braucht nur die Stelle nachzuschlagen, um zu sehen, welchen Grund dort ἄν hat: τί μὲν γὰρ ἤλπιζον ἄν πεπονθέναι πάθος περισσόν, εἰ γάμων ἀπεζύγην. Hiernach läfst sich nun die Note zum zweiten Verse beurteilen. In diesem hat Herwerden ταύτην für τοῦτον vermutet (unter Tilgung der Interpunktion nach ἤλπισα). Blaydes stimmt bei und fügt hinzu: ipse tentabam τήνδ' ἄν vel τιν' ἄν vel τόνδ' ἄν. Dann heifst es zu πεπύσθαι: malim πυθέσθαι. In huiusmodi locutionibus aoristus plerumque adhibetur, raro perfectum (ut in Eur. Suppl. 790 d. h. in der oben angegebenen Stelle!) So wenig ist sich der Verf. über das klar, was bei uns jeder Primaner unterscheiden könnte. Im Anhang lesen wir zu der Stelle: corrigendum suspicor οὐκ ἂν ἤλπισα (et mox τοῦτον πυθέσθαι). Der Beifall also, welcher der Konjektur von Herwerden gespendet worden, wird wieder zurückgenommen. So könnte man meinen, wenn es nicht zum folgenden Vers hiefse: Qu. τήνδ' ἄν πυθέσθαι τὴν πόλιν. fr. 964. Sed in v. 1034 ἐς τὴν πόλιν (sine τήνδε). So sind wir denn endlich zum Anfang zurückgekommen und sehen, dafs alles in Ordnung ist.

Doch wir dürfen auch nicht ungerecht sein und im Ärger über das unwissenschaftliche Verfahren den relativ immerhin bedeutenden Wert des Buches verkennen. Wie schon angedeutet, wird ein neuer Herausgeber demselben vielfache Anregung entnehmen und die reichhaltige Sammlung von Beispielen wird gute Dienste leisten. Es sind auch unter den Konjekturen recht ansprechende Verbesserungen, nur ist die Auslese unter der unabsehbaren Menge schwer. Wir erwähnen z. B. τὰ πετεινὰ für ἅπαντα 182, die treffliche Herstellung von 1282 ἐκόμων, ἐπίνων, ἐσωκράτιζον, ἐρρύπων (vgl. Lys. 279 πινῶν, ῥυπῶν. Nihili est verbum σωκρατεῖν seu σωκρατᾶν), die Emendation zu 1338 γενοίμαν αἰετὸς ὑψιπέτας, ὡς ἀμποταθείην (für ὡς ἂν π.) die uns den vorher gerügten Mangel in betreff der Grammatik fast wieder vergessen läfst. Die Freude über diese letzte Emendation wird uns freilich wieder durch den Anhang etwas verdorben, wo es heifst: Qu. ἵν' ἀμποταθείην aut ὅπως ποταθείην. Vereor ut hic conveniat particula ὡς. Die Verbesserung zu 1081 ἐμβύνει πτερά hat zwar keine Wahrscheinlichkeit, aber der Anstofs an ἐγχεῖ τὰ πτερά ist jedenfalls gerechtfertigt; die Emendation ἐγχρίπτει πτερά ist dem Verf. wie vieles andere entgangen. In 1441 könnte man allerdings begreifen, dafs ein „unwissender Grammatiker“ aus Unkenntnis der Konstruktion τὰ μειράκια in τοῖς μειρακίοις geändert habe, wenn man nur in τὰ μειράκια τὰν τοῖσι κουρείοις ταδί auch den zweiten Artikel begreifen könnte. Es mufs, wie anderwärts gezeigt, καθημένοις ἐν τοῖσι κουρείοις ταδί geheifsen haben. In 593 hat Blaydes mit Bergk τὰ μέταλλ' αὐτοῖς μαντευομένοις οὗτοι δείξουσι (für δώσουσι) τὰ χρηστά geschrieben. Für das nichtssagende χρηστά hat Reiske χρυσᾶ vermutet: beide Fehler scheinen im Zusammenhange zu stehen und μαντευομένοις οὗτοι χρήσουσι τὰ κρυπτά das ursprüngliche zu sein. Vgl. Aesch. Prom. 501.

Passau. **N. Wecklein.**

D. Imperatoris Marci Antonini commentariorum quos sibi ipsi scripsit libros XII recensuit Joannes Stich. Lipsiae. In aedibus B. G. Teubneri. 1882. XVIII und 212 S.

Bei dem wachsenden Interesse für die römische Kaiserzeit wird eine kritische Ausgabe der mehr gerühmten als gekannten Betrachtungen des Marc Aurel gewifs freudig begrüfst werden. Wie notwendig diese Arbeit war, zeigt schon der eine Umstand, dafs die einzige Handschrift, welche

die Schrift vollständig enthält, bisher nur in einer Rezension benutzt werden konnte, die flüchtig und ohne ausreichende paläographische Kenntnisse vorgenommen war. (Vgl. Rhein. Museum XXXVI. S. 175 ff.) Seit der zweiten Ausgabe des Matthias Schultz vom Jahre 1821 hatte man sich begnügt, den dort sich findenden Text zu wiederholen, namentlich bietet die vielgebrauchte Ausgabe Fr. Dübners nach dessen eigener Erklärung (Praef. p. V) nur einen Abdruck desselben.

Das Verdienst der vorliegenden Ausgabe besteht darin, dafs der Herausgeber zum erstenmal den cod. A (= Vat. 1950) genau kollationiert, dafs er das Verhältnis von D (Darmstadinus 2773) zu dieser Handschrift bestimmt und dafs er vier Handschriften der Klasse X zum erstenmal verwertet hat.

Die beste Handschrift, der Palatinus, welcher der Ausgabe des Xylander von 1559 zu grunde liegt, ist verloren gegangen. Der schon genannte Vat. 1950 (A) ist im vierzehnten Jahrhundert von einem des Griechischen wenig kundigen Schreiber wahrscheinlich als Diktat geschrieben. Die neue Kollation ergab, dafs manche diesem zur Last gelegte Fehler auf Rechnung von Winkelmann und Assemanni zu setzen sind, denen Matthias Schultz die Lesarten dieser Handschrift verdankte.

Während A dem Palatinus der editio princeps bis zu einem gewissen Grade selbständig gegenübersteht, ist D, welcher 109 Fragmente der Schrift enthält, mit A aus derselben Quelle geflossen und bietet, da er viel sorgfältiger geschrieben ist, eine erwünschte Handhabe zur Korrektur dort sich findender Flüchtigkeiten. Das Bestreben des humanistisch gebildeten Schreibers einen lesbaren Text herzustellen, nötigt freilich zur Vorsicht. So kann man z. B. dem Zweifel des Herausgebers nur recht geben, ob es wohlgethan gewesen sei, II. 6 die Lesart βραχὺς γὰρ ὁ βίος ἑκάστῳ in den Text aufzunehmen.

Abgesehen von M. 1, dessen Verhältnis zu den übrigen codd. nicht ganz klar scheint, liegt in fünfzehn Handschriften eine Fragmentsammlung vor, welche ca. 43 Stücke in vierfach verschiedener Reihenfolge enthält. Diese Fragmente sind gröfstenteils mit Exzerpten aus Älians Tiergeschichten vermischt. Aus der Überschrift in L. 1, sowie aus inneren Gründen folgert der Herausgeber wohl mit recht, dafs der bekannte Epitomator Maximus Planudes diese wunderliche Vermischung zu moralisch-paränetischen Zwecken vorgenommen hat.

Dafs sich aus diesem Material eine recht mangelhafte Überlieferung ergibt, leuchtet von selbst ein. Auch P. zeigt häufig dieselben Lücken wie die übrigen codd. Daraus erklärt und rechtfertigt sich das eklektische Verfahren des Herausgebers: die Trennung der Überlieferung von A. P. und X. hat erst ziemlich spät stattgefunden: im Grunde liegt nur e i n e Tradition vor. Der Konjekturalkritik ist ein weites Feld geöffnet. Manche Vermutung von Gataker und Coraes hat die jetzt gewonnene genaue Kenntnis des handschriftlichen Textes bestätigt. Auch der von dem Herausgeber im Rh. Mus. l. c. geäufserte einleuchtende Vorschlag, III. 3 statt ἢ περίεστι zu schreiben: λατρεύων τοσούτῳ χείρονι τῷ ἀγγείῳ, ἥπερ ἐστὶ τὸ ὑπηρετοῦν fand er nachträglich in D.

So hatte denn der Herausgeber in dem kritischen Apparat die Aufgabe zu lösen, mit Ausscheidung der zahlreichen Itacismen und offenbaren Schreibfehler diejenigen Lesarten anzuführen, welche dem Leser ein selbständiges Urteil über den Wert der Handschriften ermöglichen, und welche ihn befähigen, in zweifelhaften Fällen selbst zu entscheiden. Zahlreiche Konjekturen sind angeführt — schwerlich findet sich eine Seite des Buches, die nicht mehrere enthielte — die Aufnahme in den Text ist sparsam er-

folgt, eigene Vermutungen des Herausgebers sind nur sehr selten verwertet Die Urheber der Vermutungen sind stets genannt; vielleicht hätte das grundlegende Werk Gatakers noch mehr als es geschehen ist, ausgebeutet werden können. So ist XII. 27 Gat.'s Vorschlag, ὑπὸ ἀτυφίᾳ in ἐπὶ ἀτυφίᾳ zu verwandeln, nicht erwähnt, was um so mehr hätte geschehen sollen, da die gleiche Verbesserung desselben von ὑφ' ᾗ σεμνύεται VI. 13 in ἐφ' ᾗ durch die codd. X bestätigt wurde und dort in den Text aufgenommen ist. Ebenso hat bereits Gat. VII. 15 ὅτι ἄν τις ποιῇ, VII. 17 ἢ ἡγεμονικὸν ἀγαθὸν, VII. 52 καββαλικώτερός σου τίς ἐστι konjiziert. Von späteren Arbeiten über Marc Aurel ist als besonders fruchtbar eine Abhandlung von A. Nauck hervorzuheben: de Marci Antonini commentariis Annales academ. Petrob. XXXVIII. p. 196—210. Es ist gewiſs zu billigen, daſs der Herausgeber nicht wenige dieser Vorschläge acceptiert hat. Ebenso ist sein Verfahren bei der Abgrenzung der Fragmente gewiſs das Richtige. Ohne die seit Casaubonus übliche Paragraphen-Zählung zu verändern, hat er doch nach den Handschriften an manchen Stellen neue Absätze eintreten lassen.

Der alte Titel der Schrift ist beibehalten. Stich hatte im Rhein. Museum vorgeschlagen, den in den codd. X sich findenden Titel ἐκ τῶν καθ' ἑαυτόν zu adoptieren. Hierfür spreche der Sprachgebrauch des Schriftstellers, denn X. 36 und XII. 4 finde sich καθ' ἑαυτόν mit λέγειν und ἐνθυμεῖσθαι verbunden. Das εἰς der editio princeps stamme wohl nicht aus P., sondern habe den Xylander zum Urheber, der es als nostra lectio bezeichne. Da in A und D der Titel fehlt, würde vielleicht das καθ' aufgenommen sein, wenn nicht inzwischen durch Mo 1. der Xylandersche Titel sich als handschriftlich überliefert herausgestellt hätte. Glücklicherweise! Denn die Stellen X. 36 und XII. 4 würden nur dann einige Beweiskraft haben, wenn die gangbare Übersetzung unzweifelhaft richtig wäre. Dies ist aber nicht der Fall. Abgesehen von den Worten des Suidas: ἔγραψε τοῦ ἰδίου βίου διαγωγὴν ἐν βιβλίοις ιβ' — der I n h a l t der Aphorismen kann wohl nicht besser ausgedrückt werden, als durch die Übersetzung Gatakers „de rebus suis sive de eis, quae ad se pertinere censebat." Ähnlich Jo. Carion. chron. I. 3. „M. Antonini liber de se ipso." Wie häufig stellt M. A. Betrachtungen an, wie V. 25 ἄλλος ἁμαρτάνει. τί εἰς ἐμέ; u. s. w. (so ist zu interpungieren)! Zum Ausdruck vgl. noch Eunapius bei Gataker: τὰ ἐς αὐτὸν θεοῦ τινὸς προνοίας τετυχηκέναι.

In diesem Falle also bedauern wir nicht, daſs der Herausgeber eine von ihm vorgeschlagene Änderung nicht verwertet hat. Anders steht es mit I. 3., einer Stelle, die deutlich zeigt, wie wichtig die Berücksichtigung der philosophischen Terminologie jener Zeit auch für die Textkritik ist. Die Vu. hat ἐφεκτικόν, A ἀφετικόν. Stich vermutete im Rh. Mus. ἀφεκτικόν. Er hat dies nicht aufgenommen, vermutlich weil V. 20. ἐφεκτικόν vorkommt, während sich das andere Wort bei Marcus Antoninus nicht findet. Aber dort steht jener Ausdruck in der sinnlich-bildlichen Bedeutung „hemmend", während I. 3. der Sinn: „zur Enthaltsamkeit willig" gefordert wird. Dies wird aber von demjenigen Schriftsteller, der mit dem unsrigen nach Inhalt und Ausdruck am meisten verwandt ist, von Epictet, durch ἀφεκτικός ausgedrückt, (Epict. diss. II. 22. 20. IV. 4. 18) während ἐπέχειν und ἐφεκτικός von Epiktet und von den späteren Philosophen überhaupt stets von dem Suspendieren des U r t e i l s, der Skepsis, verstanden wird, wenn es nicht in der ursprünglichen, sinnlichen Bedeutung verwandt wird, z. B. Epikt. I. 14. 7. ἐφεκτικῶς κινεῖσθαι „sich skeptisch verhalten", I. 28. 2. III. 3. 2. Sext. Empir. Pyrrh. I. 7. ἡ σκεπτικὴ ἀγωγὴ καλεῖται καὶ ἐφεκτικὴ cf. I. 209. — Diog. Laert. I. 16. ἐφεκτικοὶ καλοῦνται, ὅσοι ἐπέχουσι περὶ πραγμάτων ὡς ἀκαταλήπτων. Es ist hiernach I. 3. ἀφεκτικός zu schreiben.

Bei der Mangelhaftigkeit unserer Überlieferung ist es doppelt wichtig, den Sprachgebrauch des Marcus Antoninus mit dem des Epiktet zu vergleichen, dessen Encheiridion er citiert, dessen ὑπομνήματα er als wichtig für seinen Bildungsgang I. 7. erwähnt und XI. 34—36 verwertet. XI. 37. u. 38. überliefert er sogar sonst verloren gegangene Fragmente der Dissertationen (fr. 177. 178). Leider ist Schweighäusers Index Graecitatis im dritten Bande seiner Epicteteae philosophiae monumenta nicht so vollständig wie man verlangen müfste. Er enthält nicht nur nicht alle Stellen, sondern es fehlen auch Wörter; so z. B. der stoische terminus ἀπόσπασμα, der M. Anton. V. 27. und Epict. diss. II. 8. 11., I. 14. 6. sich findet.

So wichtig aber der Vergleich mit verwandten Schriftstellern für den Text Marc Aurels auch ist — wenn irgendwo so gilt es hier, das Buch aus sich selbst zu erklären und zu emendieren. Die uns so modern anmutende Subjektivität des Autors führt dazu, auch gewöhnlichen oder entlehnten Gedanken eine originelle Form zu geben, oft in recht forcierter Weise. Aus diesen Gründen ist der Index Graecus am Schlufs der Stich'schen Ausgabe nicht nur eine wertvolle, sondern eine notwendige Zugabe. Leider sind nur solche Wörter aufgenommen, die für Lehre und Leben des Kaisers, für Grammatik und Kritik wichtig erschienen. Die Unterscheidung dürfte doch oft recht schwierig sein! Als fehlend ist mir aufgefallen τρέπειν (V. 19. VI. 8) — während περιτρέπειν VIII. 35., eine nicht in den Text aufgenommene Konjektur, sich findet, und παρεγγύς V. 23.

Trotz Renan'scher Apotheosen — und Bruno Bauer'scher Hypothesen wird der Eindruck, den die Schrift hinterläfst, doch für manchen Leser unbefriedigend sein. Dennoch bleibt das Buch merkwürdig und bedeutend für die Geschichte des menschlichen Geistes und seine Anschauungen über Gott, Welt und Ich. Die Umsicht und Sorgfalt des Herausgebers hat allen denen, die dafür Sinn haben, ein unentbehrliches Hilfsmittel und eine passende Handhabe geboten.

Königsberg in Preufsen. Dr. C. Franklin Arnold.

Monumenta tachygraphica codicis Parisiensis latini 2718 transscripsit, adnotavit, edidit Guilelmus Schmitz. Fasciculus prior formulas et capitulare Ludovici Pii Aquisgranense continens. Adiectae sunt XXII tabulae phototypae notarum tironiarum simulacra exhibentes. Hannoverae, in bibliopolio Halmiano, 1882. 4. VIII und 50 S. 22 Taf. 10 ℳ.

Der Codex latinus 2718 zu Paris enthält von Blatt 72—134 mit kleineren oder gröfseren Unterbrechungen in tironischen Noten: Eine Sammlung von 55 Formeln aus der Zeit Ludwigs des Frommen, ungefähr aus den Jahren 828—32, ein Kapitulare, wahrscheinlich aus dem Jahre 817 und endlich eine alte Interpretation der Schrift περὶ κατανύξεως von Johannes Chrysostomus. Die beiden ersten hat — eine einzige Formel ausgenommen — Carpentier in seinem Alphabetum tironianum zu Paris 1747 herausgegeben, nachdem ihm mit der gröfsten Mühe eine Übersetzung der Noten gelungen war. Dafs dieselbe keineswegs fehlerfrei ist, erscheint für die damalige Zeit bei dem Mangel jeglichen Vergleichsmaterials wohl begreiflich. Aber er hat den Faden in dieses tironische Labyrinth hineingeleitet. Kopp hat ihn anfangs dieses Jahrhunderts durch seine Palaeographica critica eine gute Strecke fortgeführt und weit gegen das Innerste hinein ist Schmitz schon durch seine bisherigen Publikationen gedrungen, die zum Teil auch in diesen Blättern (B. XVI, S. 334 f. und XVII, S. 356 f.) besprochen sind.

Nun hat er durch Herausgabe der vorliegenden Monumenta tachygraphica, die er auf Veranlassung des berühmten Herausgebers der Monumenta Germaniae historica, Professor G. Waitz, gern übernommen hat, ein neues Verdienst zu seinen bisherigen gefügt, indem er seine Bemühungen fortgesetzt hat, uns neues Material zugänglich zu machen. Die 22 Tafeln sind in gelungenster Phototypie wiedergegeben und somit ganz geeignet, uns die mit grofsen Schwierigkeiten verbundene endgiltige Enträtselung des Geheimnisses der tironischen Noten wesentlich zu erleichtern. Wer die bisherigen Veröffentlichungen des gelehrten Herrn Verfassers verfolgt hat, der weifs, mit welch peinlicher Sorgfalt er bei der Interpretation des Textes zu werke geht, welcher nur Lob zu spenden ist. Der Fortsetzung der schönen und nutzbringenden Arbeit sehen wir mit dem gröfstem Interesse entgegen.

Neuburg. Dr. F. Ruefs.

Die Annalen des Tacitus. Schulausgabe von Dr. A. Dräger. 1. Bd. Buch I—VI. Vierte Auflage. 2. Bd. Buch XI—XVI. Dritte Auflage. Leipzig, Teubner. 1882.

Der charakteristische Vorzug der genannten Ausgabe sind, wie sich von dem Verfasser der historischen Grammatik der lateinischen Sprache und der Syntax des Tacitus nicht anders erwarten läfst, die sprachlichen Erläuterungen und Bemerkungen, denen gegenüber die sachliche Erklärung auf das Notwendigste beschränkt ist; ja nicht selten mufs man gestehen, dafs das grammatische und stilistische Element des Kommentars das sachliche zu sehr in den Hintergrund gedrängt hat, nicht zum Vorteil des Schülers, bei dem für die genetische Entwicklung des taciteischen Stiles oder für die Geschichte eines Wortes oder einer Konstruktion kein so lebhaftes Interesse vorausgesetzt werden kann als für historisch bedeutsame Erscheinungen des antiken Lebens.

Die vorliegenden neuen Auflagen zeigen durchweg die bessernde Hand des Verf. Die Änderungen bestehen meistens in Ergänzungen oder Berichtigungen, die sich auf die sprachliche Erklärung beziehen; viele Bemerkungen über den Sprachgebrauch des Schriftstellers oder über das Vorkommen eines Wortes in der lateinischen Litteratur überhaupt werden berichtigt oder erweitert, indem zu vielen Wörtern, die in früheren Auflagen als ἅπαξ λεγόμενα bezeichnet waren, Belegstellen aus andern Schriftstellern beigebracht werden. Um zu einzelnen Stellen überzugehen, bemerke ich, dafs ich mich schon im 12. Band dieser Zeitschrift S. 49 gegen Drägers Auffassung der Worte proeliorum vias ann. II, 5, 5 ausgesprochen habe. II, 39, 6 könnte in der Anmerkung über den substant. Gebrauch von ausum auch auf XI, 8, 8 ut erat magnis ausis promptus verwiesen werden. Die Bemerkung über colere ohne Objekt in der Bedeutung „wohnen“ II, 41, 8 sollte schon I, 56, 2 stehen, da das Verbum auch hier in der gleichen Bedeutung vorkommt. I, 62, 1 wird es als eine „Nachlässigkeit“ des Schriftstellers gerügt, dafs Kap. 61 u. 62 mit igitur beginnen und auf Cäsar b. g. 1, 3 verwiesen, wo zwei Perioden hintereinander mit ad eas res conficiendas anfangen. Diese Anmerkung wäre besser weggeblieben; denn erstens pafst der Vergleich mit Cäsar ganz und gar nicht, zweitens kann man von keiner stilistischen Nachlässigkeit sprechen, wenn ein Wort wie igitur in so weitem Zwischenraume sich wiederholt. Dafs uns dies mehr als den Alten in die Augen fällt, ist ja nur eine Folge der willkürlichen Kapiteleinteilung. XII, 14, 17 wird als Parallelstelle für

den Dativ ostentui auch h. I, 78 angeführt, mit Unrecht; hier hat die Handschrift ostenta, wofür die Ausgaben mit recht ostentata setzen. XIII, 52, 6 werden als Beleg für die Konstruktion von postulare mit dem Inf. auch die Stellen a. II, 50 u. h. IV, 2 angeführt, die nicht ganz passen, da an diesen der Acc. c. Inf. steht. XIV, 2, 16 hätte der intransitive Gebrauch von durare durch den Hinweis auf G. 33 duret gentibus si non amor nostri, at certe odium sui belegt werden können. XIV, 16, 6 werden als Parallelstellen für den tropischen Gebrauch von instinctus und impetus zwei Stellen aus Cicero angeführt; viel näher wäre es gelegen, auf Tacitus selbst zu verweisen, der h. I, 57 dieselben Ausdrücke in gleichem Sinne verbindet. XIV, 19, 5 heifst es: „diversus mit dem Genetiv nur hier und XIII, 26; aber auch h. IV, 84 steht bei diversus der sogenannte Genetivus relationis: *animi*. XI, 27, 1 mufs die Anmerkung: „visum iri, der einzige Inf. fut. pass. bei Tacitus" den aufmerksamen Schüler befremden, wenn er bald darauf a. XIV, 20, 19 liest auctum iri, ohne darüber aufgeklärt zu werden, dafs dies eine allerdings sehr wahrscheinliche Konjektur Madvigs ist statt des überlieferten augurii. XIV, 22, 20 mufs die Anmerkung über potus sacros dahin rektifiziert werden, dafs den Griechen und Römern Quellen, Bäche und Flüsse überhaupt heilig waren als Aufenthaltsort der Nymphen und Flufsgötter. XIV, 59, 18 wäre eine kurze Bemerkung über eo nomine in der Bedeutung „deshalb, aus diesem Anlafs" am platze gewesen. Von störenden Druckfehlern sei a. II, 33, 16 der Ausfall der Präposition ad, sowie V, 5 quaestus statt questus notiert.

Augsburg. G. Helmreich.

Boethiana vel Boethii commentariorum in Ciceronis topica emendationes. Ex octo codicibus haustas et auctas observationibus grammaticis composuit Dr. Thomas Stangl. Dissertatio inauguralis Monacensis. 1882. Prostat Gothae, apud Fr. Perthes. 8°.

Von den Erklärungswerken zu Ciceros Schriften aus dem Altertum sind in neuerer Zeit die der Rhetoren von Halm in den Rhetores minores, Asconius von Kiefsling und Schoell, der sog. Scholiasta Gronovianus vom Referenten bearbeitet worden.[1]) Die noch übrigen Scholia Bobiensia und des Boethius Kommentar zu den Topica will Hr. Stangl neu herausgeben. In der vorliegenden Schrift gibt er gewissermafsen einen Prodromos seiner künftigen Ausgabe des Boethius. In der Einleitung verbreitet er sich über die früheren Ausgaben von Baiter (1833) und Migne (1861), deren Mangelhaftigkeit hauptsächlich darin besteht, dafs ersterer die Arbeiten seiner Vorgänger im 16. Jhd. viel zu wenig benutzte, letzterer ganz kritiklos bei der Auswahl der Lesarten verfuhr. Diesen Textrezensionen gegenüber darf man von der künftigen Stangls einen bedeutenden Fortschritt erwarten. Es stehen ihm aber auch ganz andere Hilfsmittel zu gebote. Denn während die Handschriften, welche Baiter benutzte, wie sich jetzt herausstellt, gerade die minderwertigen sind, war es St. vergönnt, zuerst acht weitere und zum gröfsten Teile bessere Handschriften heranzuziehen, nämlich 5 Münchener (M_1—M_5), 2 Bamberger (B_1 und B_2), 1 cod. Einsiedlensis (= E).

[1]) Eine scharfsinnige Untersuchung über den Schol. Gron. hat Stangl in seiner kürzlich erschienenen Habilitationsschrift angestellt.

Ein weiterer Vorteil liegt für St. darin, dafs wir erst den Forschungen der letzten Jahrzehnte ein genaueres Bild der späteren und spätesten Latinität und besonders deren Verschiedenheiten von der klassischen verdanken. Denn das war ja ein Hauptirrtum der früheren Herausgeber dieser Erklärungsschriften, dafs sie bei der Rekognition des Textes von der ciceronischen Latinität ausgehend viele unnötige Korrekturen aus Unkenntnis des späteren Sprachgebrauches machten. Wie sehr St. seine Bekanntschaft mit der diesbezüglichen Litteratur zu statten kam, zeigt eine Reihe von gelungenen Verbesserungen, resp. Rettungen der von seinen codd. überlieferten Lesarten. Dabei unterstützten ihn in vortrefflicher Weise die indices von Friedlein zu Boethius de institutione arithmetica etc. und von Meiser zu Boethius commentar. in librum Aristotelis περὶ ἑρμηνείας. An der Hand dieser Hilfsmittel ist es nicht zu verwundern, wenn St. in den meisten Fällen mit sicherem Griff aus der oft nicht geringen Zahl der zur verfügung stehenden Lesarten die richtige auswählt. Der Verf. versteht es auch ganz trefflich die — wie in der Natur der Sache liegend — oft etwas trockenen Ausführungen durch sprachliche Exkurse interessant zu machen. Und die Sprache des Boethius de ist allerdings dazu angethan, in vielfacher Hinsicht den Kenner der lateinischen Sprachgeschichte anzuregen, weil in ihr so verschiedene Bestandteile verschiedener Sprachperioden und Sprachgattungen zusammenfliefsen, dafs uns mancher Satz wie ein aus verschiedenen Stücken zusammengesetztes Kleid anmutet. Da ist zuerst zu erkennen eine oft wortwörtliche Nachahmung ciceronischer Diktion (s. unten). Dazu kommt zweitens der häufige Gebrauch dichterischer Wörter und Redensarten. Doch überwuchern diese künstlichen Gewächse seinen Sprachboden nicht so, dafs nicht auch die Eigentümlichkeiten seiner Sprache und besonders der seines Jahrhunderts deutlich sichtbar würden. So gemahnen uns Worte und Phrasen wie *vel* = et, atque, *trinus* p. 351, 30 = triplex, *plurimum differens* p. 300, 27, *valde evidentior* = multo ev. u. a m. lebhaft an die sinkende Latinität. Doch der Hr. Verf. will ja selbst an einem anderen Orte sich die Sprache des B. zum Gegenstande nehmen, obwohl auch schon in dieser Schrift, wie bereits erwähnt, manche feine Bemerkung uns begegnet, wie p. 56 über *gaudia* = la joie, p. 64 über *aestimare* = existimare, ibid. über die Entwertung des Komparativs im Sinne eines Positivs, wo noch verglichen werden kann Süfs in den Catulliana act. Erlang. I p. 34. 35, p. 95 ff. über die Adjektiva auf — *osus* und *uosus* etc.

Diese allgemeinen Bemerkungen mögen genügen zur Charakteristik des reichhaltigen Inhalts der Stangl'schen Schrift. Im einzelnen verteilt sich der vorgeführte Stoff so, dafs im 1. Teile über die Handschriften eingehend gehandelt wird, die bekanntlich sämtlich die VII Bücher des Kommentars nicht vollständig geben. Während aber alle übrigen bis § 73 der Top. reichen, bietet der cod. Parisinus Regius n. 7711 saec. XII allein ein Fragment zu § 76 und 77, pag. 390—395 Baiter.

St. will über die Autorschaft dieses Fragments demnächst in diesen Blättern handeln[1]); so viel aber aus seiner Anführung der Schrift als der des Pseudo-Boethius hervorgeht, spricht er sie dem Boethius ab. Auf mich hat die Sprache dieses Traktates ebenfalls den Eindruck gemacht, dafs sie eine ganz verschiedene sei von der des B. Ich weise hier nur hin auf 395, 6 ex quo intelligi *datur* = potest (wie bei Commodian und Jul. Valer., s. m. Aufs. in d. Zeitschr. f. österr. Gymnas. 1882. p. 433),

[1]) Dieser Aufsatz ist mittlerweile in den Fleckeisen'schen Jahrbb. 1883 p. 193—218. 285—301 zum Abdruck gekommen.

392, 7 *coauditor et condiscipulus*, welches erstere Wort sonst nirgends sich findet (bei Georges 7. Aufl. fehlt es ganz), p. 390 *sequax* von den Anhängern einer philosophischen Sekte, wie öfters bei Cassiod.

Im zweiten Teile (p. 17—62) werden die leichteren Fehler besprochen. Als unzweifelhaft richtig heben wir hervor die Lesarten des Münchener codd. zu p. 271, 17 quare *hinc* de etc., p. 278, 97 perquisitis *nititur* argumentis statt utitur. Zu p. 279, 40 ist als Druckfehler stehen geblieben *simiter* statt similiter; p. 292, 19 ist zu der Stangl'schen Emendation ,quae est haec hominum pravitas, quae *tanta* (statt *tantae* codd.) est imprudentia caecitas' auch noch zu vergl. Cic. R. Am. § 17 quid hic incredibilis cursus, quid haec *tanta celeritas* . . significat?

Mit p. 63 beginnt der dritte Teil, enthaltend die *menda graviora*. Zu p. 284, 1 ist notiert, dafs *derelinquere* Cic. Acad. 3, 51, 120 stehe; das Versehen ist offenkundig, da die Acad. nur 2 Bücher haben, der richtige locus ist Verr. 3, 51, 120. — p. 70 steht Bünnemann statt Bünemann, p. 80 sudiosus statt *studiosus*. — p. 335, 35 wird sed respondebo *leviter* richtig geändert in *breviter* unter Hinweis auf p. 376, 12 his respondere *breviter* existimo. Es ist, soviel ich weifs, noch nicht bemerkt, dafs B. sowohl an dieser letzteren Stelle, der praefatio des VI., wie in der praef. des II. Buches die Anfangsworte Ciceros in seiner Schrift de finibus nachahmt; wir stellen sie hier einander gegenüber:

Boeth. praef. lib. II.	Cicero de fin. I, 1
In tam difficillimi operis cursu *non sum nescius*, mi Patrici, quin *labor hic noster*, quem te adhortante suscepimus . . . facile *variis reprehensionibus* mordeatur. *Nam* et illi quibus *hoc totum* disserendi *displicet* genus etc. praef. lib. VI. *Fore* quosdam, Patrici . . . non dubitaverim, qui hunc in Topicis altiorem ex philosophia tractatum *varia* obtrectatione *reprehendant*, quia inter logicam disputationem physicam interposuerat. Hi vero sunt, vel quibus *hoc totum philosophari displiceat*, vel qui . . . sed *contra* priores . . . . *saepe multumque responsum est*. Iis vero qui . . putent *respondendum breviter existimo*.	*Non eram nescius*, Brute, . . . *fore ut hic noster labor in varias reprehensiones incurreret; nam* quibusdam . . . *totum hoc displicet philosophari*. Quidam autem . . . tantum studium tamque multam operam (cf. Boeth. p. 273, 18 operam studiumque consumat) ponendam in eo non arbitrantur . . . *Contra* quos omnes *dicendum breviter existimo*: quamquam philosophiae quidem vituperatoribus satis *responsum* est eo libro, quo etc.

Die Vergleichung dieser Stellen unter einander bestätigt die Behauptung Stangls, dafs die Worte ,quia inter logicam — interposuerat' in der praef. lib. VI, die in seinen codd. fehlen, interpoliert seien. Denn sowohl in der ersten Boethiusstelle wie bei Cicero beginnt nach der allgemeinen Bemerkung, dafs diese Art Schriftstellerei vielfachem Tadel begegnen werde, sofort die Aufzählung der verschiedenen Kategorien dieser Tadler. — Zu p. 341, 26 steht noch *posteriae* statt *posteriore*. Über die ebenda besprochene Verwechslung von *casus* und *causa* in den Hschr. s. auch Ruhnken z. Rutil. Lupus p. 108 und den krit. Anhang meiner gröfseren Ausgabe der Rosciana zu § 129.

Die im guten Latein geschriebene Abhandlung zeigt durchgängig Besonnenheit im Urteil und reiht sich der früheren Arbeit des Hrn. Verfassers „Textkritische Bemerkungen zu Ciceros rhetorischen Schriften" würdig an.

Schweinfurt. Gustav Landgraf.

Pseudoboethiana von Dr. Th. Stangl (= Jahrbücher für klass. Philologie 1883, S. 193—208 und 285—301).

Der Verfasser dieser interessanten Studie schenkt uns in rascher Folge eine Anzahl von gediegenen Abhandlungen, die sich auf Ciceros rhet. Schriften und Reden, insbesondere aber auf deren Scholiasten erstrecken. Während es in den Boethiana (Gotha, 1882) der Text der Kommentarien des Boethius zu Ciceros Topik ist (Cic. schol. edd. Orelli et Baiter I, p. 270—388), den der Verf. einer umsichtigen Kritik unterzieht, handelt es sich in den Pseudoboethiana um jene Appendix zu diesen Kommentarien, die nur in einer einzigen Hdschr., im Paris. reg. 7711 saec. XII enthalten ist und von Hase, der sie auffand, den geeigneten Titel de dis et praesensionibus erhalten hat (Orelli-Baiter I, 390—395).

In dem ersten der drei Abschnitte gibt Stangl eine Reihe von scharfsinnigen und auf genauester Kenntnis des Sprachgebrauchs beruhenden Textverbesserungen, von welchen einzelne erfreulich bestätigt wurden durch eine von Alfred Schöne vorgenommene Neuvergleichung des Parisinus (s. Stangl, S. 300 Anm.); Stangl erhärtet, dafs im Par. nicht das Originalfalsifikat vorliegt, sondern nur eine durch schwere Schreibfehler verunstaltete Abschrift desselben.

Im 2. Abschnitt, welcher zunächst dem ächten Boethius als einem ehrlichen, seine Quellen stets nennenden Autor das verdiente Lob spendet, wird alsdann der gröfste Teil der Schrift de dis et praesens. als fremdes Eigentum nachgewiesen und der Verf. als unbedeutender Kompilator enthüllt, der sich ziemlich unbeholfen mit den fremden Federn schmückt; es wurden namentlich Chalcidius, Cic. Tuscul. und Augustinus de civ. dei von ihm geplündert, wobei zur besseren Bemäntelung des Raubes allerlei Phrasen aus dem ächten Boethius dienen mufsten. Bezweifeln möchte ich, ob das Argument Stangls 295 f., wonach des Boethius Achtung vor dem Heidentum und seine zurückhaltende Stellung zum Christentum es demselben nicht erlaubt hätte, sich über das alte Orakelwesen skeptisch zu äufsern (Or. 394, 12—17), so stark betont werden darf. Indessen es genügen ja die übrigen Gründe Stangls vollauf, um den Verf. als Fälscher zu erkennen. Auf S. 296 f. liefert Stangl den Nachweis bezüglich des äufseren Anlasses zur beschränkten Fortsetzung der Boethiuskommentarien; es schien dem Kompilator wünschenswert, dafs die von Boethius unerklärt gelassene anziehende Partie in Cic. Topik § 76 fin. „de virtute (deorum)" und § 77 „de testimoniis divinis" noch in den Bereich der Erklärung gezogen werde, um hiemit, da Boethius selbst den § 78 vorweggenommen hatte, einen einigermafsen abrundenden Abschlufs zu erreichen; sich über § 78 in ein neues Gebiet hinauszuwagen kam unserm Kompilator nicht in den Sinn.

Im 3. Abschnitt wird durch Vergleichung der Lesarten in gleichzeitigen und älteren Handschriften zu Chalcidius — Cicero — Augustinus und durch die Thatsache, dafs in allen Boethius-Hdschr. s. X u. XI jener Zusatz des Parisinus fehlt, der Beweis geführt, dafs der Verf. des in rede stehenden Traktates de dis et praes. nicht vor dem XI./XII. Jahrhundert

geschrieben hat und dafs seine Heimat in Frankreich zu suchen ist. Notker Labeo ist übrigens nicht 1002, sondern 1022 gestorben und die neuesten Publikationen auf diesem Gebiete stammen nicht von R. Peiper, sondern von P. Piper (Altona).

Würzburg. Georg Schepfs.

P. Willems, Le sénat de la république Romaine. Section II. Les attributions du sénat. Louvain. Ch. Peeters. 1883. 784 S. gr. 8.

Auf den ersten, von der Zusammensetzung des Senats der römischen Republik handelnden Teil des Willems'schen Werkes, welches sich auch die Anerkennung wissenschaftlicher Gegner zu erringen wufste, ist nach einem Zwischenraum von fünf Jahren, innerhalb deren das teilweise hiemit zusammenhängende Droit public romain des nämlichen Verfassers in 4. Auflage erschien (Bd. XVII, 123—124; die 5. Auflage ist bereits unter der Presse), der zweite Band erschienen, der die weitverzweigten, teils durch Gesetze bestimmten, teils durch die Tradition festgestellten Kompetenzen einer den mos maiorum treulich hütenden Körperschaft zum Gegenstand hat. In betreff der wissenschaftlichen Qualität und Tendenz des Verf. ist auf früher Gesagtes (Bd. XV, 86) hinzuweisen; hinzuzusetzen ist nur, dafs W. auf seinen im 1. Bd. dargelegten Resultaten oder Hypothesen nicht blos stehen bleibt, sondern sein System noch durch neue Gründe stützt und weiter ausbaut, um hier eine Schwierigkeit zu beseitigen, dort einen der dunklen Punkte aufzuhellen, deren die römische Verfassungsgeschichte noch immer genug zählt. Denn so vielfach betreten auch die Pfade der römischen Altertumswissenschaft besonders in unserm Jahrhundert sind, so liegen uns doch noch in vielen Dingen statt endgiltiger Lösungen nur Probleme vor, denen freilich die Autorität der Forscher sehr häufig den Stempel der objektiven Wahrheit aufzudrücken vermag. W. aber begnügt sich nicht damit, die Untersuchungen seiner Vorgänger einfach nur zu registrieren; er unterstellt jedes Einzelne noch einmal der kritischen Loupe, auch wenn schon ein unantastbares Resultat vorzuliegen scheint. So gelangt er, immer an der Hand der Quellen, deren Eigenartigkeit oder Mangelhaftigkeit die Erkenntnis des Richtigen oft bedeutend erschwert, ebenso häufig zu neuen Ergebnissen, als er die Umkehr zu früheren Prinzipien befürwortet. Sehr lehrreich sind in dieser Beziehung die Abschnitte über das Interregnum und über die Beziehungen des Senats zu den Komitien; um so lehrreicher, als nun auch Madvigs „Verfassung und Verwaltung des röm. Staates" vorliegt. Ein längeres Verweilen bei diesen an Kontroversen so reichen Partien wird deshalb wohl als entschuldbar gelten; zugleich möge die gelegentliche Äufserung einer gegenteiligen Ansicht nicht als ein Eingriff in die Kompetenzen zünftiger Forschung betrachtet werden.

W. beginnt mit den Attributen, die der röm. Senat hat, wenn die Auspizien zu ihm zurückkehren, wenn also in prähistorischer Zeit der Thron durch des Königs Tod erledigt wird oder in historischer Zeit bei Ablauf der Amtszeit der bisherigen Konsuln neue noch nicht gewählt sind oder beide Konsuln abdanken oder im Amtsjahr sterben. In diesen Fällen wählt der Senat den ersten Interrex, der erste den zweiten und so fort, bis wieder regelmäfsige Träger der Exekutive gewählt sind. Im 4. Jhdt. erscheinen bei Interregnen bereits periodische, wahrscheinlich gleich anfangs aufgestellte Listen; die überlieferten Interreges repräsentieren sich zu allen Zeiten als patrizisch-kurulische Senatoren, die aber, soweit es sich jedesmal um den ersten handelt, vom ganzen Senat, nicht durch Senatoren blos patrizisch-kurulischer Stellung gewählt werden, wie noch Madwig l. c.

und Soltau (Über Entstehung und Zusammensetzung der altrömischen Volksversammlungen. Berlin. 1880) annehmen. Der jeweilige Interrex ist im Besitz der Auspizien; er leitet die Geschäfte und präsidiert dem Senat, bis die Wahl der obersten regelmäfsigen Magistrate erfolgt ist; seit aber die Volkstribunen das ius agendi cum patribus haben (vgl. auch das Interregnum 53 v. Chr. bei Cass. Dio 40, 45), bleibt dem Interrex (selbstverständlich aber nie dem ersten) nur noch die Präsidentschaft bei den Wahlversammlungen.[1])

Läfst Livre I die Tendenz erkennen, die Existenz gewisser aktiver Vorrechte, die den patrizischen Mitgliedern des Senats zugeschrieben werden, zu läugnen, so sucht W. die vielbestrittene, mit der über das Interregnum eng verbundene Frage über die auctoritas patrum (L. II) nach dem nämlichen System zu entscheiden. Die auct. patrum geht den Volksbeschlüssen voraus oder folgt ihnen; ersteres ist für Gesetzesvorschläge Regel seit der lex Publilia Philonis 339. Die patres auctores aber sind der ganze Senat, nicht das patrizische Element in demselben. Hat der populus (vor 339) die Initiative, so hat der Senat die Ratifikation; den populus von dieser zu emanzipieren ist der Zweck der Gesetze von 449, 339 und 286. Diese Emanzipation ist erst mit der prealablen auct. patrum möglich. Somit bekämpft W. die Hypothese Niebuhrs (Beckers, Schweglers, Walters, Clasons), dafs die auct. patrum ein Attribut der in den Kuriatkomitien vereinigten Patrizier sei, die neuere Ansicht Langes, dafs man unter patres auctores die patres fam. gentium patriciarum verstehen müsse, wofür kein positiver Beweis zu erbringen ist, und die Behauptung Huschkes und Bröckers, die von Mommsen verteidigt und von Christensen und Herzog angenommen wird, dafs die patres auctores die Patrizier unter den Senatoren seien. Letzterer Aufstellung wird durch die Anfechtung der Ächtheit der Rede de domo, die auch an einer später zu erwähnenden Stelle anlafs zu Mifsverständnissen gegeben, nach dem Vorgang Fr. A. Wolffs ihre Hauptstütze entzogen; durch die Rückkehr zu der vor Niebuhr herrschenden Anschauung wird auch die Annahme Ihnes und Genz', dafs die auct. patrum rechtlich nur Sache der patrizischen Senatoren war, faktisch jedoch der ganze Senat an ihr partizipierte, überflüssig.

Bis gegen das Ende des 4. Jhdts. v. Chr. hatte der Senat das Recht die Gesetze und die Wahlen des populus zu bestätigen oder zu verwerfen.[2]

---

[1]) Die Zahl der jedesmaligen Interreges ist verschieden und oft von der inneren Situation abhängig. Nicht notwendig aber ist W.s Vorschlag, Liv. 8,17 decimum hinter quintum einzufügen; heifst es doch auch Liv. 6,5 von dem letzten blos dreier Interreges: hic demum — comitia habuit. Darnach könnte der Schol. Bob. für die älteren Zeiten wohl recht haben, wenn er p. 281 behauptet, dafs gewöhnlich schon der zweite Interrex die Wahlen abhielt.

[2]) Mit seiner Behauptung S. 57 „De même que l'acte du pupille est incomplet, si le tuteur n'interpose instantanément son auctoritas, de même le vote du peuple est juridiquement incomplet et partant non obligatoire, aussi longtemps que le Sénat n'appose sa sanction“ dürfte W. wohl den Widerspruch der Juristen herausfordern. Mündig war ja doch der populus in noch wichtigeren Dingen, als Wahlen und Gesetzesvorschläge vor 339 sind; die Entscheidungen der Centurien in erster und zweiter Instanz waren unabhängig von der auct. patrum. Konsequenterweise müfste dann von 339 an der Senat mit einem pupillus verglichen werden. Richtiger scheint es von gegenseitig sich ergänzenden, zeitlich nach einander beratenden und beschliefsenden Faktoren zu sprechen.

Daraus erklärt sich die lange Dauer der patrizischen Vorrechte, auch wenn man gegen Niebuhr u. a., aber in Übereinstimmung mit den alten Quellen annimmt, dafs die Plebejer in den Kuriatkomitien mitstimmten. Volksbeschlüssen, welche die Grundlagen der Verfassung zu erschüttern drohten, hielt der Senat den Schild des mos maiorum entgegen; nur die Not der augenblicklichen Situation vermochte ihn bisweilen nova exempla anzuerkennen. So werden bei Wahlen Kompromisse geschlossen, z. B. bei der des Licinius Stolo zum Konsul; hätte es sich um die Anerkennung eines Rechtes gehandelt, so wäre der bei Liv. 7, 21 erwähnte Vorfall des Jahres 352 nicht denkbar gewesen. Kassationen einmal von den Centurien gewählter Magistrate sind unerhört; wenn dagegen 327 und 249 ein Diktator zur Abdankung genötigt ward, so versagte ihm der Senat in ersterem Falle aus religiösen Gründen, in letzterem wegen Qualitätsdefekts die Zustimmung zur lex curiata de imperio.

Die legislative Thätigkeit der Centuriatkomitien von 510—339 charakterisiert im ganzen die Anschauungen der Senatsmajorität. Die auf die Hebung der Demokratie abzielenden Reformen der Jahre 339 und 338 [1]) kamen praktisch der Demokratie nicht zu gute: das Volk wird theoretisch souverän, aber der Einflufs des Senates steigt; er hat jetzt die Initiative zur Gesetzgebung, in seiner Mitte beginnen die Diskussionen, entstehen Modifikationen, Amendierungen, Präventivmafsregeln; indem sich letztere auf die Wahlen ausdehnen, hat der Senat die Kandidaturen in seiner Hand.

Die in den concilia plebis gefafsten Beschlüsse bedürfen, soweit sie sich nur auf die Plebejer beziehen, der Sanktion des Senats nicht; griff aber die Aktion der Tribunen über diese Grenzen hinaus und veranlafste sie einen Beschlufs von allgemeinem Interesse, so war dieser ohne die auctoritas patrum nur eine Resolution, eine Forderung ohne Gesetzeskraft, die jedoch der Senat aus politischen Gründen bisweilen annahm. Gegen die Wahl der verbissensten Tribunen war der Senat ebenso machtlos, als er die richterliche und in gewisser Beziehung die gesetzgebende Kompetenz des Plebs einschränken konnte; mit der lex Hortensia werden die concilia plebis das wichtigste legislative Organ.[2])

---

[1]) Als den Autor der lex Maenia betrachtet W. den plebeischen Konsul 338 Mänius; das Cic. Brut. 14, 55 erwähnte Faktum verlegt er ins Jahr 352 und setzt es mit Liv. 7, 21 in verbindung, wo Diktator und Interreges bei den Komitien den Volkswillen ignorieren, bis der Senat den letzten Interrex L. C. Scipio observare legem Liciniam heifst. Nach W. läuft ein Irrtum Ciceros unter: der Interrex App. Claudius sei nicht der bekannte Caecus, sondern der ultrapatrizische Heifssporn App. Claudius Crassus, der Enkel des Decemvirn, in dem bei Cicero genannten Tribunen Curius aber der Vater des Konsuls 290 zu vermuten. — Darnach könnte App. Claudius Crassus, Diktator 362, der Vorgänger Scipios, mag. equitum 362, im Interregnum 352 gewesen sein, also der vorletzte Interrex; Livius erwähnt nur Scipio namentlich. Auffallend bleibt immer, dafs Cicero l. c. nur von einem Interrex spricht, der die Komitien „contra leges" abhielt, Livius dagegen von einer ganzen (periodischen?) Reihe von Verächtern der Volksabstimmung; aufserdem schreibt Cicero die Nachgiebigkeit des Senats der Energie des Tribunen Curius, Livius der Rücksicht auf curae privatae zu.

[2]) Die Legion von Hypothesen über den inneren Zusammenhang der leges von 449, 339 und 286 s. bei Willems Droit public. rom. Anm. 6 zu S. 182. W. meint so: „La lex Valeria Horatia a donné aux plébi-

Was die Tributkomitien betrifft, so sind ihre Wahlakte und richterlichen Urteile auf die Sanktion des Senats nicht angewiesen; somit konnte bis zur kurulischen Ädilität jeder gelangen, den der Senat bis zu den höheren Ämtern nicht aufsteigen lassen wollte. Die leges tributae dagegen sind ohne die auct. patrum unwirksam; da letztere bei der lex Manilia 357 eine nachfolgende, bei der lex Papiria 332 eine vorausgehende ist, so ergibt sich, dafs die Rechtsentwicklung für die Tributkomitien die gleiche ist wie für die concilia plebis. „La lex Valeria Horatia créa (?) les comices tributes et fit dépendre la force légale de leurs décisions législatives de la sanction subséquente des patres. La patrum auctoritas fut rendue préalable par la loi Publilia de 339, et abolie par la loi Hortensia de 286.“ Seit letzterer können demnach Tributgesetze und Plebiscite auch invito senatu durchgehen; es bleibt aber dem Senat sein Einflufs auf die Wahlen in den Centuriatkomitien wie auf die leges curiatae und centuriatae. Auf eine Periode von senatsfeindlichen Plebisciten und Rogationen folgt die sullanische Reaktion; die Einschränkungen, welche diese herbeiführt, werden durch die lex Licinia Pompeia beseitigt, in der man einen Hauptgrund des baldigen Sturzes der Republik zu sehen berechtigt ist.

In der Frage, ob der Senat in den letzten drei Jhdtn. der Republik das Recht hat, die Wahlen des Volkes zu kassieren oder einmal gewählte Beamte abzusetzen, weicht W. von der allgemeinen Ansicht nicht ab.[1]) Kassationen mifsliebiger Gesetzesvorschläge, die der Senat im letzten Jhdt. der Republik mit oder ohne Hilfe der Auguren vornimmt, sind Übergriffe; denn seit 339 gibt es keine konstitutionelle Gewalt mehr, um das Votum des Volkes aus formellen Gründen zu kassieren. Durch den Verordnungsweg, wie wir sagen, liefs sich zwar die Wirkung mancher lex mildern, aber nicht beseitigen. Ebensowenig konnte der Senat von Gesetzen dispensieren, obwohl er oft auf dies Recht anspruch machte; bei der lex Cornelia 67 rettete er sich nur mit der gröfsten Anstrengung das Recht der desfallsigen Initiative.

Bei Gelegenheit der Untersuchung über den amtlichen Verkehr der Magistrate mit dem Senate (L. III) spricht W. die Vermutung aus, dafs die Volkstribunen das ius agendi cum patribus 339 erhielten; dafs sie dasselbe 216 unbestritten besafsen, geht aus Liv. 22, 61 hervor, wo (unter einem Diktator) ein Tribun über die Loskaufung der Gefangenen referiert.

---

scites force de loi, à la condition d'être validés par le Sénat; la lex Hortensia abrogea cette condition; la lex Publilia Philonis ordonna que la patrum auctoritas précédât le vote des plébiscites.“ S. 82 ff.

[1]) Gerade das Beispiel des Katilinariers Lentulus beweist, dafs Absetzungen von Beamten, wie sie zur Zeit der Bürgerkriege vorkamen, ungesetzlich waren. Cassius Dio und Appian sprechen zwar von einem Zwang, den der Senat auf den der Verschwörung überführten Prätor ausgeübt: W. stützt sich dagegen auf Sall. Cat. 47 und Cic. Cat. III. 6, wozu noch Plut. Cic. 19 anzuführen ist. Übrigens läfst sich auch darauf hinweisen, dafs eine Absetzung der Beamten schon wegen der gesetzlich bestimmten Dauer der Ämter legal unmöglich war, wie sie denn auch bei den magistratus maiores und minores inkonsequent war; denn die ersteren hatten ihre Kandidatur nur mit Genehmigung des Senats stellen können, und die Wahl der letzteren vollzog sich unabhängig vom Senate. Auch die Thatsache, dafs dissentierende Beamte unter der Diktatur, die ihretwegen angeordnet wurde, weiter funktionieren, ist ein Beweis für die Unabsetzbarkeit der Magistrate.

Ist die Überlieferung auch nicht sicher, so mufs Livius doch die Thatsache für möglich gehalten haben. In betreff der lex Pupia, deren Ursprung in das Amtsjahr des Konsuls Pupius 61 verlegt wird, ist W. gegen Lange und Bardt der Ansicht, dafs durch dieselbe Senatssitzungen nur an gewissen, nicht an allen dies comitiales verboten waren; auch seien Dispensen von der lex Pupia möglich gewesen. Gegen Mommsen, der es wahrscheinlich findet, dafs die intercessio consularis, d. i. des einen Konsuls gegen den anderen in der nachsullanischen Zeit durch ein Gesetz aufgehoben worden sei, da sich sonst die Unthätigkeit des Konsuls Bibulus 59 nicht erklären liefse, weist W. auf Varro (bei Gell. XIV, 7) hin, der diese intercessio noch 71 kennt, sowie auf den durch Suet. Caes. 20 beglaubigten Umstand, dafs sich Bibulus seit seiner öffentlichen Mifshandlung durch Cäsar überhaupt nicht mehr im Senate sehen liefs, sich also der Möglichkeit seines Einspruchs vermöge der par potestas selbst beraubte; aufserdem citiert W. Suet. Caes. 28 und 29 und Caes. B. C. I, 6, wo für die Jahre 51, 50 und 49 die Existenz dieser Intercession bezeugt ist.

Dem Senat fehlen Zwangsmittel gegen die Magistrate; indirekte Mittel sind die Ernennung eines Diktators und das senatus consultum ultimum. Hiebei übt der Senat eine selbständige, bindende Gewalt aus, wie bei der Ankündigung des tumultus und des iusticium durch Konsuln und Prätoren (tumultus auch bei Ausbruch des Krieges mit Jugurtha 111). Die Legalität des s. c. ultimum bestritt schon Mucius Scaevola, Konsul 133; dafs die Volkspartei der gleichen Ansicht war, lehrt das Schicksal des Popillius, Konsuls 132 (während Opimius 120 freigesprochen ward), des Cicero und des Rabirius. Cäsar findet es in seinem Falle natürlich ungerechtfertigt; doch scheint er B. C. I, 5 die Zulässigkeit einer so extremen Mafsregel nicht überhaupt zu bestreiten.

Des weiteren wird der Einflufs des Senats auf die allgemeine Verwaltung (Verteilung der Provinzen, Verlängerung der Gewalt der Magistrate aufserhalb Roms, Bestellung der Nachwahlen, Anordnung der Diktatur, Festsetzung der Komitien, Schlichtung von Konflikten zwischen Beamten) dargethan. Speziell äufsert sich dieser Einflufs im Innern durch polizeiliche Verfügungen, in der Justiz durch die Verwendung der Prätoren[1]), temporäre Suspension der Civilprozesse u. s. w.; auf dem Gebiet des Kultus durch die Rücksichtnahme auf Prodigien und nationale Götterverehrung, durch die Nationalisierung und das Verbot fremder Kulte. Besonders ausgedehnt und von der Volkspartei am wenigsten angetastet sind die Befugnisse des Senats in bezug auf die Finanzen; nach aussen aber tritt der Senat durch seine vorbereitenden Schritte zur Kriegserklärung und zum Friedensschlufs, durch den Abschlufs internationaler Verträge, Empfang von Gesandten und Deputationen, Aussendung von Bevollmächtigten (Senatoren) so sehr hervor, dafs auswärtige Völker in ihm die eigentliche Regierung des Staates

[1]) Da es seit Sullas Diktatur mehr prätorische Departements gab als Prätoren, so machte man die 4 Ädilen nach Ablauf ihres Amtsjahres zu iudices quaestionum. Hierin stimmt W. mit Mommsen und Lange überein. Da nun aber — so schliefst er weiter — die iurisdictio urbana und peregrina und sicherlich auch gewisse quaestiones perpetuae den Prätoren allein reserviert blieben, so mufste eine doppelte Verlosung der départements prétoriens iudiciaires stattfinden. Diese werden in zwei Kategorien geteilt; die erste derselben wird unter die acht Prätoren, die zweite unter die vier Exädilen verlost.

erblickten. Die Verteilung und Verlängerung der militärischen Kommandos[1]) ist besonders seit dem hannibalischen Krieg von der gröfsten Bedeutung; desgleichen fällt die Bestimmung über die provinciae quaestorum (seit 267?), die Ernennung der Legaten (comites et adiutores negotiorum publicorum), die Verteilung der Streitkräfte zu Wasser und zu Land, die Dekretierung des Effectivstandes des Heeres und der Flotte u. s. w unter die Kompetenzen des Senates. Aber auch die Behauptung des im Felde Gewonnenen gehört mit zu den Aufgaben des Senats; die Administration Italiens und der Provinzen liegt in seiner Hand.

Im letzten Kapitel wird die Rolle erörtert, die der Senat in der letzten Zeit der Republik, von 49—29 v. Chr. spielte. Auf eine Periode der devotesten Schmeicheleien gegen Cäsar — dazu benützte der Senat seine Kompetenzen — folgt ein kurzes Sichaufraffen zu energischer Thätigkeit; aber mit der steigenden Macht Oktavians sinkt die Bedeutung des Senats, der ein seiner damaligen Zusammensetzung (Suet. Aug. 35) würdiges Ende findet.

So viel über den Inhalt des W.schen Buches. Die Klarheit der Diktion, deren sich der Verfasser erfreut, ist ein Vorzug, der auch von anderer Seite anerkannt wird; die Opposition scheint, wo sie diesmal auftritt, zuversichtlicher und entschiedener. Zu bedauern sind nur die aufserordentlich vielen Druckfehler, meist gegen Accent und Spiritus, in den griechischen Citaten; weit besser ist der Satz der lateinischen Lettern. Doch mufs auch hier S. 53 Z. 16 connaissance, 78[5] plusieurs, 82 Z. 28 cette loi ait pu, 92 Z. 9 Publilienne, 144[5] für, 145[5] rex st. nex, 177[7] consulerem, 212 Z. 18 **ei** ou **eis**, 233[5] consulum, 257[2] Criminalrecht, 291 Z. 5 quatre, 293 Z. 12 d'eux, 316[5] Liv. XXV (st. XXVII), 323[1] Jahrbücher, 338 Z 10 propriétés, 344 Z. 17 doute, 360[2] quam quanti, 386 Z. 2 que, 393[2] Z. 7 ultro, 397 Z. 3 Il y a, 411[9] cité, 438[3] toute, 458[2] Rechnungsstellung (st. Rechnungslegung), 467[2] fût, 539[3] par, 668[2] viginti, 715[1] concitarant, 774 Z. 32 lieu gelesen werden.

München. **M. Rottmanner.**

---

[1]) Gewöhnlich nimmt man nach dem Autor de domo an, dafs die bis zur lex Pompeia giltige lex Sempronia de provinciis dem Senat das Recht die Konsularprovinzen zu bestimmen erst erteilt habe. Dagegen bemerkt W. mit Grund, dafs es die Absicht des C. Cracchus nicht sein konnte, den Senat mit einer Kompetenz, die er nicht hatte, auszustatten, sondern dadurch, dafs der Senat futuris consulibus die Provinzen bestimmte, dessen politische Sympathien oder Antipathien unwirksamer zu machen. — Vielleicht war der Zweck der lex Sempr. der, das Volk schon vor der Wahl der Konsuln mit deren zukünftiger Aufgabe bekannt zu machen, damit dasselbe die hiefür geeignetsten Männer wählen konnte. Die lex Sempr. untersagte zwar — man weifs nicht warum — die tribunicische Einsprache; aber es gab, wie aus Sall. Jug. 73 hervorgeht, für die Volkspartei doch ein Mittel, in die Verteilung der militärischen Aufgaben direkt einzugreifen und bereits getroffene Verfügungen des Senats abzuändern.

[2]) Die quästorische provincia aquaria, deren Ursprung W. in die Zeit der Reformen Sullas versetzt, ist nach ihm die Wiederherstellung der alten provincia classica. Da aber eine Beaufsichtigung der Küsten Italiens nicht eine provincia tacita et quieta (Cic. Mur. 8 und Schol. Bob. 316) genannt werden kann, so wird man, worauf auch der Sprachgebrauch hinzuweisen scheint, wohl eher mit Mommsen an eine gewisse Aufsicht über die Wasserleitungen in Rom denken müssen. Wenn Vatinius qu. aquar. 63 von Cicero mit einer Specialmission nach Puteoli betraut wird (Cic. Vat. 5),

Alois Vaniček, Etymologisches Wörterbuch der lateinischen Sprache. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig. 1881. Bei B. G. Teubner. 8⁰. VIII u. 388 S. 6 ℳ.

Die erste Auflage dieses Buches ist 1874 erschienen und hat im allgemeinen recht wohlwollende Aufnahme und reichliche Benützung gefunden. Drei Jahre später hat uns der äufserst emsige und unter schwierigen Verhältnissen mit seltener Ausdauer fortarbeitende Verfasser sein umfassendes „Griechisch-lateinisches etymologisches Wörterbuch“ geboten. Indem nun Vaniček einerseits die an dem ersteren Buche gerügten Mängel, so vor allem das Fehlen der Angaben von Quellen und Citaten, aufhob und andrerseits ein noch reichhaltigeres Material wie in einer Art von Extrakt aus dem gröfseren Werke mit besonderer Bezugnahme auf das Lateinische, immer aber mit knappen, systematischen Verweisen auf die verwandten indo-germanischen Sprachen, besonders Sanskrit und Griechisch, uns geliefert hat, ist dies neue Hilfsmittel für sprachvergleichend-etymologische Studien entstanden, das in jedem Betrachte „vermehrt und verbessert“ genannt zu werden verdient. Ist schon der äufsere Umfang des Buches um ungefähr die Hälfte gewachsen, so ist jetzt auch manche schätzbare Beigabe zu verzeichnen, wie am Anfange gleich ein „Verzeichnis der hauptsächlich gebrauchten Werke“ — lauter solcher, welche dem Philologen, der sich nur irgend mit derlei Studien befassen will, bekannt sein müssen; dazu kommt noch eine Tabelle der regelmäfsigen Lautvertretung im Sanskrit und Lateinischen, und, was sehr dankenswert ist, am Schlusse ein „Verzeichnis der Wurzeln und Stämme“ — aus 654 solchen ist der ganze behandelte Wortschatz hergeleitet. Die Anordnung der Artikel ist auch hier, wie in der ersten Auflage, die, dafs — nach dem Sanskritalphabete geordnet — die erschlossenen Wurzeln (mit Lapidarschrift) und Stämme (mit fetter Schrift) vorangestellt sind; dann folgt der dazu gehörige lateinische Wortvorrat mit Vergleichung verwandter Sprachen; die Übersetzung ist nur dem Stamm- oder Hauptworte beigesetzt, und daran reiht sich dann in dieser Auflage die Angabe der etymologischen Litteratur, aus der eben der Verf. nach reiflicher Prüfung der bekanntlich oft weit auseinandergehenden Deutungen das ihm Sicherscheinende hier aufgenommen hat. Der Benützer hat dadurch die Möglichkeit, die Etymologien selbst zu kontrolieren und sich ausführlicher aus den Quellen zu unterrichten. Eine Benützung des Werkes durch Schüler wird dabei selbstredend nicht vorausgesetzt. Der streng etymologische Gesichtspunkt liefs die Zugrundelegung von Wurzeln und Stämmen statt lateinischer Wörter geboten erscheinen, wenn dies auch in ansehung des praktischen Zweckes des Buches etwa beanstandet werden könnte. Indessen erleichtert ein beigegebener lateinischer Index in zweifelhaften Fällen das Nachschlagen; die Anfügung eines griechischen und etwa auch eines germanischen Index wäre erwünscht gewesen. Über Bedeutungsentwicklung und die daran sich schliefsenden Momente von Form- und Ideenanalogie wird man in vorliegendem Buche freilich alle näheren Angaben vermissen. Wir hoffen auf diese wichtige Seite der Wortforschung, wie wir sie in Zehetmayrs schon des öfteren an-

---

so spricht dies mehr für als gegen Mommsen: der Konsul verwendete eben zur Ausführung einer aufserordentlichen Mafsregel einen sonst nicht vielbeschäftigten Beamten, der unter seinem Befehl stand und in Rom seinen Amtssitz hatte. Ist dies richtig, so hatte der Quästor Cäcilius, der sich 59 zu Formiä befand (Cic. ad Att. II, 9), schwerlich die provincia aquaria. S. Willems S. 602 ff.

gezogenem „analogisch-vergleichendem Wörterbuche", besonders in seiner neuen Auflage, so kenntnis- und verdienstreich verfolgt finden, bei Gelegenheit der Besprechung einer neuerlich erschienenen Schrift Strodtmanns[1]) zurückzukommen. — Wir haben auch nach dieser neuen Leistung des unermüdlichen Verf. allen Grund ihm für seinen Sammel- und Sichtungseifer Dank und Anerkennung zu zollen, da er uns neuerdings ein so brauchbares und erwünschtes Hilfsmittel für eine der ganzen gens philologorum so naheliegende Disziplin geboten hat. Der Berichterstatter aber, der diesesmal länger als billig gesäumt, schliefst mit dem persönlichen Wunsche für den Verf., dafs auch an ihm der Spruch „post nubila Phoebus" in Erfüllung gehen möge, wenn derselbe nicht schon inzwischen an einer Prager Hochschule einen Platz neben dem vortrefflichen Alfred Ludwig gefunden haben sollte, wie es wohl seinem Wunsche und seinem Verdienste in gleichem Grade entspricht!

München. Dr. Georg Orterer.

Richard v. Muth. Mittelhochdeutsche Metrik. Leitfaden zur Einführung in die Lektüre der Klassiker. Wien, A. Hölder. 1882. X u. 130 S.

Ein Lehrbuch für Anfänger bietet uns v. Muth in seiner mittelhochdeutschen Metrik. Ich glaube gerade für den Anfänger ist das Buch nicht geeignet. Wer bei uns Mittelhochdeutsch zu lernen anfängt wird neben seiner kleinen Grammatik von Paul oder Weinhold nicht eine Metrik von nahezu gleichem oder noch gröfserem Umfange hernehmen, auch wenn sie anziehender geschrieben wäre als die v. Muths. Die mittelhochd. Verskunst ist ein ungemein schwieriges, kompliziertes Gebiet und es bedarf eines sehr sicheren Blickes um herauszufinden, was für den Anfänger von Wert und Interesse ist, und eines sehr geschickten Darstellers, um dies fafslich vorzutragen. In keiner Beziehung befriedigt v. Muths Buch völlig. Die Bearbeitung ist höchst ungleichmäfsig. Das Detail ist oft erdrückend und die Übersicht über das Wesentliche sehr erschwert; man sehe z. B. S. 14 die Aufzählung der 9 Fälle an, in denen zwei Silben „metrisch für eine gerechnet werden müssen", die Regeln über den Versschlufs S. 45 ff., die Reimungenauigkeiten S. 53 ff., die Formen des Reimes S. 63 ff. Vielfach sind die Detailangaben nur ein Zerpflücken genereller Regeln. Verfasser bewegt sich gern in terminis technicis, die so geeignet sind die Unklarheit über die Begriffe zu verdecken; nur selten wird der Versuch gemacht eine Erscheinung innerlich zu begründen. Was z. B. ein „stummes e" ist, wie man sich die „Verschleifung" zweier Silben vorstellen mufs, darüber sucht der Leser vergebens Belehrung. Die wesentlich deskriptive Darstellung wird unterbrochen durch eine Reihe von Citaten aus Schriften Lachmanns und seiner Schule und durch Polemik gegen Andersgläubige. Lachmann hat es wahrhaftig nicht notwendig, in einem Lehrbuch so verhimmelt zu werden. Seine Verdienste werden auch von seinen wissenschaftlichen Gegnern gewürdigt und sein Name wird auch ohne v. Muths Buch noch Menschenalter leuchten. Die eingestreute Polemik ist vielfach überflüssig und meist unanständig; wem Kraftstellen von Interesse sind, der möge z. B. S. VIII, 33, 34[2]), das malitiöse „selbstverständlich" S. 40[2]), S. 46 Anm.

---

[1]) Sprachvergleichende Begriffsetymologie. Hamburg. 1883.

[2]) ein Ausdruck, unter dem sich eigentlich gar nichts denken läfst.

(„Bartsch und Konsorten!") nachlesen. Warum ist Pauls so wichtiger Aufsatz „Zu Walther von der Vogelweide", Paul-Braune Beiträge VIII. 1881 S. 161 ff., besonders 181 ff., nicht angeführt und benützt? Freilich regt Paul Fragen an, die manches Hergebrachte in der mittelhochdeutschen Metrik umstofsen dürften.

Es erübrigt mir noch, einzelne Stellen des Buches, die ich speziell im Interesse des Lernenden beanstanden zu müssen glaube, hervorzuheben.

S. 13. „Es ist also zwischen grammatischer und prosodischer Einsilbigkeit scharf zu unterscheiden." Ich denke doch éine Silbe ist immer éine und zwei sind immer zwei; ganz anders stellt sich die Sache, wenn wir statt Einsilbigkeit „Einheit" oder ein ähnliches Wort setzen; entweder werden z. B. in *krefteger* die letzten zwei Vokale beim Rezitieren eines mittelhochdeutschen Verses wirklich gesprochen, dann ist das Wort auch prosodisch dreisilbig, hat aber nicht zwei Senkungen, sondern eine zweisilbige Senkung, oder es wird nur einer gesprochen, dann kann die Grammatik nicht mehr von einem dreisilbigen Worte reden, sondern wir haben dann einen jener Fälle, wo der Dichter die Sprachformen freier gestaltet als es in der Prosa zu geschehen pflegt und die Schreibung krefteger ist eben nur die gewöhnliche Prosaform, an deren Stelle beim Lesen die vom Dichter beabsichtigte einzutreten hat. In vielen Fällen ist aber eine ungewöhnliche oder eine dem Schriftbilde widersprechende Form nicht einmal als „dichterisch" anzusehen, sondern auch in der Prosa üblich; an einer umfassenden Darstellung der poetischen Kürzungen und ihres Vorkommens in Prosahandschriften fehlt es meines Wissens noch ganz.

S. 16 Anm. 1. Was heifst „ein Vokal ist tönend?" Recht unklar ist S. 17 an mehreren Stellen trotz der Anwendung fetter Typen. Die Begründung der Kürze in swa͡ez statt swâ ez u. s. w. S. 17 f. ist m. E. durchaus nicht gelungen. S. 21 wäre das Durcheinander von lateinischen und griechischen Terminis wohl zu vermeiden gewesen. Ebd. ist das „Lehnen vor Verba" nicht auch ein Anlehnen? S. 25 „so häufig, dafs die poetische Freiheit zur grammatischen Regel wird" (z. B. antwurte = antwurtete); ist sie dem Dichter zur grammatischen Regel geworden? oder der Prosa? Ebd. Ist in ein = einer wirklich der Endkonsonant abgeworfen? oder liegt nicht vielmehr die unflektierte Form vor? S. 27 spilden = spilenden ist keine poetische Lizenz, aus Griesh. Pred. ist z. B. brinned = brinnend belegt, bei Weinhold Mhd. Gr. § 356 S. 38, § 21 „bei einsilbigen Wörtern macht im Verse der Wortschlufs Position": wie kann denn ein Nichts Position machen? es füllt eben die Pause, was dem Wort an metrischem Gewichte abgeht. S. 47 Was soll heifsen: in den Nibelungenliedern werden selbst „ehemals" zweisilbige Wörter (vor konsonantischem Anlaut im vorletzten Fufs) vermieden? Hatten die Dichter historische Grammatik studiert? Doch genug von derlei Aussetzungen. Ich glaubte sie dem prätensiös auftretenden Verfasser nicht ersparen zu dürfen, freue mich aber, am Schlusse noch hinzufügen zu können, dafs das Buch mit grofsem Fleifs gearbeitet ist und zum Nachschlagen manchem willkommen sein wird. Die Ausstattung ist sehr gut, der Preis mäfsig.

München. O. Brenner.

Sehrwald Friedrich. Deutsche Dichter und Denker. Geschichte der deutschen Litteratur mit Probensammlungen zu derselben. Für Schule und Haus bearbeitet. Zweite durchaus umgearbeitete Auflage

Erste Lieferung. Zweiter Lieferung erste Abteilung. Altenburg. 1880 und 1881. 480 S. Lexikon 8⁰.

Eine Beispielsammlung mit einleitenden Biographien, so ist vorliegendes Werk in erster Auflage erschienen und soll in dieser Form freundliche Aufnahme (5000 Exemplare wurden abgesetzt) gefunden haben. In der neuen Ausgabe wird die Beispielsammlung die zweite Hälfte des ganzen Werkes bilden, während die erste eine aus den biographischen Einleitungen erwachsene Litteraturgeschichte bietet. Von ihr liegen uns die ersten beiden Lieferungen vor, die bis zum Zusammenwirken Goethes und Schillers reichen. Es ist nicht leicht über eine Litteraturgeschichte ein völlig gerechtes Urteil zu fällen; denn, offen gestanden, noch fehlt uns der Mafsstab, den wir an eine deutsche Litteraturgeschichte zu legen haben. Noch ist selbst die Idee einer geschichtlichen Entwicklung unserer Nationallitteratur kaum hundert Jahre alt. Wir haben vortreffliche Arbeiten der verschiedensten Art für unsere Litteraturgeschichte aufzuweisen. Friedrich Schlegels Vorlesungen, die grofsen, so grundverschiedenen Werke von Gervinus, Koberstein und Gödeke, die mit Beispielen verbundene Litteraturgeschichte von Heinrich Kurz, das nicht tendenzlose aber doch überaus verdienstvolle Werk Vilmars und neuestens die ihm entgegengesetzte Litteraturgeschichte W. Scherers, alle behandeln den ganzen Verlauf unserer Litteraturgeschichte, während andere wie W. Wackernagel, Hettner, Hillebrand einzelne Perioden meisterhaft bearbeitet haben, wieder andere wie Cholevius eine bestimmte Seite der Litteratur in ihrer geschichtlichen Entwicklung klarzulegen suchten. Nichtsdestoweniger wird kein Unparteiischer leugnen, dafs bis heute noch kein Litterarhistoriker sich gefunden hat, der in gleich mustergiltiger Weise das klassische Muster einer Litteraturgeschichte geliefert hätte, wie ein Mommsen oder Ranke es für die politische Geschichte hingestellt hat. Wenn das für die hervorragendsten Litteraturgeschichten gilt, so ist es natürlich, dafs bei minder bedeutenden Werken man um so mehr trotz einzelner Vorzüge sich vom Ganzen doch in hohem Grade unbefriedigt fühlen mufs. In diesem Falle befinden wir uns auch Dr. Sehrwalds Werk gegenüber. Die Angaben, welche er macht, sind fast durchgängig zuverläfsig[1]). Der Stil ist im ganzen zu loben, wenn wir hier auch manchem Anstöfsigen begegnen, z. B. S. 256 „dafs der Dichter E. v. Kleist als preufsischer Offizier nach Leipzig verlegt wurde"; der Offizier wird „versetzt", das Regiment kann „verlegt" werden. Einzelne Abschnitte verdienen volles Lob, so z. B. der über Schiller, die Betrachtung Hamanns und Herders, wenn auch die des ersteren etwas tiefer zu wünschen wäre. Erwägt man die Schwierigkeit des Gegenstandes, so erscheint auch das über Hans Sachs Gesagte ziemlich befriedigend. Im allgemeinen können wir sagen, je mehr wir uns vorwärts bewegen, um so weniger Grund zu Tadel finden wir, während die Behandlung des Mittelalters als eine ganz schreckliche erscheint. Da treten uns ohne Ende Bedenken gegen Sehrwalds Darstellung entgegen. So ist vielleicht schon S. 19 der Zweifel gerechtfertigt, ob wir von einem nordfriesischen Sagenkreise gerade so wie von einem fränkischen u. s. w. reden können, ob es begründet ist, Kudrun diesem ohne weiteres zuzählen. Jedenfalls wird für Kudrun aber von der Lachmann'schen Schule die Liedertheorie nicht in gleicher Weise wie für das Nibelungenlied (S. 42) behauptet. Ist Krimhilt zum fränk-

[1]) S. 250 würden wir „Gondolin" für „Gandalin" gerne als Druckfehler ansehen, wenn wir nicht auf derselben Seite Wielands Dichtung „Geron der Adelige" als „Gorm der Adelige" finden würden.

ischen Sagenkreise zu rechnen? ihre Thaten, welche den Burgunder-Fürsten Verderben bringen, gehören doch auch diesem Sagenkreise an. Die Merserburger Zaubersprüche fanden wir bei den ältesten Litteraturdenkmalen nicht mit angeführt. Epochemachende Werke wie der Ezzo Laich und die Satiren Heinrichs von Melk werden unbeachtet gelassen. Die Geschichte des Waltarilieds (S. 21) ist unrichtig gegeben. Der Anteil, den Ekkehard IV. an der uns vorliegenden Form genommen, ist gar nicht erwähnt. Ob Roswitas Dramen wirklich das beste dramatische Erzeugnis des Mittelalters seien (S. 25), darüber liefse sich wohl streiten. Viele Anhänger dürfte die Behauptung unter den Kennern des mittelalterlichen Dramas eben nicht finden. Aber Sehrwald erwähnt das grofsartigste Drama des Mittelalters, das Tegernseer Spiel vom Antichrist, gar nicht. Und wenn er als Beispiel für jene Dramen das Thüringer Mysterium von den klugen und thörichten Jungfrauen anführt, so ist das selbstverständlich übel gewählt. Das ziemlich späte Werk ist höchst eigentümlich und gibt gar keine Idee von der gewöhnlichen Art dieser Spiele. Auch gegen das bedingungslose Zusammenfassen des Mysteriums mit dem Weihnachtsspiel (S. 80) möchte ich protest erheben. Beide sind höchst wahrscheinlich aus ganz verschiedenen Quellen entsprungen. Das Mysterium geht aus der christlichen Osterfeier in der Kirche hervor; dem Weihnachtsspiel liegen altheidnische Familiengebräuche zu grunde; die Wohnstube ist seine ursprüngliche Heimat. Am besten ist in der mittelalterlichen Litteratur noch das Epos behandelt, obwohl in dessen Geschichte gegenwärtig Eilhart von Oberge, der Verfasser des ersten deutschen Tristan, doch nicht mehr vergessen werden sollte. Das alte Rolandslied des Pfaffen Konrad ist nicht, wie W. Grimm vermutet hatte, auf Veranlassung Heinrich des Löwen (S. 39) sondern seines Vaters, Heinrich des Prächtigen, ins Deutsche übertragen worden. Wenn es S. 42 heifst, in neuester Zeit sei man wieder geneigt, e i n e n Nibelungendichter anzunehmen, so ist das zum mindesten höchst undeutlich und mifsverständlich ausgedrückt. Am schlimmsten aber ist die Lyrik des Mittelalters weggekommen. Wir haben Einflüsse aus der Provence empfangen, das ist erst vor kurzem an Heinrich von Morungen nachgewiesen worden. Aber die erste Anregung zum Minnesang (S. 35) haben wir ganz gewifs nicht aus der Provence, sondern vom eingebornen Volksliede empfangen. Hier ist Sehrwald völlig ungenügend. Vom Entstehen und der geographisch bedingten Ausbreitung des Minnesanges, seiner Ausbildung von des Kürnbergers Strophen bis zu Walther hört man eigentlich gar nichts; Walther, der gerade in einer Litteraturgeschichte für Schule und Haus aufs ausführlichste dargestellt werden müfste, ist aufs dürftigste behandelt. Statt einer lebhaften Schilderung des Minnesanges werden wir mit einer Bemerkung über die viel später entwickelte didaktische Poesie abgespeist.

Dagegen ist die Übergangszeit durch Neidhard und das Gedicht von Meier Helmbrecht nicht übel geschildert. Wirkliche Kulturbilder zu zeichnen, wie wir es vom Litterarhistoriker zu verlangen berechtigt sind, vermag der Verf. freilich nicht. Defshalb ist auch eine kulturhistorische Erscheinung wie Sebastian Brant (S. 76) in keiner Weise gewürdigt. Man mufs wirklich lachen, wenn S. 97 über die Unsittlichkeit in den Poesien des Eobanus Hesse geklagt wird. Nachahmung des antiken Lebens in jeder Richtung, wenigstens in der Poesie, darin bestand eben das Wesen der Renaissance und ihrer Dichter. Eine sonderbare Behauptung dagegen ist die S. 74 aufgestellte, Hans Sachs und Puschmann seien die letzten Meistersänger gewesen. Hat doch Hans Sachs den Singschulen erst neues Leben eingegossen. Durch den ungeschickten Ausdruck leicht mifsverständlich ist

es, wenn wir S. 123 lesen, Murner habe nach der Schlacht bei Kappel Luzern verlassen müssen. Der Sieg der Katholiken war es doch nicht, der den Gegner Luthers aus dem katholischen Kanton vertrieb. Über einen andern Mann, der in der Schweiz gewirkt, erfahren wir bei Sehrwald gar nichts, über Nikolaus Manuel, dessen Bedeutung durch Bächtolds ausgezeichnete Arbeit in der „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz“ doch zu allgemeiner Anerkennung gelangt ist. Auch von einem andern Dramatiker, von Ayrer und den englischen Komödianten, hätten wir durch Sehrwald etwas mehr erfahren dürfen. In den Angaben über Opitz (S. 151) begegnen wir manchem Unrichtigen. Bei A. Gryphius (S. 1:8) hätten doch seine sämtlichen Dramen aufgezählt werden sollen. Falsch ist die Behauptung, sein Peter Squenz beweise die Kenntnis von Shakespeares Sommernachtstraum. War die Handwerkerkomödie doch schon vor Gryphius in Deutschland behandelt worden. Grimmelshausens Simplicissimus (S. 171) kann nur in einem später hinzugefügten Teile ein Vorläufer der Robinsonaden genannt werden. Der Abschnitt über Gottsched enthält so viel Unrichtiges, wie wir es, nachdem Danzels Werk bereits 1848 erschienen, nicht erwarten sollten. Dafs Gottsched von anfang an, von haus aus, wenn wir so sagen dürfen, ein besonderes Interesse für das Drama gehabt habe, ist nicht richtig. Und wie kann er Zeit seines Lebens darnach gestrebt haben, die deutsche Gesellschaft in Leipzig zu einer Akademie zu erheben, da er schon seit dem Jahre 1738 mit derselben in Feindschaft lebte? Was die Verbrennung des Hans Wurst (S. 176) betrifft, so ist diese Überlieferung in neuerer Zeit bereits zu wiederholtenmalen als unwahr zurückgewiesen worden. Die kühne Behauptung, Leibniz habe nur in der Mathematik Unvergängliches geleistet (S. 191), dürfte wohl bei allen, die ein Fortwirken einmal errungener Ideen in der Geschichte der Menschheit bewundern, — und wer leugnet diese historische Kontinuität? — einigermafsen Bedenken erregen. Auch die dem Darwinismus feindlichen Äufserungen (S. 206) hätte der Verf. besser weggelassen. Wenn Sehrwald für Wieland gar kein Verständnis zeigt, so teilt sein Buch diese Einseitigkeit mit anderen berühmteren Werken, z. B. mit Vilmar und Hermann Grimms Goethebiographie. Wenn er aber meint, Wieland habe sich nur an die obersten Gesellschaftsklassen gewendet (S. 247), so sei hiegegen auf Goethes Zeugnis gewiesen, der von Wieland rühmt, kein deutscher Schriftsteller habe gleich viel zur Bildung und geistigen Hebung des Mittelstandes beigetragen. Wenn Sehrwald dagegen meint, Wielands Shakespeare-Übersetzung habe allgemeinen Beifall gefunden (S. 249), so ist das wieder nicht richtig. Nicht nur Goethe, sondern alle Führer der Sturm- und Drangperiode feindeten ihn wegen dieser Übersetzung an. Gerade durch diese Übersetzung und die Stellungnahme der einzelnen zu ihr trat der Gegensatz zwischen Lessing, der in der Dramaturgie die Arbeit gelobt, und der jungen Schule, als deren Vertreter Gerstenberg in den schleswig'schen Litteraturbriefen auftrat, scharf hervor (vgl. M. Koch „Helferich Peter Sturz nebst einer Abhandlung über die schleswig'schen Litteraturbriefe“ München. 1879. S. 115 u. f.). Wieland ist völlig ungenügend, Lessing wenigstens nicht befriedigend dargestellt. Besonders das über seine politischen Ansichten Geäufserte (S. 261) dürfte schwerlich der Wahrheit entsprechen; ebenso unrichtig ist die Behauptung (S. 269), Nathan der Weise sei gleich der Emilia aus Shakespearestudien hervorgegangen. Bei Besprechung des Hainbundes, die übrigens an früherer Stelle eingefügt werden sollte, durfte Chr. H. Boie, der Herausgeber des ersten Musenalmanaches in Deutschland und Leiter des Bundes nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Doch genug der einzelnen Ausstellungen!

Ein anderer Punkt, in dem wir dem Verfasser unmöglich beistimmen können, betrifft seine Einteilung des Stoffes in acht Perioden (S. 16). Das IV. Zeitalter vom Untergang der Hohenstaufen bis 1517 und V. von der kirchlichen Befreiung bis 1618 lassen sich unmöglich in dieser Weise trennen. Längst vor Luther hatte die Litteratur eine reformierende Tendenz angenommen. Ein Abschnitt nicht, sondern kräftigere Fortsetzung des Vorhandenen tritt von 1517 an ein. Für ebenso unrichtig halte ich die Einteilung der drei folgenden Perioden 1618—1740; 1740—1813; 1813 bis zur Gegenwart. Es lassen sich schliefslich Gründe gegen jede systematisierende Einteilung vorbringen aber die von Sehrwald vorgeschlagene hat der Gründe doch zu viel gegen sich. Auch mit kleineren Einteilungen ist der Verfasser nicht glücklich. Das „Erwachen des Freiheitssinnes" (S. 407) bei Schubert und Schiller ist doch nicht von dem Rufe des Götz „es lebe die Freiheit" zu sondern; Schillers Räuber setzen nur die im Götz eingeschlagene Richtung verstärkt fort, sie bringen nichts neues. Diese unrichtige Periodisierung hängt übrigens mit dem Grundmangel des ganzen Werkes zusammen. Man merkt ihm zu sehr an, dafs es ursprünglich aus einzelnen Biographien bestanden hat. Einzelne derselben sind ja recht lobenswert. Sie aber durch Ausfüllung der Lücken zu einer Litteraturgeschichte zu verbinden, dieser Versuch ist mifsglückt. Es fehlt dem Verfasser an festen bestimmten Gesichtspunkten, nach denen sich alles zu ordnen hätte. Überall herrscht Wirrwarr. Von einer Gruppierung, die den Vorzug der Scherer'schen Litteraturgeschichte bildet, keine Spur. Selbst der Litteraturkundige verliert hier leicht die Übersicht. Fortwährend treten uns Wiederholungen entgegen, indem wir in den Verbindungsstellen Skizzen von dem lesen, was dann in den alten Biographien ausführlicher erzählt wird. Wir gestehen dem Verfasser gerne Fleifs, Gewissenhaftigkeit und Kenntnis zu; aber einen befriedigenden Eindruck hat uns sein Werk nicht hinterlassen können, und für die Schule ist es schlechterdings gar nicht zu gebrauchen.

Marburg i. H. Max Koch.

Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und Reden von Joseph Kehrein. 7. Auflage. Paderborn, Schöningh. 1882. ℳ 3,75.

Die erste Abteilung des Buches (S. 1—60) enthält theoretische Erörterungen über die Anfertigung von Aufsätzen, die zweite (S. 61—187) Proben zu (?) einzelnen Gattungen der prosaischen Darstellung (darunter ein Protokoll über einen Kriminalfall, eine Todesanzeige aus einer Zeitung und ein Stück aus einer Verteidigungsrede für einen wegen Verbrechens der Brandstiftung ersten Grades Angeklagten von dem bekannten vormaligen bayer. Abgeordneten K. Barth), die dritte Abteilung (S. 191—396) Entwürfe zu Aufsätzen, die vierte (S. 399—416) Themen ohne Disposition, der Anhang endlich metrische Aufgaben. Das Ganze trägt nicht, wie Kehrein meint, einen christlichen, sondern einen pietistischen Charakter; viele Aufgaben sind derart, dafs sie, wie der Verfasser auch ausdrücklich zugibt, ohne weiteres Pfarramtskandidaten als Thema zu einer Predigt gegeben werden können. Gleichwohl kann das Buch von Lehrern, die mit der Methodik des deutschen Unterrichtes hinlänglich vertraut sind, mit Nutzen gebraucht werden; denn es enthält auch viele brauchbare Aufgaben (manche wurden aus anderen Büchern entlehnt. was stets gewifsenhaft angegeben ist,) darunter besonders auch solche, welche sich auf die klassische Litteratur

beziehen. Diese letzteren hinzugefügt zu haben, ist das Verdienst des jetzigen Herausgebers. Möge dieser sich nicht durch eine falsche Pietät abhalten lassen, in Zukunft bedeutendere Veränderungen mit dem Werke seines Vaters vorzunehmen.

München. A. Brunner.

Praktische Anleitung zur Vermeidung der hauptsächlichsten Fehler in Anlage und Ausführung deutscher Aufsätze. Von Dr. Ad. Kutzner. Leipzig. Teubner. 1882.

Eine treffliche Schrift, die ihrer Tendenz und ihrem Inhalt nach reichlich Lob verdient. Kutzner stellt die wichtigsten Stilregeln zusammen und erläutert sofort die Fehler, die von Schülern gegen die betreffende Vorschrift erfahrungsgemäfs häufig gemacht werden, theoretisch und an Beispielen. Man merkt deutlich, dafs der Verfasser eine erkleckliche Anzahl deutscher Aufsätze von Schülern mittlerer und höherer Klassen korrigiert hat; auf jeder Seite, ja bei jedem Absatz mufs sich der mit dem deutschen Unterricht Vertraute sagen, dafs er genau dieselben Fehler, die er von Kutzner gerügt findet, unzähligemal „angestrichen" oder verbessert habe. Der Verfasser hat sein Büchlein für die Schüler bestimmt und diese sollen es auch in erster Linie benützen; aufserdem aber findet der Lehrer zur Erläuterung der Regeln passende Beispiele. Einzelne Abschnitte eignen sich geradezu zu einer so zu sagen „prophylaktischen" Besprechung in der Schule.

Die Disposition des Stoffes ist die in den rhetorischen Handbüchern übliche. S. 43 folgen als 1. Anhang „einige orthographische Erörterungen", die ebenso nötig als gelungen scheinen;[1]) S. 49—58 findet man als 2. Anhang „ein alphabetisches Verzeichnis der erfahrungsgemäfs am häufigsten falsch geschriebenen Wörter und Wendungen." Den 3. Anhang bildet eine — etwas weitläufige — Zusammenstellung der Interpunktionsregeln, den 4. Anhang endlich (zusammenhängende) Übungsstücke zur Einübung der Interpunktionslehre. Die drei ziemlich umfangreichen Abschnitte eignen sich zunächst für die zusammenzufassende Repetition der Interpunktionslehre in Tertia, würden aber, wenn es der Anstand erlaubte, auch „weiter hinauf" — den terminus ad quem verschweige ich — sich noch als recht nützlich erweisen. Über einzelne Aufstellungen des Verfassers liefse sich streiten; so erregt es Befremden, dafs er die Form ‚afst' (= afsest) zuläfst, während er mit allem Nachdruck die Forderung stellt, dafs in der Deklination das e der Flexion stets gesetzt werde (also nur dem Könige, nicht dem König). Unverständlich ist mir die Vorschrift (S. 27), dafs aufser anderen Wörtern auch „der nämliche" zu meiden sei. Soll man nur ‚derselbe' gebrauchen? ‚Ballast' (S. 30) scheint keine tautologische Komposition wie ‚Damhirsch' und ‚Sprichwort'.

München. A. Brunner.

---

[1]) Manches, namentlich die Trennungsregeln, stimmt mit den bayer. Vorschriften natürlich nicht ganz überein.

La Fontaine. Fables choisies soigneusement pour la jeunesse et enrichies d'un vocabulaire par E. J. Hauschild. 5me édition. Leipzig. Renger'sche Buchhandlung. Gebhardt und Wilisch.

An diesem Buche kann man, wie kaum an einem andern, sehen, wie man hin und wieder Bücher verfafst. Man hat nicht einmal die Mühe, das, was gedruckt werden soll, zu schreiben; man braucht nur die etwa passend scheinenden Fabeln in einer gröfseren Ausgabe anzumerken, fügt ein Vocabulaire mit ganz knapper Angabe der Bedeutung des französischen Wortes bei, und das Buch ist fertig. Da braucht man keine Einleitung über La Fontaine, keine erklärenden Anmerkungen, rein nichts. Und davon liegt die 5. Auflage vor mir! Daraus möge man neuerdings ersehen, wie sehr La Fontaines Fabeln auch bei uns in Deutschland beliebt sind.

München. Fr. Wallner.

Guillaume-le-Conquérant. Aus Augustin Thierrys „Histoire de la Conquête de l'Angleterre par les Normands". Mit Einleitung und Noten zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. H. Robolsky. Zweite Auflage. Leipzig. Renger'sche Buchhandlung. Gebhardt und Wilisch.

Ein kurzes Vorwort und eine passende Einleitung gehen dem allerdings zur Schullektüre sehr geeigneten Inhalte voraus. Anmerkungen unter dem Text, die sich auf Grammatik, Synonymik oder Abstammung der Wörter bezögen, fehlen gänzlich. Nur am Ende sind 3 Seiten Noten, teils über die Aussprache englischer Eigennamen im allgemeinen, teils in bezug auf geschichtliche Namen, teils auch ein paar Worterklärungen beigegeben. Die interessanteste dieser Anmerkungen bezieht sich auf eine höchst bemerkenswerte Stelle von p. 69: „Un Normand, appelé Taillefer, poussa son cheval en avant du front de bataille, et entonna le chant, fameux dans toute la Gaule, de Charlemagne et de Roland". Über diese Stelle fügt der Herausgeber bei, dafs die glaubwürdigsten Historiker Englands versichern, es seien am Tage von Hastings Verse eines Gedichtes über Roland und Roncevaux an der Spitze der normannischen Truppen gesungen worden, um den Mut der Soldaten zu entflammen.

München. Fr. Wallner.

Italienische Grammatik für öffentlichen und Privatunterricht. Bearbeitet von G. Maly-Motta, Lehrer der italienischen Sprache und Litteratur am kgl. Ludwigsgymnasium etc. Erster Kursus: Formenlehre. München. 1883. Lindauer'sche Buchhandlung. ℳ 2,50.

Diese mir zur Besprechung vorgelegte Grammatik zeichnet sich mancher andern gegenüber dadurch aus, dafs sie, geschrieben von einem gebildeten Nationalen, gutes, wirkliches Italienisch lehrt, und dafs die Anordnung des Stoffes eine praktische, die Fassung der Regeln im Durchschnitt eine geschickte ist. Jedem Abschnitte sind einige Übersetzungsstücke zur schriftlichen Übung beigegeben, deren Sätze man wegen des guten Inhalts loben mufs; auch ist anzuerkennen, dafs sich nur selten ein Verstofs gegen die deutsche Sprache in ihnen findet. Obwohl dieser erste Teil der Grammatik eigentlich für die Formenlehre bestimmt ist, so enthält er doch die wichtigsten Regeln der Syntax, so dafs der Schüler, welcher sie gründlich

durchgearbeitet hat, seine Kenntnisse zu einem gewissen Abschlufs gebracht hat. Das letzte (XXV.) Kapitel bringt eine Reihe von etymologischen Regeln, von denen jene in § 180 speziell für Kenner des Lateinischen bestimmt sind; so richtig und gut zusammengestellt wie hier fand ich sie noch in keinem Schulbuch. Da der zweite Teil noch aussteht, so verspare ich eine eingehende Besprechung des Ganzen bis zu seinem Erscheinen, mit dem Wunsche, die Syntax, welche der Verfasser ganz in italienischer Sprache schreiben will, möge in möglichst gedrängter Form verfafst werden. Soll, wie Herr Mally-Motta es verlangt, auch der grammatische Unterricht einer fremden Sprache in ihr erteilt werden, so ist dies einzig und allein mit Hilfe eines Büchleins möglich, das in klaren kurzen Regeln das Wesentliche hervorhebt und jede Regel durch wenige Mustersätze beleuchtet; so viele, wie in dem ersten Teil gegeben werden, sind keineswegs notwendig; auch sollte jeder Satz ein in sich Ganzes sein, nicht herausgerissen und an sich sinnlos, wie wir solche z. B. S. 16, S. 24, S. 79 u. s. f. lesen. Ferner dürfte auf Ausmerzung der Druckfehler mehr geachtet werden, als es im vorliegenden Buche, besonders auf den ersten 2—3 Bogen geschehen ist.

Augsburg. G. Wolpert.

Max Duncker, Geschichte des Altertums. Siebenter Band. Dritte, vierte und fünfte Auflage. Leipzig. Duncker u. Humblot. 1882. 8 *M.*

Die Vorzüge der Duncker'schen Geschichte des Altertums sind zu bekannt, als dafs sie hier wiederholt zu werden brauchen. Mit dem vorliegenden Bande schliefst das grofs angelegte Geschichtswerk, das leider nur bis zum Ausgang der Perserkriege reicht. So stellt auch dieses Werk wie so manche neuere Historie nur einen Torso dar, der den Betrachter zugleich mit Befriedigung und Bedauern erfüllt. Anstatt der versprochenen Geschichte des Altertums hat uns Duncker nur die Morgenröte der Menschengeschichte gegeben. Es läfst sich freilich nicht läugnen, dafs bei einer so ausführlichen Behandlung des vorhandenen Quellenmaterials die Kraft eines Einzigen nimmermehr ausgereicht haben würde, die Darstellung der alten Geschichte auch nur auf ein paar weitere Jahrhunderte auszudehnen. Denn fast der ganze siebente Band behandelt nur die Perserkriege und alle einzelnen Streitfragen sind mit einer fast zu weit gehenden Gründlichkeit erörtert. Ferner liebt es bekanntlich der Verfasser, in den vielen Fällen, in welchen die sichere Quellenunterlage fehlt, zu mehr oder minder gewagten Vermutungen seine Zuflucht zu nehmen und denselben in weitläufigen, doch immer sehr beachtenswerten Untersuchungen Wahrscheinlichkeit zu verleihen. In der Kritik der Quellen, vornehmlich Herodots, dürfte Duncker, wie es dem Referenten scheint, zu weit gehen; die Zerlegung des Herodotischen Geschichtswerkes in eine Reihe von Traditionen kann einer unbefangenen Prüfung nicht stich halten und die bezügliche Schrift Kirchhoffs hat nur Verwirrung geschaffen. Eine dankenswerte Zugabe zum siebenten Bande ist ein sehr genaues und ausführliches Register zum ganzen Geschichtswerke.

München. H. W.

Friedrich Barbarossa, die Glanzzeit des deutschen Kaisertums im Mittelalter. Von Prof. Dr. Otto Kallsen. Mit 6 Vollbildern von F. Jördens. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1882. (439 Seiten.)

Das vorliegende Buch entwirft in lebhafter Darstellung ein farbenprächtiges Bild des grofsen Hohenstaufischen Kaisers unter Zugrundelegung der Werke von Giesebrecht, Prutz und verschiedener mittelalterlicher Quellenschriftsteller. Die geschickte Verwertung der Quellen, verbunden mit einem warmen Patriotismus, der das Ganze durchzieht, lassen das Buch als Lektüre für Mittelschulen sehr geeignet erscheinen und es ist nur zu wünschen, dafs die bewährte Gestaltungskraft des Verfassers uns noch mehrere ähnliche Bilder aus der deutschen Kaisergeschichte vorführen möge.

Einzelne historische Ungenauigkeiten lassen sich bei einer allenfallsigen Neuauflage leicht beseitigen. So ist z. B. die Erklärung des Wormser Konkordates p. 10 sehr ungenügend. p. 62 ist Scheyern statt Speiern zu schreiben. p. 81: Der Oheim des Kaisers, Welf, konnte auf Bayern nicht verzichten, da er es nie besafs. p. 96 lies: Victor IV, nicht Victor VI. p. 125: Es gibt keinen Welf VII. Welf VI., der letzte seines Stammes, starb 1191. p. 252 und 338: „Meran und Dalmatien" sind in diesem Falle identisch, denn Mariniani (Merania) hiefs im Mittelalter die Dalmatinische Meeresküste. Der Andechser Graf Berthold III. erbte durch seine Vermählung mit der Erbtochter von Dachau den dieser Familie anklebenden Titel eines Herzogs von Dalmatien und Kroatien, welchen Berthold IV. in den eines Herzogs von Meran umänderte. p. 300: Ali fiel nicht 656, sondern erst 661 durch Moawija. p. 395: Der sagenreiche Berg bei Salzburg heifst Untersberg, nicht Unterberg, und seine Deutung durch Wunderberg ist sehr gewagt.

Was das interessante Kapitel über die deutsche Kaisersage betrifft, so ist diese Frage durch Dr. Häufsners Untersuchung (Bruchsal. 1882, besprochen in der Beilage der Allgem. Zeitung Nr. 218, 1882) in ein neues Stadium getreten. Dieser behauptet nämlich, dafs nicht ohne weiters von einer „Friedrich-Sage" die rede sein könne, sondern dafs neben der Friedrich-Sage noch eine zweite, die Friedrich- und Karl-Sage, die konkrete Erscheinungsform einer schlechthin so zu nennenden Kaisersage ist. Die treibenden Motive der Sagenbildung liegen nicht in der Übertragung der wallisisch-bretonischen Artussage auf den Staufenkaiser, sondern in der Kombination des Bildes Friedrichs II. mit der aus Byzanz stammenden Sage vom letzten römischen Kaiser, der vor dem Auftreten des Antichrists nach Jerusalem ziehen, auf dem Berge Golgatha die Krone auf das Kreuz niederlegen, seine Hände ausbreiten und das Reich Gott übergeben werde. Aus der ursprünglich namenlosen Kaisersage ist also einerseits eine Karl-, anderseits eine Friedrich-Sage hervorgegangen, als Ausdruck teils französisch-päpstlichen, teils staufisch-deutschen Standpunktes. Der Kampf zwischen diesen zwei verschiedenen Weissagungen endete mit dem Unterliegen der Karl-Sage. Die allgemeine Erwartung eines nahen über die Kirche hereinbrechenden Strafgerichtes war es, was die Hoffnung auf Friedrich II. in den nächsten Gesichtskreis rücken mufste, von dem ja, als dem letzten römischen Kaiser bis über die zweite Hälfte des Jahrhunderts hinaus, nach aller Erwartung die härtesten Schläge gegen die Kirche noch bevorstanden. Nun aber wechselte im Laufe der Zeit die Sagengeschichte Gestalt um Gestalt; der letzte oströmische Kaiser verwandelte sich in Karl den Grofsen, Friedrich II., Friedrich Barbarossa, vorübergehend in Karl V., Friedrich III.,

Friedrich V. von der Pfalz, Friedrich den Weisen von Sachsen, ja selbst in Napoleon I. Mit dem Schwinden der originellen Züge der ursprünglichen Sage, die in der Fahrt nach Jerusalem und in dem Niederlegen der Herrschaft gipfeln, erhielt dieselbe einen teilweisen Ersatz durch ihre plastische Ausgestaltung in jene bergentrückte Kaiserfigur, wie sie uns Rückerts Gedicht vom alten Barbarossa unauslöschlich in die Phantasie geprägt hat.

München. Gruber.

Die deutsche Augustiner-Kongregation und Johann von Staupitz. Ein Beitrag zur Ordens- und Reformationsgeschichte nach meistens ungedruckten Quellen von Lic. Dr. Th. Kolde, Dozent der Kirchengeschichte. Gotha. Fr. Andr. Perthes. X u. 466; 9 ℳ

Verfasser des obgenannten Buches ist seit Herausgabe desselben Lehrer an der Universität Erlangen geworden an Stelle des 1880 verstorbenen G. Plitt; das mag eine, wenn auch ganz äufserliche Rechtfertigung sein, wenn seine Schrift in unseren Blättern für das Bayerische Gymnasialschulwesen besprochen wird. Eine weitere Begründung dürfte darin liegen, dafs die herannahende vierhundertjährige Gedenkfeier des Geburtstages Luthers, man mag innerlich zu ihm und zur Reformation stehen, wie man will, neuerdings die Augen aller mehr als sonst auf diesen Mann lenkten. Von der Geschichte Luthers ist aber die Staupitzs nicht zu trennen. Die Frage nach dem Werden des Mannes, nach seiner Wirksamkeit mufste notwendig auf die Gemeinschaft, der er angehörte, den Augustinerorden, überhaupt führen (p. V). Endlich, wer auch der Verfasser sei und welches Jahr wir auch zählen, bleibt es immer ein Interesse aller Geschichtskundigen und Geschichtsfreunde, zu sehen, wie Lücken in der Forschung und Geschichtsschreibung ausgefüllt, wie offene Fragen endlich beantwortet werden. Eine solche Lücke aber will Koldes Buch ausfüllen, denn „seit dreihundert Jahren hat man eine Lutherbiographie über die andere geschrieben, aber noch kein Forscher hat es der mühe für wert gehalten. den Boden, auf dem Luther erwachsen ist, einer näheren Betrachtung zu unterziehen“ (p. V). Defsgleichen will es zum erstenmal eine wichtige Frage richtig beantworten, wie sich nämlich Staupitzs persönlicher Einflufs auf Luther den Reformator gestaltet, ebenso wie der des Augustinerordens, insbesondere ob in letzterem ein „Augustinismus“ gepflegt wurde, der selbst schon reformatorischer Tendenz war? Andere Fragen werden nebenbei beantwortet, z. B. die nach Staupitzs kirchlicher Stellung in der späteren Zeit, in welcher er von dem ihn „überholenden“ Luther mehr Rückwirkung erfahren, als Einwirkung auf ihn geübt hat.

Was von einer im Augustinerorden gepflegten „augustinischen Theologie“, durch welche Luther reformatorische Anregung erfahren habe, bisher traditionell erzählt, was von einer im Orden selbst anfangs des sechszehnten Jahrhunderts vorgenommenen Reformation unbesehen berichtet wurde, das hat Kolde als unrichtig nachgewiesen und schon Kurtz hat in der neuesten Auflage seines „Lehrbuches der Kirchengeschichte“ an der betreffenden Stelle Koldes Forschung erwähnt und das Resultat derselben sich angeeignet. Kolde zeigt, was am besten mit seinen eigenen Worten gesagt wird (p. 207): „Wenn irgend ein Orden dem Papsttum verbunden war, so war es der Augustinerorden durch seine Entstehung, seine Geschichte und seine dermaligen Privilegien. Gilt dies von dem ganzen Orden, so noch in besonderer Weise von der deutschen Kongregation . . . . Schon die Dank-

barkeit hätte ihre Führer zu Vertretern des Curialismus machen können, wenn sie es nicht schon aus religiöser Überzeugung gewesen wären.“ Dafs es die Augustinermönche waren, welche der Reformation mächtig Bahn brachen, das konnte solche historische Irrtümer, wie der oben erwähnte, veranlassen. Woher aber diese allgemeinere Beteiligung des Augustinerordens datiert, das wird nun erst recht eine Frage, und daran denkt Kolde wohl auch, wenn er von den „Lücken“ redet, die in seiner Darstellung noch bleiben. Die bisherige Unklarheit darüber, worin eigentlich Staupitzs Wirksamkeit bestand, kam daher, dafs man die Ämter „Provincial“ und „Vikar“, dies war Staupitz, nicht auseinander hielt, und letzteres wieder daher, dafs man nicht wufste, welche Bewandtnis es mit der deutschen (oder sächsischen) Kongregation (regulierter Augustiner-Observanten) gehabt. Über diese hat Kolde ein reiches und interessantes Material zusammengetragen und zwar aus nicht weniger als achtundzwanzig deutschen Archiven, von denen er die wichtigsten selbst besuchen konnte. Den gesammelten Stoff gibt er in drei Kapiteln: 1) Der Augustinerorden bis zum Konstanzer Konzil; 2) Entstehung und Entwicklung der deutschen Augustinerkongregation bis zum Tode des Andreas Proles; 3) Johann von Staupitz.

Des letzteren Vorgänger, Andreas Proles, ist ja keineswegs eine Hauptperson in der Geschichte, welche jeder kennt, aber eine sehr treffende und beachtenswerte Bemerkung ist's, die Kolde macht, gleichsam als Einleitung zu dessen Biographie. „Auf das Gerede eines alten Mönches hin“ (p. 94) galt derselbe von je als ein „testis veritatis“ und dafs auch die neuere kirchliche Geschichtschreibung an diesem Irrtum nichts geändert hat, erklärt Kolde daher, dafs letztere „noch immer im grofsen und ganzen eine kräftige Neigung hat, in jedem, der einmal mit dem Papsttum oder mit seinen kirchlichen Oberen in Konflikt geraten ist, wenn nicht einen „Vorläufer“, so doch einen Gesinnungsgenossen Luthers zu sehen“. Nicht uninteressant ist übrigens des Proles im Original beigegebene Korrespondenz (Beil. IV, p. 417—435) sowohl für den Sprachforscher, wie für den politischen Historiker.

Wenn Kolde dem Abt des Salzburger Stifts und P. Hauthaler dankt für die ihm gewordene Auskunft und die „Liebenswürdigkeit dem Andersgläubigen gegenüber“ nicht genug rühmen kann, so mag dies hier nur als Beweis dienen für den Ton, in welchem das ganze Buch geschrieben ist, der auch dem Andersgläubigen nicht wehe thut. Es ist der Ton einer edlen Objektivität, die nur der Wahrheit dienen will. Dahin gehört auch u. A. die Bemerkung: „Man glaube doch ja nicht, dafs die Bibel den vorreformatorischen Theologen durchweg ein unbekanntes Buch war .... Eine eingehendere Beschäftigung mit der heutzutage allzu verächtlich behandelten theologischen Litteratur der letzten Jahrzehnte des Mittelalters zeigt eine bei weitem gröfsere Kenntnis der Schrift als man allgemein annimmt, wenn dieselbe auch viel mehr durch Kommentare über die Schrift als durch diese selbst erworben sein mag“ (p. 161). Ich glaubte, solchen Hinweis nicht unterlassen zu sollen, aus Gründen, die sich jeder selbst sagen kann und lege zum Schlufs nur noch Gewicht darauf, dafs Kolde, auf eigene Kombinationen verzichtend, die Quellen möglichst viel selbst hat reden lassen.

Zweibrücken. J. Stichter.

Physikalischer Schulatlas von Dr. Adolf Dronke. 9 Karten. Lintz, Trier. 1881. ℳ 3.

Der Atlas enthält die Darstellung der wichtigsten physikalischen Verhältnisse der Erde, also die Verteilung des Regens, die Isothermen, Meeres-

strömungen, vertikale Gliederung u. s. w. und dient als willkommene Ergänzung der gewöhnlichen Atlanten, die sich vorwiegend mit der Darstellung der oro-hydrographischen und politischen Verhältnisse der Länder befassen. Hiebei ist naturgemäfs Europa genauer und Deutschland speziell ins Auge gefafst.

Die Darstellung ist auf das Notwendigste beschränkt, Flüsse, Städte u. s. w., überhaupt alles hier Nebensächliche ist nur insoweit angegeben, als es zur Orientierung auf der Karte notwendig ist. Durch dieses weise Mafshalten wird Übersichtlichkeit und Deutlichkeit bewirkt, Vorzüge, die bei einer Karte nicht hoch genug angeschlagen werden können.

Eine Ausnahme macht davon wohl nur die Karte 9: „Deutschland, Isothermen; mittlere Jahrestemperaturen", wo auf einem verhältnismäfsig kleinen Raume sich zu viele Linien in einer den Schüler verwirrenden Weise kreuzen und die dafür angewandten Kartensymbole nicht einfach genug sind. Bei Deutschland würde für die Deutlichmachung der Isothermen die Angabe derselben bei Europa genügen (Karte 5); für die mittlere Jahrestemperatur aber genügt es vollständig, dem Schüler zu sagen: „Die Jahreswärme nimmt in Deutschland weniger von Süd nach Nord, als von West nach Ost ab; am kühlsten sind die Gebirge und der Nordosten, am wärmsten die tiefgelegenen Flufsthäler im Südwesten." Solche allgemeine Verhältnisse lassen sich leicht im Geiste vorstellen, aber nur sehr schwer durch Karten ausdrücken. Hüte man sich aufserdem, den Anschauungsunterricht zu übertreiben!

Desgleichen könnte wohl auch die Karte 8 fortfallen, auf welcher die säkularen Hebungen und Senkungen und die Verbreitung der Korallen und Steinkohlen angegeben sind; denn es hängen diese Dinge nicht innig zusammen mit den in den vorhergehenden Karten dargestellten allgemeinen physikalischen Verhältnissen, und dann ist eine solche Darstellung wohl ohne praktischen Nutzen für die Schule; eher würden sich dazu noch statt der Korallen die bedeutendsten Fundorte des für die Kultur wichtigen Eisens eignen. Übrigens genügt es, auf dergleichen Dinge im Unterrichte einfach hinzuweisen. Durch zu viele bildliche Darstellungen leidet die Vorstellung des Schülers von den oro-hydrographischen und politischen Verhältnissen der einzelnen Länder, was ja doch immer die Hauptsache bleibt. Eine interessante Bereicherung bilden die einer Anzahl von Karten beigegebenen Erklärungen. Die Karten selbst sind mit einer der Natur der Sache nach möglichen Genauigkeit entworfen, gewisse physikalische Verhältnisse, wie die Regenmenge der einzelnen Länder, können eben noch nicht genauer auf einer Karte fixiert werden, da die Beobachtungszeit vorerst noch eine verhältnismäfsig kurze ist, da ferner noch lange nicht an allen hiefür notwendigen Punkten Beobachtungen angestellt werden und überdies viele Untersuchungen der nötigen Sorgfalt und Gleichheit der Methode entbehren.

Noch möge erwähnt werden, dafs die Meridiane nach Ferro berechnet sind, ein scheinbar unbedeutender Umstand, der aber um so höher anzuschlagen ist, je mehr durch die neuesten Karten Schwankungen in den alten schon seit Ptolemäus begründeten usus kommen, die geographische Länge von den Canarischen Inseln aus zu berechnen, eine Mafsbestimmung, die aufserdem noch den Vorteil hat, dafs sie die alte und neue Welt für das Auge so scharf in zwei Hälften teilt. Geradezu ein Fehler und in der Schule verwirrend aber ist es, wenn in dem nämlichen Atlas z. B. Südamerika nach Ferro, Nordamerika nach Greenwich, Frankreich nach Paris gemessen ist oder aber zwei Mafse neben einander stehen. Es empfiehlt sich also, so lange an dem bei uns eingebürgerten Meridian fest-

zuhalten, als nicht durch eine internationale Vereinbarung für die Kartographie eine andere Mafsbestimmung festgesetzt ist.

Die technische Ausführung des Atlas ist einfach, aber geschmackvoll und eignet sich derselbe ganz gut zur gelegentlichen Benützung in unserer 5. Lateinklasse.

München. G. Biedermann.

Bremikers logarithmisch-trigonometrische Tafeln mit sechs Dezimalstellen. Neu bearbeitet von Dr. Th. Albrecht, Professor und Sektionschef im k. preufs. geodätischen Institut. Zweite Stereotyp-Ausgabe. Berlin. Nicolaische Verlagsbuchhandlung (R. Stricker). 1883. XVIII u. 598 S. Preis 4,20 ℳ.

Der Berichterstatter ist der Ansicht, welcher zum Durchbruch verholfen zu haben ein didaktisches Verdienst des früheren Greifswalder Mathematikers Grunert ist, dafs in die Schule, und zumal in das humanistische Gymnasium, keine anderen logarithmischen Tabellen gehören, als fünfstellige, und er bedauert von Herzen die armen Gymnasiasten, welche sich noch mit dem schwerfälligen alten Vega abzuquälen gezwungen sind. Schon hieraus erhellt, dafs er der unmittelbaren Einführung des vorliegenden Werkes in den Schulunterricht nicht das Wort zu reden geneigt ist, so sehr er von den hohen Vorzügen der sechsstelligen Tafel Bremikers durchdrungen ist. Allein, wenn auch der Schüler mit einer Genauigkeit, wie sie ihm durch letztere verbürgt ist, ganz und gar nichts anzufangen weifs, so hat die Tafel doch eine um so entschiedenere Bedeutung für jeden Praktiker, der fein zu rechnen gehalten ist, und auch in der Bibliothek des Lehrers verdient dieselbe einen Platz zu finden, da allerdings in der Schulpraxis — wir werden gleich einen entsprechenden Fall anzuführen haben — gelegentlich einmal der Fall eintreten kann, dafs die fünfstellige Tafel den Dienst versagt.

Einer sehr ausführlichen und auf alle möglichen Vorkommnisse bedacht nehmenden Einleitung folgen die vier Tafeln, aus welchen das Ganze besteht. Taf. I enthält die Briggs'schen Logarithmen der Zahlen von 1—10000; Taf. II für jede Sekunde des Intervalles 0^0 bis 4^0 den Logarithmus des Sinus und der Tangente. Gerade diese Tabelle dünkt uns sehr nützlich und wer sie in Händen hat, vermag in der Klasse manche Aufgabe lösen zu lassen, für welche ihm sonst die Mittel abgehen. So liebt es Referent, als Beispiel für die Anwendung der L'Huilier'schen Formel in der sphärischen Trigonometrie die Berechnung des Flächeninhaltes der Insel Sizilien vornehmen zu lassen; wenn aber der Wert des sphärischen Exzesses ε nach der Formel $\text{tang}^2 \frac{1}{4} \varepsilon = \text{tang} \frac{1}{2} s \,.\, \text{tang} \frac{1}{2} (s-a) \,.\, \text{tang} \frac{1}{2} (s-b) \,.\, \text{tang} \frac{1}{2} (s-c)$ bestimmt werden soll, so ergibt sich für $\frac{1}{4} \varepsilon$ ein so kleiner Wert, dafs man mit Hilfe der August'schen Tafeln denselben nicht mehr zu finden in der Lage ist. Hier also leistet die Bremiker'sche Tafel II eine vortreffliche Aushilfe. Tafel III gibt log sin, log cos, log tang und log cotang für jede zehnte Sekunde des Viertelkreises, und auch sie kann deshalb von dem Lehrer gelegentlich beigezogen werden, wenn es sich um Erzielung einer gröfseren Schärfe, als der gewöhnlichen, handelt. Was dagegen Tafel IV betrifft, welche die Gaufs'schen Additions- und Subtraktionslog-

arithmen bringt, so wird dieselbe in unseren Studienanstalten nur eine sehr beschränkte Anwendung finden können. Ein Anhang führt uns eine Anzahl wichtiger Konstanten aus reiner wie angewandter Mathematik samt den zugehörigen Logarithmen vor; namentlich sei auf die vollständige Zusammenstellung neuerer Messungen der Pendelschwere hingewiesen.

Ansbach. S. Günther.

Dränert Dr. Sammlung arithmetischer Aufgaben für den Gebrauch an höheren Bürgerschulen, nach der Aufgabensammlung von Meier Hirsch bearbeitet. Altenburg, bei H. A. Pierer. 1883. Erster Kursus. Preis 1 ℳ.

Das Büchlein behandelt in einfachen, teilweise der Sammlung von Meier Hirsch entlehnten Aufgaben auf einfache klare Weise die elementarsten Lehren der Algebra. In Bayern dürfte es wohl kaum eine Schule geben, für welche der Umfang und die Anordnung des gebotenen Lehrstoffes entspräche.

Neuburg a/D. A. Schmitz.

Hertter C. F., Rektor der Realanstalt in Göppingen, Zeichnende Geometrie für die planimetrische Repetition mit besonderer Berücksichtigung des geometrischen Zeichnens. Erste Abteilung: Drei- und Viereck, Kreislehre mit Ausschlufs der Proportionen, geradlinige Ornamente; zweite Abteilung: Proportionalität, Aehnlichkeit, Kreissecanten, stetige Teilung, Gleichheit, Tactionsproblem, gothische Ornamente. Hiezu 2 Figurentafeln für den Lehrer. Stuttgart. 1882. Metzler.

Das Buch gibt auf dem Umschlag alles an, was es enthält; eine einfache aber genaue Anleitung zum geometrischen Zeichnen unter fortwährender Bezugnahme auf die Lehren der Planimetrie, welche in einem auf solche Weise erteilten Zeichenunterricht vorzüglich klargelegt und repetiert würden.

Neuburg a/D. A. Schmitz.

Litterarische Notizen.

Griechische Heldensagen für die Jugend bearbeitet von J. C. Andrä. 2. Auflage. Mit 21 Holzschnitten und 7 Farbendruckbildern nach antiken Mustern. Kreuznach, Voigtländer. 1882. Preis ℳ 4,25, in elegantem Ganzleinenband ℳ 5,50. Dieses Buch wurde bereits Jahrg. 1881 S. 47 d. Bl. besprochen und für die Schülerbibliotheken unserer 4 unteren Lateinklassen warm empfohlen. Durch die Abbildungen von Dr. H. Dütschke wurde zwar der Preis dieses Buches (früher ℳ 2,25) beinahe verdoppelt, aber das Buch hat dadurch auch entschieden gewonnen. Übrigens sind die „Heldensagen“ auch ohne Illustrationen als Schulausgabe ungebunden zum Preise von ℳ 2,25, in Schulband zu ℳ 2,75, in elegantem Ganzleinenband zu ℳ 3,50 zu haben. Reizend sind die 7 in den Originalfarben, rot auf schwarzem Grund, wiedergegebenen Vasenbilder, durch

welche der Künstler das jugendliche Auge daran gewöhnen will, die Formen der Gegenstände gewissermafsen in ihrer logischen Grundbedeutung aufzufassen. Die Darstellung eignet sich in ihrer Klarheit und Anschaulichkeit in hohem Grade für die Altersstufe, für welche das Buch bestimmt ist.

Repetitorium der griechischen Syntax für die obersten Gymnasialklassen und namentlich zum Selbsstudium von Dr. H. Menge. 2. verb. Aufl. Wolfenbüttel. Jul. Zwifsler. 1882. gr. 8. IV, 75 und 218 S. ℳ 4. Das Buch zerfällt in zwei Teile, von welchen der erste die einzelnen Abschnitte der Syntax in Fragen, griechischen Beispielen und zahlreichen deutschen Sätzen zum Übersetzen ins Griechische behandelt, der zweite aber die vollständige Beantwortung dieser Fragen und auch die Übersetzung jener deutschen Sätze gibt. Bei solcher Einrichtung kann dieses Repetitorium wohl kaum ein wirkliches Schulbuch werden, wiewohl der Verf. dies in aussicht nimmt, dagegen kann man es zum Privatstudium oder zur selbstständigen Wiederholung der griechischen Syntax aufs beste empfehlen.

Deutsche Dichter und Denker. Litterar-historische Auswahl, bearbeitet von Dr. Fr. Sehrwald. 1. Lieferung. Von dem Anfang der deutschen Litteratur bis auf Hamann. Altenburg, O. Bonde. 1883. Diese Sammlung von Proben bildet eine Ergänzung der im vorliegenden Hefte besprochenen Litteraturgeschichte von Sehrwald. Der Verfasser sucht durch Inhaltsangaben, durch die Zusammenstellung von Selbstbekenntnissen und Urteilen älterer und neuerer Schriftsteller in Vers und Prosa, durch Anführung der bezeichnendsten Stücke oder Stellen ein charakteristisches Bild der einzelnen Autoren zu geben. Zahlreiche Porträts sind beigefügt. Die Sammlung erscheint in drei Heften, jedes zu 2 ℳ.

Zur Frage der Überbürdung an den humanistischen Gymnasien. Von Dr. B. Arnold, Rektor des Gymnasiums in Kempten. Kempten, Kösel. 1883. Preis 35 ₰. In diesem bei der Schlufsfeier des Gymnasiums gehaltenen Vortrage wird nachgewiesen, dafs weder bezüglich der Zahl der Lehrstunden noch des Lehrstoffes noch der häuslichen Arbeitszeit eine Überbürdung an den bayerischen Gymnasien stattfinde. Was die Unterrichtsmethode anlangt, so könne vielleicht manchmal noch mehr auf die Anleitung zum selbständigen Denken und Können als zur gedächtnismäfsigen Aufnahme des Lernstoffes bedacht genommen werden. Unzureichende Begabung und verkehrter Betrieb des Studiums bewirke nicht selten, dafs der Schule das zur Last gelegt werde, was auf Rechnung der Schüler oder Eltern zu setzen sei. Nach einem Hinweis auf die schon von anderen Seiten erfolgten Widerlegungen der Vorwürfe, welche man dem Gymnasium bezüglich der körperlichen Untauglichkeit der Studierenden zum Militärdienst, der Augen- und Geisteskrankheiten mache, führt der Vortragende an, welche besondere Anordnungen am Gymnasium in Kempten getroffen worden seien, um die Gesundheit der Schüler zu pflegen und eine etwaige Überbürdung fernzuhalten.

Wie steht es mit der Überbürdung an den bayerischen Gymnasien? Rede, gehalten bei der Schlufsfeier des Gymnasiums in Hof vom Studienrektor J. Sörgel. Hof, Grau u. Co. Kl. 8⁰ S. 15. Pr. 20 ₰. Rektor Sörgel wendet sich namentlich gegen jene jungen Leute, welche, ohne die nötige Begabung oder Lust und Liebe zum Studium zu besitzen, nur gewisse Berechtigungen erreichen wollen. Gegen diese müsse man mit Strenge als gegen einen Ballast der Anstalten vorgehen.

Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters von Joh. Janssen. Freiburg i. B., Herder. 1883. Die Herder'sche Verlagsbuchhandlung veranstaltet von den erschienenen ersten 3 Bänden und 2 Ergänzungsschriften (An meine Kritiker, Ein zweites Wort an meine Kritiker) eine Lieferungsausgabe in 22—24 monatlichen Heften von mindestens 6 Bogen a 1 ℳ. Band IV und folgende können sich s. Z. in Lieferungen oder Bänden hieran anschliefsen.

Die Erhebung der Geschichte zum Range einer Wissenschaft oder die historische Gewifsheit und ihre Gesetze. Von Adolf Rhomberg. Wien, Hartleben. 1883. Die Schrift gibt eine Darstellung einiger Grundsätze der historischen Kritik, ohne zu neuen Resultaten zu gelangen. Die vorhandene Litteratur über die Historik hat der Verfasser teils gar nicht berücksichtigt, teils zu geringschätzig behandelt.

Grundrifs der Weltgeschichte für höhere Lehranstalten mit 12 Geschichtskarten und 6 Tafeln zur Kultur- und Kunstgeschichte von J. C. Andrä. 15. verb. Auflage. Kreuznach, R. Voigtländer. 1882. gr. 8. XII u. 331 S. ℳ 3. Die neue Auflage erhielt durch die Beifügung von 6 Tafeln mit Abbildungen von Denkmälern aus allen Perioden der Geschichte eine höchst schätzenswerte Vermehrung, wenn auch manche Bilder z. B. T. VI Moses von M. Angelo oder der Gr. Kurfürst von Schlöter in der gegenwärtigen Gröfse und Ausführung keine genügende Anschauung gewähren können.

Gletscherphänomene von Dr. Friedr. Simony, o. ö. Professor an der Wiener Universität. Wien, Ed. Hölzel. 1883. Preis des Bildes und des begleitenden Textes 4 ℳ. Professor Simony führte zunächst zum Zwecke der Demonstrationen bei seinen Vorträgen eine aus eigenen Naturaufnahmen komponierte Landschaft als Wandtableau in Farben aus, um alle wichtigeren Gletschererscheinungen in einem grofsen Gesamtbilde zur Erscheinung zu bringen. Dieses 7 Quadratmeter grofse auf den Weltausstellungen in London 1862 und Wien 1873 prämiierte Bild hat er nun auf vielseitigen Wunsch besonders von Schulmännern mittels Lichtdrucks in verkleinerter Form als geographisches Anschauungsmittel der allgemeinen Benützung zugänglich gemacht. Der Text (gr. 8⁰ S. 24) behandelt ziemlich eingehend das Wissenswürdigste über das Wesen der Gletscher und über die allgemeinen betreffs derselben vorkommenden Erscheinungen und geht am Schlufs zu einer Erklärung des Bildes über. Die zart und duftig ausgeführte Tafel bildet, abgesehen von dem lehrhaften Zwecke, eine hübsche Wandzierde.

Schulwandkarten — Cyklus der aufserdeutschen Länder Europas. Miltenberg, F. Halbig. 1883. Vor uns liegen die Karten Frankreichs und der Türkei. Sie verdienen volles Lob. Das Länderbild erscheint aus der Ferne vollkommen klar sowohl in der Bodenplastik, welche blafsgrüne Tiefebenen, weifse Hochflächen und grau schraffierte Gebirge zeigt, als auch in den politischen Abgrenzungen, die durch breite und kräftige aber das physikalische Bild nicht verdeckende Farbenstriche bezeichnet sind. Wir freuen uns um so mehr dieses Kartenwerk empfehlen zu können, als es nach Verlag und Herstellung unserm bayerischen Vaterlande angehört; letztere ist nämlich durch die lithographische Anstalt von K. Stücker in München besorgt worden.

Bibliographie.

Aristotelis quae feruntur magna moralia. Recognovit Fr. Susemihl. Lips., Teubner. 1883.

Xenophontis institutio Cyri. Rec. et praefatus est A. Hug. Editio maior. Lips., Teubner. 1883. Preis 1,20 ℳ.

Anthologie aus den Lyrikern der Griechen. Für den Schul- und Privatgebrauch erklärt von Dr. E. Buchholz. 3. gänzlich umgearbeitete Auflage. 2. Bändchen: die melischen und chorischen Dichter enthaltend. Leipzig, Teubner. 1883. Preis 1,80 ℳ.

Ausgewählte Schriften des Lucian. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. K. Jacobitz. 2. Bändchen: Die Totengespräche. Ausgewählte Göttergespräche. Der Hahn. 2. Auflage. Leipzig, Teubner. 1883. Preis 1,20 ℳ.

Griechisches Elementarbuch, enthaltend Vokabular, Lesebuch mit Übungsstoff und doppeltes Wortregister. Von G. Stier. 4. Auflage. Leipzig, Teubner. 1883. Preis 1,80 ℳ.

Griechisches Elementarbuch, zunächst nach den Grammatiken von Curtius, Koch und Franke — Bamberg bearbeitet von P. Wesener. 1. Teil. Das Verbum und das regelmäfsige Verbum auf ω nebst Vokabular enthaltend. Leipzig, Teubner. 1883. Preis 0,90 ℳ.

M. Tullii Ciceronis de officiis libri III. Für den Schulgebrauch erklärt von C. F. W. Müller. Leipzig, Teubner. 1882.

L. Livi ab u. c. libri. Pars IV lib. XXVI—XXX. Scholarum in usum edidit A. Zingerle. Pragae-Lipsiae, s. f. Tempsky et Freitag. 1883. Preis ℳ 1,20.

Lateinisches Elementarbuch für die I. Klasse der Lateinschule von Georg Biedermann. 4. Auflage. München, Th. Ackermann. 1883.

Küche und Keller in Alt-Rom. Von Dr. G. A. Saalfeld. Berlin, Habel. 1883.

Zur Methodik des deutschen Unterrichts. Von Fr. Kern, Professor und Direktor des Köllnischen Gymnasiums in Berlin. Berlin, Nicolai. 1883.

Deutsches Lesebuch. II. Teil. Für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten incl. Obersekunda. Herausgegeben von Fr. Linnig. Vierte verbesserte Auflage. Paderborn, Schöningh. 1883.

Geschichtstabellen für die oberen Klassen höherer Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht bearbeitet von Dr. N. Beeck. 1. Teil: Altertum und Mittelalter. Leipzig, Engelmann. 1883.

Personalnachrichten.

Ernannt: Ass. K. Schumm in Eichstätt z. Stdl. in Frankenthal; der Präf. am Studiensem. in Neuburg E. Koller z. Dir. des Studienseminars in Aschaffenburg.

Versetzt: Subr. A. Sucro zu Homburg nach Dürkheim; Stdl. Dr. E. Popp in Schwabach nach Erlangen; Stdl. H. Ulrich in Frankenthal nach Schwabach.

Quiesziert: Stdl. F. J. Schmidt in Erlangen auf 2 Jahre; der temp. quiesz. Stdl. A. Hübsch in Schwabach dauernd.

Gestorben: Ass. Lampert in Nürnberg; Subr. A. Zehl in Windsheim.

Schriftliche Aufgaben bei den Lehramtsprüfungen 1883.[1])

I. Klassische Philologie.

1. Deutscher Aufsatz.

Was versteht man unter harmonischer Bildung des Geistes und wie ist dieselbe durch den Gymnasialunterricht zu erstreben?

2. Übersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische.

Der alten attischen Komödie war die Bekämpfung der herrschenden Zustände und Richtungen eigentümlich. Damit verband sich notwendig die Forderung, dafs sie dieselben auf eine für den Zuschauer leicht erkenntliche Art zur Darstellung brachte; sonst hätte ja der ganze Angriff nicht getroffen. Es mufsten also wahre, charakteristische Züge zu grunde gelegt werden und insofern steht die alte Komödie immer auf historischem Boden. Es ist aber auch zugleich klar, dafs der Dichter nicht die Pflichten des Historikers hat; er bleibt Dichter, auch wenn er den Stoff aus der Gegenwart, aus der Wirklichkeit nimmt. Er wählt eben nur dasjenige, was zu seinem Zwecke taugt, der Komiker also die Kehrseite, er gestaltet sich dann seinen Stoff mit schöpferischem Geiste zu einem poetischen Kunstwerke, dessen ganze Handlung dem Gebiete der Phantasie angehört. Es bildet auch hierin die Komödie den Gegensatz zur Tragödie, indem letztere ihren Gegenstand in der Regel aus dem rein idealen Kreise der Mythenwelt nimmt, aber in der Handlung mehr oder weniger an die Tradition gebunden ist. Es ist demnach notwendig, dafs die Komödie insofern einen wichtigen Beitrag zur Geschichte ihrer Zeit abliefere, als sich die Zustände im ganzen in ihr spiegeln, allein selbst diese nicht rein und unparteiisch, sondern vielmehr bedingt durch den Standpunkt des Dichters, also von ihrer schwachen und lächerlichen Seite, und auch in der Darstellung dieser schwachen Seite müssen wir uns auf Übertreibungen und Verzerrungen überall gefafst machen, die ganz am platze sind, sobald sie die Wiedererkennung des vom Dichter gemeinten Gegenstandes nicht unmöglich machen, ja sie waren geradezu nötig, wenn wirklich poetische Schöpfungen gewonnen werden sollten. Der Dichter mufste nur dafür sorgen, dafs in diesen der historische Kern sichtbar blieb. Man betrachte das erste beste Stück, zum Beispiel die Wespen, wo die nur allzu begründete athenische Richtwut gleichsam ins Komische idealisiert wird. Ist nun also schon zur Beurteilung der allgemeinen Zustände bei der Benutzung der Komiker Vorsicht anzuwenden, so gilt dies noch weit mehr für die Einzelheiten; denn da der Dichter in der Komposition der Handlung durchaus frei schaltet, so sind ihm darin keine anderen Schranken, als die der Kunst gezogen. Wirkliche Züge der Gegenwart und die freiesten Erfindungen der Phantasie laufen hier bunt durcheinander und scheinen der Eingriffe des Historikers zu spotten, welcher die Meisterwerke des menschlichen Witzes zu Hilfsmitteln für seine Wissenschaft anwenden will.

3. Übersetzung aus dem Deutschen ins Griechische.

Als man sich nach der Ermordung Cäsars von Antonius monarchischer Gelüste versah, da hatte Cicero nicht übel Lust, mit Dolabella nach Syrien abzugehen. Allein seine politischen Gesinnungsgenossen drangen in ihn, er möge auch ferner der Hort der Republik verbleiben und mit ihnen am Sturze des mächtigen Antonius arbeiten. Da änderte Cicero seinen Plan und traf mit Hirtius und Pansa die Verabredung, er wolle

[1]) Durch Veröffentlichung der bei den Lehramtskonkursen gegebenen Prüfungsaufgaben kommt die Red. einem vielfach geäufserten Wunsche nach.

für den Augenblick Italien meiden, wenn aber sie ihr Amt angetreten hätten, sich wieder in Rom einfinden. Mittlerweile trafen von Rom her neue Nachrichten ein. Mit Antonius sei etwas Eigentümliches vorgegangen und seine Staatsverwaltung sei ganz der Richtung des Senats entsprechend. Da bereute Cicero seinen ersten Plan und kehrte wieder nach Rom zurück. Allein Antonius nahm sofort eine feindselige Haltung gegen Cicero ein, und da um dieselbe Zeit auch der junge Cäsar von Apollonia herübergekommen war, um das von seinem Vater ihm übermachte Vermögen zu übernehmen, da ergriff Cicero, der dem jungen Mann an sich freundlich zugethan war, sofort dessen Partei aus einem Grunde, den wir gleich hören werden. Es hatte ihm nemlich einstmals geträumt, es habe jemand die Söhne der Senatoren aufs Kapitol beschieden, indem Juppiter daran sei, einen aus ihrer Mitte zum Beherrscher von Rom zu machen. Diese hätten sich auch alle eingefunden mit dem Gefühle der Verwunderung, wer denn wohl der Glückliche sein werde. Da sei auf einmal die Thüre aufgegangen und der Gott habe die Jünglinge einen um den andern angeblickt und sämtlich verabschiedet. Als aber der Sohn des Oktavius hinzutrat, habe er laut gerufen: Ihr Römer, der ist's, der eure gegenseitigen Kämpfe beenden und der Welt zum Frieden verhelfen wird.

4. Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche.

Cic. ep. ad. Div. XV. 5 (M. Cato Ciceroni imp.) und 6 (Cicero Catoni). Dazu einige metrische Fragen.

5. Übersetzung aus dem Griechischen ins Deutsche.

Athen. p. 627 a.[1])

τὸ δ' ἀρχαῖον ἡ μουσικὴ ἐπ' ἀνδρείαν προτροπὴ ἦν. Ἀλκαῖος γοῦν ὁ ποιητής, εἴ τις καὶ ἄλλος μουσικώτατος γενόμενος, πρότερα τῶν κατὰ ποιητικὴν τὰ κατὰ τὴν ἀνδρείαν τίθεται, μᾶλλον τοῦ δέοντος πολεμικὸς γενόμενος. διὸ καὶ ἐπὶ τοῖς τοιούτοις σεμνυνόμενός φησι·

Μαρμαίρει δὲ μέγας δόμος χαλκῷ· πᾶσα δ' Ἄρει κεκόσμηται στέγη
λαμπραῖσιν κυνέαισι, καττᾶν λευκοὶ καθύπερθεν ἵππειοι λόφοι
νεύουσιν, κεφαλαῖσιν ἀνδρῶν τἀγάλματα· χάλκεαι δ' αὖ πασσάλοις
κρυπτοῖσιν περικείμεναι λαμπραὶ κναμίδες, ἄρκος ἰσχυρῶ βέλευς.
θώρακές τε νέω λίνω, κοῖλαί τε κατ' ἀσπίδες βεβλημέναι.
πὰρ δ' αὐ Χαλκιδικαὶ σπάθαι, πὰρ δὲ ζώματα πολλὰ καὶ κυπαττίδες.
τῶν οὐκ ἔστι λαθέσθ', ἐπειδὴ πρώτισθ' ὑπὸ ἔργον ἔσταμεν τόδε.[2])

καίτοι μᾶλλον ἴσως ἥρμοττε τὴν οἰκίαν πλήρη εἶναι μουσικῶν ὀργάνων. ἀλλ' οἱ παλαιοὶ τὴν ἀνδρείαν ὑπελάμβανον εἶναι μεγίστην τῶν πολιτικῶν ἀρετῶν, καὶ ταύτῃ τὰ πολλὰ προςνέμειν . . .[3]) οὐ τοῖς ἄλλοις. Ἀρχίλοχος γοῦν, ἀγαθὸς ὢν ποιητής, πρῶτον ἐκαυχήσατο τὸ δύνασθαι μετέχειν τῶν πολιτικῶν ἀγώνων. δεύτερον δὲ ἐμνήσθη τῶν περὶ τὴν ποιητικὴν ὑπαρχόντων αὐτῷ λέγων·

εἰμὶ δ' ἐγὼ θεράπων μὲν Ἐνυαλίοιο ἄνακτος,
καὶ Μουσέων ἐρατὸν δῶρον ἐπιστάμενος.

ὁμοίως δὲ καὶ Αἰσχύλος, τηλικαύτην δόξαν ἔχων διὰ τὴν ποιητικήν, οὐδὲν ἧττον ἐπὶ τοῦ τάφου ἐπιγραφῆναι ἠξίωσε μᾶλλον τὴν ἀνδρείαν, ποιήσας·

Ἀλκὴν δ' εὐδόκιμον Μαραθώνιον ἄλσος ἂν εἴποι,
καὶ βαθυχαιτήεις Μῆδος ἐπιστάμενος.

---

[1]) In der Ausgabe von Schweighäuser Tom. V lib. XIV p. 271. D. R.

[2]) Diese Verse sind metrisch zu zergliedern.

[3]) Liegt hier eine Lücke vor? und wenn dies der Fall ist, wie ist sie auszufüllen? Die Ansicht hierüber soll nur in der Übersetzung ausgedrückt werden.

Διόπερ καὶ οἱ ἀνδρειότατοι Λακεδαιμόνιοι μετ' αὐλῶν στρατεύονται, Κρῆτες δὲ μετὰ λύρας, μετὰ δὲ συρίγγων καὶ αὐλῶν Λυδοί, ὡς Ηρόδοτος ἱστορεῖ. πολλοὶ δὲ καὶ τῶν βαρβάρων τὰς ἐπικηρυκείας ποιοῦνται μετ' αὐλῶν καὶ κιθάρας, καταπραΰνοντες τῶν ἐναντίων τὰς ψυχάς. Θεόπομπος δ' ἐν τεσσαρακοστῇ ἕπτῃ τῶν ἱστοριῶν. „Γέται (φησὶ) κιθάρας ἔχοντες καὶ κιθαρίζοντες τὰς ἐπικηρυκείας ποιοῦνται. ὅθεν ἔοικε καὶ Ὅμηρος διατηρῶν τὴν ἀρχαίαν τῶν Ἑλλήνων κατάστασιν λέγειν·

Φόρμιγγός θ', ἣν δαιτὶ θεοὶ ποίησαν ἑταίρην.

ὡς καὶ τοῖς εὐωχουμένοις χρησίμης οὔσης τῆς τέχνης. ἦν δ' ὡς ἔοικε τοῦτο νενομισμένον, πρῶτον μὲν, ὅπως ἕκαστος τῶν εἰς μέθην καὶ πλήρωσιν ὡρμημένων ἰατρὸν λαμβάνῃ τῆς ὕβρεως καὶ τῆς ἀκοσμίας τὴν μουσικήν. εἶθ' ὅτι τὴν αὐθάδειαν πραΰνει· περιαιρουμένη γὰρ τὴν στυγνότητα ποιεῖ πρᾳότητα καὶ χαρὰν ἐλευθέριον. ὅθεν καὶ Ὅμηρος εἰςήγαγε τοὺς θεοὺς χρωμένους ἐν τοῖς πρώτοις τῆς Ἰλιάδος τῇ μουσικῇ μετὰ τὴν περὶ τὸν Ἀχιλλέα φιλοτιμίαν· διετέλουν γὰρ ἀκροώμενοι

Φόρμιγγος περικαλλέος, ἣν ἐχ' Ἀπόλλων,
Μουσάων θ', αἳ ἄειδον ἀμειβόμεναι ὀπὶ καλῇ·

παύσασθαι γὰρ ἔδει τὰ νείκη καὶ τὴν στάσιν, καθάπερ λέγομεν. ἐοίκασιν οὖν οἱ πολλοὶ τὴν ἐπιστήμην ἀποδιδόναι ταῖς συνουσίαις ἐπανορθώσεως χάριν καὶ ὠφελείας. ἀλλὰ μὴν οἱ ἀρχαῖοι καὶ περιέλαβον ἔθεσι καὶ νόμοις τοὺς τῶν θεῶν ὕμνους ᾄδειν ἅπαντας ἐν ταῖς ἑστιάσεσιν, ὅπως καὶ διὰ τούτων τηρῆται τὸ καλὸν καὶ τὸ σωφρονικὸν ἡμῶν.

(Schlufs folgt).

Programme der bayerischen Gymnasien und Lateinschulen vom Jahre 1883.

Amberg: Nusser, Platons Politeia nach Inhalt und Form betrachtet. — **Ansbach:** Lechner, *de pleonasmis Homericis.* Pars II. — **Aschaffenburg:** Straub, *de tropis et figuris, quae inveniuntur in orationibus Demosthenis et Ciceronis.* — **Augsburg** (St. Anna)**:** Meinel, Zur Chronologie des Jugurthinischen Krieges. — **Augsburg** (St. Stephan): Permanne, Geognosie und Vegetalismus und ihr genetischer Zusammenhang. Naturgeschichtliche Studien. — **Bamberg:** Zink, Bischof Viktors von Vita Geschichte der Glaubensverfolgung im Lande Afrika übersetzt. — **Bayreuth:** Borngesser, *l'art poétique de Boileau.* — **Burghausen:** Haas, Ueber die Schriften des Sextus Empirikus. — **Dillingen:** Hausmann, Geschichte des ehemaligen päpstlichen Alumnates in Dillingen. — **Eichstätt:** Diringer, *annales imperatorum et paparum Eistettenses* (*Heinrici Rebdorfensis annales imperatorum et paparum*). Übersetzt und erläutert. — **Erlangen:** Kelber, Anfang eines Wörterverzeichnisses zu den *libri matheseos* des Julius Firmicus Maternus. — **Freising:** Heel, die Theorie der magnet- und dynamo-elektrischen Maschinen für die Schule zurechtgelegt. — **Grünstadt:** Steigenberger, Goethestudien. — **Hof:** Zorn, Der deutsche Aufsatz in der ersten Gymnasialklasse. — **Kaiserslautern:** Himmer, Astronomische Geographie. — **Kempten:** Erling, *Li Lais de Lanval.* Altfranzösiches Gedicht der *Marie de France* nebst Th. Chestre's *„Launfal“* neu herausgegeben. — **Landau i. d. Pfalz:** Soffel, Das zweite Buch der Kommentare Cäsars über den gallischen Krieg ins Deutsche übersetzt. — **Landshut:** Hammer, *Demetrius* περὶ ἑρμηνείας. Ein litterar-historischer Versuch. — **Metten:** Fischer, *Flora Mettensis. I.* — **München** (Ludwigsgymn.): Krumbacher, *de codicibus, quibus interpretamenta Pseudodositheana nobis tradita sunt.* — **München** (Maximiliansgymn.): Hasenstab, Studien zur Variensammlung des *Cassiodorius Senator.* Ein Beitrag zur Geschichte

der Ostgothenherrschaft in Italien. — **München** (Wilhelmsgymn.): Dittmeyer, *quae ratio inter vetustam Aristotelis Rhetoricorum translationem et graecos codices intercedat.* — **Münnerstadt:** Heid, Das dritte Studiengenossenfest in Münnerstadt am 9., 10. und 11. August 1880. — **Neuburg a/D.:** Ruefs, L und die Durchschneidung in den tironischen Noten. — **Neustadt a. d. H.:** Nachreiner, Beitrag zur Theorie der bestimmten Integrale und zur Attraktionstheorie. — **Nürnberg:** Grofs, Kritisches und Exegetisches zu Vergils Aeneis. — **Passau:** Gölkel, Beiträge zur Syntax des Verbums und zur Satzbildung bei dem Redner Antiphon. — **Regensburg** (Altes Gymnasium): Seidl, *André Chénier.* Eine Studie aus der französischen Litteraturgeschichte. — **Regensburg** (Neues Gymn.): Zettel, Theokrits Humor dargelegt an charakteristischen Stellen in seinen mimischen und bukolischen Dichtungen. — **Rosenheim:** Gleitsmann, *de Plutarchi in Luculli vita fontibus ac fide.* — **Schweinfurt:** Dielmann, Die Einführung in die allgemeine Arithmetik. — **Speier:** Thielmann, Beiträge zur Textkritik der *Vulgata*, insbesondere des Buches Judith. — **Straubing:** Liebl, Beiträge zu den Persiusscholien. — **Würzburg:** Schramm, Beitrag zu einer genetischen Entwicklung der Unsterblichkeitslehre Platons. — **Zweibrücken:** Krupp, die homerischen Gleichnisse zusammengestellt nach den verglichenen Personen und Anschauungskreisen, welchen die Bilder entnommen sind, mit Angabe der Vergleichungspunkte.

Litterarische Anzeigen.

In **R. Oldenbourgs Schulbücher-Verlage** in **München** ist soeben erschienen:

Lehrbuch der englischen Aussprache

nebst

Vokabular.

Mit besonderer Berücksichtigung der Aussprache von Eigennamen und einem Anhange: Redensarten, Gedichte, Abkürzungen.

Von

Dr. Wilh. Steuerwald,

Kgl. Studienlehrer am Realgymnasium München.

gr. 8°. XVI und 422 Seiten. brosch. ℳ 3.—. 2/2

Franz Liszt Nummer gratis!

Gratis!

„**Neue Musik-Zeitung**" Nr. 19 enthält unter Anderem die **neueste Composition** sowie **Portrait und Biographie** von

In allen Buch- u. Musikalien-Handlungen **gratis** zu haben.
(Per Post franco gegen Einsendung von 10 Pfg. für Porto.)

Gratis!

P. J. Tonger's Verlag, Köln a/Rh.

Neuer Verlag von **Aug. Stein** in **Potsdam.**

Sammlung von arithmetischen und algebraischen Fragen und Aufgaben, verbunden mit einem systematischen Aufbau der Begriffe, Formeln und Lehrsätze der Arithmetik, für höhere Schulen von **Dr. H. Schubert,** Oberlehrer am Johanneum in Hamburg. — Heft 1: Für mittlere Klassen. br. 1,80 ℳ Heft 2: Für obere Klassen. br. 1,80 ℳ

Urteil in Schlömilchs Zeitschrift 1883: „Der Verf. wollte zeigen, dafs Strenge und Fafslichkeit schon bei den ersten auf Knaben berechneten Anfängen sich in Einklang bringen lassen, und wenn der Name des Verf. die Bürgschaft gewähren kann, dafs der Strenge genügt ist, so zeigt ein Blick in das Büchlein, wie wenig die Fafslichkeit dabei zu kurz gekommen ist. Als erziehlich wichtig erscheinen uns insbesondere gewisse Fragen, welche gewissen, jedem Lehrer aus Erfahrung bekannten, Fehlern steuern sollen.

Neben diesen den Schüler warnenden Fragen möchten wir zur Empfehlung des Büchleins auf die ungemein geschmackvolle Einkleidung vieler Aufgaben hinweisen, die sich mannigfach an die sprachlichen und geschichtlichen Unterrichtsgegenstände der Mittelschule anschliefst. Cantor."

Lehrbuch der Physik, nebst Anleitung zum Experimentieren. Für Präparandenanstalten, höhere Knaben- und Mädchenschulen, sowie für Stadtschulen und mehrklassige Volksschulen bearbeitet von **A. P. L. Claussen,** Königl. Seminarlehrer in Bütow. Mit 140 Holstichen. gr. 8. br. 1,60 ℳ

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 073027037

Digitized by Google

Digitized by Google